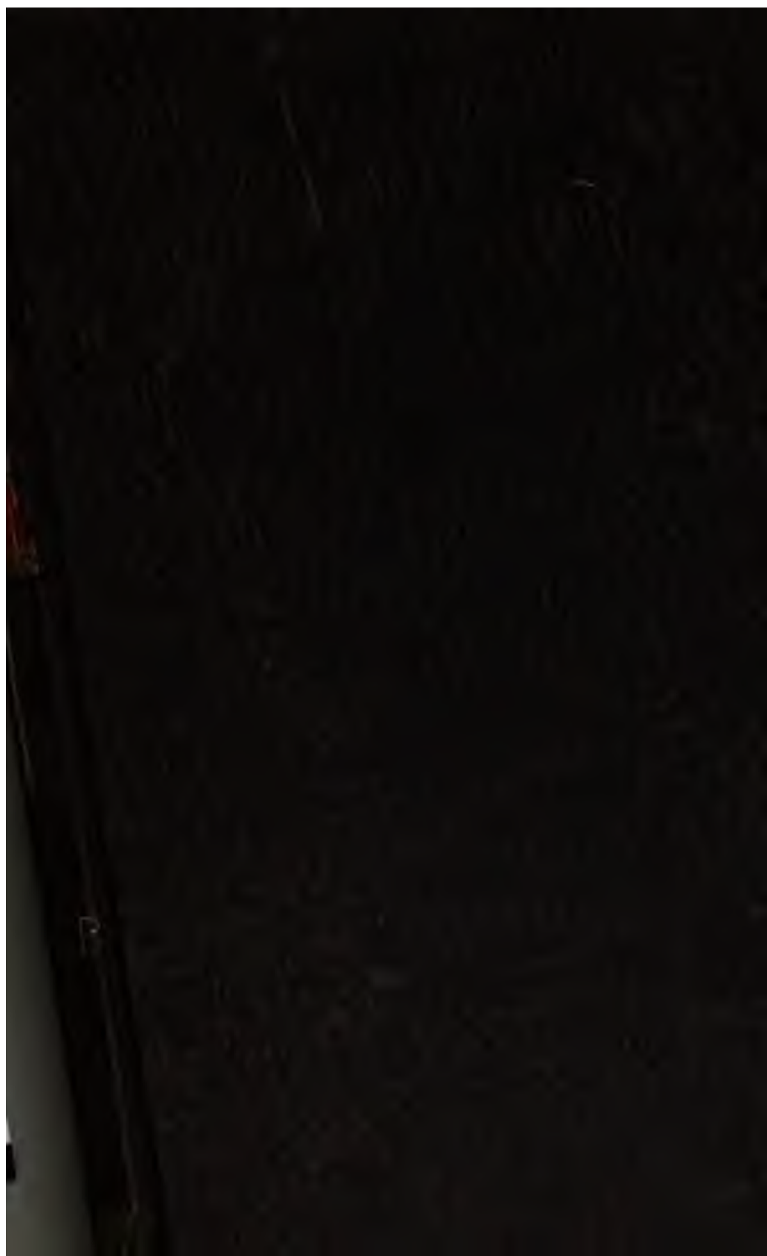






Göttingische gelehrte Anzeigen.

Unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

Der zweyte Band
auf das Jahr 1829.



Göttingen,
gedruckt bey Friedrich Ernst Huth.

Göttingische

gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

72. Stück.

Den 2. May 1829.

Göttingen.

Seine Majestät der König haben gnädigst geruht den Herrn Hofrath und Professor Amadeus Wendt, bisher in Leipzig, zum ordentlichen Professor der Philosophie, unter Beylegung des gleichen Characters, auf hiesiger Universität zu ernennen.

Derselbe ist bereits hier eingetroffen, und wird seine Vorlesungen über die Geschichte der Philosophie und über das Naturrecht in demnächst-anzuzeigenden Stunden für das bevorstehende Semester eröffnen.

Seine Majestät haben gleichfalls geruhet unserm, auf einer gelehrten Reise durch England, Frankreich und Spanien begriffenen, Herrn Hofrath und Professor Hausmann, bey seinem Aufenthalt in England das Ritter-Kreuz des Guelfen-Ordens zu ertheilen. Nach seiner Rückkunft im Junius wird derselbe seine bereits angekündigten Vorlesungen beginnen.

Berlin.

In Commission von Naucks Buchhandlung: Beyträge zur Untersuchung der gegen den Brandenburgischen Geheimen Rath Grafen Adam zu Schwarzenberg erhobenen Beschuldigungen. Zur Berichtigung der Geschichte unserer Kurfürsten Georg Wilhelm und Friedrich Wilhelm. Großentheils aus archivalischen Quellen geschöpft, von J. W. C. Cosmar, K. Cons. Rathe und Prediger an der Hof-Gerichts-Kirche. 1828. 434 Seiten und 88 Seiten Beylagen.

In keiner Periode der Geschichte ist der Vorwurf der Bestechung und Verrätherey allgemeiner, als in der des dreyßigjährigen Kriegs; wenige Staatsmänner und Feldherren sind ihm entgangen. Kein Staatsmann steht in der Geschichte gebrannntmarkter dar, als der Graf Adam zu Schwarzenberg, Stammvater des jetzigen berühmten Fürstlichen Geschlechts dieses Namens in Böhmen, Minister des Kurfürsten Georg Wilhelm von Brandenburg. Nicht genug diesen Minister als Verräther seines Herrn darzustellen, wird er Mordanschläge gegen den Kurprinzen und nachmaligen Kurfürsten Friedrich Wilhelm geschmiedet und sogar nach der Kurfürstlich-Brandenburgischen Würde gestrebt zu haben, beschuldigt. So schildert unter andern Gallus in seinem Handbuche der Brandenburgischen Geschichte diesen Graf Schwarzenberg als den vollendetsten, eigennützigsten und ausgemachtesten Bösewicht aller Zeiten. Herr Cosmar ward durch seine im Jahr 1804 erfolgte Anstellung beym Königl. Pr. geheimen Staats-Archiv veranlaßt, einen Versuch der Geschichte des Kön. Pr. Staatsrechts auszuarbeiten. Während er sich nach Materialien zu diesem Werke in dem Archiv umsah, stieß auf Documente, aus welchem ihm die Un-

wahrheit mehrerer dem Grafen Schwarzenberg gemachten Beschuldigungen hervorzugehen schien. Er machte einige dieser aus dem Archive gezogenen Nachrichten durch den Druck bekannt, als: in der neuen Berliner Monatsschrift von Biester (Oct. 1806) 'Graf Schwarzenberg, Heermeister des Johanniter-Ordens zu Sonnenberg', und in derselben im September 1810: 'Bericht des Grafen Schwarzenberg über seine Gesandtschaft nach Wien im J. 1628. Im Preußischen Hausfreund lieferte er im Jahr 1810 den Aufsatz: 'über das Zeugniß Friedr. Wilh. des Großen, Schwarzenberg habe ihn ermorden wollen, um selbst Kurfürst zu werden', und im Pr. Vaterlandsfreund eine Abhandlung unter der Aufschrift: 'der Eid den die Truppen Georg Wilhelms dem Kaiser leisteten beweiset nicht, daß Schwarzenberg ein Verräther war.' Im J. 1812 ward zwar die Stelle des Herrn Cosmar bey dem geh. Staats-Archiv eingezogen, Fürst Hardenberg ertheilte ihm aber die Erlaubniß, die aus selbigem gezogenen geschichtlichen Materialien benutzen zu dürfen. Der Verf. fand diese zwar nicht vollständig genug, eine Geschichte des Gr. S. zu liefern, jedoch hinlänglich über mehrere der wichtigsten gegen ihn aufgestellten Anklagen Aufklärung zu geben. In 21 Abschnitten, denen 14 Beylagen hinzugefügt sind, und mit Bezugnahme auf die bemerkten früher in Druck gegebenen Actenstücke, untersucht er die verschiedenen Beschuldigungen, bey welchen Gallus und Khevenhüller (Annales Ferd.) als Leitfaden dienen, Punct vor Punct. Bey dieser Art der Bearbeitung seines Gegenstandes war ein öfteres Zurückkommen auf einen und denselben Gegenstand, welches die Geduld des Lesers ermüdet und der Lebhaftigkeit der Darstellung schadet, unvermeidlich. Auch blickt offenbar jene Parteylichkeit für

den Gr. S. hindurch, die sich nur zu leicht eines Schriftstellers für Gegenstände und Personen bemächtigt, mit denen er sich lange und gern beschäftigt hat. Als Resultat seiner Untersuchungen stellt er die Behauptungen auf: 'Graf Schwarzenberg war keiner grausen Handlung fähig, er war höchstens ein für den Kaiser sehr parteyischer, oder unpolitischer und eigennütziger Staatsmann.'

Graf S. war Besitzer der Herrschaft Gernborn, und befand sich im Dienst des Herzogs von Jülich, als der Mannsstamm dieses Fürstlichen Hauses erlosch. Er erklärte sich als Landstand so kräftig für die Ansprüche Brandenburgs und Neuburgs (in deren gemeinschaftliche Dienste er gleich anfangs trat, aber 1610 in die Brandenburgschen überging) daß Kaiser Rudolph II. ihn in die Acht erklärte, und wirklich einige seiner Besitzungen einzog. Wir sehen Graf S. in dieser seiner ersten Brandenburgschen Dienstperiode mit Kraft und Nachdruck gegen den Kaiser, einzig zum Vortheil seines Herrn, handeln. Ob Schwarzenberg, und in welcher Art er sich wegen seines widerspenstigen Verfahrens in der Jülichschen Erbschaftssache gegen den Erzherzog Leopold und gegen den Kaiser entschuldigt und von der Acht losgemacht habe, darüber gibt der Verf. keine Auskunft. Er war es, (nach den von dem Verf. aufgefundenen Documenten und Nachrichten) der seinen Herrn von Schließung eines Bündnisses mit Dänemark gegen den Kaiser abhielt, von dem später mit den Schweden eingegangenen wieder abbrachte und dagegen die Annäherung an den Kaiserlichen Hof empfahl; er war es, der die Vereinigung mit selbigem durchsetzte und unter großen Schwierigkeiten behauptete. Diese unveränderte Anhänglichkeit an den Kaiser konnte nicht aus der Ueberzeugung

daß ein Reichsfürst sich nothwendig an das Reichsoberhaupt anschließen müsse, bey dem Grafen S. entstehen; er selbst hatte kräftig gegen Kaiser Rudolph II. gewirkt. Er hatte bereits großen Antheil an der Leitung der Geschäfte, als Georg Wilhelm in seinen ersten Regierungsjahren die Unternehmung des Churfürsten Friedrich V. von der Pfalz und den Aufstand der Böhmen begünstigte, und darüber in große Spannung mit Kaiser Ferdinand II. gerieth. Der Verf. gibt über diese sich widersprechende Politik des Gr. S. folgende Erklärung: 'Gr. S. ließ sich nach seinen wiederholten Aeußerungen weniger von der Ehrfurcht gegen die Reichsverfassung und von der Heiligkeit der engen Verbindung zwischen dem Reichsoberhaupt und den Reichsmitgliedern, als vom Eifer für seinen Landesherrn leiten. Er glaubte zuversichtlich, daß für diesen bey dem gewaltigen Sturmgewitter, das Deutschland durchzog, mehr Sicherheit im Festhalten an dem Reichsoberhaupte zu finden sey, als in der Vereinigung mit den Feinden, die in Deutschland Eroberungen zu machen suchten. — Daher bot er in der Jülichschen Angelegenheit dem Kaiser Trotz, weil er vermeinte Rudolph II. könne den Churfürsten eben nicht schaden, wollte im dreyßigjährigen Kriege aber den Kampf gegen Ferdinand II. nicht wagen, aus Furcht es möchte ein Ende mit Schrecken nehmen.' — Der Verf. will den Gr. S. lieber als einen schwachen, in der Politik gänzlich unwissenden Minister, als einverstanden mit dem Kaiserlichen Hofe gelten lassen. Allein um die erste Behauptung durchzuführen, hätte er S. im ersten Abschnitt nicht als den kraftvollen Minister schildern müssen, den keine Versprechung, keine Drohung des Kaiserlichen Hofes abhalten konnte, sich ihm geradeweges zu widersetzen. Oder waren in der langen Periode

vom Anfange des dreyßigjährigen Krieges bis 1641 der Momente nicht viele, da die Macht Ferdinand II. tief unter derjenigen, die Rudolph II. zu Gebote stand, gesunken war, und ein Aufsehnen des Brandenburgischen Hauses gegen selbige mehr seinem Interesse angemessen, und mit größeren Aussichten des Erfolgs begleitet war, als beym Anfange der Jülichschen Erbschafts-Angelegenheit? Wir sehen sogar die dem Hause Oestreich am mehrsten durch Interesse ergebenen Fürstlichen Häuser, als z. B. Hessen-Darmstadt und selbst den Churfürsten Maximilian von Baiern in ihrer Ergebenheit an den Kaiser bey einzelnen Veranlassungen wanken? Welche starke Schritte erlaubte sich Maximilian vor Wallensteins erstem Sturz gegen Ferdinand II.? Was soll der unbefangene Beurtheiler aus der an Starrsinn gränzenden Beharrlichkeit in einem für Brandenburg verderblichen politischen Systeme eines Ministers von Gr. S. anerkannten und bewiesenen großen Fähigkeiten anders schließen, als daß der Oestreichische Hof, der früher, als Gr. v. S. bloß die Verwaltung der Jülichschen Lande hatte, ihn verfolgte, nachdem er selbigen als allesvermögenden Minister an der Spitze des Brandenburgischen Cabinets sah, Mittel gefunden haben mußte, ihn für sein Interesse zu gewinnen, und fortdauernd in selbigem zu erhalten? — Als Gustav Adolph 1631 vor Berlin erschien und einen Freundschafts- und Bundesvertrag, dem in der Folge Chur-Sachsen beytrat, erzwang, war der Gr. v. S. die Hauptperson im Rathe des Churfürsten in Berlin, und suchte vergeblich die Sache in die Länge zu ziehen, ward aber gleich nach Abschluß desselben von seinem Herrn, unter dem Vorwande einer Mission, nach Holland, jedoch ohne von seinen Aemtern entlassen zu werden, entfernt. Der

Verf. gibt Auszüge aus mehreren Briefen des Gr. v. S. an seinen Herrn aus dieser Periode seiner Entfernung von Berlin, aus welchen hervorgeht, daß derselbe zwar die Verbindung mit Schweden nicht billigte, aber doch keinen Versuch machte, den Churfürst von dem Könige von Schweden abzulenken.

Im 5ten Abschnitt liefert der Verf. einige interessante Notizen über die Absichten Gustav Adolphs auf Deutschland für sich selbst, die sich gleich nach der Schlacht von Leipzig entwickelten, um des Gr. von S. politische Ansichten, daß Brandenburg sich nicht mit diesem Könige verbinden sollte, zu rechtfertigen. In der II. Beylage, überschrieben: Etwas über die Anmaßungen Gustav Adolphs in Preußen, beweiset der Verf.: der König von Schweden hätte, ehe er noch den deutschen Boden betrat, schon seine Neigung bekundet, der bloß durch Waffenmacht, keinesweges aber durch Verträge geheiligten, also nur vorübergehenden Besetzung fremder Provinzen, eine dem Staats- und dem Fürstenrechte sehr gefährliche Ausdehnung zu geben. In Preußen hatte dieser Schwedenkönig dem Churfürsten von Brandenburg nur Verlegenheit und Angst, und dem Volke Kummer und Noth gebracht, und bey allen Reden vom gemeinen Beßten am Ende eigentlich nur für seinen eigenen Vortheil gesorgt; denn er behielt sich unter andern auch die Besetzung eines Theils vom Herzogl. Preußen vor, und räumte seinem Schwager, dem Churf. v. Brandenburg dagegen einen Theil des Polnischen Preußen ein, eine Umwechselung, die diesem weder Sicherheit noch Vortheil brachte. Wie Gustav Adolph sich die Huldigungen und den Eid der Treue in mehreren Gegenden Deutschlands nach der Leipziger Schlacht leisten ließ, so wie die Schenkungen und Versprechungen, die

er an Fürsten und Generäle mit deutschen Landen machte, sind bekannt. Der Verf. führt die Aeußerungen Gustav Adolphs gegen den Nürnbergschen Magistrat an: 'Pommern könne er aus particulären Absichten nicht von sich lassen, wegen Magdeburg wolle er sich eher und besser als wegen Pommern mit Chur-Brandenburg vergleichen', um ihn einer doppelten Ungerechtigkeit gegen das Haus Brandenburg zu beschuldigen; und zwar in Betreff Magdeburgs, weil der Markgraf Christian Wilhelm, Oheim des Churfürsten von Brandenburg, Administrator davon gewesen sey. (Auf wie viele Bisthümer in Niedersachsen und Westphalen hätte das Braunschweigsche Haus gerechte Ansprüche gehabt, wenn Verhältnisse dieser Art solche rechtfertigten!).

Bey Gelegenheit des Beytritts Georg Wilhelms zum Prager Frieden 1635 ward Gr. v. S. wieder dirigierender Minister. Der Verf. sucht den Gr. v. S. von dem ihm vielfältig gemachten Vorwurf, er habe eine Bestallung am Kaiserlichen Rath gehabt, dadurch zu rechtfertigen, es fände sich in keinem öffentlichen Documente irgend eine Spur, daß ihm ein solcher Rang beygelegt sey. Dagegen beweiset er, daß der Gegner des Gr. v. S., der Obrist von Burgsdorf, zugleich Brandenburgischer und Kaiserlicher Obrist gewesen sey. Gr. v. S. widersetzte sich, daß Officiere zugleich Kaiserliche und Brandenburgische Patente führen sollten. Aus mehreren von dem Vf. angeführten Thatsachen ergibt sich, daß Gr. v. S. bey verschiedenen Veranlassungen sich den Erpressungen der Kaiserlichen im Brandenburgischen widersetzte, auch nicht verstatten wollte, daß sie Brandenburgische Festungen besetzen sollten. Dessenungeachtet stand Gr. v. S. fortdauernd in der größten Gunst beym Kaiserlichen Hofe. Der Verf. widerspricht der von Gal-

lus und Khevenhüller angegebenen Thatsache nicht, daß als Schwarzenberg als Gesandter die Stelle des Churfürsten bey der Römischen Königswahl im J. 1636 versah, und schwer erkrankte, Kaiser Ferdinand II. der Jungfrau Maria zu Bozenberg ein köstliches Gelübde versprach, wenn sie dem Grafen die Gesundheit erflehte. Der Kaiser erfüllte sein Gelübde als Gr. v. S. genaß. Der Verf. schreibt diese ängstliche Sorgfalt Ferdinand II. für die Genesung Schwarzenbergs dem wichtigen Einfluß, den er auf die Wahl seines Sohnes zum Nachfolger im Kaiserthume haben könne, zu. Uns scheint, daß dasjenige was Khevenhüller (Ann. Ferd. T. XII. p. 2406) bey Gelegenheit dieses Gelübdes von Schwarzenberg sagt: 'er sey der catholischen Religion zugethan, ein verständiger tapferer Herr, und dermalen dem gemeinen Wesen viel daran gelegen daß er erhalten würde', den besten Commentar zu des Gr. v. S. ganzem politischen Betragen liefert, denn wer anders als die Jesuiten leiteten die Politik Ferdinands II.? Auf der andern Seite gibt der Verf. im 8. Abschn. einige auffallende Beyspiele, daß Gr. v. S. am Kaiserlichen Hofe weder für seinen Herrn noch für sich selbst alles dasjenige habe durchsetzen können, welches zu erlangen die persönliche Gunst, in der er beym Kaiser stand, ihn zu berechtigen schien. Allein es ist nicht unbekannt, daß Ferdinand II. nichts weniger als Herr in seinem eigenen Cabinette war. Churfürst Maximilian aus der Liga hatte ein großes Wort mitzusprechen, Wallenstein handelte ziemlich eigenmächtig, kümmerte sich wenig um Maximilian und die Jesuiten. War es überdieß nicht der Politik Schwarzenbergs angemessen zu klagen: er vermöchte nichts beym Kaiserlichen Hofe? — Nach des Verfs. Behauptungen zeigte sich Gr. v. S. als ein sehr lauer Catholik, der

den Jesuiten entgegen gearbeitet, und, statt das Restitutions-Edict zu befördern, für sich selbst die Westphälische Abtey Werden als Eigenthum zu erhalten gesucht habe. Würde Gr. v. S. sich aber an der Spitze des Ministeriums eines Evangelischen Fürsten haben erhalten können, wenn er sich als eifriger Catholik bewiesen hätte? Graf v. S. äußerte sich 1629 gegen den Pfalzgrafen von Neuburg: 'er wolle von Herzen wünschen alle Welt wäre catholisch; da er aber von einem evangelischen Churfürsten geschickt sey, könne er dessen Religion entgegen nichts statuieren.' — Der Verf. behauptet, Gr. v. S. habe nicht den unumschränkten Einfluß auf Georg Wilhelm gehabt, den Zeitgenossen und Nachwelt ihm zuschrieben; er führt eine Menge von kleinen Vorfällen an, in welchen der Minister nachgeben mußte. Wäre dieses aber nicht ein Beweis der Klugheit Schwarzenbergs, Kleinigkeiten der Laune des Fürsten und der Intrigue der Hofleute und Gegner zu überlassen, wenn nur der Hauptzweck erreicht wird? Gr. v. S. konnte (und vielleicht wollte) nicht alle Männer vom Hofe Georg Wilhelms verdrängen, die nicht seiner Partey angehörten. Gegen Burgsdorf, den anerkannten Günstling des Churfürsten, scheiterten alle seine Bemühungen. Aber ein Mann, wie die Beyl. IX. diesen Burgsdorf (wir glauben mit Grund) schildert, der bloß den sinnlichen Lüsten fröhnte, und dabey unwissend und träge war, konnte der Gewalt des ersten Ministers auf die Länge nicht gefährlich werden. — Man hat Gr. v. S. den Vorwurf gemacht, er habe den Churfürsten in Sorglosigkeit eingewiegt, und durch rauschende Lustbarkeiten mitten unter dem Druck des Elends betäubt. Gr. v. S. war, was die Verwaltung seines eigenen Vermögens anbetrifft, sparsam. Auch empfahl er Sparsamkeit in dem Staats-

haushalt. Ob er den Hang des Churfürsten zur Verschwendung beförderte? Darüber fehlen die Beweise. Er widersetzte sich ihm nicht. Vielleicht vermochte er es auch nicht, ohne die Erhaltung seiner Stelle zu gefährden. Oeffentlich trat Gr. v. S. mit großer Pracht auf, nämlich bey Gesandtschaften, wenn der Churfürst die Kosten stehen mußte. Als er die Schwester des Churfürsten zur Vollziehung der Vermählung mit Bethlem Gabor nach Siebenbürgen begleitete, berichtet Gallus, stolzierte er in Kleidern die 50,000 Rthlr. geschätzt wurden, während die Mitgabe der Prinzessin höchst armselig war. — Im 13. Abschn. widerlegt der Vf. den dem Gr. v. S. vom Churf. Friedr. Wilh. in einer 1645 gedruckten Staatsschrift gemachten Vorwurf der Bestechung, in Betreff des 1629 mit dem Pfalzgrafen Neuburg abgeschlossenen Vertrages, räumt aber S. 228 ein, daß er von dem Vorwurfe arger und niedriger Habsucht, der er bey dieser Gelegenheit gefröhnt habe, nicht freygesprochen werden könne. Für die Beschuldigung: Gr. v. S. habe vornehmlich 1638 den Churprin. Friedr. Wilh. durch ausgesandte Meuchelmörder und durch Gift aus dem Wege zu räumen gesucht, um selbst Churfürst von Brandenburg zu werden, ist das, was der Dr. Gahrliep von der Mühlen in seinem Tagebuch anführt: der Churfürst Friedr. Wilh. habe es ihm selbst in den Jahren 1665 oder 1666 vertraulich entdeckt, das stärkste Zeugniß. Der Vf. führt dagegen an, es sey unwahrscheinlich, Gr. v. S. habe die Absicht, selbst Churfürst zu werden, hegen können, da, wenn auch der Churprinz Friedr. Wilh. ohne männliche Erben starb, und mithin das Brandenburgische Haus erlosch, aus den Sächsischen und Hessischen Häusern noch 7 Prinzen vorhanden waren, die vermöge Erbverbrüderungen Ansprüche an Brandenburg hatten; dann auch die bekannte Ungeneigtheit des

Wiener Hofes, große Reichslande zu verschenken. Unumstößliche Beweise, daß Gr. v. S. den Churprinzen habe umbringen lassen wollen, finden sich eben so wenig, als daß er versucht habe, die Gesundheit und Tugend desselben, wie er dessen gleichfalls beschuldigt worden ist, zu untergraben. Von dem Verhältniß des Gr. v. S. zwischen dem Churfürsten und dem Churprinzen, urtheilt der Vf.: 'er betrug sich gegen Vater und Sohn sowohl klug als redlich. Er vernachlässigte die aufgehende Sonne wegen der untergehenden nicht. — Seltsam muß es erscheinen, daß die Brandenburgischen Truppen während der Schwarzenbergischen Administration, dem Kaiser den Eid der Treue leisteten, und zur Vertheidigung der Brandenburgischen festen Plätze nur durch einen Handschlag, Namens des Churfürsten, verbindlich gemacht wurden. Dagegen sagt der Vf.: 'dieser Gebrauch war durch die Reichkriegsordnung gesetzlich vorgeschrieben. Diese Brandenburgischen Völker waren nach dem Prager Frieden im Namen und auf Kosten des Kaisers geworben, und führten in den Fahnen sein Wappen und seinen Namen. König Friedrich II. sagt in den Mem. de Brandebourg: 'man muß dem Churf. Georg Wilh. den Vorwurf machen, daß er nicht, ehe der Krieg seinen Staat verheerte, ein Corps von 20,000 M. anwarb.' — Der Vf. behauptet: Gr. v. S. habe dieß gewollt, habe aber wegen Widersetzlichkeit der Stände nicht durchdringen können. S. 340 wird gesagt: Gr. v. S. könne gewissermaßen als der Stifter des Brand. Preußischen Heers betrachtet werden, denn die 4000 Inf. und 600 Cav., die auf Gr. v. S. Betrieb 1627 organisiert wurden, hätten den Stamm der Königl. Preuß. Armee gebildet. Dieses letztere scheint uns jedoch nur Irrthum zu seyn. In dem Zustand der K. Pr. Armee v. J. 1787, auch in Pütters Reichsgeschichte Th. II. §. 283 wird

angeführt, daß der miles perpetuus beym B
denburgischen Hause erst um das J. 1665 u
aufgekommen sey. — Der Churf. Friedr. W
folgte im ganzen dem politischen System des
d. S. Er schloß sich fortdauernd an das ö
reichsche Haus an; (hier können wir dem V
nicht beypflichten, denn er schloß gleich beym
fange seiner Regierung einen dem Kaiser sehr
fälligen Waffenstillstand mit den Schweden,
trat nach dem Westphälischen Frieden mit i
in eine Allianz); er führte die vom Gr. v.
vorgeschlagene, aber nicht durchgeführte, zur
haltung des Heers für nöthig erachtete, St
verfassung ein, nämlich die Accise, und traf
rere Verfügungen, die Gr. v. S. früher vorgeſ
gen hatte. — Wenn, sagt der Vf. am Sch
des 20. Abschn. Gr. v. S. wirklich ein so gr
Verbrecher gewesen wäre, warum versuchten
Gegner, Nebenbuhler und Nachfolger in der St
verfassung nicht, ihm förmlich den Proceß zu
chen? Der böse Ruf des Gr. v. S., heißt es fe
kam nicht, wie Buchholz (in der neuen deut
Monatsschr. 6. Heft. 1824) will, daher, d
Ausländer und Catholik war (Ausländer w
nicht), sondern vorzüglich weil die Epoche, i
Gr. v. S. das Staatsruder führte, die unglüc
ste für Brandenburg gewesen ist. Aber ergi
andern deutschen Ländern besser? (Allein
Staaten setzten ihr Unglück nicht so ausschli
auf Rechnung ihrer Obern, als die Brandenb
auf die des Gr. v. S.)

Die Beyl. XI. enthält eine Uebersicht der
schiedenen Nachrichten, Schwarzenbergs Tod
Begräbniß betreffend. Nach den Untersuchu
die der Oberst v. Kalkstein 1777 durch den
Heim hat anstellen lassen, leidet es keinen Zw
daß die frühere Meinung, er sey enthauptet
den, ungegründet gewesen ist. Er starb durc
nen Schlagfluß.

Wir erlauben uns zum Schlusse folgende Bemerkung: es war im dreyßigjährigen Kriege, wie die Archive aller deutschen Staaten beweisen, Gebrauch, daß Staatsmänner und Generale, nicht nur nach Abschließung eines Tractats, von der entgegengesetzten Parten Geschenke nahmen, sondern schon vorher, und dieses nicht einmal verheimlichten. Erwiesen ist, daß kein deutscher Fürst am Kaiserl. Hofe selbst, ein Gesuch mit Hoffnung eines glücklichen Erfolgs zu machen wagte, wenn er sich durch Geschenke nicht eines oder mehrerer der Kaiserl. Räthe versichert hatte. Das Wiener Cabinet hatte nur zu gegründete Ursachen, sich des Brandenburgischen möglichst zu versichern, und daher bey sogenannten Geschenken an Schwarzenberg so verschwenderisch zu Werke zu gehen, daß die andern Cabinetter mit ihm nicht gleichen Schritt gehen konnten. Nach Gr. v. S. eigener Versicherung betrug das Gehalt, das er von dem Churfürsten bezog, jährlich nur 2500 Rthlr. Dennoch besaß er ein so großes Capitalvermögen, daß er an mehrere Städte und Fürsten, sogar seinem eigenen Herrn, sehr große Summen gegen Verpfändung an Domänen auslieh. Nach seinem Ableben verlangte sein Sohn von dem Churfürsten 400,000 Rthlr., wofür er sich mit 300,000 Rthr. abfinden ließ. Es ist wahr, Gr. v. S. erhielt auf die eine oder andere Art viele Güter vom Churfürsten selbst. Er hatte aber deren auch viele käuflich an sich gebracht. Der baare Ertrag von Gütern war in den Verwirrungen des dreyßigjährigen Kriegs beynahe auf Null gesunken; vieles baare Geld konnte Gr. v. S. aus dem erschöpften Brandenburg bey dem mangelhaften Steuersystem nicht an sich ziehen, ohne seinen zahlreichen Gegnern die Waffen gegen sich in die Hand zu geben. Eigentlicher Gelderpressung ist er nie beschuldigt. Woher denn das für die damalige Zeit so ungeheure Capitalvermögen, wenn es nicht [illegible]Wien zuströmte?

Münster.

Bei Friedr. Regensberg 1828. Ueber die W
kungen der eisenhaltigen Mineralquellen, ins
sondere der Driburger und Herster, von Dr. L.
Ficker. VI. u. 167. 8.

Seit vier Decennien haben sich die Driburger M
neralquellen durch die rastlose, keine Aufopferun
scheuende, menschenfreundliche Fürsorge ihres B
sitzers, des Freiherrn von Sierstorpff, durch die
erkennende Mitwirkung der K. preuß. Regier
und durch die gehaltreichen Schriften ihrer berül
ten ärztlichen Vorsteher, Brandis und Ficker,
bedeutenden Ruf erworben, welcher ihre große H
kraft gegen vielfältige und tief eingewurzelte Kra
heiten verdient. Jene fortwährende Fürsorge spr
sich in jährlich neuen Verbesserungen und Verschö
rungen des Curorts aus, und jene Schriften sind
griffen; beides machte diese neue Brunnenschrift
jüngeren Ficker wünschenswerth, ja nothwen
welche ihrem Zwecke aufs beste entspricht. Das
ste Capitel über das 'Driburger Thal und seine al
Bewohner' ist ein historischer Versuch, welcher
Vf. als einen gründlich gebildeten Mann ankün
wie er denn in den folgenden eine achtungswerthe B
kanntschaft mit den verschiedenen Zweigen der Na
wissenschaft: Geologie, Chemie, Botanik u. s.
und in dem medicinischen Theile des Buches
gründliche ärztliche Kenntnisse entwickelt.

Die Hauptquellen Driburgs, Eisen, versc
dene Salze, Erden 2c. in glücklicher Mischung
einem großen Gehalt kohlensauren Gases vere
gend, sind in chemischer und medicinischer Hin
bereits zu allgemein bekannt und anerkannt, als
wir den beschränkten, hier vergönnten Raum d
füllen sollten, da des Neuen so vieles hinzugek
men ist. Driburg besitzt nämlich gegenwärtig z
verschiedene Quellen: 1) die Trinkquelle, 2) die

dequelle des alten Badehauses, 3) die des Armenhauses, 4) den Mühlenbrunnen, 5) den Wiesenbrunnen, 6) den Louisenbrunnnn, 7) die Hersser Quelle, 8) den Schmechtener Brunnen, 9) den Bullerborn, 10) die Satzer Schwefelquelle. An dieser letzteren hat der Curort eine sehr wichtige Acquisition gemacht, eine Schwefelquelle, welche sich mit allen anderen norddeutschen Schwefelwässern — die Eilsener und Nenndorfer nimmt der Vf. aus — messen kann; ihre Moorerde, zu Schlammbädern verwendet, hat bereits die glücklichsten Wirkungen in manchen schweren Krankheiten hervorgebracht. — Noch wichtiger ist vielleicht aber die, seit fünf Jahren eingefaßte Herster Quelle, welche schon der Titel unserer Schrift ankündigt. Das überaus klare Wasser enthält eine leise Spur von Eisen und Schwefelwasserstoffgas, hat einen überaus angenehmen erfrischend-säuerlichen und eigenthümlich milden Geschmack und weniger Kohlensäure, als das Driburger; so steht es als stärkendes diesem nach, als auflösendes ist es ihm vorzuziehen. Am auffallendsten ist seine Wirkung auf die Harnwerkzeuge, wo der Vf. es sogar dem gepriesenen Wildunger vorzieht, was er mit Beispielen belegt. Die neuesten chemischen Analysen dieses Wassers, so wie der übrigen Driburger Quellen sind von dem rühmlich bekannten Hn. Hofrath Du Menil.

Das Aeußere der Schrift ist elegant; die Titelvignette stellt die geschmackvoll gebaute Brunnenhalle zu Driburg vor.

Nach Beendigung der Schrift entriß ein schleuniger Tod den Verfasser der Anstalt, welcher er mit großem Eifer vorstand, und der Wissenschaft, welche noch so vieles von ihm erwarten durfte. Herr von Sierstorpff hat sich bewogen gefunden, die Stelle des Brunnenarztes dem Ref. dieses anzuvertrauen.

Dr. A. T. Brück.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

73. Stück.
Den 4. May 1829.

Göttingen.

Zur Feyer des 50jährigen Doctor-Jubilei des Herrn Ober-Medicinalrath Blumenbach vereinigten sich bekanntlich auf Veranlassung des Herrn Geheimen Medicinalraths Rudolphi zu Berlin eine große Anzahl von Aerzten und Naturforschern in allen Gegenden Deutschlands, um durch kleine bestimmte Geldbeyträge eine Summe aufzubringen, welche zureiche eine goldene Medaille verfertigen und überreichen, und ein Programm drucken zu lassen, so wie ein Stipendium Blumenbachianum für kommende Zeiten zu stiften. Für dieses wurden die Zinsen von 5000 Thalern in Königlich Preußischen Staatsschuldscheinen, die man anzukaufen im Stande war, bestimmt; und das Königliche Universitäts-Curatorium zu Hannover genehmigte, die Berechnung dieser Scheine, und die Einziehung der Zinsen besorgen zu lassen.

Den Statuten gemäß soll, so oft die Zinsen zu sechshundert Thalern in Golde angewach-

sen sind, ein junger, durch vorzügliche Geistesfähigkeiten sich auszeichnender Doctor der Medicin diese Summe als ein Stipendium erhalten, um für seine weitere Ausbildung, und zur Verfolgung eines bestimmten wissenschaftlichen Zweckes eine Reise unternehmen zu können. Herrn Ober-Medicinalrath Blumenbach ist die Entscheidung überlassen, wer dieser Unterstützung am würdigsten sey; und nach dessen Tode werden abwechselnd die medicinischen Facultäten zu Göttingen und Berlin dieses Urtheil fällen.

Da nun im nächsten Julius zum erstenmal dieses Reise-Stipendium zuerkannt werden kann, so werden nach der festgesetzten Anordnung diejenigen jungen Doctoren der Medicin, welche dasselbe zu erhalten wünschen, und sich dazu eignen, an Herrn Ober-Medicinalrath Blumenbach sich wenden, und demselben hinreichende Zeugnisse über ihren Lebenswandel und Character, so wie ihren Mangel an Vermögen, desgleichen ihre Inauguraldissertation, oder andere von ihnen verfaßte Schriften, übersenden.

Es ist von vorzüglicher Wichtigkeit, daß der Umfang und bestimmte Zweck der wissenschaftlichen Reise, zu welcher sie diese Unterstützung benutzen wollen, genau entwickelt werde.

Leyden.

Andreae Bonn Tabulae anatomico-chirurgicae (XX) doctrinam Herniarum illustrantium, editae a Gerardo Sandifort. Lateinisch und Holländisch. 1828. 39 S. in Fol.

Mit welchem Rechte die Niederländer unter den verdientesten Zergliederern und Wundärzten ihres Vaterlandes, den verewigten Amsterdamer Lehrer A. Bonn als eine besondere Zierde rüh-

men, zeigte der Herausgeber bereits in dessen Biographie, bey Gelegenheit der Beschreibung seines dem Museum der Leydener Universität einverleibten anatomischen Cabinets, und bemerkt ... insbesondere, daß Herr Bonn außer manchen andern holländisch geschriebenen Abhandlungen, willens gewesen, eine Sammlung die Lehre von den Brüchen erläuternder Tafeln bekannt zu machen, und zu diesem Zwecke seit dem Jahre 1771 die ihm vorgekommenen merkwürdigeren Fälle nicht nur frisch abbilden, sondern auch schon in Kupfer hatte stechen lassen, aber die Bekanntmachung dieses fast vollendeten Werkes bis zu seinem Tode verschob. Wer wird es Hn. Prof. Sandifort nicht Dank wissen, daß er den Wunsch seiner hochwürdigen Wittwe, diese Tafeln nebst den Erklärungen herauszugeben, erfüllte? um so mehr als er sehr richtig bemerkt, daß, ungeachtet seitdem viele Männer des ersten Ranges von Brüchen handelten, diese Tafeln dennoch von nicht geringem Nutzen seyn dürften. So beweisen unter andern die schon 1781 gefertigte I. XI. und XII. Tafel, daß Herr Bonn die sogenannte *Hernia* inguinalis interna bereits wahrgenommen und richtig geschildert hatte. Tab. I. Höhle des Beckens von Innen, um die Beschaffenheit der Mündung eines inneren Leistenbruchs der linken Seite zu versinnlichen, nebst trefflichen Erörterungen des Unterschiedes desselben vom äußeren Leistenbruche, und Anweisung solche sowohl richtig zu erkennen, als gehörig zu behandeln. Gelegentlich wird auch die Stelle wo ein Schenkelbruch entsteht, und die Verbindung des Bauchfells mit der Harnblase, hinsichtlich ihrer Anstechung sowohl über den Schambeinen, als durch den Mastdarm, oder durch das perinaeum bemerklich gemacht. Tab. II. u. III. Beträchtlicher Schenkel-

bruch auf der rechten Seite eines Mannes. Der Bruchsack war am Halse verengt und bestand aus zwey Häuten, zwischen welchen sich eine starke Lage Fett befand. Die zweyte aponeurotische Bekleidung, welche man bisweilen irrig für den eigentlichen Bruchsack hielt, scheine die Ursache, daß Schenkelbrüche, in den meisten Fällen, keine beträchtliche Größe erreichten. Die Ursache ihrer Einklemmung müsse man nicht in einer Zusammenziehung der Fasern des Ligamenti Poupartii suchen, weil solche nicht muskulös, sondern sehnig seyen. Improprie igitur chorda, quae a crista ossis ilii in os pubis tendit ligamentum vocatur, quum accuratiori anatomiâ constat, eam formari a margine reflexo musculorum abdominalium, cujus structura est tendinosa. Tab. IV. u. V. Vier Ansichten eines Schenkelbruchs auf der rechten Seite, hinter den Samengefäßen in den Hodensack hinabgesunken, und mit einem Wasserbruch compliciert. Ward unter Herrn Bonn's Leitung glücklich operiert. Tab. VI u. VII. Aeußerer Leistenbruch der linken Seite bis in den Hodensack hinabgesunken. Unvergleichlich sind die verschiedenen Schichten des Bruchsacks dargestellt. Zwischen dem vom Peritonaeo gebildeten eigentlichen Bruchsack und der aponeurotischen Bekleidung desselben war eine Feuchtigkeit angesammelt, deren Ausfließen nach dem Einschnitte leicht hätte verleiten können zu glauben, den Bruchsack schon geöffnet zu haben. Tab. VIII. IX. Leistenbruch der rechten Seite, gegen acht Zoll tief in den Hodensack hinabgesunken, aus einem Erwachsenen, der von der ersten Kindheit daran gelitten hatte. Der ungewöhnlich starke m. cremaster umfaßte den Bruchsack und verursachte die Einklemmung. Diese Hernia congenita unterschied sich von der H. c. vulgari

dadurch, daß den mit seiner Scheidenhaut gehörig bedeckten Hoden, das vorgefallene Netz nicht berührte. Oeftere Erfahrung lehrte Hn. B. daß bey veralteten Brüchen, durch wiederholte Zurückbringung das peritonaeum Querfalten oder Runzeln bekömmt, welche sonach Einklemmung zu bewirken vermögen. Tab. X. Eine ganz besondere H. congenita der linken Seite eines Erwachsenen Die tunica vaginalis testis nämlich war zwar wie gewöhnlich geschlossen, allein sie hatte durch ein widernatürliches Loch Gemeinschaft mit der tunica vaginali vasorum spermaticorum. Tab. XI Innerer Leistenbruch der rechten Seite eines erwachsenen Mannes. Der Bruch hatte die vasa epigastrica auswärts geschoben. Seine mehr runde als längliche Gestalt unterscheidet ihn durch den Mangel eines Halses von dem gewöhnlicheren äußeren Leistenbruche. Bey der taxis müßte deshalb auch das Vorgefallene nach innen gegen den Nabel hin geschoben werden. Tab. XII. XIII. Leistenbruch auf beiden Seiten eines erwachsenen stark bucklichten Mannes. In dem linken Bruchsacke befanden sich ein Theil des Dünndarmes nebst dem Blinddarme, dem wurmförmigen Anhange und einem Theil des Dickdarmes, in dem rechten Bruchsacke das colon transversum, colon sinistrum nebst einem Theil des Netzes. Hinsichtlich der epigastrischen Gefäße war der linke ein innerer Leistenbruch, der rechte ein äußerer Leistenbruch. Ueberdieß fand sich noch der Anfang zu einer dritten hernia inguinalis und zwar einer äußeren, indem sich die flexura sigmoidea coli schon fast bis zum Poupartschen Bande hinabgesenkt hatte. Tab. XIV. XV. Linker großer Leistenbruch in einem weiblichen Körper. Er enthielt außer den Stücken des Dünndarmes, des Dickdarmes und des Netzes auch noch den linken Eyerstock.

zerrüttung Veranlassung geben: die Liebe, die Eifersucht und der Zorn. Diese Kapitel enthalten Erzählungen von Criminalfällen neuerer Zeit mit beygefügtem Raisonnement des Vfs. Die ganze Schrift hat einen casuistisch raisonnierenden Character und enthält für den Leser, dem die Verhandlungen dieses Gegenstandes in der deutschen Literatur nicht fremd sind, keine neue Idee. Freyheit und Nothwendigkeit sind dem Vf. Antithesen; von einem höheren Standpuncte, worauf beide in eine Synthesis zusammenfallen dürften, hat er keine Ahnung. —

Leider! kann man dem Vorwurfe, daß die ärztlichen Ansichten über Geisteskrankheiten so schwankend und unter einander im Widerspruche seyen, nicht wohl ausweichen. Die französischen Schriftsteller in diesem Fache, welche der Vf. vorzugsweise im Auge hat, bestehen auf reiner Empirie, oder halten eine bloß logische Classification der Geisteskrankheiten für eine wissenschaftliche. Werden sie einst die höchsten Lebenserscheinungen so wissenschaftlich erfaßt haben, wie allmählich die Gesetze der materiellen Metamorphose (z. B. von Carus am Skelet) construiert sind, dann wird sie jener Vorwurf nicht mehr treffen; dann wird man aber auch einsehen, daß allerdings nur der wissenschaftliche Arzt ein Urtheil über Geisteskrankheit habe, was der Vf. (wie früher Kant) jedem Richter von gewöhnlichem Verstande zugesteht. Bisher hat man es wohl dunkel gefühlt und deshalb in zweifelhaften Fällen immer die Gutachten der Aerzte eingeholt, die freylich manchmal vieles zu wünschen übrig lassen mögen; man wird um so mehr dabey beharren, als sich die Aerzte durch tiefere wissenschaftliche Bildung bestreben werden, dem ihnen geschenkten Zutrauen zu entsprechen.

Dr. A. T. Brück.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

74. Stück.
Den 7. May 1829.

Soran.

Bey F. A. Julien: Lateinische Schul-Grammatik zum Gebrauche für die obern Classen von Gymnasien. Erster Theil, die Formenlehre. Von G. Fr. Andr. Reuscher Dr. der Phil. und Director des Fr. Wilh. Gymnasii zu Cottbus, u. s. w. 1827. XIV und 337 Seiten in 8.

Nicht zu leugnen ist, daß die Anordnung des Ganzen, so wie die Ausführung einzelner Theile dieses Buches von künftigen Bearbeitern der lateinischen Grammatik berücksichtigt zu werden verdienen; dennoch müssen wir das Ganze als verfehlt ansehen, wenn es zum Gebrauche für die obern Classen von Gymnasien bestimmt seyn soll. Nur für diese freylich eignet sich das philosophische Raisonnement, wodurch sich diese Grammatik von andern ausscheidet; da sie aber zugleich alles Andere, was man von einer lateinischen Schul-Grammatik fordert, selbst Beyspiele zur Einübung der Paradigmen enthält, so

ist in diesem ersten Theile wenigstens fast mehr dessen, was bloß für die untern Classen von Gymnasien gehört, als was die obern weiter auszubilden vermag. Daß der Verf., um der Planlosigkeit, empirischen Seichtigkeit und Oberflächlichkeit der Bröderschen Grammatik entgegenzuarbeiten, weder neue Forschungen und Resultate, noch gelehrte Nachweisungen geben, sondern nur das bewährte und gute Alte in einer wissenschaftlich=anregenden und methodisch=practischen Form zusammenstellen wollte, verargen wir ihm nicht; aber um die Zumptische und andere jüngst erschienene Grammatiken in schulmethodischer Form und Brauchbarkeit zu übertreffen, durfte er weder die lateinische Grammatik zu einem Vehikel der philosophischen Grammatik herabziehen, was, wie er selbst gesteht, die grammatischen Lehrlinge gar zu leicht zu allgemeinen Sprachraisonneurs verbildet, noch wenn er einen Widerschein des Lichtes geben wollte, welches die geistreichsten Denker und Linguisten Europa's aus dem Studium der Sprachwissenschaft und allgemeinen Grammatik und selbst aus der geheimnißvollen Tiefe des Sanskrit über die vergleichende Physiologie der Sprachen verbreitet haben, im historischen Materiale der Sprachen sich so weit herunterlassen, daß er fast nur Anfänger belehren zu wollen scheint. Auch abgesehen davon, daß auf diese Weise seine Grammatik weder für die obern, noch untern Gymnasial=Classen brauchbar ist, dürfen wir noch fragen, ob ein solches Raisonnement, als der Verf. liefert, in der Schul=Grammatik einer solchen Sprache anwendbar sey, die nach seinem eigenen Geständniß zuerst in ihren historischen Elementen aufgefaßt seyn will, bevor sie genetisch zerlegt und philosophisch erkannt werden kann und soll.

Zugegeben, daß die lateinische Sprache wegen ihrer strengen Gesetzlichkeit und ihres regelrechten Baues sich leichter zu einer practischen Schullogik und zu einem Substrat der allgemeinen philosophischen Grammatik eigenet, als die freyere, ideen- und phantasiereichere griechische; war es nicht besser, die philosophischen Erörterungen und Lehrsätze aus dem Gebiete der allgemeinen Sprachlehre einer Grammatik der deutschen Sprache einzuverleiben? da in der lebenden Muttersprache alles klarer und deutlicher werden muß, als in einer ausgestorbenen, welche man noch mühsam zu erlernen hat. Bey so verfehlter Anlage des Ganzen bedarf es nicht der Widerlegung einzelner Ansichten, um die Grammatik als unbrauchbar für die Schulen darzustellen; sie mag höchstens den Schülern zur Selbstbelehrung über grammatische Gegenstände empfohlen werden, zumahl da alles so verständlich vorgetragen ist, daß es nicht der Erläuterung eines Lehrers bedarf. Daß dem Verf. kein Werk unbekannt geblieben ist, welches ihm Aufklärungen geben konnte, zeigt nicht nur die Uebersicht der grammatischen Werke in der Einleitung, oder ein hin und wieder gegebenes Citat, sondern auch die vortheilhafte Benutzung derselben in mancherley Hinsicht, obwohl bey aller erstrebten Vollständigkeit hie und da noch Mängel, und bey allem eigenen Urtheile noch mancherley Irrthümer sichtbar werden.

Vorzüglich mißfällt der Mangel einer Uebersicht des Ganzen nach seinen einzelnen Theilen, wenn man auch den Mangel eines Registers, das vielleicht in den übrigen Theilen folgt, durch den logischen Zusammenhang des Vorgetragenen entschuldigen will. Aber auch die logische Anordnung ist nicht überall sichtbar, sondern Vie-

les ist nur einzeln an einander gereiht. So werden in der vorangeschickten Einleitung die Haupt- und Nebentheile der Grammatik nach einer strengern wissenschaftlichen Methode geordnet, als die Wörterclassen, deren einzelne, wenn auch nach einem falschen Hauptbegriffe, wie die Pronomina, beyfallswürdig geordnet sind, andere aber, wie die Adverbia und Conjunctionen, als ein bloßes Aggregat erscheinen. Die synonymischen Bezeichnungen der Sprache im Anfange der Einleitung werden nicht gehörig von einander unterschieden, und die hin und wieder eingestreuten Etymologien, bey welchen besonders die Vergleichungen mit dem Hebräischen auffallen, entbehren noch aller festen Stützen. Um die comparative Methode des grammatischen Studiums anzuregen, hat der Verf. auch Winke und Beziehungen auf Analogien der griechischen Sprache gegeben; aber die griechische Terminologie ist nicht überall, selbst nicht beym Verbum beygefügt, und die Angabe entsprechender griechischen Präpositionen und Conjunctionen hat wenig Nutzen, wenn sie nicht scharf unterschieden werden. Manche Fehler mögen Druckfehler seyn, wie Ulysseus, caecidi, spespondi, tetundi bey Gell. VII, 9., aber Anderes, wie primana legio für legio prima oder legio Primanorum, kömmt auf Rechnung des Verfs. Die Lehre von der Aussprache des Lateinischen bey den Römern beruht auf falschen Principien, und die Lehre vom lateinischen Accente geht nicht weiter, als die oberflächlichen Bemerkungen alter und neuer Grammatiker den Verfasser führten. Das literarische Gemeingut nach Maßgabe seiner Kräfte verarbeitet zu haben, kann man dem Verfasser nicht absprechen; aber in dem zu weit ausgedehnten Raisonnement über das Ge-

schlecht der Wörter hätten keine weibliche Flußnamen aufgeführt werden sollen, welche sich weder aus Cäsar, noch aus einem andern Schriftsteller erweisen lassen.

Grotefend.

Leipzig.

Bey Wilh. Lauffer: Dr. Carl Julius Meno Valett in Göttingen, Ausführliches Lehrbuch des practischen Pandecten-Rechtes insbesondere für academische Vorlesungen. Band I. XIV und 310 S. Band II. VIII und 296 S. Band III. XIV u. 496 S.

Bey einem Lehrbuche der Pandecten kommt es für den Verfasser zunächst darauf an, daß er dieselben in ein richtiges Verhältniß zu den Institutionen stellt. Daß hierüber die Ansichten aber sehr verschieden sind, dieß ergibt sich aus dem verschiedenen Umfange und den verschiedenen inneren Einrichtungen der bekannten Lehrbücher. Zwischen der größten Kürze der Institutionen- und der größten Ausführlichkeit der Pandecten-Lehrbücher sind natürlich manche Abstufungen. Die Institutionen, welche den jungen Mann in ein Fach einführen sollen, dessen Art die Verhältnisse des Lebens aufzufassen und zu behandeln bey Weitem nicht immer mit den Ansichten des gemeinen Lebens und mit dem, was hier für recht und billig gehalten wird, harmoniert, dürfen ja nicht zu viel enthalten. Sie müssen in recht übersichtlicher Kürze einen deutlichen Begriff jedes juristischen Institutes geben, und zwar, wenn man so sagen darf, in einer recht populären Darstellung, etwa so, wie man für Nichtjuristen juristische Gegenstände be-

schreiben müßte. Auf bestrittene Puncte kann man sich hier weiter nicht einlassen: denn unbefriedigend ist es, mehrere abweichende Meinungen zu erwähnen ohne sie zu prüfen; und wollte man sie prüfen, so würde man oft genöthiget seyn, sich dabey auf Rechtssätze zu berufen, die dem Zuhörer weder bekannt noch für jetzt begreiflich sind. Die Pandecten dagegen, als der Hauptbestandtheil und die Grundlage der Jurisprudenz können unsers Erachtens nur dann ihren Zweck erreichen, wenn sie, ohne weitschweifig zu seyn, in einer recht bedeutenden Ausführlichkeit vorgetragen werden. Wie weit man hierin gehen könne, das läßt sich natürlich nicht ganz scharf bestimmen; Erfahrung im academischen Lehren und eine sorgfältige Prüfung dessen, was im Einzelnen nothwendig und unentbehrlich ist, werden hier aber dennoch sicher leiten. Die innere Einrichtung des Pandecten-Vortrages muß also darauf angelegt seyn, daß alle Rechtssätze durch welche ein juristisches Institut gebildet wird, vollständig darin vorkommen, und daß die verschiedenen Meinungen über zweifelhafte Puncte mit Gründen und Gegengründen berührt werden. Aber auch die Gründe unbestrittener Sätze sind anzugeben. Auf diese Weise erreichen die Pandecten ihren Zweck auch insofern, daß sie eine Uebung im juristischen Argumentieren geben; und diese Uebung ist nicht bloß an sich und für das Pandectenrecht selbst, sondern auch insofern unentbehrlich, als die übrigen juristischen Disciplinen, und namentlich das deutsche Privatrecht und Lehnrecht mit ihren vielen aus dem römischen Rechte geschöpften Erörterungen ohne sie nicht mit hinreichendem Erfolg gehört werden können. Ein

solcher Vortrag, der zugleich hinreichend im juristischen Argumentieren und Anwenden der Rechtssätze übt, würde einzig und allein ein wahrhaft practischer genannt werden können; nicht aber der, welcher ohne diese Hülfe zu geben, nur sagt, was hie und da angeblich in der Praxis gelten soll.

Um nun diese Zwecke nach Kräften erreichen zu können, und um sich beym Pandectenvortrage so recht heimisch zu fühlen, um fernet die Hälfte der Zeit des dictierenden Vortrages zu ersparen, um endlich durch freyen Vortrag schon in der Lehrstunde einigen Nutzen schaffen zu können, hat der Verfasser das angezeigte Lehrbuch drucken lassen. Wenn derselbe hier sich bemüht hat, das practische Recht so zu geben, wie es die Quellen enthalten, so ist das natürlich Nichts, was der Verfasser allein gewollt hat: denn die nicht ultra-historische Schule wirkt ja durchaus nur auf diese Weise. Auch philosophische Betrachtungen über das positive Recht sind allerdings von hohem Interesse, schaden aber offenbar, wenn sie in den Vortrag gemischt werden, der für die Erlernung des positiven Rechtes bestimmt ist: denn es muß ja dem Lernenden ganz der Geschmack für seine Wissenschaft verdorben werden, wenn er immer sieht, daß dem Philosophen fast kein positiver Rechtssatz gut genug ist; und noch schlimmer ist es, wenn die Anordnung der positiven Rechtssätze nach philosophischen Gesichtspuncten gemacht wird. Erst lasse man den jungen Mann sein Recht lernen, und dann erst darüber philosophieren. Wenn er einsehen gelernt hat, welchen Werth ein Rechtssatz für das Leben hat, dann kann er das bloß speculative Recht der Philo-

sophen um so eher würdigen. — Man sieht in einem Lehrbuche der Pandecten meistens gerne eine Nachweisung dessen, was in der sogenannten Praxis gilt, und zwar nicht bloß in bestrittenen, sondern auch in unbestrittenen Puncten. Da aber jeder Rechtssatz, welcher wirklich im römischen Rechte enthalten ist, insofern für practisch angesehen werden muß, als germanische Sitte und germanisches Gesetz ihm nicht evident widerstreben, und da über die bestrittenen Puncte auch unter den Schriftstellern, welche als ausübende Juristen ein hohes Ansehen von Alters her erlangt haben (s. die Vorrede des ersten Bandes) verschiedene Ansichten herrschen; so glaubte der Verfasser hier nichts Anderes thun zu können, als in der Angabe der Literatur auch die Namen jener Practiker zu nennen.

Die Anordnung der Lehren rücksichtlich der Stellung der Hauptmassen ist so gemacht, wie dieß von dem Herrn Geheimen Justizrath Hugo in der ersten Ausgabe seiner Institutionen vom J. 1789 geschehen ist, und jetzt von Vielen geschieht. Es folgen nämlich auf den allgemeinen Theil zunächst das Sachenrecht, dann die Lehre von den Obligationen, dann die Familienverhältnisse mit ihrem Einflusse auf Vermögensverhältnisse, dann das Erbrecht. Als Anhang zum Ganzen sind die Rechtsverhältnisse, die sich durch den Concurs der Gläubiger bilden, zusammengestellt, jedoch ohne Berührung des Concursprocesses. — Für Druck und Papier ist von dem Verleger auf das beste gesorgt.

Valett.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

75. Stück.
Den 9. May 1829.

Calcutta.

Printed for Thacker and Comp.: Transactions of the medical and physical Society of Calcutta. 1826. Vol. II. XXI u. 428 S. in 8. (Die Anzeige von Vol. I. s. G. g. A. 1827. St. 138. 139).

Der zweyte Band dieser interessanten Sammlung beginnt mit zwey Abhandlungen über eine im Junius, Julius und August des Jahres 1824 zu Calcutta herrschende Epidemie, die erste von W. Twining, die andere von H. Cavell. Sie zeigte sich vorzüglich durch ein heftiges Leiden des Kranken, durch eine große Verbreitung, indem fast kein Einwohner verschont blieb, so wie durch eine große Gefahrlosigkeit aus. Wenn gleich Herr Twining zeigt, daß die genannten Monate in diesem Jahre eben nicht feuchter und heißer waren, wie die in dem vorigen, so glaubt er doch daß beides, sowohl Feuchtigkeit als Hitze, zur Erzeugung jener Epidemie mit beygetragen haben möchten, zumal da sich der Regen unge-

wöhnlich früh einstellte, und die Hitze, wenn gleich dem Thermometer nach nicht höher, doch bey fast stets bedecktem Himmel für das Gefühl weit unerträglicher war. — Die Epidemie, während welcher sich eine große Sterblichkeit unter den Hunden zeigte, begann am 24. May, gleich nach dem Anfange des Regens, und schon gegen Ende des Junius litt der größte Theil der Einwohner von Calcutta daran, gegen Ende Julius wurden primäre Anfälle seltener, nach dem 11ten August zeigten sich nur noch Rückfälle. Eingeborene wie Europäer wurden gleichmäßig befallen, kein Unterschied rücksichtlich der Nation, des Geschlechtes, des Alters, der Beschäftigung, der Körperconstitution fand statt, gegen die Contagiösität sprachen alle nur möglichen Thatsachen, so daß der Gedanke an sie nicht einmal aufkommen konnte. Die Symptome waren folgende: im Anfange der Epidemie zeigten sich gar keine Vorläufer, späterhin Trägheit, Apetitlosigkeit, weiß belegte Zunge; das Fieber begann gewöhnlich mit Schmerzen im Kreuze und kalten Extremitäten, das Gesicht wurde aufgetrieben, der Vorderkopf brennend, die Augen geröthet und wässericht, eine trockene Hitze in der Herzgrube fühlbar, Frostanfall stellte sich nie ein. Nach wenig Stunden schon wurde die Zunge mit einer dicken weißen Kruste belegt, der Puls sehr frequent, und so wie die Kälte der Extremitäten allmählich sich verlor, zuweilen voll, doch nie hart; die Kräfte lagen dabey gleich ganz darnieder, die Schmerzen in dem Kreuze und den Muskeln der Extremitäten erreichten unter großer Unruhe der Kranken eine ungemeine Höhe. Nach vier und zwanzig Stunden verlor sich der Kopfschmerz und die Aufgetriebenheit des Gesichtes etwas, und die Hitze verbreitete sich gleich-

mäßiger über den ganzen Körper, dann brach am zweyten oder dritten Tage über den ganzen Körper, unter Abnahme aller Symptome, ein den Rötheln sehr ähnlicher Ausschlag hervor, es stellten sich dunkelgrüne stinkende Stühle, unter Abgang eines reichlichen blassen Harns ein, und mit ihnen die Genesung, doch dauerte die Reconvalescenz wegen der großen Schwäche sehr lange, meistens über vier Wochen. Was die Behandlung anbetrifft, so sah Herr T. von Blutausleerungen und kalten Uebergießungen fast nur nachtheilige Folgen, wogegen aber spirituöse Einreibungen in die Extremitäten, so wie Abführungsmittel wohlthätig wirkten. — Die zweyte Abhandlung über diesen Gegenstand stimmt mit der ersten bis auf ganz geringe Abweichungen genau überein; auch ihr Verf. fand die Blutausleerungen nachtheilig, begann aber die Behandlung mit einem Brechmittel, dem er, wenn es keine Galle ausleerte, ein zweytes folgen ließ, und erst dann Abführungsmittel gab. Den Ausschlag beschreibt er als sich sehr verschieden zeigend, bald als bulla, bald als exanthema, bald als vesicula oder papula auftretend. — Ueber ein epidemisches Fieber in Berhampore, von J. Mouat, M. D. Diese Epidemie, welche vom Ende März bis Anfang September des Jahres 1825 dauerte, wich nur in wenig Stücken von der eben beschriebenen ab. Ihr Verlauf war gleichfalls sehr rasch, die Gefahr nur gering; auch sie trat meistens bey den Kranken plötzlich auf, manchmal mit Entzündung der Augen oder der Respirationsorgane, manchmal mit gallichtem Erbrechen. In den meisten Fällen hielt sie der Verf. für die reine Synocha von Cullen, der Ausschlag zeigte sich entweder unter der Form von Roseola VV. oder Erythema papulatum VV.

oder Purpura simplex, oder Roseola miliaris oder auch als Blasen, die zuweilen in eine tiefe Vereiterung übergingen. Allgemeine Blutausleerungen nutzten auch hier selten, wohl aber örtliche, beide jedoch nur mäßig angewendet. Als Ursache betrachtet der Verf. vorzüglich abwechselnde Hitze, Kälte und Feuchtigkeit. In einer Note bemerkt der Secretair der Gesellschaft, daß diese Epidemie sehr weit verbreitet gewesen sey, und allein 10,000 Einwohner von Chunarghur daran gelitten hätten, und kaum einer derselben verschont geblieben wäre. — Diesen Berichten folgen vier Abhandlungen über Rabies canina; die erste von J. Grant liefert die Geschichte eines Schottländers, welcher von einem tollen Hunde gebissen, an der Wasserscheu starb, ohne daß er zu bewegen gewesen war Arzneyen zu nehmen. Sie bietet nichts Außergewöhnliches dar, und nur die Leichenöffnung verdient der Erwähnung. Die Gefäße der dura und pia mater waren sehr angefüllt, die Gehirnsubstanz des großen und kleinen Gehirns zusammengefallen und erweicht, in den Seitenventrikeln einige Drachmen Flüssigkeit enthalten. Die Mandeln im Halse und das Zäpfchen waren angeschwollen, entzündet und roth; die Papillen an der Zungenwurzel sahen wie Pusteln aus, der Eingang in den Oesophagus war nicht weiter als eine männliche Harnröhre. Der Verf. wirft hier die Frage auf: ob jene Pusteln, die an der Spitze eine wässerichte Blase hatten, deren Basis aber entzündet war, nicht eine Varietät der Marochottischen Bläschen gewesen seyn möchten. — Der zweyte von Dr. Browne und Adam sehr ausführlich erzählte Fall zeichnet sich vorzüglich nur dadurch aus, daß die Hundswuth erst zwanzig Monate nach dem Bisse, welchen der Kranke

schon ganz vergessen hatte, ausbrach, und in wenig Tagen tödtete. Der Verwundete hatte sich selbst gleich nach dem Bisse die Wunde scarificiert, jedoch nur oberflächlich, weshalb auch die Verf. ein gänzliches Ausschneiden derselben, und selbst der Narbe zur Sicherstellung für unumgänglich nothwendig halten. — Der dritte, von Hn. Cavell erzählte Fall kam bey einem Eingeborenen von Dinagepoor vor. Die Wasserscheu brach mit allen characteristischen Symptomen einen Monat und elf Tage nachdem der Kranke von einem tollen Hunde in die Lende gebissen war, aus. Neben den gewöhnlichen Erscheinungen wurde noch über einen sehr heftigen, durch Druck sehr vermehrten Schmerz in der Blasengegend mit fast gänzlicher Retentio urinae geklagt. Der Vf. wurde erst nach drey Tagen hinzu gerufen, und reichte sogleich eine Gabe von vier Gran Extr. belladonnae und ließ nach einer Stunde vierzig Unzen Blut. Gleich nachher war der Patient schon im Stande beynahe eine halbe Pinte Wasser zu verschlucken, und klagte nur noch über den Schmerz in der Blasengegend, der sich aber auch nach einer starken Opiateinreibung unter einer starken Harnabsonderung verlor. Am folgenden Tage war er vollkommen genesen. Daß der vorliegende Fall wirklich einer von Hydrophobie gewesen sey, bezweifelt der Vf. keinen Augenblick, indem von den gewöhnlichen Symptomen einzig der Schmerz in der Narbe fehlte; die Heilung schreibt er einzig und allein der Belladonna zu, den Aderlaß nur als ein Adjuvans betrachtend, indem letzterer allein angewendet so oft fehlschlüge, erstere aber in so starker Gabe keine anderweitige Einwirkung auf den Körper gezeigt habe; Schlüsse, die wohl so ganz untrieglich nicht seyn möchten. Merkwürdig war in diesem Falle das Blasenlei-

den, welches der Vf. der Oertlichkeit der Bißstelle beyzumessen geneigt ist. — 4. Ueber Rabies canina, ihre Erscheinungen bey Hunden, und ihre Wirkungen auf Menschen, von J. Mellis M. D. Da der Verf. hier nur Bekanntes, und zwar unvollständiger, wie sich wohl fordern ließe, mittheilt, so glaubt Ref. diese ganze Abhandlung mit Stillschweigen übergehen zu können. — Halbjähriger Bericht (vom Julius bis December 1823) über die medicinische Praxis in Quilon, von K. Macaulay. Hepatitis und Dysenteria waren die beiden am häufigsten vorkommenden Uebel, beide jedoch nur so gelinde, daß die Heilung fast immer durch einige Gaben Calomel gelang. In einem Falle stellte sich jeden Abend ein Fieberanfall mit Frost ein, so lange man aber eine spanische Fliege offen erhielt, blieb er regelmäßig aus. Der Kranke litt öfters an Hepatitis und Anschwellung der Leber. Ausführlich wird ein Fall erzählt, in welchem sich binnen zwey Jahren in dem einen Lab. majori eines Weibes eine Geschwulst von 17, in dem anderen eine von 13 Zoll Länge gebildet hatte. Der Vf. exstirpierte beide ohne Schwierigkeit; sie bestanden aus einer speckartigen Masse, und die eine wog 13, die andere 4 Pfund. — Fall von Ruptur der Arteria pulmonalis, von J. Adam jun. Schon mehrere Jahre vor seinem Tode hatte der Kranke an Anfällen von Bewußtlosigkeit, Klopfen der Karotiden und Hindernissen des Blutumlaufes in den Brustorganen gelitten, welche nur durch starke Blutausleerungen für einige Zeit beschwichtiget werden konnten. In den, seinem plötzlichen Tode vorangehenden Tagen klagte er über sehr heftigen Schmerz im rechten Hypochondrium, Beschwerde beym Athemholen, Schwindel, Kopfschmerz und beständiges Herzklopfen. Der

Puls war hart, um den vierten Schlag intermittierend, 92 in der Minute. Kräftige Blutausleerungen und Abführungsmittel brachten zwar einige Erleichterung, konnten aber doch den Tod nicht abhalten. Bey der Leichenöffnung fand man die ganze rechte Brusthöhle mit Blut angefüllt, im Pericardium Wasser, den rechten Ventrikel verdünnt und zwey Polypen enthaltend, die Valveln der Arterien verknöchert, die Arteria pulmonalis sehr verdünnt, vier Mal so weit wie gewöhnlich und einen vier Zoll langen organisierten Polypen in ihr; die Ruptur befand sich ungefähr in ihrer Mitte. Die Aorta war bis zu ihrer Bifurcation hinab fast gänzlich verknöchert, die Leber verhärtet und angeschwollen; die übrigen Organe gesund. — Auszug des Inhaltes eines Werkes über die Chinesische Arzeneykunde, von A. Pearson M. D. Diese für die Geschichte unserer Wissenschaft gewiß sehr wichtige Notiz macht uns damit bekannt, wie der Kaiser Kien Lung gegen Ende des Jahres 1739 eine Commission von nicht weniger als zwey und sechzig Aerzten unter Vorsitz seines Bruders Hiung Chorr niedersetzte, um die medicinischen Werke zu revidieren und eine neue Ausgabe zu veranstalten, wodurch die Heilkunst verbessert würde. Sie brachte ein Werk von vierzig Bänden in neunzig Abschnitten zu Stande, deren Hauptinhalt hier gewiß nicht unwillkommen seyn wird. 1. Allgemeine Bemerkungen über Hitze, Kälte, die Elemente (Holz, Feuer, Wasser, Metall und Erde) und die Fieber. 2. Fieber. 3. Innere Krankheiten. 4. Desgleichen und Krankheiten der Nieren. 5. Zusammengesetzte Krankheiten. 6. Krankheiten von mangelnder Ausdünstung; über Brechen und Purgieren; Krankheiten bey denen Brechen oder Schwitzen nützlich oder schädlich ist. 7. Ueber

den Puls; anatomische Abhandlungen. 8. Krankheiten der Eingeweide; Dyspepsie; Apoplexie; Blutspeyen; innerliche Schwäche. 9. Brustkrankheiten; Steine; Gelbsucht. 10. Geschwüre; Brüche; Würmer; Krankheiten der Schwangerschaft und der Weiber; Wiederbelebung Scheintodter. 11. Gute und schlechte Nahrungsmittel. 12. 13. 14. Vorschriften berühmter Aerzte. 15. Ueber die Entstehung der Dinge. 16. Neun und vierzig Krankheiten von einer kalten Ursache; Zwey und zwanzig desgl. 17. Apoplexie. 18. Verschiedene Krankheiten. 19 und 20. Weiberkrankheiten. 21. 22. 23. Kinderkrankheiten. 24. 25. 26. Menschenblattern. 27 u. 28. Geschwüre. 29. Kopfkrankheiten. 30. Augen-, Ohren-, Nasen-, Mund- und Zahnkrankheiten. 31. Zungen-, Hals-, Brust- und Unterleibskrankheiten. 32. Krankheiten der oberen Extremitäten und Genitalien. 33. Krankheiten der unteren Extremitäten. 34. desgl. mit unbestimmtem Sitz. 35. Lepra, Wunden ꝛc. 36. Augenkrankheiten. 37. und 38. Acupunctuation und Moxa. 39. Anatomische Zeichnungen. 40. Brüche ꝛc. — Bey vielen Abschnitten findet man angegeben, daß Zeichnungen hinzugefügt sind, bey den meisten eine bestimmte Anzahl von Recepten (prescriptions). Aus dem Ganzen geht wohl ziemlich deutlich hervor, daß die Commission sich eben nicht die Mühe gegeben, das Ganze der Arzeneywissenschaft systematisch zu ordnen, sondern daß sie gleichsam nur eine neue Auflage der ihr dazu geeignet scheinenden medicinischen Werke der kaiserlichen, so wie aller Privatbibliotheken im himmlischen Reiche veranstaltete, und sie mit Anmerkungen und Erläuterungen begleitete.

(Die Fortsetzung im nächsten Stück.)

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

76. Stück.
Den 9. May 1829.

Calcutta.

Fortsetzung der Anzeige: Transactions of the medical and physical Society of Calcutta. Vol. II. etc. etc.

Notizen, die Ansichten der Chinesen über Paralyse und ihre Behandlung betreffend, von A. Pearson M. D. Die vorliegende Probe bringt Ref. eben keine hohe Idee von der Chinesischen Arzeneywissenschaft bey. Der Verf. erhielt diese Notizen durch einen römisch-catholischen Missionär, welcher schon seit langer Zeit in Se-chuen wohnte. Die Paralysen sind nach ihnen nicht mehr noch minder häufig in China, als anderwärts; ihre Entstehung wird den nämlichen Ursachen beygeschrieben, wie bey uns (keineswegs dem Theetrinken). Was die Behandlung anbetrifft, so werden acht Chinesische Recepte mitgetheilt, die unter manchen bekannten Dingen eine Menge unbekannter, eine Menge unwirksamer und nur durch den Aberglauben geheiligter (Stercus vespertilionum, Larvae bombycis ꝛc.),

dagegen auch viele sehr eingreifende, als Zinober, Arsenik, Moschus, Kampfer rc., enthalten. Von Blutausleerungen ist nicht die Rede, und nur darin scheint die Chinesische Methode mit der Europäischen übereinzustimmen, daß der Anfang mit abführenden Mitteln gemacht wird, denen reizende folgen. Merkwürdig ist die Beobachtung, daß die catholischen Missionäre so häufig an Paralysen leiden, von 38 derselben in Peking starben in 27 Jahren 13 daran. — Ueber das einfache Sehen und die Vereinigung der Sehnerven, von G. Twining Esq. Der Zweck des Verfs. dieser Abhandlung ist aus physiologischen Gründen und aus Thatsachen, welche er der pathologischen und vergleichenden Anatomie entnimmt, zu beweisen, daß die bisherigen Ansichten über die Ursachen warum man mit zwey Augen jeden Gegenstand doch nur einfach sehe, und namentlich die Idee von Wollaston, daß sich die Sehnerven theilweise durchkreuzten, durchaus irrig seyn. Seine Gegengründe sind durchaus einleuchtend; selbst eine Erklärung des Phänomens zu geben wagt er nicht, sondern läßt die Sache wie sie bisher war, im Dunkeln. — Bericht über einige Versuche mit drey Arten Indianischer Schlangen, von P. Breton. Man begann mit der Cobra de Capello (Coluber Naja). Ein Kaninchen, welches gebissen wurde, starb in drey Minuten, gleich darauf eine Taube in vier, dann eine zweyte in acht Minuten; nach zwanzig Minuten eine dritte in drey, eine vierte nach einer Viertelstunde in acht und funfzig, eine fünfte gleich darauf in vier Stunden zwanzig Minuten, unmittelbar nach dem Bisse zeigte sich Lähmung des Gliedes, der gelinde Convulsionen folgten. Nach fünf Tagen ließ man die Schlange einen ausgewachsenen

Hund beißen; er starb nach 3¼ Stunden unter leichten Convulsionen; ein zweyter gleich darauf gebissener erholte sich erst am folgenden Tage wieder; das verletzte Glied schwoll an und wurde gelähmt; ein dritter und vierter verspürte schon gar keine Einwirkung mehr von dem Gifte. Eine zweyte Cobra de Capello tödtete durch einen Biß eine unschädliche Wasserschlange in 2½ Stunde; die übrigen Versuche gaben das Resultat wie die vorigen. Eine andere Species, Bora (Coluber Russelii), zeigte sich nicht ganz so giftig, sie vermochte nur den ersten Hund in vier Stunden zu tödten, bey den späteren Versuchen war ihr Biß unschädlich; mit einer Cobra de Capello zusammengebracht, zeigten sich ihre gegenseitigen Verletzungen unschädlich. Noch weniger giftig war die Boa fasciata, und selbst Tauben überlebten ihren Biß längere Zeit. Außer den genannten gibt es nach P. Russel noch folgende giftige Schlangen in Indien: Boa lineata, B. Horatta, Coluber gramineus, C. Melanurus und C. Lachesis — Ueber das Klima und die Krankheiten von Bencoolen, von R. Tytler M. D. Gewöhnlich wird das Klima von Bencoolen als sehr ungesund geschildert; unser Verf. dagegen behauptet, daß es dieses nicht mehr, ja vielleicht weniger sey, als manche andere Gegend Ostindiens. Die Hitze, sagt er, steige dort im Schatten nie über 90 Grad, kalte Nächte seyen etwas Unbekanntes, heftige Gewitterstürme und Regenschauer etwas Seltenes, kühle Seewinde beynahe regelmäßig, und nur in der Abenddämmerung sey es unangenehm schwül. Die Stadt Marlbro' liege gesund, jedes einzelne Haus auf einem kleinen Hügel, und nur die zwischen ihnen befindlichen Gräben und die den freyen Luftzug hemmenden Bäume könne man

als nachtheilig ansehen. Die von ihm vom November bis März beobachteten Krankheiten bestätigen dieß Urtheil, nichts Epidemisches oder Außergewöhnliches zeigte sich bey den Europäern, dagegen die Eingeborenen häufig am Hospitalbrande litten, welches er jedoch nicht klimatischen Einflüssen zuschreibt, sondern vielmehr der schlechten Nahrung, die nur aus halbverdorbenem Reis bestand. Als diese durch seine Fürsorge im Hospitale verbessert wurde, verschwand der Brand. Eine andere diesem nahe verwandte Krankheit, Namby genannt, herrschte gleichfalls bey den Eingeborenen. Sie wird als erhabene hornartige Schuppen auf der Haut beschrieben, und ließ gleichfalls brandige Geschwüre zurück. Eine bessere Diät, so wie der reichliche Gebrauch von China mit Rum machte auch sie verschwinden. — Ueber das endemische Fieber in Arracan nebst Skizze einer medicinischen Topographie jener Gegend, von J. Grierson Esq. Der Verf. beschreibt die Lage von Arracan als höchst ungesund und sumpfig; das herrschende Fieber war ein intermittierendes, welches aber häufig durch schnell eintretenden Collapsus tödtlich wurde, am meisten trugen aber zu seiner Bösartigkeit die Strapazen der angestrengten Märsche, die schlechte Einrichtung der Hospitäler, und der Mangel an Aerzten bey, von denen jeder im Durchschnitt über 700 Kranke zu behandeln hatte. — Ueber die Behandlung der von giftigen Schlangen Gebissenen, von Donald Butter M. D. Die Verwundeten kamen gewöhnlich in der Nacht, zwischen fünf und zwischen zwanzig Minuten nach dem Bisse zu dem Verf. In ein oder zwey Fällen bestanden die Symptome nur in einem schwachen Blutumlauf, Kälte der Haut, Uebelkeit und Schwindel, in den meisten aber kamen noch Un-

empfindlichkeit, erschwertes Schlucken, heftige Krämpfe der Rückenmuskeln und Ohnmacht hinzu. Er legte dann sogleich eine Ligatur unmittelbar oberhalb der Wunde um das Glied, um die Circulation durch die oberflächlichen Venen zu unterbrechen, und reichte dann eine Drachme Laudanum in einer Unze Branntewein und etwas Pfeffermünzöl. Diese Dosis wiederholte er dann den Umständen nach so oft, bis die wiedergekehrte Circulation und Wärme eine günstige Veränderung andeuteten, welche immer durch das Herumführen des Kranken begünstigt wurde; in den meisten Fällen waren zwey- bis drey Gaben hinreichend, in vielen Fällen jedoch mußte man den Patienten in die Nähe eines großen Feuers bringen, Hals, Brust und Extremitäten mit Laudanum, Ammonium und Aether reiben. Die Ligatur durfte erst hinweggenommen werden, wenn jedes Krankheitssymptom verschwunden war, wo dann eine Dosis Laxiersalz den Beschluß machte. Auch das von Williams so sehr gerühmte Ammonium versuchte der Verf., fand es aber unsicher. Ueber die Wirkung des Giftes hegt er die Meinung, daß es durch plötzliche allgemeine Minderung der Irritabilität tödte, und zwar indem es dem Blute unmittelbar seine reizende Eigenschaft benehme, das Opium aber die Reizbarkeit in gleichem Maße erhöhe, indem es in diesem Falle selbst in so großen Gaben bey der verminderten Irritabilität nur reizend wirke, nie aber seiner Erfahrung nach sedativ. Die mitgetheilten Fälle glaubt Ref. übergehen zu können; in dem letzten derselben nahm der Verf. die Ligatur zu früh ab, sogleich stellten sich alle Zufälle der Vergiftung wieder ein, wurden aber durch das Wiederanlegen der Ligatur und Opium gehoben. — Medicinische Topographie von Ram-

ghur, Chota Nagpore, Sirgooja und Symbhulpore, von P. Breton Esq. So interessant auch die Schilderung dieser weitläuftigen Districte, so wenig ist sie eines Auszugs fähig. — Ueber das Brennen in den Füßen bey den Eingeborenen, von J. Grierson Esq. Diese, den Eingeborenen von Indien eigenthümliche Krankheit besteht in einem eigenthümlichen brennenden Gefühl in den Fußsohlen oder auch wohl den Handflächen, ohne Enzündung, ohne Spannung, Entfärbung oder sichtlicher Veränderung der Stelle; es ist bald mehr, bald weniger heftig und störend für das Allgemeinbefinden, zeigt sich häufig nach Fieber und Unterleibsbeschwerden, steht aber eben so häufig mit ihnen in gar keiner Verbindung. Die entfernten wie die nächsten Ursachen aufzufinden gelang dem Verf. bis jetzt eben so wenig wie die Ausmittelung eines genügenden Heilverfahrens. — Ueber die Behandlung der Cholera durch die Eingeborenen, von H. H. Wilson Esq. Gleich anfänglich pflegt der Indier nie Hülfe zu suchen, sondern hält die Cholera für ein vorübergehendes Uebelbefinden; läßt sie sich aber nicht mehr verkennen so gebraucht er ein Mittel, Mushti Jog genannt, aus Cardamomen und Honig bestehend, oder eins, Dhangu Chatushka genannt, aus einer Abkochung von Koriander, Andropogon, Schoenanthus, Aegle Marmelon und Cyperus rotundus bestehend. Hilft dieses nicht, werden die Extremitäten kalt, sinkt der Puls, bricht ein kalter Schweiß aus, so wird der Kranke mit einem absorbierenden Pulver eingerieben; wird es auch dann nicht besser, so nehmen sie zu einem verzweifelten Mittel, dem Kasayana oder Bishaprayoga ihre Zuflucht, wozu jedoch vorher der Kranke oder die Verwandten ihre Einwilligung geben müssen. Er-

krres ist ein animalisches Gift; um es zu erhalten läßt man eine giftige Cobra in ein Palmblatt beißen, und vermischt die erhaltenen paar Tropfen mit einer großen Quantität anderer Ingredienzien, das zweyte ist die Wurzel einer giftigen Pflanze, Bish oder Bikh genannt, welche in Nepal wächst, und deren botanischer Name noch nicht bestimmt ausgemittelt ist. Nun werden folgende Arzeneymittel zu gleichen Theilen zusammengemischt: metallisches Quecksilber, calcinierte Kupfer, Eisen, Bley, Zink, Mica, Schwefel, gelbes und rothes Auripigment, Swerna Makshika und Bish oder Gift, mit einer Quantität Pflanzensaft gerieben, in der Sonne digeriert und dann fünf bis sechs Stunden gekocht. Die erhaltene Masse wird mit Ingwersaft und Galle gemischt und Pillen, so groß wie ein Sandkorn, daraus gebildet. Von diesen gibt man nun zur Zeit zwey bis vier mit viel Cacaowasser, und wiederholt die Gabe nach ein bis zwey Stunden, wenn keine Besserung erfolgt ist. Der Vf. gesteht am Schlusse, daß er einige Patienten wieder habe auf diese Weise genesen sehen, welche in seinen Augen schon verloren gewesen wären. — Ueber die Indische Buße des Gulwugty oder Churuk Pooja, von R. H. Kennedy M. D. Diese greuliche Bußübung findet zwischen den beiden, etwa drey Meilen von einander entfernten Oertern Seroor und Hingny statt. Ein großer vierrädriger Wagen wird diesen Weg langsam durch Menschen gezogen; auf ihm befindet sich ein zwölf Fuß hoher Mast, und auf dessen Spitze ein ungleicharmiger beweglicher Wagebalken, an dessen kürzern Arm sich Ketten mit eisernen Haken befinden, an dem längern aber eine Art Wagschale. Der Büßende legt sich nun oben auf den Wagen auf den Bauch, ein Priester reibt ihm dann den

Rücken erst mit Oel, dann mit Seife ein; hebt hierauf mit den Händen eine große Hautfalte auf, und bohrt die Haken mit Gewalt zwischen der Haut und den Muskeln hindurch. So bald dieß geschehen, wird er dadurch, daß mehrere Männer in die Schale treten, in die Höhe gehoben, und nun mit der größtmöglichsten Schnelligkeit um den Mast herumgeschwungen, bis er selbst nach Beendigung seiner Buße verlangt, welches meistens in zwey Minuten der Fall ist. Dann wird er herabgenommen, die Wunden ausgedrückt, mit Kuhdünger verbunden, und er mischt sich wieder unter die Procession, als sey nichts geschehen. Die Heilung erfolgt bey diesen Indischen Naturen leicht und schnell, und ohne nachtheilige Folgen. Bey der Procession, welcher der Vf. beywohnte, unterwarfen sich ungefähr funfzig Personen dieser Buße. — Fall von einer Geschwulst in der Leber, von W. Thomas Esq. Ein junger Mensch, welcher früher an intermittierenden Fieber und Leberaffectionen gelitten hatte, starb in wenig Tagen unter Verstopfung, Erbrechen, Schluchzen ꝛc. Bey der Leichenöffnung fand man das Omentum entzündet, die Magenhäute verdickt, auf der convexen Fläche der Leber eine mit dem Zwergfell fest verwachsene große weißlich gelbe Geschwulst, welche ungefähr zwölf Unzen reine, wasserhelle Flüssigkeit enthielt, und von einer dünnen durchsichtigen Haut ausgekleidet war. Die Substanz der Leber war dunkelgrün, von Blut sehr überfüllt und ganz mürbe. — Geschichte eines tödtlichen Falls von Nasenpolypen, von R. Browne M. D. Der Polyp befand sich in der rechten Seite der Nasenhöhle, und ohne dem Kranken irgend Schmerzen zu verursachen konnte man einen Theil der krankhaften Masse mit Instrumenten hinwegnehmen, wodurch die

Leiden desselben, welche vorzüglich in heftigem Kopfschmerz und Entzündung des Auges bestanden, bedeutend vermindert wurden. Dieß geschah öfter, allein offenbar nahm dabey der hintere Theil des Gewächses, den man nicht erreichen konnte, bedeutend zu, so daß die Respiration durch die Nasenlöcher völlig aufhörte. Alle Versuche gründlich das Uebel durch eine Operation zu heilen, scheiterten an der mürbern Textur des Polypen; Einsprützungen von Höllenstein ꝛc. machten ihn nur um so rascher wachsen. Unter mannigfachen Leiden schleppte der Kranke eine Zeitlang sein Leben fort, bis ein unregelmäßiges intermittierendes Fieber eintrat, in dessen späterem Verlaufe sich deutlich alle Symptome eines bedeutenden Hirnleidens einstellten, und welche den erwünschten Tod herbeyführten. Bey der Leichenöffnung fand man auf der Sella turcica Eiter, der hintere Theil der Lamina cribrosa ossis ethmoidei war zerstört, seine Ränder rauh und carids, eben so auch der obere und vordere Theil der Sella; durch diese Oeffnungen trat der zusammengefallene Polyp etwas in die Hirnhöhle hinein; er selbst war weich, schmutzig gelblich-weiß, und saß nur lose auf den Knochen. Die Nasenlöcher waren von dem abgestorbenen Polypen ausgefüllt; unter den Muskeln der rechten Wange lag eine fettige Masse, die durch ein Loch mit dem Antrum Highmori, welches eine Menge stinkende Flüssigkeit enthielt, in Verbindung stand. — Medicinische Topographie von Arungabad, von D. S. Young M. D. Diese Stadt von ungefähr 60,000 Einw. liegt in einer niedrigen sumpfigen Gegend, zwey Drittel des Jahres wehen südwestliche Winde, ein Drittel östliche; das Thermometer steht während der ersten zwischen 78 u. 100,

während der letzteren 50 bis 86. Unter den Krankheiten kommen vorzüglich vor: intermittierende Fieber, Menschenblattern, gallichte remittierende Fieber, die oft so heftig werden, daß sie mit dem Westindischen gelben Fieber identisch erscheinen, Rheumatismus in sehr hohem Grade, Psora und Leprosis, bey welchen sich vorzüglich Salpetersäure und China nützlich erwies ꝛc. — Ueber die Methode der Eingeborenen den Staar zu deprimieren, von P. Breton Esq. Mit 4 Abbildungen. Die Hindu und mohamedanischen Oculisten sind durchaus ganz ohne Kenntniß des Baues des Auges, so wie der Natur des grauen Staars. Letzterer entsteht nach ihnen von dem vereinten Einflusse von Phlegma und Galle, wodurch ein Tropfen böses Wasser aus dem Gehirne in das Auge tröpfelt, und hier in kürzerer oder längerer Zeit trübe wird, und so den Motee-abind, oder Perltropfen bildet, der mehr oder weniger reif ist. Die dunkel gefärbten Kataracten operieren sie nicht, weil es ein Zeichen von der Bösartigkeit des Wassers sey, die keine Hoffnung eines glücklichen Erfolges zulasse. Ihre Kunst zu operieren, von der sie sich keine Abweichung erlauben, ist eine rein mechanische, und geht von Vater auf Sohn und Enkel über. Der Vf. lernte zwey dieser Oculisten kennen und sah sie operieren; ihre Methoden wichen durchaus nicht von einander ab. Die Instrumente, deren sie sich bedienten, waren 1) eine Englische Lanzette, um welche, etwa ein Zehntheil Zoll von ihrer Spitze entfernt, ein Faden gewickelt war, damit sie nicht tiefer in das Auge eindringen konnte. 2) Eine kupferne Nadel, Sulaee genannt, von der Dicke einer Rabenfeder, cylindrisch, ungefähr fünf Zoll lang, von der stumpfen Spitze an einen halben Zoll abwärts dreyseitig,

und dort mit einem kleinen Wulst umgeben, um gleichfalls das tiefere Eindringen zu verhindern. Ohne weitere Vorbereitung des Patienten wird mit diesen Instrumenten zur Operation geschritten. Das eine Auge wird zugebunden, der Kranke setzt sich auf die Erde, hinter ihm stellt sich ein Gehülfe den Kopf zu fixieren, vor ihn setzt sich der Operateur auf einen niedrigen Stuhl. Wird nun das linke Auge operiert, so hebt er mit der linken Hand das obere Augenlied und drückt es auf den Rand der Orbita, läßt den Kranken nach der Nase hin sehen, und fährt nun in einem Augenblicke die Lanzette durch die Sclerotica, etwa ein Zehntheil Zoll von der Cornea entfernt, etwas unterhalb der Axe der Pupille, bis an den Drath ins Auge. Durch diese Oeffnung bringt er die Nadel in den humor vitreus, und läßt sie bey geschlossenen Augenliedern etwa eine halbe Minute ruhig darin hangen, dann öffnet er sie wieder mit den Fingern der linken Hand, führt die Spitze der Nadel auf den oberen und äußeren Theil der Linse, hält sie beynahe parallel mit der Axe der Pupille, drückt die Linse und ihre Kapsel sanft in den humor vitreus hinunter, und wartet nun einige Secunden. Steigt die Linse wieder in die Höhe, so wiederholt er es so oft, bis sie unten bleibt, dann läßt er die Nadel wieder einige Secunden lang bey geschlossenen Augenliedern frey in der Wunde hangen, und fomentiert es warm. Nachdem nun die Augenlieder wieder geöffnet, läßt er den Kranken einigemale schwer durch die Nase Athem holen, gibt ihm einige Schläge mit der Hand auf den Kopf, und zieht dann, wenn sich keine Verdunkelung mehr zeigt, und der Operierte sieht, die Nadel heraus. Der Verband geschieht mit etwas Baumwolle. Die Ope-

ration an dem rechten Auge geschieht auf dieselbe Weise, nur mit der linken Hand. Der Erfolg dieser Methode war im Ganzen sehr günstig, die Fälle wo sie mißlang mochten etwa zehn p. Ct. betragen, half sie nicht, so wurde die Operation nach Beseitigung der Reizung so oft es nöthig, ja bis zu sieben Mal wiederholt. Der große glückliche Erfolg, welcher mit dieser Operationsmethode verknüpft war, die Leichtigkeit ihrer Erlernung, selbst bey ganz mangelnden anatomischen Kenntnissen, die Leichtigkeit womit sich die nöthigen Instrumente dazu verschaffen lassen, so wie ihre Einfachheit, welche allen übrigen Sitten der Eingeborenen entspricht, bewogen den Verf. sie bey den eingeborenen Studenten der Medicinal-Anstalt, welche unter seiner Leitung steht, einzuführen. Nachdem er ihnen die nöthige Unterweisung über die Structur des Auges gegeben, und sie die Operation an Thieren machen lassen, ließ er sie unter Anleitung des einen Oculisten, Soutcowree mit Namen, auch an Menschen operieren, wovon der Erfolg folgender war: drey Studenten operierten im Ganzen siebenzig Staarblinde, wovon eine Operation wegen heftiger Entzündung, zwey wegen Amaurose verunglückten, bey einer das Gesicht unvollkommen, bey sieben der Erfolg unbekannt blieb, bey vierzehn sich ein Nachstaar zeigte, der aber meistens einer zweyten Operation wich, bey den übrigen aber das Gesicht völlig wieder hergestellt wurde. Diese Uebersicht entspricht gewiß allen Anforderungen, welche man an die Indische Methode machen kann, nur fragt es sich, ob ihre Gefahrlosigkeit nicht auch theilweise in der, bekanntlich nicht zu Entzündungen geneigten, Natur der Indier begründet sey. — Fall von Hydrophobie,

von R. H. Kennedy M. D. Bietet eben keine außergewöhnliche Erscheinungen dar, als vielleicht nur, daß der Kranke sich beständig bemühte den Krampf bey Annäherung von Wasser zu überwinden, und selbst aus eigenem Antriebe häufig Versuche machte zu trinken. — Bericht über die Wirksamkeit des schwefelsauern Quinins bey intermittierenden Fiebern, von D. S. Young Esq. Nur Bestätigung bekannter Dinge.

Appendix. 1) Ueber den Nutzen der Wurzel Cyperus rotundus, vom General-Major Hardwick. Sie wird von den Eingeborenen mit Nutzen als ein Tonicum und bey Unterleibsbeschwerden gebraucht. — 2) Fall von Paralyse der untern Extremitäten, von A. Gibson. Sie wurde durch eine zufällige Verbrennung der Füße gehoben. — 3) Auszug aus einem Briefe über Hydrophobie und eine eigenthümliche Absorption des Kopfknochens, von T. G. Baker. Letztere entstand an verschiedenen Stellen, nach einem kleinen Geschwüre, ohne Schmerzen und ohne Exfoliation. — 4) Ueber die Wirksamkeit einer Pflanze gegen den Schlangenbiß, von Olsen. Der Verf. übersendet ein getrocknetes Exemplar derselben; der Saft der frischen Blätter soll zwischen den Händen ausgedrückt und in die Nase geschnoben werden, worauf die Heilung sogleich erfolgt. — 5) Ueber denselben Gegenstand, von Dr. Butter. Der Verf. hält die Sache der Aufmerksamkeit werth, wagt aber noch nicht etwas Näheres darüber zu bestimmen. — 6) Mittheilung von Dr. Wallich. Ihm zufolge ist jene Pflanze die Phlomis esculenta Roxb. — 7) Erbliche Zusammenschnürung der Augenlieder, von G. G. Spilsbury bey Mutter und zwey Kindern beobachtet. — 8) Ueber einige der von Grierson angeführ-

ten Arzeneymittel. — 9) Vertreibung von Lumbrici durch Mudar (Asclepias Vincetoxicum), von Playfair. — 10) Ueber dasselbe als Mittel gegen Leprosis. — 11) Nachricht über das Mott'ha Zuhur, von W. Hunter. Ist ein heftiges Pflanzengift. — 12) Fall von Amputation von Bell. — 13) Ueber eine neue Species von Daphne, von Dr. Wallich. — 14) Anwendung der faba indica in der Cholera. — 15) Fall von Hydrophobie. — 16) Vorschlag einer Anlegung eines medicinischen Gartens. — 17) Bekanntschaft des Hindoo mit dem Leotonöl. — Meteorologische Tabellen zu Keitah, von C. Mackinnon, im Januar, Februar und März 1825.

(Die Anzeige von Vol. III. in einem der folgenden Stücke.)

Chur.

Die Schweiz in ihren Ritterburgen und Bergschlössern historisch dargestellt von vaterländischen Schriftstellern. Mit einer historischen Einleitung von Professor Hottinger in Zürich, und herausgegeben von Professor G. Schwab in Stuttgart. 2 Bde. 460 S. in 8. 1828. Mit Kupfern.

Das Werk von Gottschalk über Deutschlands Burgen erregte bey dem Verleger, Herrn Dalp in Chur, die Idee, ein ähnliches über die Schweizer Burgen zu begründen; und es gelang ihm eine Anzahl achtungswerther Männer dazu zu vereinigen. Die Schweiz, so reich an Erinnerungen und an Denkmälern, bedurfte dasselbe um so viel mehr, da sie das Ziel so vieler Reisenden ist, die auch darüber Aufklärun-

gen suchen. Wenn nun auch gleich das Historische die Grundlage bilden mußte, so lag es doch schon in der Bestimmung des Werks, daß auch die Sage davon nicht ganz ausgeschlossen werden durfte; und auch die hin und wieder eingestreuten Poesien stehen gewiß an dem rechten Orte. In der historischen Einleitung werden vom Herrn Professor Hottinger sehr passend die allgemeinen Ursachen entwickelt, wie in den Jahrhunderten des Mittelalters jene Monumente entstanden, blüheten, und wieder in Ruinen sanken. In dem vorliegenden ersten Bande werden 27 Ritterburgen behandelt. Ihre Geschichte schließt sich natürlich an die Geschichte der Geschlechter welche sie errichteten und bewohnten, und die Genealogie derselben. Die Reihe eröffnet 1. Habsburg; behandelt vom Herrn Professor Münch, jetzt in Löwen. Die Genealogie des Hauses wird bis ins 15te Jahrhundert herunter geführt, und daran schließt sich die Beschreibung der Ruine und ihrer Abbildung. 2. Neu-Habsburg in Lucern, von Dr. Stadlin. Rudolph von Habsburg bewohnte sie häufig, und in ihre Nähe wird die Erzählung von dem Priester mit der Monstranz gesetzt. 3. 4. 5. Burgen in Thurgau, vom Pfarrer Pupikofer. Sie hießen Arbon, Altarklingen und Bischofzelt. 6. Aigremont von Franz Kuenlin. 7. 8. 9. Hohen-Sax, Forstek und Frischenburg in St. Gallen von Dr. Henne. Daß das Geschlecht der Herren von Sax auch Minnesänger in seiner Mitte hatte, ist aus dem Manessischen Codex bekannt, aus dem der Lobgesang auf die heil. Jungfrau von Eberhard von Sax mitgetheilt wird. 10—16. Burgen im Aargau, von Markus Lutz. 17. Wädischweil

in Zürich, vom Professor Heinrich Escher daselbst. Ihre Geschichte ist am ausführlichsten, und zum erstenmal aus Urkunden dargestellt; und erhält dadurch auch eine diplomatische Wichtigkeit. 18. Weißenburg in Bern, und 19. Ramstein in Basel, beide von Marcus Lutz, und letztere mit einer Schilderung des vormaligen Baseler Ritterwesens. 20. Greyers in Freyburg, von Franz Kuenlin. Die Genealogie der Grafen Greyers wird bis auf die Zeiten heruntergeführt, wo der letzte derselben, der kinderlos war, seine Burg 1554 seinen Gläubigern überlassen mußte. Von dieser, so wie von der folgenden 21. Iberg von Hartmann, wird die Ansicht mitgetheilt. Noch vor 8 Jahren war es bewohnt. 22. Dornach in Solothurn von Marcus Lutz, und 23. Mont Salvens in Freyburg von Franz Kuenlin. 24. Neusseck von Dr. C. Stadlin. Schon 1308 ward es nach der Ermordung Kaiser Albrecht woran sein Besitzer Antheil genommen hatte, zerstört. Die Mauern zerfallen in Trümmer. 25. Balen in Solothurn von Straumeyer. Die Burg, merkwürdig durch ihre Lage, ist in eine Felsenwand hineingebaut. 26. Hünenberg, von Dr. Stadlin, und 27. Ringenberg in Bern, von Marcus Lutz.

Von sieben dieser Burgen, wozu auch die letzte gehört, sind in saubern Kupferblättern die Ansichten mitgetheilt. Wir hoffen daß das Unternehmen seinen Fortgang habe, und zweifeln nicht daß es Vielen eben so belehrend als unterhaltend seyn werde.

Hn.

S. 21 Z. 19 sind die Worte: 'jetzt Lord Anglesey' wegzustreichen. Sir Arthur Paget ist ein jüngerer Bruder des Marquess of Anglesey.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

77. Stück.
Den 11. May 1829.

Göttingen.

Von der hiesigen philosophischen Facultät ward dem verdienstvollen Herrn Geh. Kammerrath Ritter Flebbe in Hannover, bey seiner 50jährigen Amts-Jubelfeyer am 8. Januar zur Bezeugung ihrer Theilnahme, das Ehrendiplom eines Dr. Philosophiae ertheilt.

Eben dieselbe, erneuerte auch dem berühmten Herrn Geh. Rath Ritter Crome in Giessen, bey seiner Amts-Jubelfeyer am 26. März das Doctordiplom, welches derselbe am 22. October 1785 von ihr erhalten hatte.

Wir glauben nur billigen Erwartungen Genüge zu leisten, wenn wir von den hier kürzlich erschienenen Dissertationen zur Erlangung der philosophischen Doctorwürde eine kurze Nachricht geben. Seit dem Anfange des gegenwärtigen Jahrs haben wir folgende anzuzeigen:

1. De duplice Canonum qui Apostolorum nomine circumferuntur, dissertatio. Scripsit Otto Carsten Krabbe, Hamburgensis. 29 Seiten in 4. Nach einer critisch-literarischen

Uebersicht der darüber aufgestellten Meinungen, geht der Vf. die sogenannten apostolischen Canones einzeln durch, und zeigt, daß dieselben, aus verschiedenen Zeiten sich herschreibend, in die jetzige Sammlung vereinigt worden seyn.

2. Observationes ad Anacreontis fragmenta genuina, scripsit Theodorus Benfey. 44 S. in 8. Die hier vorgeschlagenen Veränderungen beziehen sich auf die 17te Ode und auf die Fragmente nach der Fischerschen Ausgabe. Es sind Versuche nach den Gesetzen der Metrik die Verse herzustellen und zu ordnen.

3. De temporum belli Mithridatici primi ratione dissertatio, sripsit A. C. W. Emperius, Brunopolitanus. 28 S. in 8. Die chronologischen Schwierigkeiten in dem Leben Mithridats wurden hier schon durch eine frühere Preisschrift des Hn. Prof. Woltersdorf zu heben gesucht. Diese Schrift hingegen bezieht sich nur auf die Chronologie des ersten Krieges mit Rom. Der Vf. zeigt, daß Plutarch im Sulla, und Appian um ein Jahr von einander abweichen; aber auch Plutarch widerspricht sich selbst in einer andern Stelle im Marius. Allein die Angaben im Sulla sind die richtigern. Nach diesen geht Sulla im Herbst 87 v. Chr. nach Griechenland hinüber; beginnt die Belagerung Athens, und nimmt es ein am 1. März 86. In dasselbe Jahr fallen die Treffen bey Chalcis und Orchomenus, nicht lange nach einander. In dem folgenden Jahr 85 wird über den Frieden unterhandelt, und der Frieden bey Dardanus kommt im Frühjahr 84 zu Stande. Nach diesem der Zug gegen Fimbria, und im J. 83 der Uebergang nach Italien. In einem Epimetro wird eine Stelle des Dio T. II. p. 204 Reisk. verbessert.

4. De Cadyti urbe Herodotea Dissertatio, Ferdinandus Hitzig, Badensis. 18 S.

in 4. Bekanntlich kommt bey Herodot II, 159 u. III, 59 die Stadt Cadytis als eine große Stadt in Syrien vor. Unter den verschiedenen Erklärungen von derselben, die der Vf. aufzählt, ist die, daß Jerusalem darunter zu verstehen sey, die gewöhnlichste. Der Verf. widerlegt dieselbe, und sucht durch wichtige Gründe, theils historische, theils geographische, darzuthun, daß Gaza darunter zu verstehen sey.

5. De demis, sive pagis, Atticae disquisitio. Scripsit Carol. Ludov. Grotefend, Hannoveranus. 46 S. 8. Nach einer vorausgeschickten kurzen historischen Einleitung gibt der Vf. (Sohn des Hn. Directors in Hannover) ein durch Benutzung der neuen Hülfsmittel vermehrtes critisches Verzeichniß der Attischen Demi. Die Zahl der Namen mit Beyfügung der Beweisstellen steigt bis 152; wozu noch 36 suspecti kommen. Ein Index Demorum secundum tribus (φύλας) confectus, ist am Ende beygefügt.

6. De sententia quae Aeschyli Agamemnoni subest dissertatio. Scripsit Arminius Frid. Zeiss, Saxo-Gothanus. 46 S. 8. Die neueren Untersuchungen der Hn. Welcker, Blümner, und v. Humboldt über die Orestische Trilogie haben diese Abhandlung veranlaßt. Nach dem Vf. ist es der Begriff oder die Ahnung einer obersten Gottheit, höher als die Volksgötter, einerley mit der Vorsehung, welche die Welt regiert, von ihm Zeus genannt, welche bey den Stücken des Aeschylus zum Grunde liegt. Dieß wird hier aus dem Agamemnon, mit Uebersetzung der dahin passenden Stellen dargethan; und zugleich die Meinungen seiner Vorgänger geprüft: 'Sententia in Agamemnone expressa, heißt es am Schluß, haec mihi esse videtur: quum omnia a numine potentissimo gubernentur, etiam homines ab eo respiciuntur, eorumque vita et actio. At-

que hoc quidem numen, quemadmodum illos, qui ipsum colunt et venerantur, tuetur semper et beatos reddit, ita hos qui impii sunt, qui divina et humana iura pervertunt et sceleribus se contaminant, punit serius ocius, et ex altissimo felicitatis gradu in voraginem perniciei praecipitat. Neque unquam remoratur poena, nam etiam posteri scelerum a patribus commissorum poenas subeunt. Quum ex hac causa, tum quia exsecratio in genus aliquod enuntiata, interitum ei parat, tristis est sors humana et miseranda. Wir hoffen daß die Untersuchung auch durch die beiden anderen, zu der Trilogie gehörigen Stücke, durchgeführt werden wird.

7. De secundo libro Maccabaeorum Dissertatio. Scripsit Carolus Bertheau, Hamburgensis. 59 S. 8. Eine mit nicht weniger Scharfsinn als Gelehrsamkeit angestellte Critik des zweyten Buchs der Maccabäer, das derselben allerdings sehr bedürftig war. Sie zerfällt in drey Kapitel: 1. De forma libri. Es wird gezeigt daß das ganze Buch von Kap. 2, 20 bis ans Ende ein Auszug aus dem Werke des Jason von Cyrene in fünf Büchern, sey; nicht aber aus mehreren. 2. De epistolis libro propositis. Eine Critik der beiden Briefe die dem Auszuge aus den Werken des Jason vorgesetzt sind. Die Unechtheit des ersten Briefes wird zugegeben, aber die Haupteinwendung die man gegen die Echtheit des zweyten gemacht hat, falle weg, wenn das Datum, 1, 10 das man zu diesem gezogen hat, zu dem ersten, als der Schluß des vorhergehenden neunten Verses gezogen werde. 3. De compendio librorum V. Jasonis. Die Wichtigkeit des Werks des Jason müsse nicht nach den darin enthaltenen fabelhaften Erzählungen, sondern nach den beglaubigten historischen Thatsachen gewürdigt werden.

Diese werden alsdann einzeln bemerklich gemacht. 4. De Epitomatoris placitis. Das Buch sey auch deshalb von Wichtigkeit, weil die Lehren der Pharisäer in demselben deutlicher als anderswo angegeben werden, die der Vf. darnach erklärt. Wir hoffen die so ausgezeichnete Abhandlung als ein Unterpfand weiterer critischer Studien betrachten zu können.

8. De ratione chemica cementi in porphyrite dissertatio. Scripsit Wilh. Ed. Fuss, Vratislaviensis. 21 S. 4. Die Schrift enthält die chemische Analyse des Cements in dem Porphyrit: 1. In der Friedr. Wilhelmsgrube zu Löbejün in dem Petersberge bey Halle. 2. In der von Elfdale in Schweden. Weitere Untersuchungen, auch in anderen Gegenden werden versprochen.

Von den beiden mathematischen Abhandlungen können wir, da sie, besonders die erste, fast bloß in Rechnungen bestehen, nur die Titel anführen.

9. Observationes in fractiones continuas specimen. Scripsit Mauritius Stern, Moeno-Francofurtanus. 15 S. in 4.

10. De duplici differentialium notione atque indole, tam ad formam quam ad rem pertinente. Scripsit Aug. Guil. Julius Uhde, Regio-Lutteranus. 31 S. 4. Specimen primum. Ein zweytes Specimen wird noch versprochen.

Wien.

Druck und Verlag von J. P. Sollinger: Beobachtungen und Bemerkungen aus dem Gebiete der practischen Chirurgie. Von Vincenz Ritter von Kern, S. K. K. apost. Majestät Rath und wirklicher(m) Leibchirurg, Ritter ꝛc. IV u. 326 S. 8. 1828. Mit einer Kupfertafel.

In 45 Beobachtungen liefert der Vf., der als Lehrer schon seit längerer Zeit sich zurückgezogen, den Beweis, wie sehr er bey Leitung der ihm frü-

der untergebenen chirurgischen Klinik es sich hat angelegen seyn lassen, genau zu beobachten und ohne sich durch Anfeindungen von außen wegen seiner einfachen und von dem gewöhnlichen Verfahren so sehr abweichenden Behandlungsweise irre machen zu lassen, das Erfahrene zur Aufmunterung seiner Jünger und zum Wohle der Leidenden treu aufzubewahren. Rec. würde aber dem Vf. dabey mehr Auswahl angerathen haben, indem durch viele höchst unwichtige Krankengeschichten, die oft nur das ganz alltägliche zum Stempel haben, selbst der begierige Leser endlich ermüden muß. Von Ordnung findet man in dem vorliegenden Buche keine Spur; statt daß nach den organischen Systemen die einzelnen Beobachtungen hätten abgetheilt seyn müssen, ist Alles, wenn sich Rec. des Gemeinspruches erlauben darf, wie Kraut und Rüben durch einander geworfen, und was hier endlich ein Inhaltsverzeichniß wieder gut gemacht hätte, sind an dessen Stelle auf 20 Seiten 71 Personen mit ausführlichen Titeln namhaft gemacht, denen der Verf. als seinen ehemaligen Schülern sein Werk widmet.

Neben der guten Erzählung der einzelnen Krankengeschichten, in denen man auch die Wahrheit erkennen kann, verdient besonders noch die genaue Angabe der Operationsweisen löbliche Erwähnung, der man nur aufmerksam zu folgen braucht, um sich ein möglichst deutliches Bild von dem Hergange bey den blutigen Verrichtungen zu verschaffen. So hat z. B. Rec. mit wahrem Ergetzen in der 21sten Beobachtung die Beschreibung einer Ausschälung des Augapfels gelesen, die ein Markschwamm dieses Gebildes bey einem Knaben von 8 Jahren nothwendig gemacht hatte. Des Meisters Fertigkeit im Operieren geht aus der klaren Mittheilung deutlich hervor, ...ner allein verdankt der kleine Kranke seine

Wiederherstellung, da der unglückliche Verlauf dieses fürchterlichsten aller Uebel bisher die meiste Erfahrung für sich hatte.

Bey der 25sten Beobachtung, betitelt: 'Anschwellung der Gebärmutter und Harnbeschwerden' muß man bedauern, daß die Krankheit nicht bis zu irgend einem Ausgange verfolgt werden konnte, denn jene äußerlich zu fühlen gewesene Anschwellung des Uterus und die Beschwerden beym Harnlassen waren gewiß nur die Symptome eines weit tiefer in der Gebärmutter und den nahe liegenden Theilen herrschend gewesenen Leidens.

Die 35ste Beobachtung zeigt den merkwürdigen Fall eines Krebses am Penis bey einem 62 Jahre alten Mann ohne irgend aufzufindende Veranlassung. Das Glied wurde amputiert und der Kranke 4 Wochen nach der Operation geheilt entlassen. Ob aber das Individuum auch nachher gesund geblieben ist, hat der Vf. nicht bemerkt, und Rec. muß es geradezu bezweifeln und behaupten, daß jenes durch das Messer weggenommene entartete Gebilde nur der örtliche Ausbruch eines tiefer im Organismus gelegenen Leidens gewesen, da keine Ursache, die den Krebs an dem namhaft gemachten Orte hätte erzeugen können, ausgemittelt werden konnte. Leider ist aber dann das Operieren nur ein symptomatisches Verfahren, dem die Krankheit trotzt und von Neuem erscheint, wenn der Schmerz der blutigen Verrichtung fast noch in voller Erinnerung ist. Bey der Ausführung zweyer Harnblasensteinschnitte, die in der 43. und 44. Beobachtung erwähnt werden, vermißt man ungern die Angabe der Operationsweise des Hn. Vfs., die doch hier in der Kürze an ihrer Stelle gewesen seyn würde. Der eine Fall betraf ein kleines Mädchen von 6 Jah-

ren, welches in einem Zeitraume von 3 Wochen zwey Mal die Operation, aber, wie man anfangs geglaubt, ohne Erfolg hat überstehen müssen. Der Stein hatte trotz aller angewandten Mühe und Geduld aus der Blase nicht entfernt werden können, da die vordere Wand derselben sich immer zwischen die Blätter der Zange gelegt hatte. Später aber war dem Vf. angezeigt worden, daß von einem seiner Schüler der von selbst abgegangene Stein beym Wechseln der Schwämme heimlich entwendet worden war.

Zu Ende des Werks sind Bemerkungen über die Durchbohrung des Trommelfelles, welcher unser Verf. sehr das Wort spricht, und in der 45sten und letzten Beobachtung ist der Fall einer Taubheit erzählt, deren Grund nicht zu ermitteln gewesen, aber durch Perforation des Trommelfells geheilt worden ist.

Die dem Werke beygegebene Kupfertafel zeigt die Stelle an, wo die Durchbohrung des Trommelfells geschehen müsse, ohne daß man zu befürchten habe, das Manubrium des Hammers, die Chorda tympani oder das Periosteum der Trommelhöhle weder zu dislocieren, noch zu verletzen. Auch findet sich auf derselben Tafel das Instrument abgebildet, welches der Verf. bey dieser Operation allen andern vorzieht. Es kommt dem Hydrocele-Troicart an Länge und Dicke gleich, ist nicht gespitzt, sondern an dieser Stelle rund mit scharfen Rändern und hohl. Die damit gemachte Oeffnung bildet weder eine Linie, noch einen Punct, sondern eine Kreisfläche, wo sich also die Ränder selbst im Erschlaffungszustande des Felles nicht einmal berühren, daher auch keine Wiederverwachsung Statt finden kann.

Mansfeld. Dr.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

78. 79. Stück.
Den 14. May 1829.

Heidelberg.

Bey Oswald: Nachrichten über die früheren Einwohner von Nordamerica und ihre Denkmäler, gesammelt von Assall, Berghauptmann des Staats Pensylvanien; herausgegeben von Prof. Mone. Mit einem Atlas von 12 Steintafeln. 1827. in 8.

Schon im J. 1820 erschien in der Archaeologia Americana (wie auch in der Vorrede zu diesen Nachrichten bemerkt wird) ein Aufsatz von dem Rechtsgelehrten Atwater von Cincinnati, worin die bisher entdeckten alten Denkmäler Nordamerica's näher beschrieben, zusammengestellt, und nach ihrem Zweck und wahrscheinlichen Alter classificiert wurden. Hr. Assall (anscheinend ein Deutscher, der sich in America niedergelassen) hatte Gelegenheit den größten Theil dieser Denkmäler selbst zu sehen; er vervollständigte den Atwaterschen Aufsatz, und theilte diese Materialien Hn. Prof. Mone mit, der sie nun hier dem Publicum vorlegt. Die Erdstrecke, binnen welcher die

hier beschriebenen Monumente sich finden, begreift den Staat Neu-York (vorzüglich an den Küsten des Ontario-Sees) den westlichen Theil von Pensylvanien, und den Ohiostaat. Sie bestehen in ausgegrabenen Waffenstücken und andern Utensilien, Grabhügeln und sonderbaren lagerartigen Befestigungen. Der Entstehung nach finden wir sie hier eingetheilt in 1) Indianische, 2) Europäische und 3) von einem unbekannten Volke. Zu den alten Ueberresten der, durch die Europäischen Ansiedler immer mehr westlich zurückgedrängten Indianer rechnet der Verf. Gruppen von Erdhöhlen, dabey ungeheure Haufen von Austerschalen, steinerne Waffen und Begräbnißhügel, in denen die Leiche allzeit sitzend oder stehend, und mit den noch üblichen Waffen der jetzigen Indianer beerdigt ist. Eben so wenig zweifelhaft sind die Verschanzungen der Europäischen Ankömmlinge, in denen nicht selten Gewehrläufe und Altfranzösische Münzen ausgegraben werden. Wichtig aber, und durch kein historisches Datum zu erläutern sind die Ueberreste jener dritten Classe: die eines unbekannten Volks. Sie bestehen aus den obengedachten lagerartigen Umwallungen von verschiedener, zum Theil sehr bedeutender Arealgröße, meistens aus Erdarbeiten, ausnahmsweise aber auch aus lockern Steinen aufgeführt, wie beide Arten auch bey den Altgermanischen Befestigungen in Deutschland vorkommen. Was sie aber von diesen unsern vaterländischen Monumenten vorzüglich unterscheidet, ist ihre regelmäßige Gestalt in der Grundform. Während jene germanischen Umwallungen nur der zufälligen regellosen (niemals geradlinigen) Gestalt eines sonst günstigen Terrains folgen, bestehen diese hier fast sämmtlich aus zirkelförmigen Kreisgestalten, die durch Gän-

ge zwischen doppelten Wällen mit benachbarten viereckten oder sonst doch geradlinigen Verschanzungen in Verbindung gesetzt sind. Sie liegen allzeit hart an Seen und Flüssen, auf dem besten trockenen Boden, wo sie vor Ueberschwemmungen gesichert sind. Die Erdwälle haben oft eine Höhe von 20 — 30 Fuß; gewöhnlich mehrere, zuweilen selbst sehr viele Eingänge, die aber immer durch einen dahinter aufgeworfenen Erdhügel oder eine kleine Brustwehr gegen gewaltsames Eindringen gedeckt sind. Innerhalb dieser Lagerplätze erhebt sich gewöhnlich ein Hügel, der zuweilen umher mit Steinen gepflastert ist; nicht selten auch Grabhügel voll Menschenknochen. (Beides findet sich auch in der Regel in altgermanischen und celtischen Befestigungen; doch ist kein Grund vorhanden, diese Befestigungswerke mit den Grabhügeln darin, oder in der Nähe, in bezügliche Verbindung zu setzen; vielmehr scheint es, daß man bey Anlegung solcher Festen gern ältere Grabhügel, als künstliche Erhöhungen benutzte, woraus es sich denn auch hier erklärt: wie man oft unten in den Erdwällen menschliche Skelette antrifft.) An einzelnen Stellen fand man auf den Wällen eine Menge Topfscherben, schwarz auf dem Bruche. Fragt man nach dem wahrscheinlichen Zwecke dieser Erdwerke, so überzeugt schon ein oberflächlicher Blick auf die mitgetheilten Situationsplane, daß hier nur Schutz entweder gegen Ueberschwemmung (Bedeichung) oder gegen kriegerische Angriffe (Verschanzung) in Frage kommen kann. Doch dem ersteren Zwecke widerspricht schon die Menge von Eingängen an allen Seiten dieser Erdwälle, und es bleibt nur der Zweck militärischer Befestigung übrig. Aus der Anlage und dem Bau dieser Werke jedoch auf den Grad der militärischen Aus=

bildung, auf die Waffenarten des Volks, von dem sie herrühren, schließen zu wollen, würde ein vergebliches Bemühen seyn. Nur so viel scheint dem Ref. aus allen Umständen wahrscheinlich, daß diese Lagerplätze nicht sowohl militärische Vertheidigungspuncte, als vielmehr solche oppida und recessus waren, wie Cäsar sie bey den Galliern und Britanniern fand, in unzugänglichen Sümpfen belegen, wohin man bey feindlichen Invasionen Weiber, Kinder, Vieh und Schätze flüchtete bis die Gefahr vorüber war, und sich nur bey unerwartetem Anfalle, nicht aber gegen eine langwierige Belagerung, zu vertheidigen brauchte. So wenigstens werden verschiedene Nebenumstände erklärlich, als z. B. daß die (mit aschgrauen Latten ausgeschlagenen oft 30 Fuß tiefen) Brunnen sämmtlich außerhalb der Befestigungen angelegt sind; ferner die Menge von Topfscherben auf den Wällen, so wie, daß man in einem dieser Wälle eine Reihe von Essen oder Oefen wahrnimmt, deren Feuerspuren sich in 5 Fuß tiefen Schlacken zeigen — alles Beweise eines längeren und ruhigen Aufenthalts der ehemaligen Bewohner in diesen Lagerplätzen. Selbst die Erscheinung, daß gewöhnlich ein oder mehre, durch zwey Seitenwälle gedeckte Wege aus dem Lager zu dem benachbarten Flusse führen, scheint hiermit übereinzustimmen, indem der Zweck derselben kein anderer zu seyn scheint, als der, entweder eine Einschiffung und Flucht zu sichern, wenn man landeinwärtsher vom Feinde bedrängt ward, oder doch unbemerkt zum Wasserschöpfen gelangen zu können. (Solche Vorkehrungen trafen selbst die Römer: vallum ex castris ad aquam ducere incipiunt, ut intra munitionem et sine tempore et sine stationibus aquari possent. Caes. B. civ. 1. 73.)

Eine zweyte Art alter Denkmäler, die gleicher Zeit und gleichem Volke anzugehören scheinen, bestehen aus zwey geradlinigen parallelen Wällen von oft größerer, oft kürzerer Länge; gewöhnlich schließen diese oben und unten an einander, so daß das Ganze den Wettlaufbahnen der Alten gleicht. Nicht selten führt ihre Richtung auf ein paar Grabhügel zu, die außerhalb dieser Werke liegen. An Verschanzungen, wie die erstgedachten Monumente, ist hierbey nicht wohl zu denken, da die Parallelen der Wälle manchmal nur eine Ruthe breit auseinander stehen; es bleibt also nur die Vorstellung übrig, daß hier Spiele bey Beerdigungen vornehmer Personen gefeyert wurden.

Die dritte und letzte Art der in diese Classe gehörigen Denkmäler besteht in Grabhügeln, sowohl in solchen, die aus Erde aufgeworfen, als in solchen, die aus lockern Steinen zusammengetragen sind, und sowohl menschliche Skelette, als Urnen mit Asche enthalten. Von Umfange sind diese Hügel sehr verschieden, zum Theil 300 Fuß im Durchmesser, die dann mehrere Tausende von Skeletten in sich schließen, gewöhnlich aber nur von dem Umfange, um ein paar Leichen zu bedecken. Kinder und Erwachsene liegen beysammen. Die Leichen ruhen unmittelbar in der Erde, und hin und wieder fand man dieselben in einer aus Steinplatten zusammengesetzten Grabkammer des Hügels. Einige Skelette zeigten Spuren, daß sie dem Feuer ausgesetzt gewesen. Den Leichen sind irdene Gefäße beygegeben, schwarz auf dem Bruche und mit gestoßener Hornblende gemischt (ganz wie die in unsern germanischen Gräbern!) geschlagene Pfeilspitzen und geschliffene Steinkeile aus Quarz und Feuerstein, und ausnahmsweise Zier-

rathe von Gold, Silber; Utensilien aus Eisen und Kupfer. (Leider ist der Gehalt dieser letzteren nicht chemisch untersucht worden, denn höchst interessant müßte es gewesen seyn, zu wissen, ob hier ähnliche Compositionen, wie in germanischen und celtischen Gräbern vorkommen, die bekanntlich ganz mit der Vorschrift des älteren Plinius über die Verhältnisse der Mischung von Bley und Kupfer behuf Waffen und Utensilien übereinkommen.) Alles dieß, die verschiedenen Hügelarten, ihre Structur, die der Grabkammern, die Skelette und Aschenurnen, die Mitgiften, die Textur der Urnenscherben ꝛc. hat zwar eine ganz auffallende Aehnlichkeit mit unsern germanischen Begräbnissen; allein dennoch wird Ref. weiter unten auf zwey bemerkenswerthe Unterschiede zwischen beiden aufmerksam machen.

Der Verf. wirft sodann die wichtigste von allen Fragen auf: welchem Volke oder Völkerstamme diese Denkmähler zuzueignen seyn möchten? Daß die beschriebenen Befestigungen, die Parallelwerke, die Grabhügel verschiedenen Urhebern und Zeitaltern angehören sollten, dafür ist kein Grund vorhanden; vielmehr redet ihr Zusammenliegen, der Grad der Cultur, den alle drey Arten dieser Monumente beweisen, gegen eine solche Annahme. Daß sie den Vorfahren der jetzigen Indianer — die ihre Todten nie verbrannten, die diese Denkmähler selbst einem unbekannten untergegangenen Volke der Vorzeit beylegen, die den Gebrauch der Metalle nie kannten, und deren Schedelform von denen dieser Grabhügel völlig abweicht — nicht angehören, ist ebenfalls wohl zweifellos. In letztgedachter Hinsicht heißt es hier (S. 79): 'Die Skelette und Knochen, welche man in den Hügeln findet, gehörten nie zur indianischen Stamm-

rasse, denn diese ist von schlankem, mehr hagerem, steif aufgerichtetem Körperbau, jene Skelette aber sind kurz und dick, selten über 5 Fuß hoch, die Stirn ist niedrig, die Backenknochen hoch, das Gesicht sehr kurz aber breit, die Augenhöhlen groß, und das Kinn breit. Diese Beschreibung ist von mehr als 70 ausgegrabener Schedel entnommen.' Wenn nun aber aus alle diesem ziemlich kurz der Schluß gezogen wird, daß Völkerschaften, die nach und nach aus dem Süden Asiens, bekannt mit dem Gebrauch der Metalle und der Befestigungskunst, aufwärts nach dem Norden, und so zuletzt nach America hinübergedrungen seyen, wo sie sich 'nach Analogie der heiligen Oerter der Hindus' allzeit auf der Bank eines fließenden Wassers angesiedelt: so ist dieß zwar der gewöhnlichen Annahme einer allgemeinen Bevölkerung des Erdkreises von Asien aus gemäß, die denn auch namentlich in Hinsicht auf America durch dessen geographische Lage im Norden gegen Asien, so wie durch die unter den Indianern allgemein verbreitete Sage unterstützt wird, daß auch ihre Vorfahren von Westen her nach America eingewandert seyen. Wenn man jedoch die hier beschriebenen Denkmähler mit ähnlichen im hohen Asien vergleicht, so stößt man doch noch auf Zweifel, die nicht so leicht zu beseitigen sind. Die oben beschriebenen Befestigungen nämlich haben mit denen, die Pallas in Siberien fand, keine weitere Aehnlichkeit, als daß sie beide aus Erdumwallungen bestehen; ihre Grundform ist völlig verschieden. Wäre aber diese Aehnlichkeit wirklich auch größer, als sie ist, so ist zu bedenken, daß so lange der Mensch nur mit einfachen natürlichen Waffen kämpft, auch die Vertheidigungsmittel dagegen in allen Welttheilen ungefähr die nämlichen seyn

werden, ohne daß daraus ein Beweis für gemeinsame Abstammung hergenommen werden kann. Die Anlage solcher Werke an Flüssen ist eben so aus der Natur der Sache, dem Schutzmittel, welches diese gewähren, und dem Bedürfniß nach Wasser, zu erklären. Die beschriebenen Grabhügel aber anlangend, so haben sie allerdings im Allgemeinen eine große Aehnlichkeit mit einer gewissen Classe solcher asiatischen, namentlich sibirischer Gräber, die man allen Umständen nach für die ältesten daselbst halten muß. Auch darin kommen sie mit diesen überein, daß so wenig in ihnen, als in diesen nordasiatischen, Glasperlen oder sonstige Spuren von Glas gefunden werden. Allein wo, über den ganzen Erdkreis, sehen sich die Grabhügel und die Begräbnißarten des grauen Alterthums im Allgemeinen nicht ähnlich? In ihren einzelnen Theilen und Eigenthümlichkeiten, ist die Aehnlichkeit, die sie mit den germanischen und celtischen gemein haben, noch viel größer. Alles was hier als Regel, oder als Ausnahme im Aeußern und Innern dieser Grabhügel beschrieben wird, kommt ganz so in den alten Gräbern von Deutschland, Schweden, Frankreich und Britannien vor; sie unterscheiden sich von diesen in der That nur durch den Mangel an Glaszierrathen. Was sie aber sowohl von den asiatischen als europäischen Gräbern sehr auffallender Weise unterscheidet, ist der gänzliche Mangel von Pferdeknochen und Pferdegeschirr. Ref. hat nie in irgend einer Beschreibung eines entdeckten americanischen Grabes die Angabe gefunden, daß Pferdeknochen darin bemerkt worden; hier aber wird das Nichtvorkommen derselben ausdrücklich bezeugt. Daß zur Zeit der Entdeckung Americas den Eingebornen das Pferd unbekannt war,

und daß es erst durch die Spanier dahin gebracht wurde, ist bekannt. In Asien dagegen ist es, so weit Geschichte zurückreicht, allzeit Hausthier gewesen. Ist es aber wahrscheinlich, daß ein von Asien nach America auswandernder Volksstamm ein Hausthier von solcher Wichtigkeit, wie das Pferd, zurückgelassen haben sollte? oder daß ein solches Volk die angestammten Begräbnißgebräuche bey der Verpflanzung in ein neues Vaterland nur hinsichtlich des Pferdeopfers (dessen Spuren fast nie in einem asiatischen Grabhügel fehlen) modificiert haben sollte? Beides schwerlich; vielmehr müssen wir annehmen: den ältesten Bewohnern Americas sowohl, wie den spätern Indianern, fehlte das Pferd. Geschah die Einwanderung aus der alten Welt, geschah sie nun entweder von Osten, oder von Westen her — so scheint sie doch immer erst nach und nach und in langen Zwischenräumen durch die höchsten Polargegenden geschehen zu seyn, wo Pferdezucht unmöglich war.

Eine Zugabe des Buchs bilden kurze statistische Nachrichten über die nordamericanischen Freystaaten, ein Wörterverzeichniß aus den Sprachen einiger indianischer Horden, so wie Nachrichten von den durch die Franzosen ausgerotteten Caraiben.

Bl.

Dresden und Leipzig.

In der Arnoldschen Buchhandlung, 1828: Geschichte Rußlands nach Karamsin, nebst vielen Erläuterungen und Zusätzen von Dr. Aug. Wilhelm Tappe, Professor (in Tharand) und Ritter des St. Annen-Ordens, Russ. Kaiserl. Rathe, der Königl. Acad. der Wissensch. in Er-

furt und mehr. gel. Ges. Mitgliede. Erster Theil (mit der Abbildung Karamsin's) vom Ursprung des Staates bis Dimitri Donskoi 1362. XVI und 360 S. (Druck und Papier vorzüglich).

Die in aller Hinsicht, besonders aber durch den Reiz der Darstellung vortreffliche Russische Geschichte von Karamsin weiter zu verbreiten, und auch für die Schulen und das größere Lese-Publicum zugänglich zu machen, hatte der durch seine russische Sprachlehre rühmlich bekannte Vf. schon während seines Aufenthalts in St. Petersburg einen russischen Auszug mit philologischem Commentar in deutscher und französischer Sprache unter dem Titel Tableau abrégé de l'histoire de Russie herausgegeben (1819 die erste, 1824 die zweyte Auflage, wovon 1825 der dritte Theil erschien). Das vorliegende für Deutschland berechnete Buch ist eine mit Sacherläuterungen und anderen Zusätzen vermehrte Bearbeitung jenes Auszugs; welche von den mannigfachen Kenntnissen des Verfs. und seinem Fortschreiten in der Literatur ein rühmliches Zeugniß liefert. Wir möchten diesem Unternehmen, so wie den anderen vom Verf. selbst verlegten in dem Vorbericht in Erinnerung gebrachten Schriften desselben immer einen erfreulichen Abgang wünschen, besonders da die allenthalben durchblickenden religiösen Ansichten und moralischen Grundsätze den besten Eifer beurkunden. Aber im Allgemeinen können wir uns keineswegs für solche Auszüge und Zerstückelungen historischer Meisterwerke aussprechen. Der Russe muß sich an das (unübertreffliche) Original, der mit der russischen Sprache nicht vertraute Deutsche an die (von Hauenschild begonnene von andern fortgesetzte) Uebersetzung halten; für das Volk oder die Jugend kann ohnehin die an Greuelthaten

allzureiche ältere russische Geschichte nicht empfohlen werden, so sehr auch die durch Evers gegebenen Erläuterungen über die slavische Blutrache und über das altrussische Familien- Staats-Recht, der im Ganzen so unparteyische Karamsin selbst und unser Verf. diese Ansichten zu mildern geeignet sind. Die 800 Kebsweiber Wladimir's des Großen könnten zwar durch die Geschichten des alten Testaments beschönigt werden, auch lassen wir die von dem Verf. übergangenen, von dem Staatsrath Frähn (in Ibn-Foszlan's und anderer Araber Berichten. 1823) bekannt gemachten orientalischen Nachrichten über die Unkeuschheit der älteren Russen an ihren Ort gestellt seyn, besonders da sie in die Zeit des Heidenthums fallen, und als ein Argument für das Christenthum gebraucht werden. Die deutsche Jugend mag sich an den Schilderungen Tacitus, Menzel's, Luden's und von Gagerns spiegeln. Sehr erhaben ist das Ideal, welches der Verf. in seinem Vorbericht von dem russischen Historiker (soll heißen Historiographen) aufstellt, aber abgesehen davon, daß die Geschichtschreiber aller Nationen von denselben Urbildern und Grundsätzen ausgehen müssen, wäre es wohl zweckmäßiger gewesen, die Regeln aufzustellen, welche ein guter Epitomator befolgen soll. Wir finden nämlich in dem vorliegenden Abregé eine gewisse nur durch Vergleichung mit dem Original aufzuklärende Willkühr; statt das ganze Werk in einen Auszug oder in einen neuen Guß zu bringen, sind die schönen Originalstellen in dem Text nach Willkühr, wie es scheint, theils beybehalten, theils ihrer Mittelglieder beraubt, theils weggeblieben, in den Anmerkungen des größeren Drucks (denn die ganz klein gedruckten mit vieler literarischer Belesenheit abgefaßten Noten sind

des Verfs. alleiniges Eigenthum) hin und wieder eingewebt, dargestellt, daß man in diesem gelehrten Hache den Geschichtschreiber und den Epitomator kaum unterscheiden kann. Auch sind die Anmerkungen nicht immer an ihrer gehörigen Stelle (wie z. B. S. 144 wo des apocryphischen Joakim's Nachrichten aus der früheren Zeit nachträglich beygebracht werden, S. 353 wo die neuere Kunstgeschichte von Petersburg anticipiert wird). Am meisten möchte dem Vf., wenn er dieß Werk mit Erfolg fortsetzen und nicht über die Gebühr ausdehnen will, die Vermeidung überflüssiger, unzeitiger, oft überschwenglicher Betrachtungen anzurathen seyn (wie z. B. S. 182. 183. 226 wo die Stelle vorkommt 'hier müßte man erstlich alle verschiedenen und möglichen Arten der grausamen Blendungen jener Zeit genau kennen, zweytens die in Rede stehende insbesondere, drittens nicht bloß physiologisch-ophthalmisch, sondern auch psychisch, und vielleicht auch selbst magnetisch, müßten Fälle der Art möglich wissenschaftlich erkannt und beurtheilt werden,' und hierauf die ganze Geschichte der mit den Fingerspitzen lesenden Margaretha Evoy aus Eschenmayer's u. s. w. Archiv für thierischen Magnetismus mitgetheilt wird; ferner S. 318 rc. wo der in des Petersburger Gelehrten J. J. Schmidt Schriften hinreichend aufgeklärte Budhaismus und Lamaismus noch durch bildliche Darstellung des Schigemuni, und der Gebetsformel Om Mani padme aum erläutert wird); diese Betrachtungen sind, wie gesagt, treffliche Proben von des Verfs. Erhebung und Gelehrsamkeit, sed his non erat hic locus. In eine Kritik des Einzelnen der geschichtlichen Darstellung einzugehen, verhindert uns die angegebene Verfassung des Buches; wir können daher unter

aufrichtigem Dank für mannigfache Belehrung nur mit der Bemerkung endigen, daß der Verf. als Uebersetzer ganz an seiner Stelle ist, und daß seine Arbeit schon in dieser Hinsicht dazu beytragen muß, dem Studium des Karamsinschen viel zu wenig bekannten Werkes in Deutschland mehr Eingang zu verschaffen.

R.

Lemgo.

Synonymisches Handwörterbuch der lateinischen Sprache für angehende Philologen von Ernst Carl Habicht, Professor und Rector des Gymnasiums in Bückeburg. 1829. 673 S. 8.

Ein synonymisches Wörterbuch ist unsers Erachtens die schwierigste Aufgabe für den Lexicographen. Es erfordert nicht bloß die vertrauteste Bekanntschaft mit der Sprache in ihrem ganzen Umfange, sondern auch einen Scharfsinn, den man von den Verfassern gewöhnlicher Wörterbücher nicht fordert. Es ist hier nämlich nicht von der Bezeichnung von Begriffen im Ganzen, sondern von der Unterscheidung und Bestimmung der feinsten Nuancen derselben die Rede, wodurch das Gewebe einer Sprache in ihre zartesten Bestandtheilen aufgelöset, und ihre verborgensten Eigenheiten aufgeklärt werden. Nothwendig wird daher jeder einzelne Artikel in einem gewissen Grade der Gegenstand einer vorläufigen philosophischen Untersuchung, die freylich für den der sie anstellt ihre eigenen Reize hat, ohne die es unmöglich seyn würde sie durchzuführen; die aber auch deutlich zeigt, daß ein solches Werk nur die Frucht eines lange fortgesetzten und beharrlichen Studiums seyn kann.

Daß es der lateinischen Sprache an einem

solchen Werke bisher fehlte, wird man nicht in Zweifel ziehen wollen, wenn man das Verzeichniß der wenigen Schriften ansieht, die einigermaßen dabey in Betracht kommen, welches der Verf. in der Vorrede mittheilt; das Bedürfniß ist hier aber um so fühlbarer, da die lateinische Sprache, wenn auch nicht mehr lebende Sprache, doch in einem gewissen Grade noch immer Schriftsprache ist. Der Verf., der in seiner Vorrede von seinem Unternehmen mit großer Bescheidenheit spricht, hat daher allerdings eine wesentliche Lücke auszufüllen versucht. Ueber die Regeln, die er sich dabey vorsetzte, erklärt er sich in der Vorrede. Die Frage, welche Wörter als synonym oder bloß verwandt betrachtet werden müssen, wird mit Recht dahin beantwortet, daß nur die, welche den nächsten, nicht aber bloß einen entfernteren Hauptbegriff mit einander gemein haben, dahin zu rechnen sind; und nur ausnahmsweise in einzelnen Fällen, die auch genauer bestimmt werden, andere in das Verzeichniß aufgenommen sind. Der Verfasser hat dadurch der Forderung Genüge gethan, sich seinen Kreis, so weit dieß möglich war (denn einzelne Fälle werden immer zweifelhaft bleiben), fest abzustecken. Die weitere Einrichtung ist nun die: die Wörter sind nach Nummern und zwar alphabetisch geordnet, so daß bey jeder Nummer das erste Wort nach dem Alphabet folgt, und auf dieses die Synonymen; am Ende des Werks ist aber ein allgemeines Wortregister, wo man jedes Wort aufgeführt findet, angehängt. Die Nummern steigen bis 960. Also z. B. 114. Animosus. Fortis. Strenuus. 450. Fidelitas. Fidentia. Fides. Religio. In dem Schlußregister findet man aber alle diese Wörter alphabetisch verzeichnet, so daß man jedes bald in dem Buche

auffinden kann. Bey jeder einzelnen Nummer wird nun zuerst die Bedeutung des ersten Worts angegeben, und demnächst die der übrigen mit Bemerkung der Verschiedenheiten. Dieß wird, wo es nöthig schien, alsdann mit Beweisstellen aus Classikern belegt. Wo der Verf. die Erklärungen von Vorgängern benutzte, ist dieß stets mit größter Gewissenhaftigkeit bemerklich gemacht. Häufig ist auch das gleichbedeutende griechische Wort beygesetzt.

Eine ins Einzelne eingehende Critik einzelner Artikel werden die Leser in diesen Blättern nicht erwarten; sie muß den bloß philologischen Zeitschriften aufbehalten bleiben. Wir müssen uns hier mit einem allgemeinen Urtheil begnügen; und wir fällen dieses, nachdem wir zwar nicht den ganzen Inhalt — dieß kann erst die Frucht eines lange fortgesetzten Gebrauches seyn — aber doch genug Artikel verglichen haben, um ein solches mit Ueberzeugung fällen zu können. Die vertraute Bekanntschaft mit der Sprache, die nur durch lange Studien erhalten werden konnte, ist nicht weniger außerordentlich, als der Scharfsinn mit dem die Verschiedenheiten der Bedeutungen angegeben werden, und die Bestimmtheit mit der dieß geschieht. Daß gegen Einzelnes Einwendungen gemacht werden können, ist natürlich; denn wie wäre bey so schwierigen Bestimmungen durchweg eine allgemeine Uebereinstimmung zu erwarten? Aber zuerst frägt es sich, ob solche Einwendungen gegründet sind? und wenn sie es wären, entscheidet dieß über den Werth des Ganzen nicht. Soll aber von der Vollständigkeit die Rede seyn, so müssen hier die Bestimmungen, welche der Verf. selber in der Vorrede angegeben hat, den Maßstab geben. Als Probe geben wir, nur mit Weglassung der Beweisstel-

len, Einen Artikel, der die Einrichtung des Ganzen deutlich machen wird. №. 426. Facere, Agere, Gerere, Reddere. — Facere (ποιεῖν) etwas für sich Fortdauerndes kunstmäßig hervorbringen, künstlerisch bilden, schaffen, machen. (Conficere etwas bis auf seine einzelnen Theile — Perficere ganz machen, vollenden. So auch Exigere und Peragere). — Agere, πράττειν, practisch handeln, thun, wird besonders von solchen Beschäftigungen gebraucht, die keine wirkliche, fortdauernde Dinge oder Gegenstände hervorbringen, sondern auf etwas schon Bestehendes sich beziehen. Daher facere fabulam, ein Schauspiel dichten; agere fabulam, ein Schauspiel darstellen, denn wenn der Schauspieler von der Bühne abtritt, bleibt nichts Fortdauerndes zurück.

Gerere, ausführen, verrichten, verwalten, gebraucht man von solchen Handlungen, die jemanden vermöge seines Amtes zukommen; auch wenn man andeuten will, wie ein Unternehmen ausgeführt worden. Reddere heißt allemal machen, wenn dadurch den Zustand verändern angedeutet werden soll. — Auf eine ähnliche Weise sind allenthalben die Nuancen der Bedeutungen durchgeführt; denn daß nur dieß, nicht die vollständigen Bedeutungen der Wörter zu erklären der Zweck seyn konnte, versteht sich von selbst. Welchen wichtigen Beytrag aber die lateinische Lexicographie dadurch erhalten habe, bedarf nicht erst unserer Versicherug. Bemerken müssen wir noch, daß den Wörtern häufig Zeichen (Kreuze und Doppelkreuze) vorgesetzt sind, wovon wir die Erklärung vermissen. Sie wird sich leicht auf einem eingelegten Blatte nachholen lassen

Hn.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

80. Stück.
Den 16. May 1829.

London.

Bey James Ridgway, 1828: The speeches of the Right Hon. George Canning, with a memoir of his life. By R. Therry. In six Volumes. Vol. I. 178 und 300; II. 480; III. 543; IV. 442; V. 531 und VI. 427 S.

Schon längst herrschte in England der Gebrauch, daß die vorzüglichsten Redner des Englischen Parlaments bey einzelnen Veranlassungen ihre Reden den Redactoren der bedeutendsten Zeitungen, gleich nachdem sie solche gehalten hatten, und selbst vor Haltung derselben zuschickten, um sich theils gegen eine unrichtige Darstellung aus der Feder der Geschwindschreiber zu sichern, theils auf die Lesewelt zu wirken. Buchhändler-Speculationen, die Eitelkeit der Redner, auch als Schriftsteller zu glänzen, endlich die Begierde ihrer Freunde, oft auch ihrer Biographen, jene Reden in ihrem ganzen Umfange der Nachwelt zu überliefern, haben in der neueren Zeit die Englische Literatur mit vielen Sammlungen von

Parlaments-Reden bereichert, die wir jedoch nicht immer als reichhaltige Quellen für die Geschichte selbst ansehen können. Der hohe Werth den Cicero's Reden als Beyträge zur Geschichte seiner Zeit, seines Characters und Proben der Römischen Beredsamkeit haben und immer behaupten werden, rührt zum Theile von dem Umstande her, daß die auf uns gekommene Literatur der Alten uns nur wenige Proben ihrer Beredsamkeit überliefert hat. Anders ist das Verhältniß in England. Die Ereignisse der neueren Zeit liegen in unzähligen Flugblättern und anderen historischen Actenstücken vor, so wie die Quintessenz der Reden selbst. Das wahrhaft Characteristische der Reden, das was ihnen Leben und Wirkung gibt, vermag der todte Buchstabe nicht wieder zu geben. Aus dieser Ursache erklärte sich Charles Fox gegen vorher schriftlich entworfene Reden, als gänzlich ihre Wirkung verfehlend; er, so wenig als Sheridan, haben jemals eine Rede entworfen, noch eine gehaltene nachgesehen, sondern den Geschwindschreibern überlassen, die ihrigen, so wie sie solche gehalten hatten, der Lesewelt wieder zu geben. So wie es denn überhaupt mißlich ist, aus einer gehaltenen Rede (bey welcher politische Absichten so sehr vorherrschen) auf den eigenthümlichen Character des Redners zu schließen, so scheint uns dieses noch weniger bey denjenigen gedruckten Reden der Fall zu seyn, die vor dem Drucke der Revision des Redners unterzogen worden sind; wir sehen dann wohl, was der Redner wünscht gesagt zu haben, nicht aber was er wirklich gesagt hat. Wenn wir uns freuen vom Cicero auch diejenigen Reden aufbewahrt zu haben, die er halten wollte, aber nicht wirklich hielt, so darf ein Redner unserer Zeit, dessen politisches Seyn in seinen kleinsten Nüancen

uns vor Augen liegt, nicht auf gleiche Nachsicht Ansprüche machen. Sey es aus diesen, oder andern Ursachen: diese Sammlung von Englischen Parlamentsreden machen sogar in England kein ausgezeichnetes Glück. Berühmt wie Cannings Name in Europa geworden ist, möchten wir doch bezweifeln, daß ein Ausländer Muth genug haben werde, die vor uns liegenden sechs Bände seiner Reden vom Anfange bis zu Ende durchzulesen.

Entgegengesetzt von Fox's Ansicht widmete Canning dem Entwurfe seiner Reden eine vorzügliche Sorgfalt; aber indem er sie hielt, riß ihn nicht selten das Feuer der Beredsamkeit hin. Er bearbeitete die vorzüglichsten seiner Reden, die er für den Druck bestimmte, als ein literarisches Product, schnitt jene wilden Auswüchse von Satyre, oft auch von Sarcasmen, hinweg, die seine Freunde zwar tadelten, die seine Feinde erbitterten, die seinen Reden aber unleugbar zur Würze dienten. Diesen Character tragen die bey seinen Lebenszeiten herausgekommenen Reden (Speeches of the Right Hon. George Canning, delivered on popular occasions in Liverpool, 1825. s. Gött. gel. Anzeigen 1. St. 1826) an sich, und eben dieser spricht sich in den vorliegenden sechs Bänden seiner Reden deutlich aus. Ohne der Versicherung des Herausgebers, Canning habe diese Reden vor dem Abdrucke sorgfältig durchgesehen und verbessert, zu bedürfen, wird sich der Leser, der Reden von ihm gehört hat, leicht von selbst davon überzeugen.

Der Herausgeber hat als Einleitung ein Memoir of the Right Hon. George Canning vorgesetzt. Bedenken wir, daß diese Biographie sechs bis sieben Monate nach dem Ableben

des grossen Staatsmannes von einem, der sich als dessen langjährigen vertrauten Freund ankündigt, herausgegeben ist, so können wir leicht die Rechnung ziehen, hier, statt einer getreuen Schilderung dessen was Canning war, nur eine Lobeserhebung zu erhalten. Jedoch hat dieß Memoir, als eine summarische Uebersicht der Hauptmomente von Cannings Leben und Wirken, dem die nachfolgenden Reden zu Belegen dienen, unleugbaren Werth.

Der Verf. dieses Memoirs unterscheidet vier Epochen: die erste von Cannings Geburt an bis zu seinem Eintritt ins öffentliche Leben, 1793; die zweyte bis zu Pitts Tode im J. 1806; die dritte begreift den langen Zwischenraum von 1806 bis zum Tode des Marquis von Londonderry im J. 1822; die vierte, und zwar die glänzendste, von seiner Ernennung zum Staatssecretär für die auswärtigen Angelegenheiten bis zu seinem Tode im J. 1827.

Cannings Vater ward wegen einer Heirath, die er wider Willen seines Vaters geschlossen hatte, enterbt, und mit einem Jahrgehalte von 150 Pf. St. abgefunden; er starb im J. 1771, ein Jahr nach Cannings Geburt. Aeußerste Dürftigkeit zwang seine Mutter Schauspielerin zu werden, wodurch sie, da sie nur sehr mittelmässige Talente für das Theater besaß, nur einen nothdürftigen Unterhalt gewann. Eine Unterstützung die Canning von einem Onkel genoß, machte es möglich, daß ihm eine klassische Erziehung zu Theil werden konnte. Diese Unterstützung ist die einzige, deren sich Canning zu erfreuen gehabt hat; es ist irrig behauptet worden, er habe eine solche von Sheridan genossen. Das einzige pecuniäre Verhältniß, das jemals zwischen beiden Statt gefunden hat, ist, daß

Sheridan kurz vor seinem Tode Canning um 100 Pf. St. bat, die dieser ihm sogleich auszahlte. Canning zeigte schon frühzeitig große Anlagen für die schönen Wissenschaften, insbesondere für die Dichtkunst. Als er kaum das 15te Jahr zurückgelegt hatte, war er schon einer der vorzüglichsten Arbeiter an einem Journal, genannt Microcosm, das die Schüler zu Eton herausgaben. Seine Ode über die Griechen erregte allgemeine Aufmerksamkeit. Wir haben in unsern Tagen aus Sir Walter Scotts mißlungenem Versuch gesehen, daß die Dichtkunst sich mit der ernsten Muse der Geschichte nicht immer verträgt. Daß Dichtkunst und Beredsamkeit gar wohl Hand in Hand gehen, davon liefert Canning den besten Beweis. Das Rednertalent, daß er schon frühzeitig zu Oxford und als Student in Lincoln's Inn entwickelte, war so sehr Gegenstand allgemeiner Bewunderung, daß es die Aufmerksamkeit Pitts auf sich zog. Pitt, der Canning nur durch den Ruf kannte, ließ ihn zu sich kommen, und eröffnete ihm: er würde durch den Einfluß des Gouvernements einen Sitz im Parlamente erhalten können, wenn er die Maßregeln desselben zu unterstützen verspreche. Canning war bis dahin vorzüglich mit den Oppositionsmitgliedern in Verbindung gewesen, doch hatte er in Betreff der kräftigen Fortsetzung des Kriegs gegen die Französische Revolution die Ansichten Pitts getheilt. Er nahm, wie einige behaupten auf Sheridans Rath, den Vorschlag von Pitt an, und ward im J. 1793 für Newport in der Insel Wight, Mitglied des Parlaments. Er begab sich unter Pitts Flügel; viele Grundsätze dieses Ministers waren seine eigenen, oder wurden es im Verfolge der Zeit.

Englands Verfassung hat das Empfehlungs-

werthe vor andern, daß sie dem Einzelnen, der weder durch hohe Geburt, Reichthum, öffentliche Bedienungen, oder vielvermögende Connexionen begünstigt wird, den Weg öffnet, seine Kenntnisse und Talente, seinen Eifer für das Gute geltend zu machen, sich selbst Berühmtheit, Vermögen, Stellen und Würden zu verschaffen. Doch lehrt die Erfahrung, daß ohne Rang, Vermögen und angesehene Familienverbindungen zu besitzen, auch die vorzüglichsten Talente nicht leicht zum Chef einer Partey, oder wohl gar zum ersten Minister führen. Cannings Verfahrungsart verdient um so mehr verfolgt zu werden, als er zu den wenigen Ausnahmen gehört, die beides erreichten. Burke und Sheridan gehören unter den Zeitgenossen Cannings am mehrsten zu denjenigen, mit welchen sich in Betreff ihrer äußeren Verhältnisse und ihrer Talente mit denen des letzteren eine Vergleichung aufstellen läßt. Der Americanische Krieg und die Anklage gegen Hastings gab Burke ein weites Feld, als selbstständig in seiner politischen Laufbahn aufzutreten; dessenungeachtet erhob er sich niemals zum Leiter einer bestimmten Partey, vielmehr ward er in der Folge der politischen Apostasie aufs heftigste beschuldigt. Als Sheridan jene so hoch berühmte Rede über die Mißhandlungen, die die Prinzessin von Oude erlitten hatte, hielt, traten Burke und Fox, bis dahin die Leiter des Hastingschen Processes, gleichsam in den Hintergrund. Allein Sheridan erhielt sich nicht auf der eingenommenen Höhe; Mangel an System und eine dissolute Lebensart ließen ihn tief sinken. Wir werden im Verfolge sehen, wie systematisch Canning das vorgesetzte Ziel seiner politischen Größe verfolgte. Zu den merkwürdigsten Reden Cannings, die aus dieser zweyten Periode hier abgedruckt

sind, gehören sein Maiden Speech über den Subsidientractat mit Sardinien, die Rede über den Sclavenhandel, und die Vereinigung Großbritanniens mit Irland. Canning sah die berüchtigte catholic question, nicht als eine question of right, sondern of expediency an. Schon damals behauptete er: die Nothwendigkeit, den Catholiken gleiche Rechte mit den Protestanten zuzugestehen, liege klar am Tage und würde im Verfolge der Zeit so dringend werden, daß man solche würde zugestehen müssen; auch setzte er als Regel fest: die Emanicipation müßte eine freye Gabe des Parlaments seyn. Im J. 1800 verheirathete er sich mit der Tochter des Generals Scott, deren Schwester mit dem Marquis Titchfeld, gegenwärtigem Herzog von Portland verheirathet war. Durch diese Heirath erhielt er ein hinlängliches Vermögen, unabhängig aus eigenen Mitteln anständig zu leben, und bedeutende Familienverbindungen, Vortheile die ihm im Verfolge seiner politischen Verbindungen nicht weniger Nutzen leisteten, als seine Talente selbst. Ueber seine politischen Anstrengungen vernachlässigte er die Musen nicht. Wer kennt nicht sein Gedicht auf Pitt: 'the pilot that weathered the storm'? Im J. 1801 als Pitt sich zurückzog und Addington erster Minister ward, legte auch Canning seinen Posten als Unterstaatssecretär nieder. So lange als Canning die Stelle die er durch ministeriellen Einfluß im Parlamente erhalten hatte, bekleidete, nahm er an den Parlamentsverhandlungen fast gar keinen Theil, weil Pitt wünschte, seine Freunde sollten die Addingtonsche Administration unterstützen. Nur über Trinidad hielt er in dieser Periode eine lange und höchst interessante Rede. Als Canning aber 1802 durch sein eigenes Interesse Parlamentsmitglied

war, sehen wir ihn den ersten Minister Addington, den er zu seinem Posten unfähig hielt, heftig opponieren. Im J. 1803 unterstützte er Mr. Patten in seiner Anklage der Minister, und bey dieser Veranlassung sehen wir ihn zum ersten und einzigen Mal gegen Pitt selbst reden. Den 3. May 1804 resignierte Addington; Pitt ergriff das Steuerruder wieder; Canning unterstützte diesen seinen Gönner aufs kräftigste. Nach Pitts Tode kam die Administration in die Hände der Whigs und Canning verlor seine Stelle als Treasurer of the navy.

Im Anfange der dritten Periode sehen wir Canning in heftiger Opposition gegen das Whigs-Ministerium, die im April 1806 der des Herzogs von Portland Platz machte, in welcher Canning die Stelle als Secretary for foreign affairs bekleidete. Das Portlandsche Ministerium hatte anfangs eine schwierige Rolle zu spielen. Die Expedition von Kopenhagen ward mächtig im Parlamente angefochten, deren Vertheidigung vorzüglich auf Canning, vermöge seiner Stelle, ruhete. Symptome des Aufstandes der Spanier zeigten sich, Cannings Scharfsinn durchschauete bald dieß große Ereigniß seiner Natur nach und in seinen wahrscheinlichen Folgen; die Schritte die er traf, es auszubilden und zu benutzen, verrathen sein Talent als Staatsmann. Mit gleicher Gewandtheit bog er einem Bruch mit Nord-America vor. In dem Proceß, in welchen der Herzog von York auf eine höchst schändliche Weise verwickelt ward, führte Cannings Behauptung, 'the infamy must attack some where else', das Parlament bald auf die Spur derjenigen, die wirklich schuldig waren.. — Die Landung auf Walchern, ursprünglich von Lord Castlereagh auf Anrathen Holländischer Ausgewanderter ent-

worfen, aber als eine Cabinetssache auch von Canning vertheidigt, führte zu dem Austritt des letztern aus dem Ministerio. Eine Vorstellung über einige Abänderungen die Canning in dem War-Departement (von welchem Lord Castlereagh Chef war) nothwendig erachtete, und dem Herzog von Portland übergab, veranlaßte einen Duell zwischen ersterem und Canning. Der letztere ward verwundet. Beide legten ihre Stellen im Ministerio nieder, welches bald nachher auch vom Herzoge von Portland (wegen Altersschwäche) geschah; der Marquis Wellesley ward erster Minister.

Wir haben gesehen daß Canning gegen Addingtons Administration und die der Whigs als heftiger Opponent auftrat. Die nun gebildete, in welcher die Pittschen Maximen fortdauernd die Oberhand hatten, unterstützte er, und namentlich die Regierungs-Angelegenheiten. Seine Rede im J. 1811 'on the Bullion committee' wird für eine der lehrreichsten gehalten. Mr. Percival succedierte dem Marquis Wellesley als erster Minister, ward aber bald nachher ermordet. Ihm folgte Lord Liverpool. Als langjähriger Freund und Bewunderer Cannings bot er diesem eine Stelle im Cabinet und sogar die des Ministers for foreign affairs (die damals Lord Castlereagh bekleidete) an. Canning lehnte jede Anstellung ab, weil er wegen der Emancipation der Catholiken in Irland von dem damaligen Cabinet abweichender Meinung war.

In der im J. 1812 Statt gefundenen Discussion über die East-India-Company Charter hatte Canning eine so glänzende Rolle gespielt, daß die Kaufleute in Liverpool ihn einluden, sich bey der bevorstehenden Auflösung des Parlaments als Candidat für ihre Stadt zu melden. Die

Art wie er diesen Antrag erhielt, der glänzende Sieg den er über berühmte Nebenbuhler bey den verschiedenen Wahlen davon trug, regte seine Eitelkeit auf. Wir sehen Canning in mehreren public speeches, die er in Liverpool hielt, sich über öffentliche Gegenstände mit einer Freymüthigkeit und, wir erlauben uns zu sagen, mit einer Unvorsichtigkeit äußern, die nicht mit seinem Betragen im Parlamente in Uebereinstimmung steht, und ihm nachtheilig geworden ist. Diese public speeches, die bey Parlamentswahlen und wenn die Parlamentsmitglieder ihre Constituenten von Zeit zu Zeit besuchen, gehalten werden — unter diesen vorzüglich die sogenannten Dinner-speeches — haben zwar, als gemeiniglich nur auf Local- und vorübergehende Verhältnisse Bezug habend, kein eigentlich historisches Interesse. Allein über die wahre Denkungsart des Redners geben sie oft wichtigere Aufschlüsse als die Parlamentsreden selbst. Erhitzt von Wein und von Lobeserhebungen läßt sich der Redner oft wider seinen Willen gehen. So erging es Canning mehr als einmal, und alle Zeitungen verkündigten der Länge nach, was er beym fröhlichen Mahl, oft die Parteyen zu schmeicheln, nicht selten auch zur eigenen Vertheidigung gesagt habe. Aus diesen Liverpoolschen Reden sehen wir auch, daß, während er sich im Parlamente allen Vorschlägen zu Veränderungen im Unterhause widersetzte, dieß nur gegen die Partey gerichtet sey, welche auf eine Reform nach gewissen allgemeinen Grundsätzen und abstracten Ideen hin arbeitete. Canning nahm 1813, veranlaßt durch eigene und seiner Kinder Kränklichkeit, die einen Aufenthalt in einem warmen Klima wünschen ließ, die Stelle als Bothschafter in Lissabon an, ein Schritt der vielen Tadel leiden mußte; er

blieb daselbst von 1814 — 1816 und nahm dann die Stelle als President of the board of controul an. Innere Unruhen, die sich von dieser Zeit an in England äußerten, veranlaßten die Habeas Corpus suspensive Bill und die Seditious meetings Bill, welche beide Canning tapfer vertheidigte, wodurch er sich aber der liberalen Partey sehr verhaßt machte. Der nur zu bekannte Proceß der Prinzessin von Wallis im J. 1820 war die Veranlassung, daß Canning seine Stelle als Präsident des Boards of controul niederlegte. In den Jahren 1821 und 22 nahm Canning nur bey den Debatten on the removal of Roman catholic disabilities; and Lord John Russels motion for reform lebhaften Antheil. Im Anfange von 1822 erwählten ihn die Directoren der Ostindischen Compagnie zum General-Gouverneur von Indien.

Jetzt beginnt die vierte und letzte Periode. Nach dem Ableben des Lords Londonderry drang Lord Liverpool mit einer Beharrlichkeit auf die Anstellung Cannings als Minister für die auswärtigen Angelegenheiten, daß er nicht nur die Abgeneigtheit des Königs ihm solche zu ertheilen, sondern auch die seines Freundes sie anzunehmen, besiegte. Lord Liverpool erklärte, im Fall Canning nicht die Leitung des Unterhauses übernähme, seine Stelle als Premier niederlegen zu wollen. Verfolgen wir das politische Leben der Englischen Premier-Minister, so werden wir finden, daß sie sich gemeiniglich begnügen, diejenigen Plane zu befolgen, die ihrer Partey am angenehmsten sind. Auch Pitt hatte ein Mehreres nicht gethan. Canning, der bald die Seele des Cabinets ward, verließ nach und nach den gebahnten Weg; Englands auswärtige Politik nahm durch ihn eine Richtung, die dem ganzen politischen System

Europa's eine gänzliche Veränderung drohte. Der Congreß von Verona war im Begriff sich zu versammeln, der Herzog von Wellington sollte selbigem an Londonderry's Stelle als Britischer Bevollmächtigter beywohnen. Canning, etwa 48 Stunden vor Wellington's Abreise ins Ministerium getreten, veränderte den Plan seines Vorgängers. Die von ihm für Wellington entworfene Instruction besagte: 'der König von England will keinen Antheil an dem Kriege Frankreichs und der anderen großen Continentalmächte gegen die Spanischen Cortes nehmen, er will Friede.' In zwey glänzenden Reden, in denen Canning die Nothwendigkeit bewies, daß England bey dem Systeme der Neutralität in dem Kampfe der großen Mächte gegen die Freyheit anderer Völker beharre, war die entscheidendste Majorität auf seiner Seite. Und als es Frankreich gelang die Cortes in Spanien zu unterdrücken, äußerte er in der darauf folgenden Parlamentssitzung unumwunden sein Bedauern über das Gelingen einer Unternehmung, die er (mit Vorlegung der Actenstücke) für widerrechtlich erklärte; er prophezeihte namenloses Unglück, das dieser Eingriff in das Völkerrecht über Spanien und im Verfolge der Zeit über den Continent erzeugen würde: 'dieses zu vermeiden, sagte er, habe das Englische Cabinet in seinen Unterhandlungen mit dem Französischen, alles, bis zu dem Gebrauche der Waffen, aufgeboten. Der zweyte Schritt von Canning war noch entscheidender, England erkannte die Unabhängigkeit der aus den aufgestandenen Spanischen Colonien sich gebildeten Freystaaten in Süd-America an. In der Parlamentssitzung am 17. April 1823 fiel eine höchst unangenehme Scene zwischen Brougham und Canning vor; der letztere gereizt durch wieder-

holte sehr heftige und ungerechte, sogar gegen seinen Character gerichtete Beschuldigungen, verlor die Geduld, erste Tugend eines Ministers; seine Heftigkeit in einer Erwiderung auf einen Ausfall von Brougham, hätte bald zur Folge gehabt, daß er, als Minister, im Parlamente durch den Sergeant at arms in Arrest gezogen worden wäre. In den vielen Debatten über den Sclavenhandel, die von 1823 bis Ende 1826 Statt fanden, empfahl Canning einen Mittelweg (der auf der Insel Trinidad mit Erfolg versucht ward, und die stufenweise Verbesserung des Zustandes der Sclaven zur Grundlage hatte). Im Jahr 1826 war das Parlament vorzüglich mit den Fragen über die Currency und den Seidenhandel beschäftigt. Nach der Sommersitzung reiste Canning nach Paris, er genoß hier eine sehr ausgezeichnete Aufnahme. Der Portugiesische Abgesandte Palmella trug auf Britische Hülfe zur Aufrechthaltung der legitimen Regierung, vorzüglich gegen Spanischen Einfluß, an. Spanien unterstützte öffentlich die Partey, die die Portugiesische Constitution über den Haufen zu werfen strebte. Die Rede, in welcher Canning die bewaffnete Einmischung in diesen Handel empfahl, machte allgemein einen so tiefen Eindruck, daß sie selbst die Bewunderung Broughams erregte. Lord Liverpool ward am 17. Februar 1827 vom Schlagfluß gerührt. Zwey Monate vergingen, ehe der König über die Wahl seines Nachfolgers entschied; sie traf Canning, dessen entschiedene Stimmung für die Emancipation der Catholiken in Irland den Austritt sieben der ausgezeichnetsten Mitglieder des Ministeriums, des Herzoges von Wellington, Lord Eldon, Lord Bathurst, Lord Bexley, Lord Westmoreland und

Art wie er diesen Antrag erhielt, der glänzende Sieg den er über berühmte Nebenbuhler bey den verschiedenen Wahlen davon trug, regte seine Eitelkeit auf. Wir sehen Canning in mehreren public speeches, die er in Liverpool hielt, sich über öffentliche Gegenstände mit einer Freymüthigkeit und, wir erlauben uns zu sagen, mit einer Unvorsichtigkeit äußern, die nicht mit seinem Betragen im Parlamente in Uebereinstimmung steht, und ihm nachtheilig geworden ist. Diese public speeches, die bey Parlamentswahlen und wenn die Parlamentsmitglieder ihre Constituenten von Zeit zu Zeit besuchen, gehalten werden — unter diesen vorzüglich die sogenannten Dinner-speeches — haben zwar, als gemeiniglich nur auf Local- und vorübergehende Verhältnisse Bezug habend, kein eigentlich historisches Interesse. Allein über die wahre Denkungsart des Redners geben sie oft wichtigere Aufschlüsse als die Parlamentsreden selbst. Erhitzt von Wein und von Lobeserhebungen läßt sich der Redner oft wider seinen Willen gehen. So erging es Canning mehr als einmal, und alle Zeitungen verkündigten der Länge nach, was er beym fröhlichen Mahl, oft die Parteyen zu schmeicheln, nicht selten auch zur eigenen Vertheidigung gesagt habe. Aus diesen Liverpoolschen Reden sehen wir auch, daß, während er sich im Parlamente allen Vorschlägen zu Veränderungen im Unterhause widersetzte, dieß nur gegen die Partey gerichtet sey, welche auf eine Reform nach gewissen allgemeinen Grundsätzen und abstracten Ideen hin arbeitete. Canning nahm 1813, veranlaßt durch eigene und seiner Kinder Kränklichkeit, die einen Aufenthalt in einem warmen Klima wünschen ließ, die Stelle als Bothschafter in Lissabon an, ein Schritt der vielen Tadel leiden mußte; er

kündigte. Wenn Canning sich in diesem public speech berühmte: der Sachwalter der aus Africa deportierten Sclaven, der unterdrückten Catholiken in Irland, der Anhänger der legitimen Constitutionen in Spanien und Portugal, der im Aufstand gegen das Mutterland begriffenen Spanischen Colonien, der Preßfreyheit, endlich jener Griechen gewesen zu seyn, deren Schicksal als Jüngling seine Muse erweckte, so sagte er keine Unwahrheit. Er war mehr als Sachwalter; an der Spitze des Englischen Cabinets war er bereits so kräftig eingeschritten, daß seine Drohung: den liberalen Geist überall zu befördern, Besorgnisse erregen mußte. Sehr wahr sagte der Marquis Lansdowne: America und die großen Europäischen Mächte achteten und fürchteten Canning mehr, als irgend einen Englischen Minister zuvor. Es würde müssig seyn die Frage zu untersuchen: ob es für Canning möglich gewesen wäre sich auf seinem Posten zu halten? Und wenn, in welcher Lage sich Europa jetzt befinden möchte? Ihn und seine Plane deckt das Grab. Sein großer Plan der Emancipation der Catholiken ist von denjenigen Personen, die sich ihm einst so eifrig widersetzten, in Ausführung gebracht. Die Politik seiner Nachfolger hat die Constitutionellen in Portugal ihrem Schicksale überlassen. Was Canning für die Spanischen Colonien und Griechenland beabsichtigte, war zu tief in Englands Politik eingewurzelt, als entscheidende Rückschritte, gesetzt man beabsichtigte solche, zu verstatten. Vielleicht führte die Phantasie den Dichter Canning als Staatsmann zu weit; vielleicht wäre auch er zu Rückschritten gezwungen worden. —

Es bleibt uns noch übrig, der Schilderung

Europa's eine gänzliche Veränderung drohte. Der Congreß von Verona war im Begriff sich zu versammeln, der Herzog von Wellington sollte selbigem an Londonderry's Stelle als Britischer Bevollmächtigter beywohnen. Canning, etwa 48 Stunden vor Wellington's Abreise ins Ministerium getreten, veränderte den Plan seines Vorgängers. Die von ihm für Wellington entworfene Instruction besagte: 'der König von England will keinen Antheil an dem Kriege Frankreichs und der anderen großen Continentalmächte gegen die Spanischen Cortes nehmen, er will Friede.' In zwey glänzenden Reden, in denen Canning die Nothwendigkeit bewies, daß England bey dem Systeme der Neutralität in dem Kampfe der großen Mächte gegen die Freyheit anderer Völker beharre, war die entscheidendste Majorität auf seiner Seite. Und als es Frankreich gelang die Cortes in Spanien zu unterdrücken, äußerte er in der darauf folgenden Parlamentssitzung unumwunden sein Bedauern über das Gelingen einer Unternehmung, die er (mit Vorlegung der Actenstücke) für widerrechtlich erklärte; er prophezeihte namenloses Unglück, das dieser Eingriff in das Völkerrecht über Spanien und im Verfolge der Zeit über den Continent erzeugen würde: 'dieses zu vermeiden, sagte er, habe das Englische Cabinet in seinen Unterhandlungen mit dem Französischen, alles, bis zu dem Gebrauche der Waffen, aufgeboten. Der zweyte Schritt von Canning war noch entscheidender, England erkannte die Unabhängigkeit der aus den aufgestandenen Spanischen Colonien sich gebildeten Freystaaten in Süd-America an. In der Parlamentssitzung am 17. April 1823 fiel eine höchst unangenehme Scene zwischen Brougham und Canning vor; der letztere gereizt durch wieder-

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

81. Stück.
Den 18. May 1829.

Göttingen.

Herr Architect Wolff in Cassel hat der Königl. Societät d. W. einen schriftlichen Aufsatz überschickt: über Plan und Methode bey dem Studium der Architectur. Die Leser dieser Blätter kennen Hr. Wolff schon als einen denkenden Künstler, der mit der Praxis auf eine seltene Weise theoretische und literarische Kenntnisse verbindet. Auch dieser Aufsatz gibt davon neue Beweise, die auf eigene Erfahrung gegründet sind. Er handelt darin zuerst von den Vor- und Hülfskenntnissen, die dem Architecten nöthig sind, indem er zeigt, daß diese zwar sehr mannigfaltig, aber doch jede einzeln wieder beschränkt sind; und man daher dem Zögling, insofern er nur natürliche Anlagen zeigt, nicht zu viel dabey zuzumuthen braucht. Den Hauptplatz darunter nimmt neben den mathematischen und naturhistorischen Kenntnissen der architectonische Zeichenunterricht ein. Von diesen Vorbereitungen geht der Verf. zu dem Unterrichte in der Baukunst selber fort, der in drey

Theile zerfällt; die Kenntniß des Materials und dessen Bereitung, die Theorie und Geschichte der Baukunst und deren Theile, und in die practische Anleitung zur Entwerfung und Ausführung von Bauplänen, wozu der Verf. eine eigentliche Bauschule oder Academie nach dem Muster der Französischen vorschlägt. Es ist besonders der zweyte Abschnitt der uns interessierte. Der Vf. führt darin den Gedanken aus, daß die Formen welche die Baukunst bey den Hauptvölkern annahm, nicht willkührlich waren, sondern sich nach ihren äußeren und inneren Verhältnissen bildeten. Dieß wird bey den Aegyptern, Griechen, Römern im Alterthum, und den Deutschen im Mittelalter gezeigt, so daß daher Geschichte und Theorie der Baukunst bey jedem derselben zusammenfallen; woraus alsdann für die Praxis die wichtige Regel gezogen wird, daß man sich vor der blinden Nachahmung hüten soll; da die Entwickelung einer jeden Bauweise darauf gerichtet seyn müsse, von den Gründen Rechenschaft zu geben, warum und unter welchen Bedingungen die architectonischen Einzelnheiten so oder anders gestaltet seyn müssen, um den Anforderungen der Kunst zu entsprechen. Bey der Aegyptischen Baukunst zeigt der Verf. wie die Priesterhierarchie ihr zwar günstig war, aber sie auch wiederum beschränkte. Bey den vorzüglichen Werken derselben findet man neben dem mächtigen Eindruck der gigantischen Massen schon fast alle Aufgaben der architectonischen Hauptforderungen auf künstlerische Weise gelöset. Dieß wird alsdann auf eine sehr geistreiche Art durch die einzelnen Theile durchgeführt, so wie auch nachher bey den drey anderen oben erwähnten Völkern. Wir enthalten uns aber Mehreres daraus anzuführen, da wir die gegründete Hoffnung haben, daß der Verf. die ganze, so lehr-

reiche Abhandlung, bald dem Publicum mittheilen werde.

Tübingen.

Bey C. F. Osiander: Handbuch der Entbindungskunst von Dr. Friedr. Benjamin Osiander, weiland K. G. H. Hofrathe rc. Erster Band. Zweyte vermehrte Auflage. Bearbeitet von Dr. Joh. Fr. Osiander, Prof. d. Med. zu Göttingen rc. Mit dem Porträt des Verfassers. XVIII u. 669 S. in 8.

Es sind jetzt zehn Jahre verflossen seit der erste, aus zwey Abtheilungen bestehende Band dieses Handbuchs, dessen zweyte Auflage wir hier anzeigen, erschien. Der zweyte, gleichfalls aus zwey Abtheilungen bestehende Band, kam im vorletzten Lebensjahre des Verfs., 1821 heraus, und der dritte wurde von dem Herausg. dieser neuen Auflage nach dem Tode seines Vaters, hinzugefügt, so daß das Werk dadurch abgeschlossen und beendigt war. Von diesem gehaltreichen Buche veranstalten die Söhne Osianders eine neue Ausgabe, die, nach dem vorliegenden ersten Bande zu urtheilen, eine verjüngte und verschönerte zu nennen seyn wird. Bey der Bearbeitung derselben nahm sich der Herausg. vor, so wenig als möglich an den Grundsätzen und Eigenthümlichkeiten des Werkes zu ändern. Nur Irrthümer, die sich bey der überaus raschen Art des Vf. zu arbeiten, leicht einschleichen konnten, und gewisse polemische Aeußerungen, zu deren Wiederabdruck der Herausg. keinen Beruf fühlte, hat er ganz weggelassen. Einiges was ihm zu gedehnt schien, zumal in den Noten, hat er abgekürzt, theils um, ohne das Buch zu sehr anzuschwellen, Neues hinzufügen zu können, theils um im Stande zu seyn, die unnöthigen beiden Abtheilungen in Einen Band zu

vereinigen. Mit dem zweyten Bande, der diesem ersten bald nachfolgen soll, denkt er es eben so zu halten; so daß die zweyte Ausgabe des ganzen Werkes in Zukunft aus drey statt fünf Bänden bestehen wird. In der Terminologie glaubte der Herausg. lieber dem allgemeinen Sprachgebrauch folgen zu müssen, da jede Abweichung von demselben der Verständlichkeit leicht Abbruch thun und damit der guten Sache nur schadet. Daß das Buch durch diese Anordnungen nichts Wesentliches verloren habe, glaubt er versichern zu können; ja er hat danach gestrebt, daß diese neue Ausgabe noch reichhaltiger und brauchbarer (practischer) als die erste von den Kennern möchte gefunden werden.

Die Zusätze sind theils aus den, dem Handexemplare des Werks beygeschriebenen Noten genommen; theils von dem Herausg. hinzugefügt. Letztere hat er zum Theil in Klammern eingeschlossen, um ihre Verantwortlichkeit auf sich zu nehmen und den Leser keinen Augenblick in Zweifel zu lassen. An vielen Stellen, zumal im ersten Abschnitt, ist aber das Auszeichnen der Zusätze des Herausg., wenn sie ihm zu unbedeutend schienen, weggeblieben, da der Kenner das Hinzugekommene auch ohne dieß leicht unterscheiden wird, und Andern es gleichgültig seyn könnte, von wem eine Veränderung oder ein Zusatz herrührt, wenn er nur die Wahrheit nicht beeinträchtigt und die Probe des gesunden Judiciums hält. Nur selten hat er in den literarischen Nachweisungen das Jahr 1822 überschreiten mögen, um dem Buche seine eigene Epoche zu lassen; später, im dritten Bande, der sein Werk ist, wird er Gelegenheit haben, das Nöthige aus der neuesten Literatur hinzuzufügen. Uebrigens ließ er nicht selten auch an solchen Stellen den Text unverändert, wo eine abweichende Ansicht vielleicht allge-

meinere Zustimmung gefunden hätte, zumal in gewissen theoretischen Gegenständen, die wieder verschieden angesehen worden sind, und deren völlige Ergründung wohl jenseits der Grenzen des menschlichen Wissens liegt. An vielen andern Stellen aber glaubte er es den Manen des Vfs. schuldig zu seyn, nach dem Grundsatz zu verfahren, den die folgenden Worte eines hochgeachteten protestantischen Schriftstellers und Landsmannes des Verewigten ausdrücken: 'Die Abgeschiedenen und sich selbst ehren die Hinterbliebenen dadurch am meisten, wenn sie das Gute, wodurch jene noch fortwirken können, zu ihrem Todtendenkmal auswählen.'

J. F. D.

Paris.

Essai sur la statistique du Canton de Berne par L. E. André, membre de la société Helvetique de Paris. 1828. 330 S. in 4.

Wer noch gar nichts vom Canton Bern weiß, der kann aus vorliegendem Buche viel Neues lernen, sonst aber ist nicht wohl einzusehen was mit einer so oberflächlichen Compilation aus allgemein bekannten Quellen beabsichtigt ist; man müßte sie denn damit rechtfertigen, daß der Helvetische Almanach für 1819 u. 1822 (die der Vf. in dem angehängten Schriftenverzeichniß nicht erwähnt, obgleich sie das Neueste über den Canton Bern enthalten) dem Französischen Publicum ungenießbar und unbekannt geblieben sey; der Arbeiten von Ebel und so vieler anderer, die vor den letzten politischen Veränderungen erschienen sind, nicht zu gedenken, obgleich der fleißige Depping in seinem kürzlich erschienenen Französischen Werk über die Schweiz diese Hülfsmittel gewiß nicht unbenutzt gelassen hat.

Das Buch zerfällt übrigens in zwey Abtheilungen, wovon die erste die physische, die zweyte die moralische Statistik des Cantons enthält. — In der ersten folgt nach einer allgemeinen Uebersicht einiges über Gebirge, Gletscher, Lavinen, Felsen, theils sehr oberflächlich, theils unrichtig, dann folgt das Mineralisch-Geognostische, d. h. ein Verzeichniß aller im Canton Bern vorkommenden Mineralien, ohne weitere Erläuterung der Art ihres Vorkommens ꝛc., eine kurze Citation aus Depping etwa ausgenommen. Von den merkwürdigen Granitblöcken die auf dem Kalkgebirge des Jura gefunden werden, heißt es S. 41: 'On trouve aux environs de Biennes d'énormes blocs de granit, et le canton de Berne, en général est riche en pierre de construction.' Dann folgt ein Verzeichniß der Hauptthäler des Cantons, ohne eine Idee von Uebersicht, von Zusammenhang; dann Verzeichnisse der Pflanzen, der Flüsse, der Seen; dann wird auf eilf Seiten das Clima, Menschenraße, Boden, Ackerbau, Weinbau, Wiesen, ꝛc. abgehandelt. Von dem hochverdienten Gründer der Anstalten in Hofwyl heißt es: 'M. de Fellenberg fonda en 1799 dans ses immenses domaines de Hofwyl et de Munchenbuchsee, un institut agronomique etc.' Man sollte glauben es sey von den Besitzungen Russischer und Polnischer Großen die Rede, und übrigens hat Hr. v. Fellenberg nie Besitzungen in Münchenbuchsee gehabt. Der Gegenstand ist in einer Monographie durchaus nicht unbedeutend, und schon diese ganze Stelle über Hofwyl wird dem Sachkundigen ein hinreichender Beweis seyn, daß Hr. André keinen Beruf hat eine Statistik des Cantons Bern zu schreiben. Verzeichnisse der Thiere, Vögel, Insecten, Städte, Dörfer, Alterthümer des Cantons, letztere mit sehr dürftigen Notizen beschließen die erste Abtheilung. Die zweyte über Sitten, Religion, Ver-

fassung, Finanzen, Erziehung, Literatur, Künste ꝛc. ist keineswegs befriedigender, und namentlich findet sich durchaus nichts genügendes über die Finanzverwaltung dieser Republik, die trotz der ungeheuren Verluste die sie während der letzten politischen Stürme erlitten, doch vielleicht verhältnißmäßig der reichste Staat in Europa ist, obgleich die Abgaben sehr unbedeutend sind, und alle öffentlichen Anstalten, Bauten ꝛc. in einem wahrhaft großartigen Geist unternommen und verwaltet werden. Daß die Zinsen ausstehender Capitale einen großen Theil der Staatseinnahmen machen, erklärt dieß Räthsel nicht, denn es frägt sich woher diese Capitale kommen?

Was übrigens der Vf. für Nachforschungen angestellt haben mag, geht daraus hervor, daß er in einem Verzeichniß berühmter Berner den Taufnamen des tapfern Befehlshaber von Murten, Adrian von Bubenberg, mit - - - - bezeichnet. Abdruck der Bundesacte von 1815 und eine des ganzen Werkes würdige Uebersicht der Geschichte von Bern machen den Schluß.

W. T. H.

Berlin.

Der zweyte Band der Beyträge des Unters. zur Civ. Bücherkenntniß (eigentlich eher: zur Kenntniß civil. Bücher) der letzten 40 Jahre, begreift nun auf XII u. 754 S. die Jahre von 1808 bis 1827, wozu denn noch ein allgemeines Register über beide Bände gekommen ist, welches leicht ausführlicher hätte seyn können, um die einzelnen Meinungen und Nachrichten leichter auffinden zu lassen, da sie sich aus dem bloßen Titel des angezeigten Buchs gewiß nur selten ergeben. So stehen im Register nur die Titel der hier angezeigten Bücher eines Verfassers,

da doch z. B. S. 596 u. flg. eine ganze Stelle abgedruckt ist, worin Dieser wohl bestimmt auf den Unterz. Rücksicht nimmt, ohne ihn zu nennen. — Wendet man nun, was Süßmilch die götliche Ordnung u. s. w. nennt, auf den Theil des Menschengeschlechts, der allenfalls dieses Buch durchblättert, an, so läßt sich wohl bestimmt sagen, es wird mehr Leser geben, die wenigstens einen Theil dieses zweyten Bandes mit zu der Geschichte, die sie noch selbst erlebt haben, versteht sich als Anzeigen lesende Menschen erlebt haben, als solche, bey welchen dieß auch schon in Ansehung des ersten Bandes, vollends der ersten Hälfte desselben der Fall war. Was nun neulich Niebuhr bey Gelegenheit des Unterschieds zwischen annales und historia gesagt hat, es mache bey den politischen Ereignissen gar viel aus, ob wir Etwas auch auf uns bezogen denken, den Zeitpunct anschaulich an unserm Leben messen, das trit fast in noch höherem Grade auch bey Dem ein, was sich auf das Bücherwesen und damit zusammenhängende Nachrichten bezieht. Man kann sich fast gar nicht vorstellen, daß die Welt, ehe man zu ihr gehört hat, in manchen Stücken fast schon eben so gewesen ist, wie seitdem. Was unter unserm Horizonte liegt, rückt alles in unserer Ansicht viel näher zusammen. Nun sind aber auch wirklich in den letzten 13 Jahren größere Veränderungen in Ansehung der Quellen unserer Kenntniß des Römischen Rechts vorgegangen, als in einer viel längeren Zeit vorher, und Dieß wird jene so natürliche Ansicht auch von der Benutzung der Quellen überhaupt noch mehr bestärken.

Hugo.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

82. 83. Stück.
Den 21. May 1829.

Göttingen.

Seine Majestät, der König, haben gnädigst geruht den Herrn Doctor und adjungierten Generalsuperintendenten J. Ph. Trefurt allhier, zum Professor Honorarius in der theologischen Facultät zu ernennen.

Hamburg.

Bey Hoffmann und Campe: Darstellung des gemeinen deutschen und des hamburgischen Handelsrechts für Juristen und Kaufleute. Von Meno Pöhls, A. M. et J. U. D. Erster Band. Allgemeiner Theil. XII u. 424 S. in 8.

Es ist bekannt, daß die Germanisten das Handelsrecht in ihre neuesten Lehrbücher mit aufgenommen, ja man kann sagen, in das deutsche Privatrecht verschmolzen haben. So hat namentlich Eichhorn in seiner Einleitung in das deutsche Privatrecht (zuerst 1823) im zweyten Buch, welches vom Recht der Forde-

rungen handelt, gelegentlich im vierten Kapitel unter der Rubrik gewagter Geschäfte den Versicherungs- und Bodmerey-Contract und im sechsten Kapitel das Wechselrecht, im sechsten Buch aber, welches sich mit dem Recht der Gemeinheiten und Gewerbe beschäftigt, im fünften Kapitel (§. 384—387) einige Sätze aus dem Handelsrecht überhaupt, im sechsten (§. 388—390) einige aus dem Seerecht gleichsam gelegentlich mitgenommen. Mittermaier in seinen Grundsätzen des gem. deutschen Privatr. (zuerst 1824) trägt im dritten Buche in der Lehre von persönlichen Forderungen das Versicherungs-, Bodmerey-, Havarie- und Wechselrecht, im neunten Buch ein sogenanntes Handelsrecht, hier aber die Gegenstände vor, die gewöhnlich in das erste Buch des Handelsrechts gebracht werden. In dem neuesten Lehrbuche (des Hof- und OAG. Raths Ortloff zu Jena Grundzüge eines Systems des deutschen Privatrechts. Jena 1828. in 8.) wird vom Handel im Allgemeinen in dem ersten Kapitel des dritten Buchs gesprochen, und im fünften Buche unter den Verträgen der allgemeine Theil des Handelsrechts nebst dem Assecuranz-, Bodmerey- und Wechselrecht untergebracht.

Die Gründe für diese Abweichung von der Methode, das Handelsrecht mit dem unvergeßlichen von Martens als eine selbständige Wissenschaft zu behandeln, finden sich nirgends angegeben. Es scheint die Verschmelzung stillschweigend vor sich gegangen zu seyn und einer vielleicht bloß localen oder temporären Entbehrlichkeit besonderer Vorlesungen über das Handelsrecht ihr Daseyn zu verdanken. Um so wichtiger ist es aber, schon jetzt, da diese Methode noch ziemlich neu ist, auf die Nachtheile derselben

aufmerksam zu machen. Rec. muß diejenigen für eine andere Erörterung aufsparen, welche eine solche Amalgamierung ganz heterogener Stoffe für das deutsche Privatrecht zwar noch nicht erzeugt hat, aber bey wissenschaftlicher Consequenz allmählich erzeugen wird. Er bleibt hier bey den Nachtheilen stehen, welche der neuen Methode das Handelsrecht zu verdanken hat, und hebt für seinen gegenwärtigen Zweck hauptsächlich zwey hervor.

Davon, daß das Handelsrecht auf mehreren angesehenen deutschen Universitäten seinen selbstständigen Character verloren hat, ist eine Geringschätzung und Vernachlässigung desselben unter den jungen Studierenden die Folge gewesen. Es werden bald auch die übrigen Universitäten gezwungen seyn, das Handelsrecht ganz aus dem Verzeichniß ihrer wirklichen und selbständigen Vorlesungen zu verweisen. Wer dieß aber gutheißen wollte, müßte die allgemeine Unentbehrlichkeit eines der interessantesten Zweige des Rechts sowohl für die Rechtswissenschaft als für die Praxis nicht kennen. — Mit dieser Geringschätzung der Lernenden steht die der Lehrer in einer Wechselwirkung. Rec. beruft sich auf die Mustercompendien des deutschen Privatrechts zum Beweise, daß die Lehrer auf Academien einen unverhältnißmäßig größeren Reichthum von Scharfsinn und Gelehrsamkeit in der Lehre vom Näherrecht, von der Gewehre, von dem Güterrecht deutscher Eheleute und von den Erbverträgen aufgewandt haben, als z. B. auf die gewöhnlichsten Sätze des Seerechts. Es wäre in der That sonst auch unbegreiflich, wie von dem Grundriß des Handelsrechts des verstorbenen von Martens seit 1797 nur im Ganzen drey Auflagen, und auch diese so gut als unverändert, hätten er-

scheinen und das einzige Compendium der Art bleiben können; — man denke, in einem Zeitraum von zwey und dreyßig Jahren, während der ungeheuren Fluth, die sich in der ganzen übrigen Literatur der Jurisprudenz mit jeder Messe erneuert! Rec. weiß es wohl, daß auch das wissenschaftliche Treiben seinen Moden so gut wie die Damentoilette unterworfen ist, aber billig sollte von Gelehrten der Mode nicht bis zu diesem Grade gehuldigt werden.

Noch bedeutender ist der Nachtheil, der aus einer solchen stiefmütterlichen Behandlung des Handelsrechts für dessen einzelne Lehrsätze und für die wissenschaftliche Begründung derselben erwachsen ist. Man hat nämlich erst seitdem fast unmerklich angefangen, ein gemeines deutsches Handelsrecht zu lehren, und dasselbe nach der Analogie anderer eigenthümlich deutscher Rechtsinstitute aufzufassen. Hieraus erklären sich nicht bloß bedeutende Mißgriffe in einzelnen Lehren, sondern es läuft der eigentliche Character dieses Rechts, Universalität, Gefahr, ganz verwischt zu werden.

Aus dieser Verwechslung des Handelsrechts mit den Instituten des deutschen Privatrechts ist auch der vorliegende erste Theil eines übrigens sehr wichtigen Unternehmens hervorgegangen. Es konnte daher bey der besonderen Beschaffenheit des Handelsrechts nicht fehlen, daß während hier auf der einen Seite die Gränzen und Quellen des deutschen Rechts keineswegs geschont, sondern weit überschritten, auf der andern Seite dagegen manche Rechtsverhältnisse so dargestellt wurden, als ob ihr Wesen und Begriff lediglich aus den deutschen Rechten entwickelt werden könnten. In jener Hinsicht verdienen die in anderer Beziehung oft sehr schätz-

lichen Ausführungen des Römischen Rechts bemerkt zu werden, da sie in ein deutsches Handelsrecht zumal jetzt nicht gehören, seitdem das Römische Recht in den wenigsten und kleinsten deutschen Bundesstaaten noch die subsidiäre Norm bildet. Auf eine ähnliche Weise erklärt sich die dem deutschen Handelsrechte und dem Handelsrechte überhaupt fremdartige Skizze des Concurses nach gemeinem Recht, S. 382 — 395, wo der Verf. das Handelsrecht ganz aus den Augen verloren hat, und unter Andern so weit geht zu behaupten, der Concursproceß gehöre in Frankreich zur Competenz der Handelsgerichte. Er scheint die déconfiture und den Unterschied zwischen derselben und der faillite und banqueroute nicht zu kennen. — Was sollen ferner hier die unaufhörlichen Beziehungen auf das Niederländische Gesetzbuch, das bis jetzt sogar nur Entwurf und ohne alle Gesetzeskraft ist, und in keine Verbindung mit deutschen Rechten gebracht werden kann? Eben so unpassend sind Beziehungen auf das Russische Bankerottreglement vom Jahr 1800 (S. 267), oder auf einen Polnischen Befehl vom Jahr 1702 (S. 385)!

Um aber von den Nachtheilen der Verengerung des Gesichtskreises, welche in den späteren Abschnitten des Handelsrechts nothwendig noch schärfer hervortreten müssen, schon im vorliegenden ersten Theile einen Beweis zu geben, diene die Lehre von der société anonyme, die, ungeachtet Ausdruck und Begriff keineswegs deutschen, sondern Französischen Ursprungs sind, und zuerst durch den Code de commerce rechtlich bestimmt wurden, hier noch §. 99 abermals nach von Martens und Mittermaier vorgetragen, und einem Verhältniß angepaßt

sind, welches eben so wie die als eine société anonyme bey Savary beschriebenen keine eigentliche Handelsgesellschaft ist.

Der Verf. theilt den ihm bisher gemachten Tadel mit Bender (Grundsätze des deutschen Handelsrechts. Band I. Darmstadt 1824. 8.). Wenn er nun freylich vor diesem entschiedene Vorzüge in seiner umfassenderen Kenntniß des Rechts und des Handels, so wie in seiner größeren practischen Fernsichtigkeit und Erfahrung hat, so trifft ihn gleichwohl noch ein ganz specieller Vorwurf. Schon der Titel seines Buchs führt darauf. Es wird eine Darstellung des gemeinen deutschen und des Hamburgischen Handelsrechts versprochen. Der Zweydeutigkeit nicht zu gedenken, die hier darin liegt, daß man diese beiden Rechte als zwey verschiedenartige Gegenstände und keineswegs als Gattung und Art zu nehmen verführt wird, ist der Titel wohl nur ein bloßes Aushängeschild, welches das Buch billig sollte verschmäht haben, und vor dem der Rec. gerade darum warnen muß. Denn es würde ein Kaufmann oder Advocat z. B. in Leipzig geradezu getäuscht werden, wenn er sich das Buch in der Erwartung anschaffte, hier ein gemeines deutsches Handelsrecht zu finden, das die Lücke im Leipziger oder Sächsischen Particularrecht ausfüllen könnte. Vielmehr wird streng genommen fast nur das topische Handelsrecht in Hamburg mit Angabe der allgemeinen daselbst zur Anwendung kommenden subsidiären Grundsätze und einzelner Abweichungen anderer deutscher Particularrechte dargestellt. Zwar verspricht der Verfasser in einer, leider etwas sehr anmaßenden, und eben so unziemend als unwahr über die jetzige Behandlungsart der Jurisprudenz in Deutschland (S. VI) aburtheilenden Vorrede,

die dem Handel eigenthümlichen Institute aus deren Wesen zu entwickeln (S. VII), wobey übrigens der geschichtlichen Methode auffallend genug gar nicht gedacht wird. Allein es wird gerade eine solche Entwickelung, die denn freylich ohne ein gründliches Studium der Geschichte solcher Institute bey allen handeltreibenden Nationen niemals genügend ausfallen wird, vermißt, und man muß dafür ein Aggregat von manchmal sehr kühnen Behauptungssätzen hinnehmen. Hätte der Verfasser sich die Methode, die er verspricht, deutlich gedacht, so würde er namentlich die Lehre von den Handelsbüchern (§. 154 ff.) nicht mit vielen seiner deutschen Vorgänger einseitig aufgefaßt haben, woran die Stellung derselben im Handelsproceß bey der Lehre von dessen eigenthümlichen Beweismitteln freylich auch ihre Schuld tragen mag. Nachdem er nämlich behauptet hat, dieß Rechtsinstitut müsse aus den rationibus domesticis der Römer hergeleitet werden, mit welcher Behauptung freylich die spätere, vom Verfasser sogar (S. 351) sehr weit getriebene Beschränkung auf Kaufleute sich nicht reimt: betrachtet er die Handelsbücher bloß von der Seite ihrer Beweiskraft und aus dem Gesichtspuncte eines Rechts der Kaufleute. Er hätte gleichwohl gerade im Hamburgischen Rechte (Art. 102. §. 1. 3. 8. Art. 104. §. 3 der neuen Fallitenordnung vom 31. August 1753) eine besondere Veranlassung finden können, hier die Französische Darstellung der Lehre zum Muster zu wählen, z. B. bey Pardessus I, 341, wo die Buchführung nicht bloß aus dem Gesichtspunct eines Rechts, sondern auch aus dem einer Verbindlichkeit der Kaufleute dargestellt wird.

Unseren Verfasser hätte sein eigener Plan, zu-

nächst ein Hamburgisches Handelsrecht zu schreiben, auf einen höheren Standpunct erheben müssen. Es mußte sich ihm während seiner Arbeit fast unwillkührlich der einfache Gedanke aufdringen, daß der Hamburgische Handel durchaus niemals ausschließlich Land-, sondern in allen Perioden seiner Geschichte hauptsächlich Seehandel gewesen ist, was doch seine eigene geschichtliche Notiz (S. 29. 33 — 35. 43) ergibt, und daß schon aus diesem Umstande sich vermuthen läßt, die Hamburger werden ihre handelsrechtlichen Grundsätze viel eher von Holländern, Engländern und Franzosen entlehnt, und umgekehrt wiederum die übrigen deutschen Gesetzgebungen werden auf das Hamburgische Handelsrecht wenig oder selten Rücksicht genommen haben. Dennoch ist auch der Verfasser, wie vor ihm Bender, darauf verfallen (§. 79 ff.) verschiedene in Bezeichnung und Verständnißweise nur in Hamburg vorkommende Bedingungen beym Kauf und Verkauf als Gegenstand des gemeinen deutschen Rechts darzustellen. Rec. kennt keine deutsche Stadt außer Hamburg, und der Verfasser weist keine nach, wo sonst ein Kauf auf Besicht in dieser Form und mit diesem Kunstausdruck vorkäme, was man nach der Darstellung des Verfassers doch versucht wird anzunehmen. So kommen auch S. 154 ff. mehrere Personen bey der Handlung vor, die wohl Niemand außerhalb Hamburg auch nur dem Namen nach kennt.

Rec. glaubte die vorstehenden allgemeinen Bemerkungen dem gegenwärtigen Zustande der Handelsrechtswissenschaft schuldig zu seyn. Da der Verfasser (S. VII) erklärt hat, besonders dem Kaufmanne mit seinem Buche nützlich werden zu wollen, so verdiente er um so mehr auf solche Mängel dieses Buchs aufmerksam gemacht

zu werden, die gerade darum dem Geschäfts-manne entgehen, weil sie einen Standpunkt von größeren Vorkenntnissen und wissenschaftlicher Universalität voraussetzen.

Der specielle Inhalt des vorliegenden allgemeinen Theils folgt in der Anordnung fast durchaus von Martens. Er zerfällt in neun Abschnitte von sehr ungleicher Länge und Verhältniß zu einander.

I. Geschichte des Handels und Handelsrechts, insbesondere des Hamburgischen, S. 7 — 45.

II. Quellen und Literatur des Handelsrechts. S. 45 — 53. Sehr dürftig.

III. Recht, Handel zu treiben, mit Angabe einiger Beschränkungen, S. 53 — 80. Der Verfasser verweilt hier mit Recht vorzüglich bey dem weiblichen Geschlecht (14 Seiten); allein was über den Einfluß der Ehe auf das Vermögen der Ehegatten gesagt wird, ist sehr ungenügend. Besonders scheinen dem Verf. die Cardinalfragen bey der Hamburgischen Gütergemeinschaft entgangen zu seyn.

IV. Beym Handel vorkommende Personen, S. 81 — 160. Viel überflüssiges Detail. Die Hamburger Mäklerordnung ist für ein System zu breit excerpiert, und der Verfasser fällt hier in den Fehler des Generalisierens, vor dem er anderswo selbst warnt.

V. Hauptsächlichste Handelsverträge. S. 161 — 302. Der Geldhandel hat hier eine eigene Rubrik, dagegen ist der wichtige Papierhandel, eine Nebenbemerkung S. 199 ausgenommen, mit Stillschweigen übergangen. Wiederum wird hier sehr richtig der Buchhandel in das Handelsrecht aufgenommen, wiewohl ganz einseitig S. 243 der Verlagscontract zwischen Schriftsteller und Verleger als eine Art Societät enthaltend dar-

gestellt wird. Dagegen bleiben das Ausspielgeschäft und der Lotterie-Contract unerwähnt. Unter den Zahlungsarten wird zwar, in Hamburg mit Recht (S. 301) des Zuschreibens durch die Bank gedacht. Allein weder hier noch §. 134, wo von der Bank insbesondere die Rede ist, findet sich eine Andeutung der wichtigen Streitfragen, die sich hinsichtlich dieses Zuschreibens aufwerfen lassen. Diese können dem Verfasser um so weniger unbekannt geblieben seyn, da sie bey einem neueren Fallissement mehrere Processe herbeygeführt haben und sehr verschieden beantwortet worden sind.

VI. Einige Hauptanstalten zur Förderung (richtiger Beförderung) der Handlung, S. 302 — 341.

VII. Proceß in Handelssachen. S. 342 — 360.

VIII. Handelsgerichtlicher Proceß in Hamburg, S. 361 — 381. Zu weitläuftig für den Zweck dieses Werks. S. 370 hätte der Verfasser sich billig der Bemerkung über die Formel der Eidesverwarnung enthalten sollen, da er damit nur seine Unkenntniß des Christenthums, die man denn freylich jetzt leider in den sogenannten gebildeten Ständen häufig findet, beurkundet. Auch paßte sich nicht für seine Stellung das noch dazu keinesweges hinreichend motivierte Urtheil S. 379 über eine verschiedene Praxis der beiden Kammern des Handelsgerichts im Arrestproceß.

IX. Concurs nach gemeinem Recht, S. 382 — 395, nach Hamburgischen S. 395 — 424. Viel zu weitschweifig. Ueberdieß gehört noch hierher zu S. 404, was schon S. 106 über den sogenannten Fallitenbuchhalter anticipiert ist. Es ist der Vernachlässigung der Literatur, die sich der Verfasser fast durchgängig hat zu Schulden kommen lassen, beyzumessen, wenn er, und zwar

gerade S. 421, an einer Stelle, wo er Hasche's Commentar über die Hamburgische Concursordnung deshalb tadelt, auch seinerseits eine wichtige Materie übersehen hat, über welche eine eigene Abhandlung geschrieben ist, nämlich über das Verhältniß der Erben eines dem Nachmahnungsrecht unterworfenen Falliten.

Der Styl des Verfassers ist im Ganzen körnig und präcis, doch häufig nachlässig und selbst burschikos. Das Buch wimmelt von Druckfehlern. S. 382 z. B. Röri für Kori.

Bonn.

Impensis Ad. Marcus, 1828: Sylloge epigrammatum Graecorum ex marmoribus et libris collegit et illustravit Friedericus Theophilus Welcker. Editio altera recognita et aucta. Adjecta est tabula lithographica. XL und 304 S. in 8.

Zwey Programme, von denen das eine schon 1819, das andere 1822 in Bonn erschien, bilden die Grundlage dieser neuen Ausgabe, welche außerdem noch mit mancher schätzbaren poetischen Inschrift, die seit der ersten Bekanntmachung aufgefunden wurde, bereichert worden ist. Die erste Anlage zu diesem Unternehmen findet sich jedoch schon in der kleinen Zugabe von Epigrammen, welche Friedrich Jacobs in die Nachträge zu seiner Anthologie aufgenommen hat. Auch diese neue Bearbeitung hat den Zweck, sich den größern Anthologien anzuschließen, wie der gelehrte Herausgeber in der Vorrede, welche in Briefform an Friedrich Jacobs gerichtet ist, andeutet. Einen ähnlichen Plan dachte Scipio Maffei auszuführen, welcher, wie man aus seinen übrigen schriftstellerischen Arbeiten abnehmen

kann, einem solchen Geschäfte völlig gewachsen war. Schade also, daß er damit nicht zu Stande kam, und daß nach ihm Bonada (1751), eine sehr mittelmäßige, schlecht bearbeitete Sammlung lieferte unter dem Titel: Anthologia, sive collectio omnium veterum inscriptionum poeticarum tam Graecarum quam Latinarum in antiquis lapidibus sculptarum in decem classes distributa. Auch Dorville und Visconti hatten mühsame Vorbereitungen zu Sammlungen von poetischen Inschriften getroffen, von denen aber nie etwas bekannt gemacht worden ist. Wir verdanken also Herrn W. jetzt die erste gute Sammlung dieser Art.

Die hierbey benutzten neuen Quellen und Hülfsmittel sind besonders Reisebeschreibungen. Außerdem fand der Herausgeber noch Manches in Büchern, aus welchen Brunck und Jacobs das Beste ihren Sammlungen schon einverleibt hatten; z. B. in dem Museum Veronense, Gruter's Thesaurus, Muratori, Hessel, Gudi, Spon, u. A. Die schätzbarsten Notizen und Beyträge verdankt jedoch der Herausgeber den neuesten Forschungen über alte Griechische Inschriften und Epigramme; z. B. von Böckh, Osann und Gräfe, welcher letztere in den Sitzungen der Academie der Wissenschaften zu Petersburg zwey Vorlesungen über alte Inschriften hielt, welche im achten Bande der Acten der Academie (1822) abgedruckt worden sind. Den Werth der zahlreichen, oft scharfsinnigen, Bemerkungen, welche Jacobs und Niebuhr dem Herausgeber mittheilten, wird der Leser gewiß nicht verkennen. Der gelehrte Franzose Letronne, und Eduard Gerhard, der jetzt seine ganze Aufmerksamkeit den Vasen-Gemälden in Italien schenkt, haben ebenfalls diese Sammlung um

Einiges vermehrt, welches jetzt zum ersten Male in Deutschland erscheint, und deswegen wenigstens den Reiz der Neuheit für uns hat.

Die ganze Sammlung ist sehr zweckmäßig unter drey Abtheilungen gebracht worden. Die erste Abtheilung (S. 1—150) enthält 116 Grabschriften, von denen 104 von alten Grabmälern, und 12 aus Büchern entnommen sind. Zuerst werden die öffentlichen Grabschriften, d. h. solche, welche von ganzen Staaten, berühmten Männern, die entweder im Kriege oder im Frieden ihrem Vaterlande nützlich waren, verehrt worden sind, aufgeführt, und zwar so, daß man die Zeitfolge, in der sie eingegraben sind, dabey so viel als möglich beobachtet hat. Dann folgen diejenigen, welche von Privatpersonen herrühren, und sich auf Privatpersonen und Familienbegräbnisse beziehen. Der größte Theil dieser Grabschriften ist in Distichen abgefaßt; eine kleine Anzahl in Hexametern oder Jamben; und zwey (49 und 80) in Scazonten, ein Versmaaß, welches ernsthaften Dingen eigentlich gar nicht angemessen ist. Jedoch findet man denselben Vers auch sonst in Grabschriften gebraucht, z. B. in Jacobs's Anthologie №. 155. 281. 293. u. A. Daß man außerdem auch Grabschriften in Trochäen abgefaßt habe, beweist ein Beyspiel in Böckh's Corp. Inscript. №. 923, und ist in der vor uns liegenden Sammlung richtig bemerkt worden (S. XIV).

Die zweyte Abtheilung (S. 153—226) besteht aus solchen poetischen Inschriften, welche man an Statuen, Altären, Weihgeschenken ꝛc. entdeckt hat. Die Anzahl dieser ist nur 66, von denen 55 zu der Klasse ex marmoribus gehören, und 11 zu der Klasse ex libris editis. Die ganze Gattung wird gewöhnlich unter dem

Namen ἀναθηματικά begriffen. Das Versmaaß ist auch in dieser Gattung theils elegisch, theils hexametrisch, theils jambisch. Die Ordnung und Zeitfolge, in der die einzelnen Inschriften aufgeführt worden sind, ist keineswegs willkührlich, sondern zuerst werden die Inschriften auf Götter und Heroen, und dann die auf ausgezeichnete Staatsmänner und Privatpersonen critisch und exegetisch behandelt. Auch richtet sich die Folge derselben nach der Wichtigkeit der einzelnen Staaten, denen sie ihren Ursprung verdanken.

Die letzten 57 Epigramme bilden die dritte Abtheilung, und sind von den Alten für die verschiedensten Zwecke gedichtet und, in Stein oder Erz gegraben, öffentlich aufgestellt worden. Diese letzte Klasse trägt den Namen epigrammata promiscua, und ist, wie die beiden ersten, unter den Titeln ex marmoribus und e libris editis begriffen. — Aus dieser Sammlung sind überhaupt fünf Epigramme ausgeschlossen, welche in die beiden früheren Programme aufgenommen waren. Zwey gehörten zu der ersten Klasse, und finden sich in Vermiglioli's Inscript. Perusin. S. 430; ein anderes steht jetzt in Böckh's Corpus №. 1147, und die beiden übrigen in dem Classical Journal B. 16. S. 395.

Die Critik stößt in der Behandlung von Epigrammen dieser Art, in welchen eine so große Verschiedenheit des Styls, der Dichter und der Zeit, aus der sie herstammen, herrscht, auf manche Schwierigkeit, welche nur ein durch anhaltendes Studium geübter und geschärfter Blick richtig einsehen und glücklich überwinden kann. Viele dieser Inschriften verdanken Römern ihren Ursprung, welche ihr Andenken in fremden Ländern verewigen wollten, und haben meistens nur

einen sehr geringen poetischen Werth. Wie viel Vorsicht überhaupt aber auch hierbey anzuwenden, und wie manches Unrichtige und nachlässig Geschriebene zu verbessern sey, hat Herr W. S. XXVI richtig bemerkt.

G. H. B.

Göttingen.

Bey Dieterich: Supplément au recueil des principaux traités d'alliance, de paix, de trêve, de neutralité, de commerce, de limites, d'échange etc. conclus par les puissances de l'Europe tant entre elles qu' avec les puissances et états dans d'autres parties du monde depuis 1761 jusqu'à présent; précédé de traités du 18ème siècle antérieurs à cette époque et qui ne se trouvent pas dans le corps universel diplomatique de Mrs. Dumont et Rousset, et autres recueils généraux de traités par George Frédéric de Martens continué par Frédéric Saalfeld. Volume supplémentaire au IXème tome. 1815 —1822. Auch unter dem Titel: Nouveau recueil de traités d'alliance, de paix, de trêve, de neutralité, de commerce, de limites, d'échange etc. et de plusieurs autres actes servant à la connoissance des relations étrangères des puissances et états de l'Europe tant dans leur rapport mutuel que dans celui envers les puissances et états dans d'autres parties du globe depuis 1808 jusqu'à présent. Tiré des copies publiées par autorité, des meilleures collections particulières de traités et des auteurs les plus estimés. Par etc. Volume supplémentaire au Vème tome. 1815 — 1822. 1829. VI u. 473 S. in 8.

Als Fortsetzung des durch den Tod seines ersten Begründers unterbrochenen v. Martenschen re-

cueil erschien im J. 1824 von dem Neffen des Verstorbenen, dem Herrn Baron Carl v. Martens, ein neunter Supplementband, oder fünfter Band des neuen recueil, der jedoch in Rücksicht auf Auswahl und Vollständigkeit gar manches zu wünschen übrig ließ. Der neue Herausgeber des recueil glaubte daher den vorliegenden Ergänzungsband hinzufügen zu müssen. Er verbindet jedoch damit, wie er es auch in dem Vorworte bemerkt hat, keineswegs die Anmaßung, etwas durchaus vollständiges geliefert zu haben, wie denn ein Werk wie das gegenwärtige erst im Verlauf der Zeit allmählich einen bedeutenden Grad relativer Vollständigkeit erlangen kann; wohl aber glaubt er, daß das Publicum mit Recht verlangen könne, daß der Bearbeiter wenigstens die allgemein zugänglichen Quellen mit Genauigkeit benutze und nicht Actenstücke aufnehme, die nur eine sehr entfernte Beziehung auf die auswärtigen Staatsverhältnisse haben und nur dazu dienen, Umfang und Kostbarkeit des Werks ohne Noth zu vermehren. Es enthält der vorliegende Ergänzungsband neun und neunzig Nummern. Das Register über denselben hat der Herausg. mit dem Register des von dem Hn. Baron Carl von Martens besorgten Bandes verschmelzen zu müssen geglaubt, theils um das Nachschlagen zu erleichtern, theils auch weil das Register, welches sich hinter dem 9ten Supplementbande befindet, sehr wenig genau gearbeitet ist und es denn doch bey einem Werke dieser Art ganz vorzüglich auf ein höchst genaues und vollständiges Register ankommt. — Der demnächst erscheinende elfte Supplementband oder siebente Band des Nouveau Recueil wird außer mehreren Nachträgen zu den nächstvorhergehenden Jahren, die beiden Jahre von 1827 und 1828 enthalten.

F. S.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

84. Stück.
Den 23. May 1829.

Königsberg.

In Commission bey A. W. Unzer: Allgemeine Metaphysik, nebst den Anfängen der philosophischen Naturlehre. Von Johann Friedrich Herbart, Professor der Philosophie zu Königsberg. Erster, historisch-critischer Theil. 1828. XXX und 608 S. in 8.

Aus den Bestrebungen des menschlichen Geistes, das Wesen der Dinge in der Welt zu bestimmen und ihr Entstehen begreiflich zu machen, entstand die Metaphysik, und es war eine tiefere Erforschung der im Raume vorhandenen Materie, des sich seiner selbst bewußten Geistes und des Grundes der Verschiedenheit und Veränderung der Dinge in der Welt, worüber uns die Beobachtung und Erfahrung nur obenhin belehrt, welche die Metaphysiker beabsichtigten. Wie wenig aber durch diese Erforschung an zuverlässigen und allgemeingültigen Erkenntnissen gewonnen worden sey, ist bekannt. Die durch Talente, mannigfaltige Kenntnisse und Eifer in der Aufsuchung des Wahren ausgezeichnetsten Köpfe haben sie versucht, auch wohl in den von ihnen gestifteten Schulen Ansehen und Beyfall gefun-

den, und ein für die Entwickelung der Fähigkeiten des Geistes nützliches Nachdenken befördert; aber keinem derselben ist es gelungen, die Beschäftigung mit der Lösung der Aufgabe der Metaphysik in einen festen, nach und nach zu größerem Umfange der Einsichten und zu mehrerer Gewißheit führenden Gang zu bringen, welcher doch in allen andern Wissenschaften vorkommt, und ein ganz unentbehrliches Zeugniß dafür ausmacht, daß man sich darin mit Erkenntnissen realer Dinge der Einrichtung des menschlichen Geistes gemäß beschäftige. Denn jemehr selbstständigen Geist ein Metaphysiker besaß, desto abweichender fiel auch immer dessen Weltlehre von der seiner Vorgänger aus, wovon schon Plato, Aristoteles, Locke, Leibnitz, Kant zum Beweise dienen können. Aus dieser Uneinigkeit der Metaphysiker, die oft alle Lehren ihrer Wissenschaft betraf, entstand bey vielen mit wissenschaftlicher Bildung versehenen Köpfen ein Mißtrauen gegen die metaphysische Speculation und gegen deren Tauglichkeit zu echten und gründlichen Erkenntnissen von dem, was ist und nicht ist, zu verhelfen. Dieses Mißtrauen hat sich besonders neuerlich in Deutschland mit einer Schnelligkeit und in einem Umfange verbreitet, wie vorher nie der Fall war, wovon die Ursachen leicht gefunden werden können. Kaum hatten nämlich die Lehren des transscendentalen Idealismus durch den Enthusiasmus, womit sie als das Beste und allein Zuverlässige, das in der Metaphysik erreicht werden könne, verkündigt worden waren, Annahme gefunden, als sie auch schon für etwas viele Irrthümer Enthaltendes und nichts begreiflich Machendes ausgegeben wurden. Der die Welt aus einer dem Bewußtseyn des Ich zu Grunde liegenden absoluten Thätigkeit ableitende und bestimmende, oder zur

größten Höhe sich erhebende Idealismus war eben noch mit der Ausbildung seiner Lehre beschäftigt, als ihn schon ein nach den Grundsätzen des Spinozismus gebildeter, aber mit Zusätzen aus dem vollendeten Idealismus versehener Pantheismus um das Ansehen brachte, das er zu erhalten anfing. Doch auch dieser Pantheismus ist bereits wieder mit bedeutenden Veränderungen versehen, und eine lebende, sich nach und nach entwickelnde Idee für die Quelle alles Wissens ausgegeben worden, in der aber gewiß auch nicht lange mehr die Befriedigung der Wißbegierde gesucht werden wird. Während nun seit vier Decennien in der Metaphysik fast alles in beständigem Flusse war, wie Heraklit von der Welt behauptete, die Lehren der Metaphysik von dem Unendlichen und Endlichen, und von dem Verhältnisse derselben zu einander beständig verändert wurden, und diese Wissenschaft eigentlich nur aus einem auf den Kathedern und in Schriften fortdauernden Kampfe entgegengesetzter Lehren bestand, machte die Naturlehre in allen ihren Zweigen durch Beobachtung der Dinge in der Natur und durch Entdeckung der Gesetze, worunter diese Dinge stehen, Fortschritte, welche alle Erwartung übertrafen, und vermehrte die Hülfsmittel der Veredlung des menschlichen Lebens, indem dadurch die Macht unsers absichtvollen Einwirkens auf die Natur gesteigert wurde. Hierdurch wurde von ihr die Aufmerksamkeit der Gebildeten in einem vorzüglichen Grade angezogen, und wenn sie fortfährt die menschliche Erkenntniß zu erweitern und zu berichtigen, so wird die Verehrung, welche derselben bereits zu Theil geworden ist, noch sehr zunehmen.

Vermöge des gegenwärtigen Zustandes der Nachforschungen in der Metaphysik läßt sich zweyerley in Ansehung derselben unternehmen. Man

kann nämlich nach Aufdeckung der Fehler und Uebereilungen, welche sich die Urheber der metaphysischen Systeme haben zu Schulden kommen lassen, versuchen, ein fester begründetes und den menschlichen Geist besser befriedigendes System zu Stande zu bringen. Es läßt sich aber auch das Mißlingen der bisherigen Bestrebungen in der Metaphysik als eine Thatsache behandeln, die gewisse Beschränkungen der Thätigkeit des menschlichen Geistes — welche Thätigkeit in vielen Arten des Erkennens Ausgezeichnetes dem Umfange und der Zuverlässigkeit nach zu Stande gebracht hat, und täglich noch zu Stande bringt — verkündigt, und darin eine Aufforderung finden, über das, was der menschliche Geist vermag und nicht vermag, Nachforschungen anzustellen. Daß bey diesen Nachforschungen es nicht auf den Skepticismus abgesehen sey, braucht wohl nicht erst erinnert zu werden. Derselbe war als ein abgeschlossenes System von Zweifeln und Ungewißheiten mit der Sophistik, die auf dessen Entstehen großen Einfluß hatte, ein Erzeugniß des griechischen Nationalgeistes und des Zustandes der Wissenschaften zu der Zeit, in welcher er aufkam. Man kann ihn daher auch nicht wieder zu einigem Ansehen bringen, und der Mathematik, so wie auch den Naturwissenschaften, ihrer gegenwärtigen Ausbildung nach genommen, gegenübergestellt, würde er eine lächerliche Rolle spielen. Es kommt vielmehr bey derjenigen Benutzung der Schicksale der metaphysischen Speculationen und Systeme, die eben angedeutet worden ist, vorzüglich darauf an, diejenigen Bestandtheile des menschlichen Erkennens aufzusuchen, deren Objecte nicht durch ein Räsonnement nach Begriffen und Grundsätzen ergründet und ihrem Wesen nach bestimmt werden können, sondern die geheimnißvolle Dinge, oder etwas un-

erklärbar Räthselhaftes ausmachen (wie z. B. Raum und Zeit, und die Urstoffe des Seyenden), und als solche anerkannt werden müssen, damit die Wißbegierde nicht auf Unerreichbares gerichtet werde. Durch die Nachweisung dieser Dinge würde in Verbindung mit der Anzeige derjenigen Erkenntnisse, die einer fortschreitenden Ausbildung fähig sind, die Lehre von der Natureinrichtung des menschlichen Erkennens zu einer Vollkommenheit gebracht werden, vermöge welcher sie auf den obersten Platz unter den Naturwissenschaften Ansprüche machen könnte, welches von ihr, in ihrem bisherigen Zustande genommen, nicht der Fall ist. Auch sind ja schon die Veränderlichkeit und der Widerstreit der Lehren in der Metaphysik von Mehreren, ganz vorzüglich aber von Kant, dazu benutzt worden, um über das durch die menschliche Vernunft Erreichbare und Unerreichbare Auskunft zu ertheilen, und es wäre also wenigstens nichts ganz Neues, den Erfolg der Bestrebungen in der Metaphysik zu einer ganz andern Belehrung zu benutzen, als worauf diese Bestrebungen gerichtet sind. Der berühmte Verfasser des neuen Werkes über die Metaphysik, worauf wir die Leser dieser Anzeigen aufmerksam machen zu müssen glauben, hat sich jedoch durch das bisherige Mißlingen der metaphysischen Speculationen von diesen Speculationen nicht abschrecken lassen, sondern beabsichtiget, sie zu verbessern, damit das Ziel derselben erreicht werde. Also gleich den kühnen Männern, die, nachdem schon Mehrere unter den Nordpol zu gelangen im Kampfe mit unübersteiglichen Hindernissen vergeblich bemüht gewesen sind, sich dadurch doch nicht abhalten ließen, dasselbe Wagstück mit Anwendung größerer Vorsicht und besserer Hülfsmittel zu bestehen, wagt auch er eine neue Aufsuchung des Ziels

der Metaphysik. Man kann von einem solchen Muthe nur mit Achtung sprechen, und sollte auch das neue Unternehmen nicht gelingen, so läßt sich doch von den ausgezeichneten Talenten zu philosophischen Forschungen, so wie von dem Umfange und der Tiefe der Kenntnisse des Mannes, der es wagt, erwarten, daß wie von denen, welche den Nordpol nicht erreichten, viele vorher unbekannte Dinge entdeckt worden sind, auch von ihm manche Berichtigung der obersten Begriffe und Grundsätze für das menschliche Erkennen werde zu Stande gebracht werden. In dem ersten Theile des Werkes ist die Aufstellung des neuen Systems der Metaphysik oder allgemeinsten Naturwissenschaft noch nicht angefangen, sondern nur dargethan worden, daß eine Verbesserung dieser Wissenschaft nöthig sey, weil sie in ihrem bisherigen Zustande genommen keine Grundwahrheiten, wie die Mathematik, sondern nur Grundirrthümer nachzuweisen habe, und der Entwurf zur Verbesserung angegeben. Alle Versuche, die Welt a priori zu construieren, welche zu einigem Ansehen gelangt sind, werden einer Musterung unterworfen. Am ausführlichsten ist diese Musterung in Ansehung der Naturphilosophie von Kant, Fichte, Schelling, Fries angestellt worden. Es müßte aber sehr Vieles angeführt werden, wenn auf das Neue und Treffende, was darin vorkommt, hingewiesen werden sollte. Einige Untersuchungen verdienen jedoch allen, die sich mit Metaphysik beschäftigen, besonders empfohlen zu werden. Hierzu gehört nämlich der ausführliche Beweis, daß Spinoza seinen Pantheismus weder so fest begründet, noch auch so folgerichtig ausgebildet habe, wie neuerlich, seitdem der Pantheismus so viele Anhänger in Deutschland gefunden hat, behauptet worden ist, daß ferner dieser Philosoph von vie-

len Dingen nur geringe, ja ganz fehlerhafte Kenntnisse besaß, und daher auch die Einbildung nährte, die Welt aus den Attributen der einzigen Substanz vollkommen begreiflich gemacht zu haben. Noch vor vierzig Jahren konnte einem Philosophen und Theologen nichts Schlimmeres nachgesagt werden, als daß er ein Spinozist sey. Es war aber nicht bloß die Unverträglichkeit des Spinozismus mit den Lehren des Christenthums, was die denkenden Köpfe unter den Deutschen gegen denselben einnahm, sondern auch die Einsicht von der Fehlerhaftigkeit und Schwäche seiner Begründung. Leibnitz hat ihn einen übertriebenen Cartesianismus genannt uud dadurch sehr richtig characterisiert. Nach Des Cartes ist nämlich Gott das Princip aller Erkenntniß und Gewißheit. Damit wollte jedoch dieser Philosoph nicht behaupten, daß aus der Idee von Gott die Erkenntniß aller Dinge in der Welt, ihrer Beschaffenheiten und Verhältnisse abgeleitet werden könne, was Spinoza unternahm. Schwerlich möchte auch jener Philosoph, wenn ihm des letztern Ethik zu Gesicht gekommen wäre, die Ausführung des Unternehmens gebilligt haben. Daß ferner Leibnitz den Pantheismus des Spinoza nicht für das Erzeugniß eines vorzüglichen philosophischen Scharfsinnes und Tiefsinnes gehalten habe, erhellet aus den Bemerkungen, die er dem auf der Königlichen Bibliothek zu Hannover befindlichen Exemplare von Spinoza's Ethik am Rande beygefügt hat, welche Anzeigen mancher Fehler in den Definitionen, Axiomen, Beweisen, oder Zweifel, die Leibnitz an der Richtigkeit der Behauptungen des Spinoza hegte, enthalten. Wie hätte auch Leibnitz der spinozistischen Weltlehre im Vergleich mit seiner eigenen einen Werth beylegen können? Nach der Monadologie ist die Welt ein

unermeßliches, durchaus zusammenhängendes, in allen dazu gehörigen Theilen lebendes Ganzes, das sich in jeder Monade, ihrem Standorte gemäß, abspiegelt, und durch den auf die Hervorbringung des Besten und Vollkommensten in der Welt gerichteten Willen Gottes ihre Existenz und Einrichtung erhielt, wie auch der Verf. im ersten § anführt, um seine Untersuchungen über die Metaphysik mit einem anziehenden Eingange zu versehen. Eine interessantere und das Nachdenken des Menschen mehr aufregende Weltlehre, als die Monadologie enthält, hat die Metaphysik nicht aufzuweisen. Freylich ist von Leibnitz die Wahrheit der Monadologie nicht strenge und ausführlich bewiesen, aber es sind doch Gründe dafür beygebracht worden, die in verschiedenen seiner Schriften zerstreut vorkommen. Hätte er diese zusammengestellt und deren Anwendung weiter fortgebildet, so würde er der Monadologie das Ansehen eines festbegründeten Systems, wenigstens für seine Zeit, haben geben können. Spinoza hingegen lehrt, die Welt bestehe ganz und gar aus den Beschränkungen der beiden unendlichen Attribute in der alleinigen Substanz, die Gott seyn soll, und der Grund der Bestimmungen und der Folge der Beschränkungen liege in der Substanz. Dieser Grund hat aber nach ihm mit dem, was unter Vernunft und Willen gedacht wird, nicht die geringste Aehnlichkeit, und das in der Welt Vorkommende steht in gar keiner Beziehung auf Vortrefflichkeit, oder auf das Entstehen der Wahrheit, Schönheit und Güte, sondern die Annahme einer solchen Beziehung ist, wie er mit naiver Aufrichtigkeit sich darüber erklärt, ein Erzeugniß der Unwissenheit und Unvernunft. Obgleich aber Gott die causa immanens der Welt seyn soll, so behauptet er doch auch, das Endliche, woraus die Welt besteht,

bestimme sich selbst gegenseitig, das Unendliche hingegen, das doch den Ursprung jener enthalten soll, beharre in träger Ruhe. Obgleich aber Leibnitz in allen philosophischen Systemen Beziehungen auf die Wahrheit zu finden wußte, sogar in den der Scholastiker, so konnte er doch, wenn er sich nicht selbst und seine innigsten Ueberzeugungen aufgeben wollte, im Spinozismus nichts antreffen, das in diese Ueberzeugungen paßte, oder sich damit vereinigen ließ. Er spricht daher immer nur von den Irrthümern des Spinoza, und nennt dessen Lehren von Gott Ungereimtheiten, s. Leibn. Opp. Tom. II. P. I. p. 91. Warum aber Kant in seinen Werken nirgends auf den Spinoza besonders Rücksicht nahm, ist auch leicht zu finden. Durch die Lehren, daß der Mensch alle Dinge nur erkenne wie sie ihm erscheinen, nicht wie sie an sich genommen beschaffen sind, daß die Ideen der Vernunft gar nicht die Bestimmung haben, unsere Erkenntniß über die Erfahrung hinaus zu erweitern, und daß die Kategorie 'Substanz' nur zum Denken der Dinge in der Erfahrung diene, war ja der ohne alle Kritik in der Metaphysik verfahrende Spinoza widerlegt worden. Daß dieser Philosoph durch seine, die Sittenlehre, Rechtslehre und Religion (wenn diese eine Verehrung Gottes ausmachen, und nicht auf bloße Gefühle, die oft wunderlich genug sind, beschränkt seyn soll) untergrabenden Dogmen, und durch das Spiel mit der Anwendung der mathematischen Methode auf die Metaphysik, gute Köpfe jemals so bezaubern würde, daß sie in ihm einen Weisen höherer Art, den sie daher auch den Göttlichen nannten, verehrten, war nicht vorherzusehen. Es ist ein großes Verdienst des Vfs. den Spinoza wie er wahrhaft beschaffen ist und ohne den Nimbus, womit eine durch die Lehre, daß alle Dinge in der Welt Gott selbst sind, exaltierte Ein-

bildungskraft ihn umgeben hat, dargestellt zu haben. Er mag sich aber nur darauf gefaßt machen, dafür von den Pantheisten für einen schwachen Kopf, dem das Talent zum Philosophieren gänzlich fehlt, ausgegeben und durch diesen Machtspruch widerlegt zu werden, worüber er sich jedoch zu trösten wissen wird, wenn es ihm gleich nicht gelingen sollte, auch nur einen von den Verehrern jenes Göttlichen unter den Philosophen zu entzaubern. Viel Lehrreiches hat ferner der Vf. über den Einfluß mitgetheilt, den Reinhold durch die sonderbare Lehre von einem einzigen obersten Princip für die gesammte Philosophie auf die Bestrebungen der Philosophen nach Kant hatte, und daß dieser Einfluß das Aufkommen der pantheistischen Weltlehre ganz vorzüglich mit beförderte, was freylich nicht in der Absicht Reinhold's lag, der ja das Philosophieren darauf gerichtet wissen wollte, den Menschen weiser und besser zu machen. Vorzüglich wichtig, und sowohl durch Gründlichkeit, als auch durch Deutlichkeit ausgezeichnet sind noch des Vfs. Prüfungen der neueren Versuche in der Naturphilosopie. Daß diese Versuche nicht zu Wahrheiten, sondern zu abenteuerlichen Meinungen, wovon die älteren manchmal durch die neueren überboten wurden, geführt haben, bezeuget schon die Geschichte derselben. Denn ob man sich gleich der Kenntniß des Urgrundes alles Seyns und Werdens durch einen anschauenden Verstand, oder durch eine intellectuelle Anschauung rühmte und vermittelst derselben das Entstehen aller Dinge in der Welt vom größten bis zum kleinsten erblicken zu können vorgab, so ist doch dadurch keine einzige Erweiterung und Verbesserung der Erkenntniß dieser Dinge zu Stande gebracht worden (wie selbst Bewunderer der neueren pantheistischen Naturphilosophie eingestanden haben), was schon über den Werth derselben sichere Auskunft gibt. Aber

man ist doch dem Vf. Dank dafür schuldig, daß er die in der bisherigen Begründung und Ausbildung der Naturphilosophie, vorzüglich in Ansehung der Lehre von der Materie, vorkommenden Fehler deutlich nachgewiesen hat. Denn um Irrthümer von Grund aus zu zerstören, müssen einleuchtende Beweise dafür, daß sie Irrthümer sind, beygebracht werden.

Mit derjenigen Klarheit und Bestimmtheit des Vortrages, welche die Schriften des Vfs. auszeichnen, hat er auch sein neues Werk ausgestattet. Ja, man muß davon eine, selbst trockene und sehr subtile Untersuchungen interessant machende Lebhaftigkeit rühmen, die in den Werken der Metaphysiker selten angetroffen wird. Mancher Leser dürfte jedoch in der Folge der Untersuchungen auf einander etwas die Uebersicht dieser Folge Erschwerendes antreffen, was auch in Ansehung der, tiefe Untersuchungen über das geistige Leben des Menschen in großer Zahl enthaltenden Psychologie des Vfs. der Fall ist. Es fehlt zwar der Reihe der Untersuchungen, womit er sich beschäftiget nicht an einer ihrem Inhalte und Zwecke angemessenen Ordnung. Aber bey jedem Puncte in der Untersuchung wird von den darüber anders denkenden Philosophen nur dasjenige angeführt und beleuchtet, was auf den Punct Beziehung hat. Es ist daher von denselben Philosophen an verschiedenen Orten die Rede, freylich immer nach den verschiedenen Bestandtheilen ihrer Lehre. Dieß aber zu finden, und aus der fortschreitenden Entwickelung der Gedanken des Vfs. einzusehen, wird manchem Leser schwer fallen. Dem hätte aber schon dadurch abgeholfen werden können, daß in einem Register angegeben wäre, was von den Lehren jedes Philosophen, z. B. Spinoza's, Leibnitzens, Kants u. A., an verschiedenen Stellen des Werkes der Prüfung unterworfen worden ist.

Paris.

Recueil de voyages et de mémoires, publié par la Société de Géographie. Tome deuxième. MDCCCXXV. 246 S. in gr. 4.

Der erste Theil dieser Sammlung, Marco Polo's Reise enthaltend, ist in diesen Blättern Jahrg. 1827 St. 113 angezeigt. Dieser zweyte enthält fast nur ungedruckte Aufsätze, und unter diesen mehrere sehr schätzbare. 1. **Relation de Ghanat et des coutumes de ses habitans, traduite littéralement de l'arabe, par M. Amédée Jaubert** S. 1—14. Dieses kostbare Fragment eines arabischen Geographen, dessen Name nicht genannt, und wie es scheint, unbekannt ist, ist der Gesellschaft von einem schwedischen Consul im africanischen Tripoli mitgetheilt. Ghanat (richtiger Ghana bey Edrisi und Abulfeda, Cano bey Leo), am Nil (d. h. Niger) liegend, eins der merkwürdigsten Länder Nigritiens, welche wir durch arabische Schriften kennen, ist in diesem Fragment weit ausführlicher beschrieben, als in den Werken von Edrisi und Alvardi, aus welchen Hr. Jaubert die Ghanat betreffenden Stellen hier zugleich übersetzt hat; schon früher hat aber Hartmann in Edrisii Africa p. 41 flg. diese Stellen gesammelt. Im Mittelalter muß Ghanat, jetzt ein kleines oder ganz verschwundenes Reich, eines der mächtigsten Königreiche in Nigritien gewesen seyn; die Hauptstadt bestand aus zwey Städten, einer königlichen und einer muhammedanischen mit zehn Moscheen. Unter die merkwürdigen Sitten des Volks gehört auch (S. 9) eine Art von Gottesurtheilen, wobey der Verklagte heißes und bitteres Wasser trinken muß; ein ähnliches schreiben die mosaischen Gesetze vor, 4 Mos. 11, 5—31. — 2. **Relations inédites de la Cyrénaique**, S. 15—31. Zwey kurze Reiseberichte von zwey Italiänern, Cervelli,

welcher im J. 1811, und le Père Pacifique de Monte Cassiano, welcher im J. 1816 Cyrenaika durchreiste. Beide Reisende haben zwar Barka nicht mit Ruhe durchreisen und seine Ruinen mit dem Auge eines gelehrten Kenners des Alterthums würdigen können; die Zeichnungen des erstern geben nur ein unvollkommnes Bild der Reste der früheren hohen Cultur des Landes; aber auch diese unvollkommenen Nachrichten müssen sehr wichtig seyn, da nach della Cella und diesen zwey Reisenden noch kein Europäer die Ruinen von Cyrenaica gesehen und beschrieben hatte. Wie sehr sie genauere Untersuchung verdienten, zeigen die spätern Berichte von Pacho. Ruinen mit griechischen Inschriften (von einer altkufischen hat Cervelli nur die vier ersten Buchstaben copiert) fanden die Reisenden zu Derne, Krennah d. h. Cyrene, Agidebia, Tolemeta d. h. Ptolemais, Arsinoe und Benghazy (Berenice der Alten). — 3. Notice sur une mesure géométrique de la hauteur, au-dessus de la mer, de quelques sommités des Alpes; par M. Coraboeuf, S. 32 — 50. — Résultat des questions addresseés au nommé Mbouia, marabau maure, de Tischit, et à un Nègre de Walet, qui l'accompagnait. Article communiqué par M. le Baron Roger, Commandant pour le Roi, au Sénégal S. 51 — 62. Diese zwey Africaner aus Westnigritien hatten weite Reisen in Africa gemacht, und zeigten bey einem sehr starken Gedächtniß auch so reifen Verstand und untriegerischen Sinn, daß H. B. Roger ihren Aussagen völlig trauen zu können glaubte. So erfuhr man von ihnen, daß nichts so sehr, als Pulver und Waffen, die Fortschritte der Europäer im mittlern Africa gehemmt hat und in Zukunft hemmen kann; daß die zwey großen Handelsstädte Sego und Dschenna nicht am linken Ufer des Dscholiba, sondern am rechten liegen; daß das

bekannte Reich Tombuktu falsch so ausgesprochen werde für Tembuktu ꝛc. Angehängt sind ausführliche Verzeichnisse der Reisestationen von Senegambien zu den berühmtesten Städten von Nordafrica und Arabien. — 5. Réponse aux questions proposées par la Société de Géographie sur l'Afrique Septentrionale, par M. Delaporte. S. 63 — 80. Nur auf wenige Fragen der geographischen Gesellschaft konnte der Vf., Vice-Consul zu Tanger, genügende Antwort geben; doch verbreitet auch das Gegebene über unbekannte Gegenden Nordafrica's Licht, und die Angabe vieler Stationen in Nordafrica, so wie die genaue Aufzählung aller, auch der kleinsten Städte und Dörfer im Staate Tripoli ist eine dankenswerthe Bereicherung unserer geographischen Kenntnisse. Nur möchte der Vf. nicht die Garian d. h. Höhlenbewohner, Troglodyten in den südlichen Theilen von Tripoli mit den Garamanten der Classiker verwechselt und gar die Identität beider Namen behauptet haben; wie können wir einen arabischen Namen, der durch die Mauren erst gebildet ist, in dem alten Libyen erwarten? auch ist die Aehnlichkeit der Namen nicht groß. — 6. Itinéraire de Constantinople à la Mecque, extrait de l'ouvrage turc intitulé (livre des prières et des cérémonies relatives au pélerinage), de El-hadj Mehemmed edib ben Mehemmed, Derviche, traduit par M. Bianchi, S. 81 — 169. Das türkische Original ist im J. 1093 (1682) geschrieben und auf kaiserliche Kosten im J. 1232 (1816) zu Constantinopel gedruckt. Es enthält außer seinem religiös-liturgischen Inhalt auch eine sehr ausführliche Beschreibung der großen Straße der Pilgercaravanen von Scutari nach Mekka, wobey der Verf. nicht bloß die Städte, sondern die Länder, durch welche der Zug geht, im einen beschreibt, auch die Geschichte der

Städte und Länder berührt. Da der Vf. viele Gegenden in Kleinasien und Arabien beschreibt, welche wir aus andern Nachrichten noch weniger genau kennen: so hat Hn. Bianchi's Uebersetzung gewiß einigen Nutzen, zumal Barbier du Bocage nicht selten die Nachrichten der Alten mit denen dieses spätern Buch's verglichen, auch Hr. Jomard manche nützliche Anmerkung hinzugefügt hat. Ref. hat nur selten Stellen der Uebersetzung getroffen, die ihm Anstoß erregten; z. B. S. 113 wird der erste muhammedanische Eroberer von Syrien Abu-Abide für Abu-Obeida genannt. Das Original wünschte man, sofern man bloß Geographie aus ihm lernen will, oft in der freyen Uebersetzung noch mehr verkürzt zu lesen, als hier geschehen ist: jedoch können auch die scheinbar unwichtigsten Bemerkungen aus einem allgemeinern Standpunct ihre Wichtigkeit erhalten. So, wer noch zweifelte oder nicht wüßte, wie die meisten Etymologien der Städtenamen in den historischen Büchern des A. T. entstanden seyen, der lese, wie in diesem Werke der vormuhammedanische Name Ohud einer Stadt, die durch ein Treffen Muhammeds bekannt ist, aus muhammedanischen Ideen erklärt wird S. 140, er lese ähnliche Etymologien S. 137. 167. 219: und er wird aufhören in solchen Etymologien mehr zu finden als Vermuthungen späterer Geschlechter. Als besonders merkwürdig zeichnen wir aus die Beschreibung der Fruchtbarkeit Syriens S. 112, einer Art des Acaciabaums S. 127 f. und des mirage in der Wüste, das der Vf. aber nicht so nennt, S. 129. — 7. Déscription des ruines découvertes près de Palenquè, suivie de recherches sur l'ancienne population de l'Amérique. Article communiqué par M. Warden S. 170 — 193. Die erst in der Mitte des vorigen Jahrhunderts entdeckten, viele und wohlerhaltene Ruinen des alten Königs-

sitzes Palenque im ehemaligen Königreiche Guatemala verdienten eine genauere Untersuchung, welche zwar im J. 1787 auf Befehl des Königs von Spanien durch Antonio del Rio begann, deren Resultate aber erst seit einigen Jahren bekannt geworden sind. Der Auszug des Hn. Warden aus fremden Werken über diese Ruinen ist daher sehr nützlich zu nennen. Desto mehr fällt es auf, wenn man darauf einen langen Auszug aus einem von Hr. Warden gerühmten und gebilligten spanischen Werke von Cabrera findet, worin bewiesen werden soll, daß Mexico von Carthagern zur Zeit der punischen Kriege besucht und bevölkert ist. Die Gründe dafür muß leider auch das nicht verstandene A. T. bieten. Schon die zwey hier abgebildeten Basreliefs zeigen eine den Americanern ganz eigenthümliche Cultur, die nichts Carthagisches hat. — 8. Notice sur la carte générale des Paschaliks de Baghdad, Orfa et Hhaleb, et sur le plan d'Hhaleb de M. Rousseau S. 194 — 244, ein wichtiger Aufsatz von Barbier du Bocage, mit einer sehr großen Karte, welche jedoch vom Paschalik von Bagdad nur den kleinsten Theil enthält. Man weiß schon aus andern Nachrichten, daß Hr. Rousseau seinen langen Aufenthalt in Bagdad und Aleppo vortrefflich benutzt hat, um sich eine genaue Kenntniß jener Länder zu erwerben; die Resultate seiner Beobachtungen über die Geographie, besonders seine auch nach Russel's bekanntem Buch schätzbare Beschreibung von Aleppo enthält dieser Aufsatz im Auszuge. Die Meinung der Rabbinen, daß Haleb das צוֹבָא des A. T. sey, wünschten wir, da sie so starke Gegengründe hat, von Hr. R. nicht wieder vertheidigt zu sehen (S. 219).

E.

S. 761 Z. 4 v. u. st. duplice l. Codice

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

85. Stück.
Den 25. May 1829.

Neapel.

Essai sur la Géographie physique et botanique du royaume de Naples. Par M. Tenore. 1827. 130 Seiten in 8. (Mit zwey Charten in Steindruck).

Wenn sich der Verfasser schon in einer Reihe größerer und kleinerer Werke als einen eifrigen, kenntnißreichen und mit der Flora Neapels sehr vertrauten Naturforscher gezeigt hat, so glaubt Rec. im Voraus über gegenwärtige Schrift, ohne doch allen darin vorgetragenen Ansichten beytreten zu wollen, ein günstiges Urtheil fällen zu können. Der große Umfang der Gegenstände erlaubt es indeß nicht ins Detail zu gehen, weshalb die Anzeige sich auf den wesentlichen Inhalt beschränken muß. Herr Tenore gibt zuerst eine genaue, sehr umständliche, geologisch-geognostische Beschreibung des Königreichs, wovon er zwey Hauptregionen unterscheidet, erstlich die nicht vulcanische gebirgige und flache und zweytens die vulcanische. Jede von bei-

den zerfällt wieder in drey Abtheilungen: die der nicht vulcanischen nämlich in die nördliche, mittlere und südliche; und die der vulcanischen in die mit brennenden, halberloschenen und ganz erloschenen Vulcanen. Dann folgen (im 5. Kap.) Bemerkungen über die Lage und Höhe der vorzüglichen Berge, unter welchen Gran-Sasso in den Abruzzen, als der höchste des Königreichs, sich bis zu 9377 Fuß über der Meeresfläche erhebt und fast das ganze Jahr über mit Schnee bedeckt ist. Auch besitzen Calabrien u. e. a. Provinzen Berge von 5000 — 7000 Fuß Höhe und darüber. Bey Neapel selbst kömmt nur der M. Lactarius (unter M. St. Angelo di Castellamare bekannt) in Betracht, dessen Höhe 4400 Fuß beträgt.

Nach diesen örtlichen Bestimmungen betrachtet der Verf. die Vertheilung der Gewächse von der Meeresebene bis zu dar Schneelinie, und unterscheidet zehn Pflanzenbezirke, welche in dem zwischen der Küste des Adriatischen Meeres und den höheren Gebirgen der Abruzzen eingeschlossenen Raume am deutlichsten hervortreten. Bey jeder dieser Regionen sind, außer der Bestimmung der Erhöhung und der Beschaffenheit der Erdoberfläche, die derselben eigenthümlichen Gewächse und die in derselben gewöhnlich vorkommenden Säugethiere, Reptilien ꝛc. bemerklich gemacht. Wir geben zur leichteren Uebersicht einen kurzen Umriß dieser Vertheilung: 1. Meerstrandsregion, über der Meeresfläche wenig erhaben, von der gewöhnlichen Beschaffenheit des Küstenbodens, dem aber nicht selten vulcanische Producte beygemischt sind. Hier wachsen von Bäumen (wilden und cultivierten): Weiden, Pappeln, die Weinrebe ꝛc.; von Sträuchern: Phylliräen, Pistacia Lentiscus, Junip. Oxycedrus ꝛc.; von

Kräutern: Eryngium maritimum, Echinophora, mehrere Convolvuli 2c.; an den Felsen mehrere Saftgewächse (Mesembrianthema, Aizoon 2c. 2. Mittelregion (region des plaines mediterranées) erhebt sich bis zu 50 Toisen, mit sehr verschiedenem Boden. Die vorzüglichen Gewächse sind: Pyrus communis, Ulmus campestris 2c.; Rhamnus Alaternus, Ziziph. Paliurus 2c.; Chenopod. ambrosioides, Solanum Dulcamara u. m. a. 3. Region der Hügel, erstreckt sich von 50 — 150 T. über dem Meere. Die hier sehr häufige Lava ist ganz mit Flechten (Stereocaulon paschale u. e. a.) überzogen, wodurch ihre Oberfläche für die Vegetation anderer Gewächse allmählich geschickt gemacht wird. Die Gewächse, welche sich hier zuerst einfinden, sind Spartium junceum, Pteris aquilina und Scrophul. bicolor. Unter den Bäumen dieser Region zeichnen sich aus: Olea europaea, Quercus Ilex, Pinus Pinea (angebaut), Cercis Siliquastrum 2c. 2c. 4. Erste Waldregion, welche sich von 150 — 400 T. erhebt, besteht ganz aus großen Waldbäumen, z. B. Quercus Robur und Cerris, Acer pseudo-platanus und Castanea vesca. 5. Zweyte Waldregion, von 400 — 600 T., unterscheidet sich von der vorigen durch die hier zuerst vorkommende Buche, mit untermischten Nadelgehölzen. Von Kräutern außerdem: Paeonia officinalis, Atropa Belladonna, Aquilegia vulgaris 2c. 6. Die gebirgige Region, von 600 — 800 T., wegen der Menge der Kräuter, womit sie gleich einem Teppich bedeckt ist, auch Wiesenregion zu nennen. Nur Pinus Mughus und Juniperus Sabina unterbrechen diese einförmige Vegetation. 7. Erste Alpenregion. Sie bezeichnet die bis 900 T. hohen Gipfel der Berge der vorigen Region, welche, da sie aus bloßen

steilen Felsen bestehen, nur Soldanella, Campanula petraea u. e. a. Alpenpflanzen beherbergen. 8. Zweyte Alpenregion, erhebt sich bis auf 1000 T. über dem Meere. Hier, wie in der vorigen, kommt kein lebendiges Geschöpf mehr vor, auch finden sich keine Bäume und Sträucher, höchstens nur einige Halbsträucher (Salix retusa, Arbutus Uva ursi); dagegen mehrere Gentianen, Saxifragen, Anemonen u. e. a. 9. Dritte Alpenregion, von 1000 — 1500 T. Die kurze Zwischenzeit, wo der Schnee schmilzt, läßt nur einige der kleineren Alpenpflanzen aufkommen: Androsace villosa und vitaliana, Saxifraga oppositifolia, bryoides rc. Hier lebt die Gemse, und in den Felsen nisten Adler und Fledermäuse. 10. Eisregion, macht sich besonders durch Cetraria islandica bemerklich. Mit ihr zugleich einige wenige Alpenpflanzen: Draba cuspidata, Artemisia mutellina, Lepidium alpinum rc.

Diese zehn Pflanzenbezirke lassen sich mit wenigen Ausnahmen auch in dem übrigen nördlichen und dem ganzen mittleren Theile des Königreichs unterscheiden. Mehrere Abweichungen bemerkt man indeß im südlichen Theile. So kommen z. B. einige Saxifragen (Aizoon, petraea etc.), welche auf M. Pollino (Calabrien) in einer Höhe von 7000 Fuß wachsen, im nördlichen Neapel auf dem Mateso, Gran-Saßo u. e. a. unter 5000 Fuß vor. Auch finden sich von den zahlreichen Saxifragen des nördlichen Neapels nur einige wenige auf den mehr südlich liegenden Bergen. Diese und einige andere scheinbare Widersprüche erklären sich durch die climatischen Verhältnisse in Hinsicht zu der Erhöhung über der Meeresfläche, nach v. Humboldt's darüber aufgestellten Grundsätzen.

Was die Vertheilung der Bäume in den verschiedenen Gegenden des Königreichs anlangt, wo-

mit sich das fünfte Kap. beschäftigt, so sind, wie überhaupt in Europa, so auch in Neapel die Zapfenbäume und Kätzchentragenden die vorherrschenden Familien. Erstere bewohnen vorzugsweise den südlichen Theil des Landes, besonders Calabrien, wo große Wälder von den größten und schönsten Fichtenarten (Pinus Laricia und Brutia u. e. a.) vorkommen. An der östlichen Seite bestehen die Waldungen mehr aus Abies pectinata, welche außerdem im Innern mit P. halepensis, so wie in mehreren andern Gegenden wahrgenommen wird. Juniperus communis findet sich sehr sparsam auf den höheren Gebirgen; J. Oxycedrus häufig längs der Küste im Innern, eben so an der Ostküste gemeinschaftlich mit phoenicea. Auch sind J. Sabina und Taxus baccata in mehreren Provinzen nicht selten. Pinus Pinea kömmt nirgend wild vor. — Von den Kätzchentragenden sind die Ebenen und die nicht sehr hoch liegenden Hügel besonders mit mehreren Eichen-Arten bedeckt; nur Q. Cerris erhebt sich bis zur Region der Buche, wo sie nicht selten große und schöne Waldungen bildet. Querc. austriaca findet sich stets niedriger; beide überschreiten indeß nie das Innere und fehlen daher auch ganz im nördlichen Theile. Q. appennina, pedunculata, Brutia und Thomasii nehmen die weniger hohen südlichen Gegenden ein; Robur ist fast in allen Waldungen. Nicht so reich an Eichen sind die Abruzzen und andere nördliche Gegenden; hier kommen nur Robur und appennina vor. Die dem Meere zunächst liegenden Waldungen des mittleren und südlichen Theiles haben einen Ueberfluß an Ilex, Suber und pseudo-Suber. Die Kastanie (Castanea vesca) bewohnt die südliche Waldregion unter der Buche, wo oft Stämme von 6 Fuß im Durchmesser gefunden werden; in dem nördlichen Theile sieht man sie meistens nur angebaut. Alnus cor-

difolia Ten. ersetzt in sumpfigen Waldungen die gemeine Eller, welche nur selten vorkömmt. Pappeln wachsen allenthalben in feuchten Plätzen. Celtis australis, welche die Reihe der Amantaceen schließt, erscheint nur sparsam in der ersten Waldregion, steigt aber nicht selten in die Meerstrandsregion der innern und südlichen Gegend herab. — Unter den zu andern Familien gehörenden Bäumen zeichnen sich die Ahorn-Arten aus, von welchen A. pseudo-platanus und des Vfs. Lobelii (dem platanoides verwandt) in der gebirgigen Region, aber stets einzeln in Gesellschaft der Abies pectinata und der Buche vorkommen; neapolitanum des Verfs. in beiden Waldregionen; campestre und monspessulanum auf Feldern und in nicht zu hoch liegenden Hecken. Von den Eschen wächst die gemeine auf Bergen unter andern Bäumen; Ornus hingegen, wie rotundifolia (von welcher letzteren die beste Manna gewonnen wird) nur in Calabrien und in Apulien, auf den nicht weit vom Meere liegenden Hügeln. Der wilde Oelbaum findet sich südlich auf felsigem Boden; die Phylliräen lieben niedrigen, sumpfigen Boden. Von den Pomaceen ist der wilde Birnbaum am häufigsten und kommt von der Meeresküste bis zur ersten Waldregion vor; die Quitte, Mispel, Eberesche u. a. Verwandte, besonders die mehr strauchartigen, sieht man allenthalben in den Hecken. Denselben Standort, doch mehr auf Anhöhen, haben unter den Leguminosen Cytisus Laburnum und Cercis Siliquastrum. Sehr gemein ist Spartium junceum (bisweilen von 15 Fuß Höhe) unter dem Gebüsch auf Bergen und Hügeln. Medicago arborea (Virgil's Cytisus) und Anthyllis Barba jovis an den herabhängenden Felsenwänden, längs der Meersküste von Pausilippo bis Gaeta. Mehrere andere strauchartige Hülsengewächse sind mit Pistacia Terebin-

thus in den Wäldern zerstreut; Pistacia Lentiscus findet sich nur in den Ebenen der Meeresküste.

Im sechsten Kap. theilt der Vf. einige Bemerkungen über die Vegetation und über die Verschiedenheit derselben zwischen dem südlichen und nördlichen Theile des Königreichs mit. Daß die Flora Neapels von den nicht sehr entfernten Küsten Griechenlands und Africa's manchen Zuwachs erhalten hat, wird durch mehrere Beyspiele dargethan. Selbst aus dem Orient scheinen einige Gewächse in das westliche Calabrien eingewandert zu seyn, in dessen mildem Clima Myrten und andere immergrünende Sträucher sehr gut gedeihen, welche im nördlichen Theile entweder gar nicht vorkommen oder doch nur mit vieler Mühe cultiviert werden können. Man baut daher in den höheren Gegenden der Abruzzen keine Oliven, keinen Wein und in dem diesseitigen Theile keine Orangen und Citronen, welche letztere bey Reggio in Ueberfluß wachsen; wie denn auch ganz Calabrien Seide und einen trefflichen Wein erzeugt. Andererseits wird in den Abruzzen mit großem Vortheile Safran gebaut. Zuckerrohr, das bis ins 17. Jahrh. in den Küstenländern des Ionischen Meeres und in Calabrien cultiviert wurde, dauert (ohne Zweifel wegen der veränderten Temperatur) nicht mehr im Freyen aus, sondern muß im botanischen Garten zu Neapel im Orangeriehause überwintert werden. Dieselbe Vorsicht erfordern auch Musa paradisiaca, Acacia Lebbek, Gossypium arboreum, Anona tripetala u. m. a.; doch glaubt Hr. T., daß es mit diesen Gewächsen vielleicht eben so gut in Reggio als zu Palermo gelingen möchte, wo die Temperatur des Winters von der der Küsten Calabriens durchaus nicht verschieden ist. Hingegen lassen sich Camellien, Metrosideros, Melaleuca, Laurus Camphora u. m. a., welche fast in ganz Europa im

Gewächshause überwintert werden müssen, im Freyen durchbringen, weil sie in Ländern der Canicular-Region nicht fortkommen können, deren Temperatur größer als die von Neapel ist. Aus eben dem Grunde gedeihen auch daselbst keine Rhododendra, Kalmien, Azaleen u. a. Pflanzen des nördlichen Europa's. Das Vorkommen zweyer tropischen Pflanzen, der Pteris longifolia und des Cyperi polystachyi, auf der Insel Ischia, erklärt der Vf. durch den Einfluß der vulcanischen Temperatur der sogenannten Fumarolles auf das Keimen der Samen und ihre fernere Vegetation. Zugleich vermuthet er nicht ohne Grund, daß der Ursprung beider Pflanzen zu einer so entfernten Epoche gehöre, als die neuerlich in mehreren unserer Steinkohlengruben entdeckten Palmen, Farrnkräuter u. a. tropische Gewächse.

Das folgende Kapitel ist meteorologischen Beobachtungen gewidmet; doch bekennt Hr. T., daß die vorgefundenen, im Auszuge mitgetheilten, Temperaturverhältnisse von Neapel, so wie die von ihm selbst angestellten Beobachtungen zu mangelhaft seyen, um ein befriedigendes Resultat daraus zu ziehen. Den Schluß machen mit dem achten Kap. Bemerkungen über den Einfluß des Klimas auf die verschiedenen Perioden der Vegetation (von dem Keimen bis zum Abfall der Blätter), welche in Beziehung auf Neapel aus des Vfs. Phytognosie bereits bekannt sind; hier aber durch die Vergleichung mit den von Linné bey Upsala und den von Audibert bey Paris angestellten Beobachtungen mehr Interesse gewähren.

Auf den beygefügten Charten von Neapel sind zur Erläuterung des geologischen Theils die verschiedenen Gebirgsarten durch Farben anschaulich gemacht. Schrd.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

86. 87. Stück.

Den 28. May 1829.

London.

Bey Westley und Davids: Narrative of a journey from Constantinople to England, by the Rev. R. Walsh. 2. edition. 1828. 445 Seiten in 4.

Diese Schrift, die zu jeder Zeit eine willkommene Vermehrung der Länder- und Völkerkunde des östlichen Europa's gewesen wäre, erhält ein noch höheres Interesse dadurch, daß sie die neuesten Nachrichten von Gegenden gibt, in denen gegenwärtig der Kampf zwischen Rußland und der Türkey das Schicksal Europa's entscheiden soll; auch ist Herr Walsh in dieser letzten Zeit mehrfach als Autorität in dieser Sache von politischen und nicht politischen Blättern angeführt worden, so daß sein Buch auch für die Geschichte und Politik der Zeit nicht ohne Wichtigkeit ist. — Herr Walsh begleitete im Jahr 1821 den britischen Gesandten nach Constantinopel und

verließ diese Stadt im October 1826, in Begleitung eines Janitscharen, der ein geborner Schweitzer war. Bey der im türkischen Reiche üblichen Art zu reisen, auf Postpferden von Station zu Station, wo man auf keinerley Art von Pflege, Nahrung oder Bequemlichkeit rechnen kann, empfiehlt Herr W. als nothwendigen Reiseapparat, einen groben Janitscharenmantel von Ziegenhaaren und einen Vorrath von Mokka-Kaffee und Schiraz-Taback, letzteren um im Nothfall das Gefühl des Hungers zu beschwichtigen. — Obgleich Constantinopel selbst nicht mehr eigentlich in das Reisegebiet des Verfs. gehört, so gibt ihm doch der Abschied von dieser Wunderstadt, und einige Gegenstände an denen ihn sein Weg, um von Pera aus die Straße nach Bucharest zu erreichen, vorbeyführt, Gelegenheit zu manchen interessanten Mittheilungen. Dahin gehört was er über die Juden in Constantinopel und der Türkey überhaupt sagt, die er, gegen eine ziemlich verbreitete Meinung als von den Türken sehr begünstigt schildert. Ihre Abstammung von den aus Spanien vertriebenen Juden wird auch durch eine Beylage erwiesen, die eine Art von Glaubensbekenntniß enthält, was, einige hebräische Worte abgerechnet, ganz spanisch ist. Die Beschreibung der Mauern von Constantinopel, besonders desjenigen Theils der dem Kaiser Theodosius zugeschrieben wird, und sich durch seine Höhe und Dicke auszeichnet, führt zu Bemerkungen über die Eroberung der Stadt durch die Türken, wobey das von Gibbon bezweifelte Eindringen der türkischen Flotte zu Lande in den Hafen von Constantinopel gerechtfertigt wird. Die Schiffe sollen nach Walsh von der kleinen Bucht Dolma Baktche durch ein Thal

gezogen worden seyn, was nach dem innern Hafen zu ausläuft, eine Entfernung von zwey engl. Meilen, die also wohl in einer Nacht zurückgelegt werden konnte. Hier finden sich denn auch Nachrichten über die ungeheuren unterirdischen Wasserbehälter, die sich in Constantinopel unter mehreren Straßen und Gebäuden hin erstrecken, von den Türken entweder ganz vernachlässigt oder gar nicht gekannt. In eines derselben stieg der Vf. durch eine Treppe in dem Hause eines Türken herab, dessen Nachbaren nichts von dem Daseyn dieses unterirdischen Pallastes wußten, dessen Decke von 336 marmornen Pfeilern getragen wird. Ein anderer ähnlicher Behälter hat 672 Säulen, und könnte die Stadt 60 Tage lang mit Wasser versehen. Gegenwärtig ist er trocken und halb verschüttet. Kein Zweifel, daß diese Wasserbehälter bey einer etwanigen Belagerung von Constantinopel von großer Wichtigkeit seyn müßten, wenn der Feind die zahlreichen Wasserleitungen zerstören sollte, die gegenwärtig aus den Bendts oder künstlichen Wasserbecken des Waldes von Belgrad am schwarzen Meere der Stadt Wasser zuführen. Fünf Grabsteine, die den Ort bezeichnen wo der bekannte Ali Pascha von Janina mit seinen vier Söhnen begraben ist, und deren Inschriften alle den echt türkischen Schluß haben: 'er starb indem ihm der Kopf abgeschnitten wurde,' geben Anlaß zu einem Berichte von dem Fall dieses Mannes, der, einer ganz zuverlässigen Quelle entlehnt, in mancher Hinsicht von den bisher bekannt gewordenen; abweicht. Churchid Pascha überredete nämlich seinen Gegner, sich der Gnade des Sultans anzuvertrauen, die Festung Janina zu übergeben und sich mit einer beliebigen Auswahl seines Gefolges auf eine kleine Insel im

See zu begeben, um den Beschluß des Sultans abzuwarten. Hier wurde er mehrere Tage mit der größten Achtung und Zuvorkommenheit behandelt und erhielt Besuche von den Vornehmsten unter seinen Gegnern, die alle keinen Zweifel daran zu hegen schienen, daß der Sultan ihm verzeihen werde. Unter diesen Besuchern befand sich auch Mohamed Pascha von Morea, und als nach einer langen sehr freundschaftlichen Unterredung, worin dieser sich zu jedem Dienste, jeder freundlichen Gefälligkeit bereit zeigte, und unter andern dem alten Ali versprochen hatte, ihm seine Lieblingsspeise, ein junges Lamm, zu schicken, beide sich zugleich erhoben und Ali die tiefe Verneigung seines Gastes mit einer gleichen erwiderte, stieß ihm Mohamed, ehe er sich wieder aufrichten konnte, seinen Ataghen mit solcher Gewalt in den Nacken, daß er sogleich todt niederstürzte. Sein Haupt wurde in dem Vorhof des Seraglio auf einem silbernen Teller ausgestellt, darüber ein Anschlag der die Ursachen seines Todes, wie uns scheint ganz vernünftig, auseinandersetzt. Hier bewunderte auch Herr Walsh den langen silberweißen Bart des alten Tyrannen. Dieß führt uns zu der merkwürdigen Vernichtung des Janitscharencorps, die kurz vor Herrn Walsh's Abreise von Constantinopel Statt fand, und worüber er die ersten ausführlichen Nachrichten gab, die auch damals sogleich durch die Journale mitgetheilt worden sind. Was auch der Ausgang der gegenwärtigen Krise für das türkische Reich seyn mag, so wird hoffentlich die Geschichte einst billiger seyn als unsere Zeitungsschreiber, und schon in dem was der Sultan Mahmud bis jetzt durchgesetzt hat, besonders aber in der Vernichtung dieser Rotte von

unnützen Empörern, Grund genug finden, diesen Fürsten zu den ausgezeichnetsten Männern der Geschichte zu rechnen. Wenn wir aus dem Bericht des Herrn Walsh sehen, daß der Sultan den Janitscharen eine ihm ganz ergebene und ihnen weit überlegene Macht von 60,000 Mann entgegen zu stellen hatte, so wird die schnelle Entscheidung dieses Kampfes erklärlich, allein das Verdienst des Sultans, der den unvermeidlichen Schlag so klug vorzubereiten wußte, nicht vermindert. Unseren Sitten widerstreben zwar die näheren Umstände dieser Metzeley, aber man sollte nicht vergessen, daß der Sultan mit seinen Türken türkisch reden muß. — Uebrigens bemerken wir noch, daß diese Vorfälle nicht, wie allgemein geglaubt wurde, auf dem Atmeidan, dem ehemaligen Hippodrom Statt fanden, sondern auf dem Et-Meidan, oder Platz des Fleisches, wo den Janitscharen die Rationen ausgetheilt zu werden pflegten. In seinem Privat- und Familienleben soll, sagt Herr Walsh, der Sultan sehr herablassend und liebevoll, auch in der Literatur des Orients sehr bewandert seyn, und sich durch die Leichtigkeit und den Ausdruck seiner Hattischeriffs, die er immer selbst verfaßt, auszeichnen. — Nachdem der Reisende längs des größten Theils der Mauern von Constantinopel hingezogen ist, folgt er endlich der Straße, wenn sie diesen Namen verdient, die nach dem Balkan führt und kaum einige hundert Schritte von einer Stadt deren Bevölkerung mehr denn 700,000 Menschen beträgt, findet er sich in einer Wüste, die sich mit wenigen Unterbrechungen bis an den Balkan hin erstreckt. Ein characteristischer Zug dieser einförmigen Gegenden sind die Tepés (τάφοι) oder alten Grabhügel, welche sich in großer

Anzahl längs des Weges hin erheben, wovon aber einige nur uneigentlich Grabhügel genannt werden können. Herr W. erinnert hier an den Zug des Darius gegen die Scythen, der durch dieselben Gegenden ging, und daß leicht einer dieser Tepés den Ort bezeichnen könnte, wo der Perserkönig jedem Krieger seines Heeres gebot einen Stein hinzuwerfen. Merkwürdig bleibt es übrigens, daß in Herodots Beschreibung dieses Zuges durchaus keine Erwähnung des Balkangebirges geschieht, das doch einem solchen Heere bedeutende Hindernisse in den Weg legen mußte. Nachdem Herr W. Selybria, Erclé und Burghas berührt hat, setzt er seinen Weg in der thracischen Wüste fort, wo nur das Ende jeder Tagereise ihn in ein türkisches oder bulgarisches Dorf führt. Dieß gibt ihm Gelegenheit zu einem Vergleich zwischen den Türken und christlichen Bulgaren, welche über den Balkan her eingewandert sind, welcher für die ersteren allerdings nicht vortheilhaft ist. Während der Reisende von der Wohnung türkischer Bauern durch Hunde, durch Flüche und Drohungen, oft durch Flintenschüsse vertrieben wird, findet er bey den Bulgaren die gutmüthigste, herzlichste Gastfreundschaft. Ohne die Türken weiter entschuldigen zu wollen, möchten wir doch Herrn W. fragen wie lange es her ist, daß in London Fremde, die sich in französischer Tracht auf der Straße sehen ließen, vom Pöbel gemißhandelt wurden? wir möchten ihn fragen, wie ein Mönch in seiner Ordenstracht in manchen Gegenden von England behandelt und aufgenommen werden dürfte? Ueber Rohheiten dieser Art steht es einem Engländer in der That schlecht an zu klagen, obgleich freylich ein Türke, wenn er nur mit Piastern hinreichend

versehen ist, wohl am wenigsten Ursache finden würde sich über Engländer zu beklagen. Folgendes ist eine interessante Zusammenstellung des Widerspruches zwischen türkischem und christlichem Wesen auch in Kleinigkeiten: 'Mustapha hatte sich durch ein Bad in den warmen Quellen (von Haydhos) erquickt und war nun unter den Händen des Barbiers; gleich daneben wurde ein Haus gebaut, und ein Mensch war damit beschäftigt ein Inventar aufzunehmen. Alle diese Personen trieben ihre Geschäfte auf eine Weise die der unsrigen gerade entgegengesetzt ist. Der Barbier schabte mit der Schärfe des Messers von sich ab — die unsrigen schaben nach sich zu; der Zimmermann zog die Säge nach sich zu, denn alle Zähne waren rückwärts gebogen — bey uns ist es umgekehrt; die Maurer verrichteten ihre Arbeit sitzend — bey uns stehen sie; der Schreiber schrieb von der rechten zur linken — wir schreiben von der linken zur rechten; aber den lächerlichsten Unterschied bemerkte ich in der Art Häuser zu bauen. Wir fangen unten an und hören oben auf; die Türken fangen oben an und hören unten auf; und in dem Hause was ich hier vor mir sah, und was aus hölzernem Fachwerk bestand, war der obere Stock schon fertig und bewohnt, während der untere noch keine Wände hatte.' Haydhos liegt übrigens schon am Fuße des Hauptzuges des Balkan, in einem der fruchtbaren grünen Thäler, welche durch einige mit jenem Hauptzuge parallel laufende Hügelreihen gebildet werden. Der Weg von Haydhos nach Schumla führt durch den eigentlichen Paß des Balkans, anfangs dem Laufe des kleinen Flusses Bajuk Kamtchi folgend, durch eine enge Schlucht, die mit senkrechten Wänden das Gebirge fast in

seiner ganzen Höhe spaltet, und wo allerdings einige Menschen schon bloß mit herabgestürzten Felsstücken ein ganzes Heer aufhalten konnten. Weiter hin erhebt sich die Straße und verläßt den Fluß, der auf eine fast räthselhafte Art das ganze Gebirge — was doch für alle andern Gewässer zu beiden Seiten die Wasserscheide bildet — durchschneidet und sich nördlich vom Balkan ins Meer ergießt. Der Zustand dieser Straße ist übrigens so, daß es schwer zu begreifen ist, wie die Türken selbst ihre Artillerie u. s. w. nach Schumla zu transportieren vermögen. Sie führt jedoch nicht über den höchsten Kamm des Gebirges, sondern man steigt bald wieder abwärts bis Lopenitza, und dann folgen wieder einige parallel laufende Hügelreihen und fruchtbare Thäler. An dem nördlichen Abhange der letzten Hügelreihe in einem Halbkreis von befestigten Hügeln, der sich nach der bulgarischen Ebene hin öffnet, liegt Schumla. Die Lage, Wichtigkeit und Festigkeit dieses Punctes ist hinreichend besprochen worden und wir bemerken hier nur, daß es ein Irrthum zu seyn scheint, wenn man glaubt, die Eroberung von Schumla werde den Russen auch gleich den Weg nach Constantinopel eröffnen, indem dann erst noch der eigentliche Paß des Balkans zwischen Lopenitza und Haydhos vor ihnen liegt, der mit geringer Nachhülfe und Vertheidigung jedem Angriffe trotzen kann. Rechnet man hiezu noch den Einfluß der Jahrszeiten, Mangel an Lebensmittel u. s. w. so sind in der That die natürlichen Vertheidigungsmittel welche die nördlichen Gränzen des türkischen Reiches darbieten von der Art, daß jede genauere Untersuchung sie nur noch unüberwindlicher erscheinen läßt. In wiefern nun in dem Volke und in der Regierung

eine diesen äußeren Vortheilen entsprechende und ihrer Benutzung fähige moralische Kraft liegt, muß die nächste Zukunft lehren, und es wäre um so unpassender darüber im voraus absprechen zu wollen, da dieser Krieg schon jetzt so viele von den verschiedensten Seiten mit der größten Zuversicht ausgesprochene Urtheile und Ansichten über die Türken widerlegt hat. Ein Hauptgrund dieser Irrthümer scheint darin zu liegen, daß man von den Türken verlangt sie sollen aufhören Türken zu seyn, daß man die Möglichkeit einer nichtchristlich-europäischen, einer türkischen Entwickelung des türkischen Volkslebens nicht in Anschlag bringt; dann auch wohl darin daß man über den sehr lobenswerthen und vernünftigen Abscheu gegen Fanatismus u. s. w. der Türken, vergißt, daß ein Volk, eine Sache in einer großen Krise eben nur durch Fanatismus zu retten sey — daß aber dieser Fanatismus bey den Türken nothwendig türkisch-mohammedanisch seyn muß, wie er bey uns unter ähnlichen Umständen christlich-deutsch, oder christlich-englisch u. s. w. seyn müßte. Eine Hauptfrage möchte wohl die seyn, ob es dem Sultan möglich seyn wird in seinen Reformen den türkisch-mohamedanischen Character beyzubehalten, und sie als eine Reform in diesem Geiste selbst, nicht im christlich-europäischen Sinne durchzuführen.

Bey der Ankunft in Rutschuk fällt dem Reisenden die Verschiedenheit zwischen dem südlichen und nördlichen, dem türkischen und christlichen Donauufer auf. Ersteres ist hoch, mit Dörfern, Feldern, Wiesen und Fruchtbäumen bedeckt, letzteres niedrig, sumpfig, wüste, kahl, unbewohnt, mit einem düstern ungesunden Nebel bedeckt. Von Giurgewo fängt der Postdienst der Fürsten-

thümer an, wo der Reisende von Station zu Station auf elenden kleinen Karren, aber sehr schnell reist. In Bucharest hält sich Herr W. nur lang genug auf um den Gegensatz zwischen barbarischem Schmutz und europäischem Flitterstaat in dem Anzuge der Bojaren, die mit hölzernen Dielen belegten Straßen unter denen sich ein Sumpf von Unflath sammelt, und die schamlose Immoralität der Einwohner zu bemerken. Das Ansehen des Landes von der Donau bis an den Fuß der Karpathen ist traurig öde, und deutet auf Viehzucht als den einzigen bedeutenden Nahrungszweig der Einwohner. Dem aus der Türkey kommenden Reisenden fallen die häufigen Kreuze am Wege auf. So wie man sich den Karpathen und der alten Hauptstadt Corte d'Argisch nähert, gewinnt das Land ein freundlicheres Ansehen; waldige Hügel, freundliche Dörfer, Landsitze und Burgen der Bojaren, Klöster u. s. w. Jenseits Corte d'Argish führt der Weg über die kleine Ebene von Drageschan über die Leichen der heiligen Schaar der Hetairisten. Wir wissen es Herrn W. Dank, daß er diesen Platz, diese Männer nicht mit Stillschweigen übergeht, denn sie verdienen neben den rühmlichsten Namen aller Völker und aller Zeiten genannt zu werden. In mehreren Hauptstädten und Universitäten von Europa hielten sich vor dem Ausbruch der Empörung junge Griechen aus den besten Familien auf, um Kenntnisse zu erwerben, die früh oder später ihr Vaterland zur Freyheit führen sollten. Dem ersten Aufruf der Ypsilanti's folgend, verließen diese Jünglinge ihre friedlichen Beschäftigungen und eilten aus den entferntesten Gegenden von Europa herbey, um für die Freyheit

und den Glauben ihres Vaterlandes zu streiten. Ypsilanti bildete aus ihnen die sogenannte heilige Schaar von etwa 500 Mann. Auf der Ebene von Drageschan von den Türken mit Uebermacht angegriffen, von dem Verräther Karavia und den übrigen Haufen verlassen, widerstand diese kleine Schaar, wovon viele noch Knaben waren und kaum einer je vorher einen Feind gesehen hatte, wiederholten wüthenden Angriffen der türkischen Reiterey, und fielen endlich fast alle auf dem Platze wo sie gestanden. Die wenigen Gefangenen die gemacht wurden starben an ihren Wunden oder wurden hingerichtet. Kein Stein bezeichnet den Ort, und wer weiß ob die Geschichte einst die Namen von Drageschan und Misolunghi neben den Thermopylen nennen wird, da sie in unsern Tagen die Griechen weder vor den giftigen Verläumdungen der Philotürken noch vor den weinerlichen heuchlerischen Klagen der Philhellenen schützen können. Der eine Anführer der Hetairisten Georgaki hatte das Unglück den Türken in die Hände zu fallen, die ihm in Constantinopel den Kopf herunterschlugen. Alexander Ypsilanti fand bekanntlich Aufnahme auf östreichischem Gebiet, und starb 1828 in Wien an einer alten Herzkrankheit, welche seine siebenjährige Gefangenschaft in Munkotsch und Theresienstadt, trotz der milden Behandlung die er erfuhr, nicht zu heilen vermochte. Der Paß von Rothenthurm führt von der Wallachey durch die Karpathen nach Siebenbürgen, und an der östreichischen Gränze mußte Herr W. sich einer Quarantaine unterwerfen, die ihm Zeit genug gestattete seine Nachrichten über die Moldau und Wallachey zu ordnen. Sein Aufenthalt in den Fürstenthümern war jedoch zu kurz als daß er viel

Neues über sie mittheilen könnte, und obgleich das was er über die Fanarioten und das traurige Schicksal der meisten dieser einst reichen und mächtigen Häuser sagt, als Uebersicht nicht ohne Interesse ist, so haben wir doch vollständigere Nachrichten über diesen Gegenstand. — Merkwürdig genug ist die Art und Weise wie die östreichische Quarantaine hier gehandhabt wird, wenigstens können die Anticontagionisten keinen bessern Beweis für ihre Ansicht finden, als den, daß troß dieser Quarantaine die Pest noch nicht in die östreichischen Staaten eingedrungen ist. Mit dem Eintritt in Siebenbürgen und später noch mehr in Ungarn ergeßt sich der Reisende sehr an dem barbarischen Latein was er von Bauern, Fuhrleuten, Wirthen u. s. w. zu hören bekömmt. So weckt ihn der Kellner in Hermanstadt mit einem: visne Schnaps Domine? und auf seine Frage: quid est Schnaps? erfolgt die Belehrung: Schnaps, Domine, est res maxime necessaria omnibus hominibus omni mane. — Interessant ist die Nachricht die wir hier über die Ausgrabungen finden, welche in der Nähe eines alten römischen Bergwerkes, nördlich von Hermanstadt, angestellt worden sind, und wo man unter andern das Haus des Münzwardein gefunden hat, so vollständig und so zierlich als irgend eins in Pompeji.

Da übrigens unser Reisender nun schon bekanntere Gegenden durchreist, so wollen wir ihm in seinen Bemerkungen und Berichten nicht weiter folgen und nur noch anführen, was er über die sächsischen Protestanten in Siebenbürgen sagt. Die Zahl derselben beträgt gegen 480,000 Seelen, wovon der größte Theil die sogenannten septem sedes Saxonum bewohnen; sieben Städte

und große Dörfer die seit Jahrhunderten bedeutende Privilegien besitzen, indem sie alle weder Adliche noch Leibeigene sondern Freye sind. Die Bauart ihrer Häuser, ihre Tracht und Gestalt, ihre Ordnungsliebe und Reinlichkeit, ihre Sprache und Bücher zeigen deutlich ihre Abstammung aus Flandern, von wo ihre Vorfahren im zwölften Jahrhundert von König Geysa hierher als Kolonisten gezogen wurden. Herr W. scheint diese ihre Abstammung nicht zu kennen, hält sie für eigentliche Sachsen und führt mancherley sonderbare Nachrichten über sie an, z. B. die Verbindung in welche siebenbürgische Chroniken das Erscheinen eines Haufens fremder Kinder in diesen Gegenden im Jahr 1284, mit der um dieselbe Zeit erfolgten Entführung der Kinder in Hameln durch den bekannten Rattenfänger bringen. Von jenen Kindern sollen dann diese Sachsen abstammen. Von Hermanstadt setzt der Reisende seine Reise nach Pesth, Ofen und von da über Wien, München, Frankfurt und den Rhein hinunter nach England fort. Wir hoffen daß Herr W. das Versprechen, ein ausführliches Tagebuch über seinen mehrjährigen Aufenthalt in Constantinopel herauszugeben, bald erfüllen werde, indem er sich in diesem Werke beständig als einen ruhigen, billigen, aufmerksamen Beobachter zeigt. Eine Charte der Reiseroute, ein Plan von Constantinopel, einige sehr mittelmäßige Lithographien, sind dieser Reise beygegeben.

B. A. H.

Leipzig.

Bey Fr. Chr. W. Vogel: L. Annaei Senecae Medea et Troades cum annotationi-

und bemerkt, nach dem Zeugnisse anderer alter Schriftsteller, von diesem, daß er selbst vor Troja gefochten; von jenem, daß er während des Trojanischen Krieges als Secretär des Idomeneus, seine Annalen jenes Krieges niedergeschrieben habe, welche nachher, seinem Befehle gemäß, in einem bleyernen Kasten mit ihm begraben wurden, und nach mehr als einem Jahrtausende durch ein Erdbeben glücklich wieder zum Vorschein kamen.

Der gehaltvollste Theil der Anmerkungen, welche mit großer Ausführlichkeit mehr den Sinn der Gedanken zu erforschen suchen, als sich auf Wortcritik, die doch damals unter den Holländern die Hauptsache zu seyn schien, einlassen, ist mit weisem Maaße der oben erwähnten vollständigen Ausgabe des Seneca einverleibt. Welchen Vortheil daher die Philologie überhaupt aus der Bekanntmachung jenes Hefts ziehen könne, ist nicht leicht zu ersehen. Ein Vergleich unvollkommener Anfänge mit der reiferen Bearbeitung desselben Gegenstandes (und zu keinem andern Zwecke werden, wie auch Herr M. bemerkt, Philologen das gedruckte Heft benutzen) muß doch immer zum Nachtheil dieser neuen und unerwarteten Bekanntmachung ausfallen; und so geht auch ein Theil des Vergnügens, welches der Vergleich selbst in der Hoffnung, Neues zu finden, wohl gewähren könnte, verloren.

G. H. B.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

88. Stück.
Den 30. May 1829.

Kiel.

Johann Adolfi's, genannt Neocorus, Chronik des Landes Dithmarschen. Aus der Urschrift herausgegeben von Professor F. C. Dahlmann. Erster Band, mit einer Karte des Freystaats (und einem Holzschnitte). Zweyter Band, mit einer Wappentafel und einem Facsimile. 1827. XXXII, 670 u. 618 S. 8.

Den Küstenländern ist von jeher in der Weltgeschichte eine höchstbedeutende Rolle angewiesen. Wenn an dem Mittelmeer und der Ostsee die Schauplätze des unmittelbaren Verkehres der Nationen, früh und in wunderbar rascher Entwickelung die hochgefeyerten Sitze des Reichthums und der Bildung, zuweilen auch der Herrschaft, geworden sind, und die Felsenufer des atlantischen Oceans durch die Entdeckung America's ihre Bestimmung gefunden zu haben scheinen: so dürfen die Nordseeküsten, welche mit gewaltsameren Meeresfluthen wie jene kämpfen und nicht wie diese von der Natur geschützt sind, nicht minder

unsere Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen. Die Hauptsitze des Verkehrs und der Bildung haben sich hier freylich vor den wilden Fluthen und von den ungastlichen Gestaden zurückziehen müssen, doch sehen wir daß bey dem Kampfe des starken Elements gegen die Schwäche des Bodens hier starke Geschlechter sich entwickelt haben, welche das Gefühl der verzweifelnden Noth besiegend, die von der Natur versagte Felsenwehr sich zu ersetzen und dann die Vortheile glücklicherer Zonen sich anzueignen wußten. Bey Stämmen, welche einem so sehr eigenthümlichen Boden entsproßten, mußten auch die Grundlagen ihres geselligen Vereins auf eigenthümliche Weise sich gestalten und denkwürdige Individualitäten sich erzeugen. Es sind daher, wenn auch der welthistorische Character dieser Völker nicht erfaßt war, schon früh unter denselben, außer den Friesen und den Hadelern, besonders die Dithmarschen ein Gegenstand Europäischer Geschichtsforschung geworden. In neueren Zeiten sind jene und andere nordische Völker für dieselbe, außer ihrem individuellen Werthe, auch durch dasjenige wichtig geworden, was in deren Verfassung und Sitten aus dem germanischen Alterthume, in den südlichen Theilen Europa's längst verschwunden, dort in der Gegenwart sich erhalten hat. Schon ein Hinblick auf die nordischen Sprachen wird diese Bemerkung rechtfertigen, welche durch die Kenntniß der Länder und deren heutige Einwohner noch mehr bestätigt wird, wo zahlreiche Gebräuche und Erinnerungen, gleichsam in der Erstarrung des Eises vom Untergange bewahrt, das Erbtheil uralter Zeiten sind. Nicht nur in Ländern, wie Schweden und Norwegen, sondern auch in unserem Deutschland und an dessen Grenzen bieten sich dem Forscher viele Institute noch an

heutigen Tage dar, welche ihm als ein germanisches Herculaneum erscheinen und eine lebende Geschichte der Vorzeit genannt werden dürfen.

Chroniken dieser Länder, welche, wenn auch nicht von hohem Alter, nur treue Studien nach der Natur enthalten, sind daher von einem nicht enge begrenzten Interesse. Der uns vorliegende Chronist, Herr Johann Adolf Köster, weiland Prediger auf Büsum, dessen evangelische Gesinnung in demjenigen Theile seines Werkes, welcher die Kirchenreformation behandelt, sich hinlänglich ausspricht und der in allen Gemeinde- so wie Landes-Angelegenheiten kündig und thätig erscheint, ist erst zur Zeit des untergehenden Freystaates, der sogenannten letzten Fehde (1559) geboren und hat noch in seinen letzten Jahren (1629) die Wallensteiner in demselben erblicken müssen. Unmittelbar der Zeit der Reformatoren und der letzten Freyheitsvertheidiger entsprossen, tritt er als ein eben so würdiger Abkömmling als Vorredner derselben auf und überliefert uns in guter alt- oder niedersächsischer Sprache die noch zu ihm gedrungenen beglaubigten Nachrichten, so wie die Traditionen über die ältere Zeit Dithmarschens, besonders aber über die letzten zwey Jahrhunderte, mit allem was er an Bemerkungen über sein Volk und dessen Geschlechter, an Urkunden, Liedern und allem was sonst nur als Quelle der Geschichte betrachtet wird, worin der Buchstabe oder der Geist derselben lebt, zu dem Schatze eigener Wahrnehmungen und seiner oft trüben Lebenserfahrungen gesammelt hatte. Die manchen in ihm enthaltenen Nachrichten, so wie deren anziehende Darstellung, die, wo sie nicht durch einen unerquicklichen Anstrich der pedantischen Gelahrtheit seiner Zeit getrübt wird, fließend und naiv ist, haben schon seit mehreren Jahren

zunächst auf eine von Herrn Dahlmann ausgegangene Veranlassung die Blicke norddeutscher Geschichtsforscher auf die vorhandenen Handschriften desselben gelenkt und den Wunsch nach einem Abdrucke erzeugt. Das Verdienst des rühmlichst bekannten, gediegenen Historikers, welcher sich hingebend der Herausgabe desselben widmete, ist schon in seinem jetzigen Vaterlande mit wohlerworbenem Lobe dankbar und laut anerkannt und hat, was als der schönste Lohn historischer Bestrebungen geschätzt werden muß, bereits ferner ergiebige Nachforschungen über die Dithmarsische Geschichte veranlaßt, worunter diejenigen des Herrn Dr. Michelsen zu Kopenhagen ehrenvolle Erwähnung verdienen. Wenn wir aber betrachtet haben, was Dahlmann jener Chronik hinzufügte in 23 Abhandlungen über verschiedene Gegenstände der älteren Dithmarsischen Geschichte, wie dadurch oft der unverarbeitete Stoff veredelt ist, Traditionen zu wahrer Geschichte geläutert sind und das dunkle Bewußtseyn der Chronisten zu reichen Gedanken vergeistigt wird: so wird ihm auch dafür gedankt werden müssen, daß er ein anziehendes Vorbild der Behandlung der noch heute so oft verachteten Chroniken aufgestellt und gezeigt hat, daß so wie 'der Pflug des größten Kaisers Hand', so auch jene die der größten Geschichtsforscher zieren dürfen. Jene reiche kritisch-historische Ausstattung ist auf vielen häufig ganz mitgetheilten Urkunden, welche in den Archiven von Hamburg und von Lübeck oder in den Händen von Privaten verborgen lagen (bey deren Menge eine chronologische Nachweisung derselben bey den übrigen Registern willkommen gewesen wäre), begründet und durch mancherley jedem Freunde deutscher Geschichte und Literatur willkommene Zugaben aus anderen ungedruckten Chro-

niken, durch alte Kriegs- und Tanzlieder, eine Karte des alten Dithmarschens ums J. 1500, — eine Mittheilung, wie sie für die Einsicht der Geschichte solcher kleiner Staaten mit ihren verschollenen politischen und kirchlichen Eintheilungen den Nachkommen stets unentbehrlicher wird, — ferner Zeichnungen von Wappen und Trachten, so wie auch ein gut gearbeitetes Glossarium vermehrt.

Mit besonderem Interesse berührt dieses Werk auch Hannoversche Geschichtsfreunde, da die Geschichte Dithmarschens in älterer Zeit einen Theil ihrer Nationalgeschichte bildet und es mögen in diesen Blättern aus dem Reichthum von Bemerkungen, welche dasselbe darbieten muß, einige derselben, welche auf beide Elbgestade gemeinschaftlich sich beziehen, an einander gereiht werden.

Herr D. betrachtet den Gau Dithmarschen als einen Theil der Grafschaft Stade, welcher nur zu Zeiten, wenn er von dieser Landesherrlichkeit abgerissen war, eigene Grafen besaß, deren erster im J. 1156 durch Herzog Heinrich den Löwen eingesetzt war, Graf Reinold, wie Neocorus ihn nennt, an der Elbe, worin der Herausgeber den Reinold von Artlenburg zu erkennen glaubt. Rec. möchte denselben auch für identisch mit dem in einigen im J. 1163 zu Lübeck und zu Artlenburg ausgestellten Urkunden unterzeichneten gleichbenamten Grafen von Lübeck halten und als Grafen der damaligen transalbingischen Erwerbungen des Herzoges betrachten. Auffallend ist es daß spätere Urkunden der Verbindung Dithmarschens und anderer transalbingischer Pertinentien mit der Grafschaft Stade gar nicht gedenken; sogar nicht die kaiserliche Bestätigung der Uebertragung der stadischen Grafschaft an Graf Adolf III. von Holstein v. J. 1195 IX kal.

Novbr. (deren Abdruck in Suhm Historie af Danmark T. VIII. pag. 702 unseren deutschen Geschichtsforschern bisher entgangen zu seyn scheint), wenn gleich diese Urkunde sich sehr in anderen Einzelnheiten ergeht, wodurch sie interessante Aufklärungen zu den bisher noch gar nicht erläuterten, wenn gleich noch in späterer Zeit nachzuweisenden Besitzungen der Holsteinischen Grafen am südlichen Elbufer darbietet. Der Herausgeber bemerkt, daß ein anderer erzbischöflicher Besitz am nördlichen Elbufer, die sogenannten 7 Kirchspiele vielleicht nicht als ein Theil der Grafschaft Stade zu betrachten sey. Dunkel, wie sogar die Namen dieser 7 Kirchspiele sind, — denn die gewöhnlich als solche genannten scheinen nie zu gleicher Zeit vorhanden gewesen zu seyn, und einige derselben sind nicht in der Haseldorfer, sondern in der Coemper Marsch zu suchen, — so ist es ihre Verwaltung noch mehr, und wird wohl nur durch eine umfassende Untersuchung über die zahlreichen Besitzungen der Hamburgischen Erzbischöfe und ihrer Bremischen Ministerialen im übrigen Holstein und Stormarn, einiges Licht erhalten können. Einen interessanten Beleg für jene Verhältnisse Dithmarschens findet man in einer von D. zuerst mitgetheilten Urkunde des Hamburgischen Erzbischofes Adalbert v. J. 1058, welche neuerlich nach dem Original richtiger abgedruckt worden und deren Beziehungen auf Stade und andere benachbarte Orte vom Rec. haben nachgewiesen werden können.

Die S. 86 beyfällig erwähnte Opinion, daß die Dithmarschen Friesen seyen, ist von D. später auf die, wie es scheint, richtigeee Behauptung beschränkt, daß viele Friesische Geschlechter bey ihnen eingewandert seyen. Die Diesmeri, von denen der Scholiast des Adam von Bremen

spricht ; wohnten südlich von der Weser oberhalb der Ems, vermuthlich bey Aurich und werden von demselben nicht als Unterthanen, sondern als zum Sprengel des Bisthums Bremen gehörig bezeichnet. Die Stelle Ansgars in Willehads Leben Kap. VII spricht dagegen wirklich von den Dithmarschen, aber als Sachsen in einem Lande, von dem es nach Vergleichung der Angaben Adams von Bremen nicht zweifelhaft erscheint, daß schon ehe Karl der Große die Elbe erreicht hatte, christliche Missionare sich hinüber begeben hatten.

Sehr wichtig sind die Nachrichten über die Geschlechter, denen Herr D. eine sehr verdienstliche Aufmerksamkeit widmet. Es gibt keine Geschichte weder des Alterthums, noch des Mittelalters, wenn man nicht diejenigen Verhältnisse genau kennt, welche der zu schildernden Zeit wichtig waren, wenn sie auch jetzt unpractisch und verschollen sind: will man sich mit allgemeinen Abstractionen oder Ahnungen begnügen, so bedarf es keiner tiefen historischen Studien, sondern das in der Nähe liegende wird stets hinlänglichen Stoff darbieten. Besonders wichtig waren die Vogdemannen, die als ein Geschlecht erscheinen, welchem, so wie die Burgen des Erzstiftes einzelnen ritterlichen Geschlechtern übertragen waren, der Erzbischof Hartwich II. eine Marsch- oder Strandvogtey mit einer Elbfähre, dem Rechte auf Seefund, vermuthlich unter der Verpflichtung zur Bergung u. a. erblich verlieh, und welches durch diesen Gesammtbesitz, so wie andere Geschlechter durch gemeinschaftlichen Gewinn bey Eindeichungen und die Last der Unterhaltung der Deiche, vereint erhalten wurde. Die Dithmarsische Ausfertigung des Vertrages vom J. 1384, worin dieses Geschlecht in einer so merkwürdigen Stellung auftritt, war bey Schubach diss. de

juro littoris gedruckt; wir erhalten durch Neocorus die Hamburgische. Im J. 1286 finden wir es zu Marne, doch nicht in so früher Zeit, wie die Sage berichtet zu Brunsbüttel in den Urkunden von 1286, 1308 und 1316, da wir die dort genannten Vokemanni schwerlich für dasselbe Geschlecht halten dürfen, welche auch, wie die meisten der übrigen in jenen Urkunden vorkommenden älteren Geschlechter in der Zeit des Neocorus vor anderen Namen gewichen waren.

Zu bedauern ist daß die Nachricht, daß in einer Urkunde v. J. 1140 schon die Kirchspiele Meldorf, Tellingstede, Busum, Herstede, Uthaven, Lunden und Weddingstede vorkommen (s. m. Abh. v. d. ältesten Verfassung Hamburgs. 1828) dem Herausgeber noch nicht bekannt war. Die Vermuthung über die spätere Gründung des Kirchspieles Weddingstedt (S. 581), welches auch die Sage als sehr alt erkennt, muß dadurch wegfallen, so wie für das ganze Verständniß Dithmarschens im 12ten Jahrhunderte durch jene Notiz, als den ersten hellen Punct in der Kirchen- und Culturgeschichte dieses Ländchens viel gewonnen ist. Auch die Vermuthung daß Lyn im Erdbuch König Waldemars im J. 1217 identisch mit Lunden sey, wird dadurch sehr unwahrscheinlich. Das sonst unbekannte Kirchspiel Uthaven möchte, wie der Name desselben andeutet und nach der Lage der übrigen genannten Kirchspiele, an der Elbmündung zu suchen seyn und zwar in der Gegend, wo seit 1286 Bonusbüttel als solches genannt wird, und ist vermuthlich das Opfer einer jener großen Fluthen, wie diejenige vom J. 1164, geworden. Für das hohe Alter der Döffsten möchten vielleicht aus jener Notiz gleichfalls einige Gründe zu entnehmen seyn; wobey zu berücksichtigen ist, daß das Kirchensiegel des al-

ten Herstede dasjenige des späteren Süderhatt=stedt ist und daß das die Middeldöfft später tren=nende Kirchspiel Alversdorf wahrscheinlich sein Kirchdorf von Tellingstede, den westlich von der Gieselau gelegenen Sprengel aber von Herstede erhalten hat. Die Kirchspiele betreffend möge hier zum Neocorus noch hinzugefügt werden, daß Barlte nicht 1600 gegründet ist, sondern der Ort schon 1140 vorkommt, das Kirchspiel aber 1426 gestiftet ist. Brunsbüttel führt im J. 1316 den h. Jacobus im Siegel. Das Siegel von Delve v. J. 1281 stellt die h. Maria nicht auf dem Pferde, sondern stehend mit dem Christkinde auf dem Arme dar. Tellingstedt führt 1281 den h. Martin mit dem Schwerte im Wappen, wel=chen es nach Bolten später für die h. Jungfrau aufgegeben zu haben scheint. Das Siegel von Eddelacke hat die h. Maria sitzend. Das Wap=pen der Kirche Busum führt den Patron St. Clemens. Das Kirchspiel Lunden hat 1281 nur den h. Laurentius im Wappen, eben so wie Her=stede: der Flecken hat ein doppelt getheiltes Wappen.

Das von Neocorus angeführte Hamburger Stadtbok ist schwerlich etwas anderes, als eine Handschrift des dortigen Stadtrechtes v. J. 1497, welches unter jenem Namen bekannt war, und häufig mit einem kurzen historischen Vorbericht versehen ist, welcher auch Etymologien über den Namen Hamburgs enthält, wie Neocorus sie gibt, so wie in einigen Abschriften auch Fortsetzun=gen. Der Name des Hafens Vlerdam ist ledig=lich eine irrige Lesart für Vlendam.

Zu einem im Anhange XVIII aufgenommenen lehrreichen, aus Urkunden gut bearbeiteten Auf=satze des Herrn U. Hübbe aus Hamburg, wel=cher die Verhältnisse der Dithmarschen mit den

[illegible]

[illegible] Oktober.

[illegible] Bemerkungen [illegible] die Geschichtsforschung [illegible] werden. [illegible] Hr. D. [illegible] das verdienstvolle Werk der Kunde des [illegible] bis etwa bisher verborgene Quellen dieser Geschichte zugänglicher gemacht werden, und hat dieselbe vor allen durch die treffliche Würdigung der früheren Geschichtschreiber dieses Landes und die Enthüllung der historischen Mystificationen des Dietrich Carstens († 1740) auf feste Grundlagen zurückgeführt. Hierbey muß auch einer Abhandlung des geehrten Verfassers noch gedacht werden, ehe wir von diesem werthvollen Werke scheiden, der besonders lehrreichen und anziehenden über die Dithmarsische Verfassung, worin der Einsetzung der 48ger und ihren Versammlungen zu Heide das ihnen

bisher beygemessene hohe Alter genommen wird und beide in die Mitte des 15ten Jahrhunderts mit Gründen versetzt werden, die unwiderlegbar erscheinen, wenn man darunter die genauere Ausbildung der Verfassung mit begrenzter Zahl der Bevollmächtigten und neu bestimmtem Versammlungsorte versteht. Mit meisterhaften Zügen sind der politische Zustand des Landes und die mannigfachen Arbeiten und Mühen geschildert, welche in den Tagen des Freystaates den Einzelnen in Anspruch nahmen, welche den Verfasser zu den nicht genug zu beherzigenden, so wie schönen Worten führen: 'Es kann nicht genug gesagt werden, daß die Freyheit, nach deren goldenen Früchten tausend lüsterne Hände greifen, so oft nur ein neckender Wind einige Zweige niederbeugt, kein Zustand des Genusses ist; sie ist ein Werk der Arbeit, die, mit der Sonne jedes Tages neugeweckt, in der Richtung klar erkannter Zwecke sich bewegt; von dem guten oder edeln Inhalt dieser Zwecke hängt dann weiter ihr Werth und größtentheils auch ihre Dauer ab.'

J. M. L.

Wien.

Bey Leopold Grund: Ueber die Anwendung des Glüheisens bey verschiedenen Krankheiten. Von Vincenz Ritter von Kern, emeritiertem Professor der practischen Chirurgie und Klinik an der hohen Schule zu Wien und Sr. K. K. Majestät wirklichem Leibchirurg ꝛc. ꝛc. Mit einer Kupfertafel. 1828.

Schon im graueſten Alterthume galten die wohlthätigen Wirkungen des Glüheisens in gewissen Krankheiten des menschlichen Körpers für entschieden ausgemacht, und Hippocrates erwähnt in

seinen Aphorismen dieses mächtigste aller cauteria, als eine langbekannte Sache. Nur gegen Ende des 15. Jahrh. durch neuerfundene Aetzmittel verdrängt, mußte es bis zur Hälfte des 17. Jahrh. in seiner Kraft schlummern, wo Severin die Pyrotechnik überhaupt von Neuem hervorrief und die Leiden zur Anwendung desselben genau bestimmte (In medicina efficaci Lib. II. de pyrotechnia). Von dieser Zeit an und vorzüglich seit dem verflossenen Seculo gehört die Pyrotechnik und unter dieser das Glüheisen zu denjenigen Mitteln der Wundarzneykunde, dessen die Wundärzte Frankreichs, Deutschlands und Italiens, obgleich sie sich die Art der oft so äusserst schnellen Wirkung nicht wie die Bildung eines Zirkels deuten können, ohne Schmälerung ihres glücklichen Verfahrens am Krankenbette auf keine Weise entbehren möchten.

So kann eine mächtige Kraft wohl augenblicklich ruhen und einer ungestümen Zudringlichkeit weichen, aber sie ist der sichern Wiederhervorrufung gewiß. Erstaunend sehen wir jetzt von Neuem die über Alles erhabene Homoeopathie es versuchen, dem Feuermittel zu steuern und durch ein winziges Nichts eine lange Ueberzeugung zu zernichten! Noch nie hat ein System der Medicin so wenig Blößen zur Bekämpfung geboten, als dieses, wenn wir es mit der Benennung eines Systems überhaupt begrüßen dürfen; denn das Ganze besteht aus Nichts, da Hahnemann die chronischen Krankheiten nicht zu heilen versteht; seine Mittel zum Zwecke sind nichts, weil selbst kein chemisches Reagens auch nur ein Etwas in einer homoeopathischen Gabe aufzufinden vermag, also, wo gibt es etwas in unserm ganzen Bereiche des Wissens, was sich dem Nichts entgegenstellen könnte? Wie haben doch Wede-

kind, Sachs, Heinroth, Jörg, Lichtenstädt u. A. ihren Scharfsinn verschwendet und ihren Geist mit etwas Unsichtbarem in die Schranken gestellt! Genug des Glüheisens Macht läßt die scheinbare Wirkung eines Decilliontels, selbst des Arzeneyapparates einer Signora Toffana weit zurück und spottet sogar des wirklich kräftigen Eingreifens des Haarseils, der Autenriethschen Salbe, so wie der cauteria potentialia überhaupt. Nur können wir nicht des Herrn von Kern's Meinung theilen und überall gleich das Glüheisen in Anwendung bringen lassen, wo gelindere cauteria ihren Platz vollkommen ausfüllen; die Gründe für unsern Einwurf liegen klar am Tage und bedürfen nicht erst näher auseinandergesetzt zu werden. Eben so sehr dürfen wir in acuten Krankheitsformen, wo es um schnelle Ableitung des Leidens von edlen Organen, oder um allgewaltige Aufregung der Vitalität zu thun ist, nur mit Vorsicht zu der Anwendung des Glüheisens rathen und nicht, wie unser Verf. glaubt, in diesen Fällen die Rubefacientia und Vesicantia nachstehen lassen, da sie in Hinsicht ihrer Wirksamkeit dem allmächtigen Glüheisen nicht gleich seyn könnten. Doch sind dieses vom Verf. nur aufgeworfene Meinungen, denen er selbst den Stempel der Erfahrung noch nicht verliehen, und begnügt er sich in dem vorliegenden Werke nur mit der Bestätigung der Wirksamkeit jenes glühenden Metalls bey dem Hüftgelenkübel (Coxitis, Coxarthrocace) und ähnlichen Leiden an anderen Gelenken, bey an der Rückensäule häufig erscheinenden Krümmungen, als Cyphosis, Lordosis und Scoliosis und bey Lähmungen der Extremitäten, durch 19 Krankheitsgeschichten, die den Meister schon in der Erzählung beurkunden. Die Erscheinungen der Coxarthro-

cace werden von dem Verf. so genau angegeben, wie sie eine langjährige reiche Erfahrung ihm geboten und dabey manche eigenthümliche wohl zu beherzigende Ansichten zu äußern nicht unterlassen. Er betrachtet dieses Leiden des Hüftgelenkes in seinem Ursprung keineswegs als entzündlich, sondern als rein nervös, da beym Beginnen der Krankheit schon eine sichtbare Verlängerung des Fußes vorhanden sey (worin er den neursten Behauptungen Brodie's widerspricht, der nur eine scheinbare Verlängerung des Fußes anzunehmen für gut findet, s. Pathological and surgical observations on diseases of the joints by B. C. Brodie, London, 1818) und noch während der Anwendung des Glüheisens der Kopf des Schenkels augenblicklich in seine Gelenkspfanne zurücktrete. In der Folge stelle sich immer Entzündung ein, und diese sey selbst nothwendig, indem hierdurch die Natur die krankhafte Beschaffenheit des Gelenkes auszugleichen strebe. Das Eisen, dessen sich Herr von Kern bedient und das auf der dem Werke beygefügten Kupfertafel sich abgebildet findet, ist ein cylindrischer Kolben von 4 ... 6 Zoll Länge und dem Durchmesser von ½ Zoll, welcher an einer etwas dünneren, noch einmal so langen Stange befestigt ist, die zur Hälfte in einer bleyernen, oder hölzernen Handhabe sitzt. Diese sphärische Gestalt der Brenneisen hält der Verf. für zweckmäßiger, als die eckig prismatischen, weil dadurch gleichförmiger und nicht leicht zu tief eingewirkt werden könne. Auch sey die Führung des Glüheisens immer nur an der Oberfläche nothwendig, da die Wirkung desselben sich doch durch die allgemeinen Bedeckungen hindurch bis ins Zellgewebe erstrecke und wo das weniger

Stelle schon zum Zwecke hinreiche, müsse ein tieferes Eingreifen entfernt bleiben.

Wir überheben uns der weitern Anzeige der Krankengeschichten, weil es wünschenswerth seyn möchte, die Schrift selbst in den Händen jedes praktischen Wundarztes zu sehen. In Betreff der äußern Ausstattung ist nur hie und da an der Richtigkeit des Druckes etwas zu erinnern, sonst alles lobenswerth und die Zueignung an unsern um die Pyrotechnik so überaus verdienten Rust finden wir recht treffend.

Mansfeld Dr.

Paris.

De la noblesse de la Peau, ou du Préjugé des Blancs contre la couleur des Africains et celle de leurs descendans noirs et sang mélés. Par M. Gregoire ancien Evéque de Blois. 1826. 75 S. in 8.

Wenn diese Schrift auch ohne Namen des Verfassers erschienen wäre, so würde ihn doch gewiß jeder mit der Literatur der letzten vierzig Jahre nur etwas bekannte Leser sogleich errathen haben. Von wem anders konnte sie auch herrühren, als von dem edlen Vertheidiger der Menschenrechte, der in diesem Zeitraum so oft seine Stimme gegen ihre so lang privilegierte Unterdrücker, gegen die Negerjäger und Sclavenhändler mit strafendem Ernste erhob? aber man würde ihn auch nicht bloß an dem darin behandelten Gegenstand, sondern eben so gewiß an der Art und Form seiner Behandlung erkannt haben. Nicht nur die ganze Manier der Darstellung, sondern auch mehrere einzelne Wendun-

gen zeichnen unverkennbar Herrn Gregoire aus; daher dürfen wir auch eben so wenig einzelne Proben davon geben, als unsere Leser erst mit der Tendenz der Schrift im Ganzen bekannt machen. Nur zwey eingestreute historische Notizen, die für Ref. etwas anziehendes hatten, mögen ihnen daraus mitgetheilt werden.

Noch im J. 1770 schrieb einer der Administratoren der Französischen Inseln von ihrer schwarzen und farbigen Bevölkerung: 'Il est necessaire d'appesantir sur cette classe le mépris et l'opprobre, qui lui est dévolu en naissant: ce n'est qu'en brisant les ressorts de leur âme, qu'on les conduit au bien.' S. 9. Als man aber dreyßig Jahre später mit dem neuen Negerstaate in Domingo, der sich unter den Stürmen der Revolution von Frankreich losgerissen hatte, wieder Unterhandlungen anknüpfen wollte, so instruierte der damalige Französische Minister des Seewesens, Malouet, die geheimen Agenten die man dahin abschickte, unter anderem auch dahin, daß sie dem Negerkaiser Petion und einigen seiner bedeutendsten Höflinge auch Lettres de blanc — das Patent von weißen Menschen, das man ihnen ausstellen wolle — versprechen dürften. S. 12. Empörender als in der ersten dieser Aeußerungen, und bis zum lächerlichen erstarrter als in der zweyten konnte sich gewiß das Vorurtheil für la noblesse de la Peau nicht aussprechen; daher war es sicherlich der Mühe werth, sie hier auszuheben.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

89. Stück.

Den 1. Junius 1829.

Paris.

Imprimé, par autorisation du Roi, à l'imprimerie Royale. Collection de lois maritimes, antérieures au XVIIIe siècle, dediée au Roi, par I. M. Pardessus. Tome premier 1828. gr. 4. LXXXVIII. und 524 S.

Von diesem wichtigen Unternehmen eines ausgezeichneten französischen Rechtsgelehrten, des Herrn Professors und Raths am Cassationshofe Pardessus, haben bereits andere kritische Institute ausführliche Recensionen mitgetheilt, namentlich die hallische Litteraturzeitung 1828 November, die Berliner Jahrbücher für Kritik 1829 Februar, Schunck's Jahrbücher Bd. X. H. 1. 1829. Die gegenwärtige Notiz kann daher nur den Zweck haben, eine sonst in unsern Anzeigen entstehende Lücke zeitig auszufüllen. Ohnehin sind mit königlicher Freigebigkeit Plane über das Werk gratis versandt worden, und daher in den Händen aller deutschen Gelehrten dieses Fachs. Dem Vernehmen nach hat Se. M-

jestät dem Vf. nur einen Theil der beträchtlichen Unkosten dieses Unternehmens gesichert, übrigens aber durch seine Minister die sämmtlichen französischen Consuln und Geschäftsträger veranlaßt, dem Vf. bey Zusammenbringung der Materialien dieser mühsamen, für Privatgelehrte so häufig undankbaren und kostspieligen Vorarbeit, behülflich zu seyn. Außerdem rühmt der Vf. die zuvorkommende Unterstützung mehrerer ausländischer, insbesondere deutscher Juristen. Durch diese Mittel und durch eigenen rastlosen und umsichtigen Fleiß ist es ihm gelungen, seit dem J. 1824, da er den Plan, eine Sammlung aller alten Seerechte zu veranstalten, zuerst faßte, seiner eigenen Angabe zufolge ungefähr 190 dahin gehörige Stücke zusammen zu lesen, während die älteren Collectionen nur 64 enthalten. Der vorliegende erste Band enthält davon außer den hierher bezüglichen Fragmenten des römischen Rechts, der leges Barbarorum, der Basiliken, der synopsis minor, des Hermonopulus, die Seerechte von Rhodus (S. 231 ff.), die Assisen und Gewohnheiten des Königreichs Jerusalem (S. 275 ff.), die Rechtssprüche von Oleron (S. 323 ff.), von Daminen (S. 371 ff.), von Westkapell (S. 385 ff.), die Gewohnheiten von Amsterdam, Enchhuysen und Stavern (S. 405 ff.) und das Wasserrecht von Wisby (S. 463 ff.). Ein besonderes Verdienst des Vfs. besteht darin, diese verschiedenen Stücke im Originaltext zu liefern, und hat er zugleich durch kritische und literarische Einleitungen zu einer kritischen Ausgabe, welche schon um des hohen Preises und des Umfanges des auf mehrere Quartanten berechneten französischen Werks willen von einem deutschen Gelehrten besorgt werden sollte, bedeutende Materialien geliefert. Sonst enthalten grade

diese Einleitungen, so unverkennbar auch die darauf verwandte Mühe ist, mannichfaltige Veranlassung zu Gegenbemerkungen, deren die oben erwähnten Recensionen bereits mehrere geliefert haben. Ref. ist insbesondere der Meinung, daß ein Grundgedanke noch mehr und absichtlicher, als hin und wieder geschehen, hätte verfolgt werden müssen, da er nicht bloß für die äußere, sondern auch für die innere Rechtsgeschichte des Seerechts, deren gründliche Bearbeitung durch so ausgedehnte Materialien einem Manne von Fach nun ungemein erleichtert ist, eine wesentliche Bedeutung haben muß.

Man ist nämlich schon im Civilrecht, am bestimmtesten durch Hugo's unermüdliche Erinnerungen, davon zurückgekommen, nur Dasjenige, wofür sich eine lex anführen läßt, als Recht anzusehen, und die wichtigste Quelle aller Rechtswissenschaft überhaupt, die Autonomie des Lebens und Verkehrs, gering zu schätzen. In noch ausgezeichneterem Maaße muß man im Seerecht vor dem groben Irrthum warnen, die Rechte von Rhodus, Wisby, Amsterdam, Enchhuysen anders zu betrachten, als wie, durch das Alter der aufgenommenen Bestimmungen, einer gesetzlichen Autorität genießenden Gewohnheitssammlungen, oder die Urtheile von Jerusalem, Oleron, Dammen, Westkapell, und in gewissem Betracht das schwarze Buch der Londoner Admiralität anders, als wie Sammlungen erheblicher Präjudicate. Es ist eine allgemeine Wahrnehmung, daß fast nur durch Gewohnheiten und Gebräuche zu allen Zeiten die Rechtsverhältnisse, die der mannigfaltige Verkehr zur See erzeugt, bestimmt worden sind. Diese Erscheinung ist in der Natur des Seewesens tief begründet. Das Bedürfniß und außerdem der Umgang der entferntesten

Länder und Völker vermittelst des Seehandels mußten eine Uebereinstimmung in den Rechtsgrundsätzen erzeugen, welche bey den vorkommenden Fällen angewandt wurden. Selbst in den frühesten Zeiten mußte der Uebelstand fühlbar seyn, der daraus hervorging, wenn der handeltreibende Schiffer andere Grundsätze in dem Hafen, von welchem er auslief, andere in denen, wohin ihn entweder die Seenoth oder das Ziel seiner Fahrt brachte, hätte beobachten müssen. In einer Zeit, wo die gesetzgebende Gewalt des Staats noch wenig thätig war, wird sie schwerlich im Seerecht zuerst eingeschritten seyn, und dem Vf. ist daher keineswegs beyzustimmen, wenn er bey mehreren Völkern, von denen keine schriftliche Urkunde ihres Seerechts auf unsere Zeit herabgekommen ist, wie bey den Phöniciern, Karthaginensern, Assyriern, Aegyptiern rc., voraussetzt, sie müßten Seegesetze gehabt haben. Eben so wenig sind die Gründe zureichend, welche er dafür anführt, daß die Rhodier nicht bloß eine Sammlung von Seegewohnheiten besessen haben müßten. — In der Zeit, da die Gesetzgebung des Staats sich mehr zu regen anfing, blieb dieser im Seewesen fast nichts übrig, als die Gewohnheiten zu bestätigen, sie in eine Sammlung zu consolidieren, hin und wieder näher zu bestimmen und zu ergänzen, was um so wichtiger wurde, je mehr außer dem gewöhnlichen Rechtsgefühl erfahrner Geschäftsmänner sich der Scharfsinn und die Kunst der Jurisprudenz anfing, auch hier geltend zu machen. Erst um diese Periode wird man wohl auch darauf verfallen seyn, überhaupt dasjenige, was bisher dem Gedächtniß anvertraut war, niederzuschreiben, und die bekannten einzelnen Rechtsbestimmungen zu sammeln. Doch ist, wie überhaupt

im ganzen Handelsrecht, bey keiner geschriebenen Rechtsquelle an einige Vollständigkeit zu denken, und so wenig das Streben der Gesetzgeber unserer Zeit nach einer solchen Erschöpfung der unendlich mannigfaltigen Gegenstände des Handelsverkehrs von einem gründlichen Studium der allgemeinen Rechtsgeschichte und von einem richtigen Auffassen des Bedürfnisses im Handel zeugt, eben so irrig ist es, bey den ältern vorhandenen Seerechtssammlungen und Seerechten die Existenz der wichtigen Rechtsquelle der Usanzen und Präjudicate zu übersehen. Wenn namentlich die Pandekten und Basiliken eigene Abschnitte für das Seerecht enthalten, so begreift sich bey einer näheren Prüfung derselben, daß selbst für die beschränktere Schifffahrt und Seehandlung jener Zeit diese Fragmente schwerlich genügt haben können, und aus den herrschenden oder aufkommenden Gewohnheiten ergänzt seyn werden. — Dieselbe Erscheinung in der alten Welt findet sich im Mittelalter wieder. Es haben sich gewiß Jahrhunderte hindurch, mit Hülfe des Gedächtnisses und der Tradition, die Rechtsgrundsätze für den Verkehr auf dem Meere fortgepflanzt, gleichsam wie die Handgriffe und Gebräuche bey einer Kunst oder einem Handwerk, ohne daß Jemand darauf verfiel, sie niederzuschreiben und zu sammeln. Als man aber endlich damit anfing, als es sogar Mode ward, Spiegel zu verfassen, zum Gebrauch für Schöffen: da muß man sich nicht grade wenn man auf eine Uebereinstimmung, selbst den Worten nach, stößt, die Arbeit so vorstellen, wie bey der Sammlung der Digesten u. s. w., sondern so, daß der oder die Verfasser der Sammlung oft gewiß nur aufschrieben, was sie bisher auswendig gewußt hatten, und was bisher Gemeingut aller Seefahrer oder doch einer gewissen Küste oder Gegend gewesen war.

Nur wenn man diesen Gesichtspunkt festhält, wird man sich von vielen Irrthümern in der Beurtheilung der alten Sammlungen von Seerechten los machen können, und so sehr es anerkannt zu werden verdient, daß Pardessus ihn hin und wieder aufgefaßt, und dadurch über mehrere alte Sammlungen ein neues Licht verbreitet hat, eben so sehr muß es grade hervorgehoben werden, daß er diesen Gesichtspunkt bey seinen Forschungen doch noch häufig aus den Augen verlor.

Ref. bemerkt nachträglich, daß die vorliegende Sammlung nur das Privatseerecht und in diesem nur die jetzt nicht mehr geltenden Seerechte umfaßt, da sich an dieselbe ein anderes Unternehmen anschließen wird, welchem der Vf. auf Befehl des Königes sich ebenfalls unterzogen hat, und welches die den Handel überhaupt betreffenden, heutiges Tages gültigen Verordnungen und Gesetze umfassen soll. Es ist zu wünschen, daß beide Unternehmungen, großartig wie sie sind, einen ungestörten Fortgang haben mögen.

Greifswald.

Bey Ernst Mauritius: Beytrag zur Geschichte der Stadt Greifswald oder vervollständigte Darstellung, Berichtigung und Erläuterung aller die Stadt Greifswald, ihre Kirchen und Stiftungen angehenden Urkunden bis zum Ende des achtzehnten Jahrhunderts. Von Dr. Carl Gesterding, Protosyndicus der Stadt Greifswald und Mitglied der Gesellschaft für Pommersche Geschichte und Alterthumskunde. 1827. X, 410 u. 39 S. in 8.

Italien und Deutschland verdanken mehr als andere Staaten der christlichen Aera ihre Entwicke-

lung den Städten; letzteres nicht nur denjenigen an den Meeresküsten, sondern nicht minder den Emporien im Binnenlande. Wenn jedoch Regensburg, Cölln, Nürnberg, Frankfurt am Mayn und andere alte deutsche Städte längst die Aufmerksamkeit vaterländischer Geschichtsforscher in Anspruch genommen haben: so scheinen uns die Städte an der Südküste der Ostsee, im Mittelalter die slavischen oder wendischen genannt, zu wenig beachtet, welche Jahrhunderte hindurch auf die Schicksale der ihnen benachbarten großen deutschen, scandinavischen und slavischen Staaten kraftvoll eingewirkt haben, wie Aehnliches, indessen nicht Größeres, nur von der stolzen Venetia berichtet werden kann. Wenn auch Lübecks Name als Haupt der Hansa, als Mutterstadt der Rechtsbegriffe an den baltischen Gestaden, als die reiche Schatzkammer des armen Nordens und an edler Kunst, so wie weiser Mäßigung vor anderen bundesverwandten Städten hervorragend, nicht geringen Ruhmes mit Recht sich erfreut: so möchte es dagegen scheinen, als ob die Namen der übrigen Ostseestädte für den deutschen Geschichtsforscher in der Nacht einer thatenlosen Vergangenheit untergegangen seyen. Und dennoch war jene ganze Küste mit manchen mächtigen und reichen Städten schon früh bedeckt, mit denen und an deren Spitze Lübeck allein erreichen konnte, was es geworden ist; unter denen sogar Rostock, um von Wisby hier zu schweigen, als die Nebenbuhlerin Lübecks auftrat und mit dieser Stadt heftige Kämpfe um die eben entstehende Herrschaft des Nordens führte. Wir durften uns jüngst der Hoffnung hingeben, die Geschichte dieser merkwürdigen Stadt unter den geschicktesten Händen wieder belebt zu sehen; leider ist was der treffliche v. Schröter für dieselbe geleistet hat, nur noch ein Bruchstück geblieben. Wir müssen daher um so mehr mit Theilnahme die Bemühungen anderer mecklenbur-

gischer so wie pommerscher Geschichtsfreunde wahrnehmen, welche die nicht unbedeutenden Geschichtsquellen, welche sich in jenen Städten erhalten haben, zur gemeinnützigen Mittheilung zu fördern suchen.

Unter diesen Bestrebungen ist das hier oben angezeigte Werk zu bemerken, dessen Zweck der Titel deutlich angibt. Die Geschichte von Greifswald, so wie diejenige der meisten benachbarten Städte, welche den Character von Handelscolonien tragen, kann bis auf die ersten Spuren des städtischen Daseyns verfolgt werden, und ist daher das Studium ihrer Geschichte in dieser Beziehung sehr lehrreich. Aus den vom Vf. verzeichneten 1461 Urkunden bis zum J. 1800 erkennen wir oft, wie vieles aus alter Zeit sich daselbst erhalten hat, wie vieles von Alters her auf wohlverstandene Bedürfnisse zweckmäßig begründet war. Die Documente über den dreyßigjährigen Krieg sind zahlreich, und als ein allgemeines Interesse berührend hier hervorzuheben. Ungerne haben wir bemerkt, daß die Nachweisung der bereits gedruckten Urkunden nicht vollständig ist; namentlich haben wir manche Greifswalde in seiner interessantesten Epoche betreffende Urkunde, welche schon unser Sartorius in dem Urkundenverzeichnisse zu seiner Geschichte des hanseatischen Bundes aufgeführt hatte, bey Gesterding nicht wieder gefunden. Hat indessen der Vf. bey seinem Werke vor allem das Interesse dortiger Geschäftsmänner vor Augen gehabt, so ist es jedoch auch dem Geschichtsforscher nicht undienlich, und wir hoffen, daß diese mühevolle Vorarbeit uns bald eine in großem Maße durch sie erleichterte, gediegene, und mit dem sorgfältigen Abdrucke der wichtigsten Urkunden ausgestattete Geschichte der Stadt Greifswald herbeyführen werde. J. M. L.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

90. 91. Stück.
Den 4. Junius 1829.

Zürich.

Ideen über Völkerglück, eine Reihe staatswirthschaftlicher Untersuchungen von Eduard Sulzer. 1828. XIII u. 227 S. in 8.

Warum herrscht jetzt, nachdem der Frieden längst zurückgekehrt ist, nicht allgemeiner Wohlstand unter den Europäischen Völkern? Die Auflösung dieser Frage ist wichtig für Jeden, der Gefühl hat für die Noth seiner Mitmenschen, wichtiger noch für den Staatsmann wegen der öffentlichen Einkünfte und der inneren Ruhe. Auch vorliegende Schrift beschäftigt sich mit diesem Gegenstand. Sie ist in 18 einzelne Betrachtungen getheilt, deren jede ihre eigene Ueberschrift führt, und die ziemlich lose nebeneinander zu stehen scheinen, die aber dennoch ein fortlaufender Gedankenfaden zusammenhält. Der Ackerbau liegt in unserer Zeit nieder, die Fabriken leiden, unser Handel krankt; Bestrebungen des Einzelnen wollen nicht helfen, es müssen allgemeine, tiefliegende Ursachen Schuld daran seyn.

Diese darf man nicht finden wollen in den letzten Handelskrisen, weil solche einen nachhaltigen Einfluß auf das Volksvermögen nicht äußern können; auch nicht im Luxus, denn es ist undenkbar, daß der größere Theil des Volks Verschwender sey, und zumal unsere Zeit liefert dafür keine Beweise; eben so liegt die Schuld nicht in den Maschinen, die vielmehr das Wohl des Volks nur erhöhen; daß sie auch nicht in der Einführung des Privateigenthums liege, dafür hätte der Verfasser nicht auf mehreren Seiten zu Felde zu ziehen brauchen. Im Privateigenthum, dünkt uns, kann nur mystische Frömmeley Unglück suchen; mit ihm fällt ja aller Eigennutz, eine der vorzüglichsten Triebfedern der menschlichen Thätigkeit. — Worin denn aber findet der Verfasser die Ursachen? In der traurigen Lage, in der die Ackerbau treibende Bevölkerung sich befindet. Die Agriculturindustrie liefert für allen möglichen Gewerbfleiß Leben und Urstoffe, und der Gewerbfleiß besteht zuletzt und irgendwo nur durch den Wohlstand des Landmanns; auch ist seine Classe bey weitem die zahlreichste des Staats. Da nun die auf Ackerbau verwendeten Capitalien nicht versetzt, nicht anders angelegt werden können, so müssen sich wohl hier die Ursachen des allgemeinen Verfalls entwickelt haben. Ein Grund davon ist die vorzüglich durch die öffentliche Schuld gesteigerte Höhe der Abgaben. Wer wird dieß leugnen wollen, wenn Großbritannien die Hälfte, Frankreich den vierten Theil aller seiner Einkünfte zur Deckung jährlicher Zinsen verwenden muß? Ein zweyter und wichtigerer Grund ist die Privatverschuldung des ganzen Standes, denn, wie der Verfasser sich hierüber, wenn gleich nicht genau, ausdrückt, mit den Schulden der Staaten wachsen die Schulden der

Bürger. Nämlich durch die übermäßige Creirung des Papiergeldes, wodurch das Circulationsmittel vermehrt wurde, und durch den im Krieg beschleunigten Umlauf stiegen nominal alle Getreidewerthe. Daher wurde viel Grundeigenthum angekauft, bey Erbtheilungen hoch angerechnet, die nothwendig gewordenen neuen Grundsteuern dem gemäß bestimmt. Nun wird Friede. Das Papiergeld wird zurückgezogen, der Verbrauch tritt in seine früheren Grenzen zurück, und der Geldpreis des Getreides sinkt auf den vor den Kriegszeiten, er fällt um 40 Procent. Dieß beweisen unwiderleglich Preisdurchschnitte, deren auch der Verf. mehrere anführt. An und für sich wäre nun dieß Sinken gar kein Unglück; aber nun treten, Schreckbildern gleich, die nach früherem, höherem Getreidepreis eingegangenen Geldverbindlichkeiten hervor. Es folgt daraus natürlich 1) der Kaufwerth alles unbeweglichen Eigenthums mußte mit dem des Ertrags sinken; 2) wer früher $\frac{2}{3}$ seines Gutes verzinste, verzinst jetzt ohne seine Schuld Alles. War er nämlich auf ein Gut von 150,000 Rthlr. 100,000 Rthlr. schuldig, und sind die Ländereyen um $\frac{1}{3}$ gesunken, so verzinst er nun den ganzen jetzigen Werth. 3) Wer sein reines Einkommen in Körnern 1819 zu 1000 Rthlr. verkaufte, und davon 200 Rthlr. Steuern gab, entrichtete dem Staate $\frac{1}{5}$, jetzt kann er seinen reinen Ertrag nur zu 600 Rthlr. verkaufen, er zahlt nach wie vor dieselben 200 Rthlr. Steuern, gibt also ein ganzes Drittel seines Einkommens dem Staat ab. Also nicht Handelskrisen, nicht Luxus, nicht Maschinen, nicht Privateigenthum tragen die Schuld, sondern das Mißverhältniß zwischen dem jetzigen Geldwerth des Getreides und den nach höheren Preisen in früheren Zeiten eingegangenen Verbindlichkeiten.

Dieß, drückt den Landmann nieder, und durch seinen Druck ist der Verbrauch vermindert, und so stocken Fabriken und Handel.

Sehen wir ab von einzelnen Verhältnissen, daß nämlich fabriktreibende Gegenden stets über den Mangel an Absatz, daß Handelsplätze stets über Verfall des Handels sich beklagen zu müssen glauben, indem dieß für sie die nächste, wenn gleich nicht die eigentliche Quelle des Unheils ist; sehen wir also davon ab, und überblicken wir die Lage von Europa im Großen, vorzüglich des wichtigsten, des mittleren Theils desselben, der wesentlich ackerbauend ist, und in dem der Landmann persönliche Freyheit und Wohlhabenheit genießt, so ist die angegebene Ursache des Verfassers gewiß richtig. Je reicher ein Volk desto vielfacher seine Bedürfnisse, desto größer sein Verbrauch, desto thätiger dadurch seine Fabriken, desto lebhafter dadurch sein Handel. Können wir nun dem Landmann, der zahlreichsten Bevölkerung aufhelfen, so muß dieß die wohlthätigsten Folgen auf den Wohlstand des ganzen Staats ausüben. Sein Sinken wird überall Verderben bringen. Es sind diese Behauptungen gar nicht mit physiocratischen Ideen zu verwechseln. Die Darstellung hätte noch tiefer in das Einzelne eingehen und zeigen können, wie durch das Papier aller Kauf beeilt wurde, indem jeder von diesem werthlosen Geld sich zu befreyen sucht; wie durch die Nachfrage Felder neu angerodet wurden, welche Capitalien nun keine Zinsen tragen; wie durch die Reihe der fruchtbaren Jahre von 1817 — 1827 das Angebot immer noch vermehrt, und die Geldpreise immer noch mehr herabgedrückt wurden.

Weiß nun der Verfasser Hülfsmittel? Unmittelbare rasche Hülfsmittel gibt es nicht. Es wäre

widerrechtlich und vergeblich die Privatschuldner auf Kosten ihrer fast eben so unbemittelten Gläubiger zu bereichern. Die Abgaben können wegen der stehenden Heere und der Staatsschulden nicht vermindert werden, nur Fleiß und Mäßigung können die Wirkungen der mildernden Zeit verstärken. Allerdings geben wir zu, daß die Abgaben nicht verringert werden können; aber die Grundsteuer könnte durch Erhöhung einer andern erleichtert, und so einige Hülfe geschafft werden. Dasjenige Aenderungsmittel, das uns vorzüglich aus dieser Lage herausführen wird, ist, dünkt uns, das traurige des durch die Noth herbeygeführten Wechsels des Grundbesitzes. Sind die Getreidepreise dauernd um ⅓ gesunken, so werden Güter, deren Werth früher 150,000 Rthlr. war, für 100,000 Rthlr. verkauft, und der neue Besitzer, der nun von einem so viel geringern Capital die Zinsen zu verlangen braucht, wird allen hohen Grundsteuern und niedrigen Getreidepreisen getrost die Stirne bieten können. Aber freylich sind die früheren Geschlechter gestürzt. Glück dem, der in den Zeiten der tiefsten Noth, die freylich nun vorüber ist, sich Güter kaufte; ohne Bemühung von seiner Seite hat er mit der fortschreitenden Besserung reinen Gewinn.

Drey indirecte Mittel empfiehlt aber der Verfasser, um dem einbrechenden Verderben zu wehren, nämlich 1) Handelsfreyheit, 2) Abänderlichkeit der Steuern, und 3) Mittel gegen die Armuth.

Durch die Freyheit des Handels soll dem Landbau durch Rückwirkung eines auflebenden Verkehrs zu Hülfe geeilt werden. Es ist dieß ein hundert und tausend Mal empfohlenes Mittel, und der Theoretiker steht doch noch immer allein, als ein Prediger in der Wüste. Endlich scheint

jedoch hierin für das Innere Deutschlands ein besserer Tag hereinbrechen zu wollen, und wenn auch andere politische Gründe zu deren Herbeyführung mitgewirkt haben sollten.

Nicht eben so können wir in seinem ganzen Umfange das zweyte Mittel billigen, die Veränderlichkeit der Steuern, d. h. daß ihre Größe dem laufenden Werth der besteuerten Gegenstände angepaßt werde. Am sichersten, meint der Verfasser, wird die Grundsteuer nach Vermessung und Abschätzung erhoben. Wir können nicht ganz beystimmen. Ist eine Grundsteuer schon lange aufgelegt, und ist das Grundstück schon öfters von Hand zu Hand gegangen, so trägt die Grundsteuer nicht der Besitzer, sondern sie ist ein Vermindern des reinen Ertrags des Guts. Wenn der reine Ertrag eines Guts 1000 Rthlr. ist, und darauf wie gewöhnlich 200 Rthlr. Grundsteuer haften, so wird beym Verkauf das Gut als nur 800 Rthlr. Reinertrag gebend angeschlagen. Liegt demnach eine Grundsteuer schon lange auf, so scheint es gewiß besser die ungeheuern Kosten der Katastrierung zu ersparen, und sie stets unverändert beyzubehalten. Soll jedoch diese Abgabe neu aufgelegt, oder auch nur vermehrt werden, so ist freylich Vermessung und Abschätzung unumgänglich nöthig. Unveränderlichkeit der Steuer wird aber Unveränderlichkeit des Irrthums wegen der Aenderung des Getreidepreises, der freylich in langen Perioden sich ziemlich gleich, aber in kurzen desto schwankender ist. Diesem Uebelstande zuvorzukommen will der Verfasser, daß alle Grundsteuern in Naturalbetrag festgesetzt, nach einem fünfjährigen Durchschnitt in Geld angeschlagen, und so erhoben würden. Dieß ist ein treffliches Mittel, allgemein als solches

anerkannt, und würde gewiß große Erleichterung verschaffen.

Weit weniger nöthig scheint uns ebenso die Zölle nach einem Durchschnittsmarktpreise der ein- und ausgehenden Waaren zu erheben. Bey der Grundsteuer müssen wir alle mögliche Nachsicht anwenden, weil sie ganz unfreywillig ist, und zur bestimmten Zeit mit größter Strenge eingetrieben wird. Allein Zölle sind indirecte Abgaben, und wenn sie dem Einzelnen die Waaren zu sehr vertheuren, kann er sich dieselben versagen. Darum scheint uns diese Maaßregel in diesem Umfang ganz überflüssig. Jedoch muß der Staat sorgen, daß das Mißverhältniß nicht zu groß werde. Nun aber gar für überall den Ausfuhrzoll auf 1 Procent, und den auf die Einfuhr auf 10 Procent festsetzen zu wollen, ist ganz unmöglich. Die Höhe der Steuern muß jeder Staat ganz nach seiner Individualität bestimmen; kleine Handelsstaaten werden höhere, größere Ackerbaustaaten niedrigere Zölle annehmen.

Zuletzt geht der Verf. nach dem oben gezeigten Ideengang über auf Armuth und deren Abhülfe. Das Sinken eines sonst fröhlich aufblühenden Wohlstandes, fährt er fort, bewegt den Geist des Menschenfreundes. Ergriffen von der Noth und Verwilderung der arbeitenden Classen häufen sich Rettungsentwürfe. Producierf nicht! ruft Sismondi; produciert! ruft Say; consumiert! ruft Malthus; vergebliche Stimmen, wenn wir nicht die letzte Wurzel des Uebels und seine Heilmittel entdecken. Die Grundlage aller Fluctuationen der Bevölkerung ruht zuletzt auf dem Verhältniß zu dem Nationalvermögen. Dieses ist vorzüglich Grundbesitz und bewegliches. Erste Frage, welche Verhältnisse des Grundbesitzes sind der Bevölkerung am an-

gemessensten? Nach dem Verf. möglichste Vertheilung; von dieser Seite müsse man die Frage über große und kleine Güter fassen, und er zeigt in einer Episode, die uns besonders angesprochen hat, wie das Glück der Staaten am blühenden Mittelstand gehangen habe. So gewiß nun in vielen Ländern eine größere Vertheilung des Grundbesitzes zu empfehlen ist, so hätte gewiß auch gegen allzu große Zersplitterung gewarnt werden müssen; denn dadurch entsteht freylich eine große Menge, aber höchst armer Staatsbürger, die keinem Mißjahre, keinem Kriege trotzen können.

Was nun die zweyte Frage, das Verhältniß der Bevölkerung zum beweglichen Capital, also die arbeitende Bevölkerung betrifft, so übersteigt deren Menge oft das gehörige Maaß. Solche Uebervölkerung hat nicht ihren Grund in thörichter Uebereilung beym Heirathen; der Mann entschließt sich nur zur Ehe, wenn er gewisse Quellen des Einkommens sich gesichert glaubt. Kommen nun reiche Ernten, und bieten aufstrebende Manufacturen guten Lohn, gleich werden in dieser frohen Aussicht Ehen geschlossen. Allein diese Verhältnisse ändern sich oft plötzlich; der Verdienst hört auf; die Familie hat sich obendrein noch vermehrt; nun Noth an allen Enden. Wechsel der Art kann selbst der umsichtigste Minister nicht voraussagen, wie viel weniger das Volk. Ist denn gar nicht zu helfen? Sismondi will Abschaffung der Fabriken, Malthus mehr Consumenten, Andere Ansiedlungen im In- und Ausland, Andere Arbeitshäuser, Andere Armentaxen, Andere verbesserte Erziehung. Nichts verschafft gründliche Hülfe. Der Verfasser schlägt vor: 1) Sparkassen und 2) Verbot der Ehe, wenn die Verlobten nicht nachweisen können, daß sie 300 Fl. in der Sparkasse be-

sitzen. Das letzte Mittel ist, aller Beweise ungeachtet, unausführbar. Es ist eine unerträgliche Beschränkung der individuellen Freyheit. Höchstens gediehe vielleicht eine solche Maßregel in kleinen Freystaaten, wo der Einzelne aus Liebe zum Vaterlande sich gerne solchen Beschränkungen unterwirft. Allein in Monarchien strebt Jeder nach möglichst individueller Freyheit, und das Wohl des Ganzen bedenkt er weniger! Dagegen das andere Mittel der Sparkassen, das der Verfasser empfiehlt, ist unstreitig von außerordentlicher Wichtigkeit und scheint gar nicht genug empfohlen werden zu können. Außerdem daß diese Anstalten kleine Summen sicher aufheben und verzinsen, reizen sie noch, was die Hauptsache ist, das Volk zur Arbeitsamkeit und Sparsamkeit an, indem es leicht unter den niedern Classen Ehrensache wird hier Capitalien zu besitzen. Mit diesen Tugenden wird auch Sittlichkeit befördert. Solche Sparkassen sind in vielen Städten Englands, Schottlands, Deutschlands und der Schweiz eingerichtet, wir wünschten nur, daß die genauesten Darstellungen über ihr inneres Wesen und über ihre Wirkungen bekannt gemacht würden; dadurch würde nicht nur die öffentliche Aufmerksamkeit darauf hingeleitet, sondern auch die Verwaltungsweise, die im Einzelnen großer Sorgfalt bedarf, bekannter, und nicht jede neue Begründung wäre ein neuer Versuch.

Dieß sind des Verfassers Mittel gegen die Armuth. Freylich kann man lehren, daß auch hier von selbst eine Ausgleichung entstehe, und daß allmählich die überflüssige Zahl der Armen durch Mangel aussterben werde. Aber es ist empörend dem Elend mit verschränkten Armen zusehen zu wollen. Auf der einen Seite dünkt uns gründliche Hülfe gar nicht möglich; nach

unsern Einrichtungen hat der Reiche durch sein grösseres Capital ein so außerordentliches Uebergewicht, daß nicht nur der Arme mit ihm in keine Concurrenz treten kann, sondern daß auch der weniger Bemittelte immer mehr in die letzte Classe zurückgestoßen werden muß. Auf der andern Seite glauben wir jedoch nicht, daß, einzelne Verhältnisse abgerechnet, diese Armuth bis jetzt verbreiteter sey als in andern Zeitaltern. Das Alterthum hatte Sclaven; das Mittelalter Leibeigene; über diese sieht man nur zu leicht weg; nun aber, nachdem Alle unmittelbare Glieder des Staats sind, liegt das Elend, das an den niedern Classen der Gesellschaft nagt, offener vor uns. Möge unsere Staatskunst sich anstrengen, daß bey der vollsten persönlichen Freyheit Aller nicht allein hohe Cultur, sondern auch allgemeiner Wohlstand bestehen könne. Wir wünschen mit dem Verf., daß dem 19ten Jahrhundert die Ehre dieser Erfindung vorbehalten seyn möge.

So wären wir dem Buche ausführlich gefolgt. Es lag uns vorzüglich daran die Idee des Ganzen darzustellen, denn solche Fragen betreffen die höchsten Interessen des Staats. Wir haben nur leider dadurch den Raum verloren manches Einzelne zu beschränken, und über Anderes zu streiten, wie wir gerne gewollt hätten. Der Verf. wünscht, daß über die Form nicht mit ihm gerechtet werde. Gewiß hat Jeder die Befugniß seine Ideen mit dem Stempel seiner Individualität zu prägen; ist dieser nicht ganz gäng und gebe, so erregt es genauere Prüfung, welche aber der Verf. hierin durchaus nicht zu fürchten hat. Die Form ist frey von aller dogmatischen Steifheit; sie besteht in einer geistreichen Verwebung des Gegenstandes mit klarer Anschauung einzelner Theile der Geschichte und mit Bekämpfung

der Meinungen neuerer Staatswirthschaftslehrer, vorzüglich von Ricardo und Malthus. In dem Ganzen herrscht eine Lebendigkeit der Darstellung, die man in Untersuchungen der Art nur selten antrifft; am meisten aber erscheint der Verf. achtungswerth durch die reine Liebe für das Glück seiner Mitmenschen, die überall durchschimmert.

Adlf. Lex, Dr.

Tübingen.

Bey Osiander: Ueber die Eigenschaften, welche sich bey Menschen und Thieren von den Eltern auf die Nachkommen vererben, mit besonderer Rücksicht auf die Pferdezucht, von Dr. J. D. Hofacker, mit Beyträgen von Med. Dr. Friedr. Notter. 1828. X u. 158 S. in 8.

Vorliegendes Buch ist ursprünglich eine von Hn. Hofacker in lateinischer Sprache geschriebene, und vom Hn. Notter vertheidigte Inauguralschrift, welche aber der Verf., weil sich ihr Nutzen auch vielleicht auf solche erstrecken möchte, die entweder nicht Latein verstehen, oder denen dergleichen academische Schriften nicht leicht zugänglich sind, etwas ausgeführter in deutscher Sprache herausgab. — Die Schrift zerfällt zunächst in zwey Abschnitte, nämlich: 1. Ueber die Eigenschaften, welche von den Eltern auf die Kinder übergehen, und 2. Bemerkungen über die Pferdezucht. — Was den ersteren anbetrifft, so wird unter andern gehandelt von der körperlichen Größe (diese soll nicht allein erblich seyn, sondern auch nach Klima, Nahrungsweise ꝛc. sich richten; ist vielleicht durch knappere Nahrung ein Wesen in seiner gehörigen Entwickelung gehemmt worden, so werden dennoch die von diesem fallenden Jungen, wenn nur das Hinderniß einer gehöri-

gen Entwickelung nicht weiter fortwirkt, den Großeltern an Größe gleich. Rec. vermißt in diesem § eine genauere Berücksichtigung des Einflusses, entweder des einen, oder des andern der Eltern auf die Größe der Nachkommen; er hatte häufigst Gelegenheit zu bemerken, daß große Väter und kleine Mütter und umgekehrt, grössere Kinder zeugten, als sich von beiden Eltern wohl hätte erwarten lassen); von der Farbe der Haare des Hauptes und des übrigen Körpers (von den von 216 gleichfärbigen Pferdepaaren erzeugten 216 Füllen waren nur 11 anders gefärbt als die Eltern); eigenthümliches Verhalten der weißen Farbe (die weiße Farbe zeigt die größte Geneigtheit sich fortznerben, so daß, wenn einmal weiße Hengste oder Stiere in einer Heerde gewesen sind, die spätern Jungen fast immer noch Spuren davon an sich zu tragen pflegen; nach Autenrieth's [des Stallmeisters] Zeugniß sollen Isabellen, die Kakerlaken unter den Pferden, niemals von Schimmeln erzeugt werden, eine interessante Bemerkung, welche für unsere Ansicht spricht, daß die weißen Pferde, wenigstens die weißgebornen, eben so gut als die Isabellen, und zwar jene in Bezug auf die schwarzfarbigen, diese hingegen in Betracht der Füchse, Kakerlaken sind); Geschlecht (wir wundern uns nicht wenig den Verf. 20 Kätzinnen auf einen Kater rechnen zu sehen; eine solche Rechnung kann nur höchstens auf die am Leben bleibenden Katzen Anwendung finden, und das Verhältniß wird nur durch die Vertilgung der allgemein wenig gelittenen Kater gleich nach der Geburt hervorgebracht; Rec. hat mehrere Erfahrungen darüber gesammelt und glaubt ein Verhältniß von 5 : 3 gefunden zu haben); Einfluß des Alters des Zeugenden auf das Geschlecht des Kindes und neue

Untersuchungen über diesen Gegenstand (der Vf. stellte beym Menschen über den Einfluß des Alters der Eltern auf das Geschlecht des Kindes Untersuchungen an; er zog aus dem Tübinger Familienregister 2000 Kinder, mit genauer Bemerkung ihres Geschlechts, des Alters der Eltern und der Anzahl der Ehen, tabellarisch aus; die Resultate, welche hieraus erhalten wurden, sind nicht nur für den Physiologen, sondern auch für den Kameralisten und Statistiker von der größten Wichtigkeit. Wir bedauern, nur folgendes daraus anführen zu können: 1. Ist die Mutter älter als der Vater, so werden im Allgemeinen mehr Mädchen geboren. 2. Dasselbe gilt, wenn Vater und Mutter von einem Alter sind und zwar aus dem Grunde, weil eine mit dem Manne absolut gleich alte Frau, relativ viel älter ist als dieser. 3. Männer zwischen 24 und 36 Jahren zeugen eine gleiche Anzahl Knaben und Mädchen. Mit zunehmendem Alter des Vaters nimmt die Zahl der Knaben zu; ist der Vater zwischen 36 und 48, so kommen 110,9 und ist er 48 Jahr und darüber, so kommen 200 Knaben auf 100 Mädchen. Ist der Vater 1 bis 3 Jahr älter als die Mutter, so kommen 116 Knaben auf 100 Mädchen, ist er 6 bis 9 J. älter dann 124,9 auf 100; ist er 9 bis 12 J. älter dann ist das Verhältniß = 143,7 : 100. Auffallend war hierbey der Umstand, daß wenn der Vater 3 bis 6 J. älter war, das Uebergewicht der Knaben nicht so groß erschien, als wenn er nur 1 — 3 Jahr älter gewesen wäre, nämlich nur in dem Verhältniß wie 103,9 : 100; da dieses nun auch das Verhältniß der Knaben zu den Mädchen ist, wie es beyläufig in ganz Europa gefunden wird, so folgert der Verf. daraus, daß wahrscheinlich in den meisten Europäischen Ehen, besonders auf

dem Lande, ein solches Altersverhältniß der beiden Gatten, daß nämlich der Mann 3 bis 6 Jahre älter sey als die Frau, Statt finde. War der Vater älter als die Mutter, so zeigte sich immer ein Vorschlagen der männlichen Descendenz. Die größte Annäherung zur Gleichheit kam da vor, wo der Mann 36 bis 48 und die Frau 36 bis 46 J. alt war, nämlich wie 109,2 : 100; war der Mann zwischen 36 u. 48 und die Frau zwischen 26 u. 36, so war das Verhältniß wie 114,3 : 100; war der Mann zwischen 24 u. 36 und die Frau zwischen 16 u. 26 so kamen 116,6 Knaben auf 100 Mädchen; Männer von 36 bis 48 Jahren zeugten mit Weibern von 16 bis 26 176,9 Knaben, und endlich Männer von 48 bis 60 mit Weibern von 26 — 36 Jahren 190 Knaben auf 100 Mädchen. Dagegen zeugten Männer von 24 — 36 mit Weibern von 26 bis 36 J. nur 94,2 Knaben; waren die Weiber aber 36 bis 46 Jahre dann 95,4 Knaben auf 100 Mädchen); Stärke der Zeugenden (die kräftigsten Kinder werden nicht in der vollsten Blüthe der Eltern, sondern wenn diese etwas darüber hinaus sind, erzeugt); vorangegangene Keuschheit (die Erstgeburten pflegen häufiger weiblich zu seyn; die Verf. fanden in Tübingen bey Erstgeburten das Verhältniß von 100 Mädchen zu 96,3 Knaben); ob das Geschlecht bey den auf einander folgenden Geburten abwechsele? (nein); Einfluß der Geschlechtswerkzeuge; mehrere andere Ursachen (z. B. die Erzeugung früher oder später nach der Reinigung u. s. w.); vererben sich mehr die Eigenschaften des Vaters oder der Mutter? (um diesen Punct ins gehörige Licht zu stellen, stellt der Verf. Betrachtungen über die Bastardzeugung u. s. w. an; daß die Farbe [der Haare] von beiden Eltern gleichmäßig fortgeerbt werde, beur-

fundet er durch 44 Paarungen von Pferden, indem nämlich 22 Füllen dem Vater und 22 der Mutter nachschlugen. Sie fanden ferner im Allgemeinen die, übrigens wohl richtige, Behauptung, dass die männlichen Jungen der Mutter, die weiblichen dem Vater an Farbe und andern Eigenschaften nachschlagen, insofern bestätigt, als sie von 30 Stutenfüllen aus dem Morbacher Gestüt 17 dem Vater und nur 13 der Mutter, und von 13 Hengstfüllen 8 der Mutter und 5 dem Vater ähnlich sahen. — Was den zweyten Abschnitt anbetrifft, so findet der Verf. die Verschlechterung der Pferdezucht in der von Büffon ausgesprochenen (jetzt aber, so viel Rec. weiss, schon längst allgemein verworfenen) Theorie, nämlich aus den verschiedensten Himmelsstrichen stammende Thiere mit einander sich paaren zu lassen.

Sollen wir unverholen unsere Meinung über das Schriftchen im Allgemeinen äußern, so können wir versichern, dass jeder, so gut wie wir, dasselbe mit Vergnügen und Interesse lesen wird; es sind aber eigentlich nur Thatsachen mit Belesenheit (wobey man jedoch die möglichste Benutzung von Burdach's Physiologie und andern Büchern nicht verkennt) hingestellt, und die Theorie muss, wenigstens in der Regel, jeder sich selbst hinzudenken. Von wenigem Nachtheil ist es, wenn die Citate mitunter falsch verstanden sind, z. B. S. 87: 'ein Junges von einem Hirsch und einer Stute will Winter von Adlersflügel in England gesehen haben', da Winter doch nur sagt: sein Freund Spiegel habe ihm von einem Hirschesel, den er zu London gesehen habe, erzählt.

Bb.

Braunschweig.

The beauties of the poëts of Great-Britain with explanatory notes, selected and arranged by Thomas Collins Banfield, late professor at the Carolin-College Brunswik. Vol. I. 584 S. in 8. 1829.

Der Verfasser, jetzt als Lector der Englischen Sprache und Literatur auf der hiesigen Universität angestellt, gibt durch die Herausgabe und Ausstattung dieser Sammlung einen Beweis seiner vertrauten Bekanntschaft mit derselben. Sie ist bestimmt beym Unterricht gebraucht zu werden; die Auswahl ist daher auf das sorgfältigste aus den früheren und den neuesten poetischen Classikern Englands getroffen; und kurze Anmerkungen zur Erläuterung, so wie Notizen über das Leben der Dichter sind beygefügt. Die Vorrede enthält eine Vertheidigung von Pope gegen den Vorwurf daß es ihm an Dichtergeist gefehlt habe; und gibt über Plan und Einrichtung der Sammlung hinreichende Auskunft. Die beiden ersten Theile (der zweyte ist bereits unter der Presse) umfassen die kleineren Dichtungsarten, didactische, erzählende und lyrische. Der mäßige Umfang erlaubte es hier, auch selbst bey längeren Stücken, wie z. B. Pope's Epistel Heloisens an Abeilard, L. Byron's siege of Corinth u. a., daß sie ganz aufgenommen werden konnten. Findet, was wir nicht bezweifeln, die Sammlung Beyfall, da auch die äußere Ausstattung sehr elegant ist, so werden zwey folgende Theile Proben der epischen und dramatischen Dichtkunst liefern.

Hn.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

92. Stück.
Den 6. Junius 1829.

Neapel.

Herculanensium voluminum quae supersunt T. III. 1827. XX u. 55 u. X 64 S. Fol.

Erst jetzt erhalten wir diesen, bereits vor zwey Jahren erschienenen, dritten Band der Herculanensischen Manuscripte. Die äußere Einrichtung ist den Lesern bereits aus den beiden ersten Bänden bekannt. Von jedem Blatte des Manuscripts wird auf einer Tafel ein fac simile gegeben; dem auf der gegenüberstehenden Seite der griechische Text in neuerer Schrift und rother Ausfüllung der Lücken, und der lateinischen Uebersetzung, auf der Rückseite aber des Blatts die nöthigen Anmerkungen beygefügt sind. Dieser Band nun enthält die Bruchstücke aus zwey moralischen Werken des Epicureers Philodemus, wovon das erste den Titel führt: Περὶ κακιῶν, καὶ τῶν ἀντικειμένων ἀρετῶν, καὶ τῶν ἐν οἷς εἰσι καὶ περὶ ἅ. Das zweyte bloß: περὶ κακιῶν. Jedem derselben ist von dem Herausgeber eine literarische Einleitung vorgesetzt. Von dem

ersten sind XXVIII Columnen, von dem zweyten XXIV Columnen vorhanden. In der Zueignung an den König unterschreibt sich der Herausgeber C. Anton Rosinius, Präsident der Bourbonischen Academie. Freylich ist Alles fragmentarisch; indeß ist es doch für die Geschichte der Philosophie wichtig, die Ueberbleibsel von moralischen Schriften aus der epicureischen Schule zu besitzen, und zwar durch den gelehrten Herausgeber so reich und zweckmäßig ausgestattet, daß der Gebrauch derselben dadurch sehr erleichtert ist. Die erste dieser beiden Schriften ist polemisch; sie ist gegen Xenophon und gegen Theophrast gerichtet. Und bey dieser Gelegenheit erhalten wir eine interessante literärische Entdeckung. Es ist nämlich nun entschieden, daß die bisher zuversichtlich dem Aristoteles beygelegte Schrift, das erste Buch der Oeconomica (nämlich die 6 ersten Kapitel, da das letzte von Camerarius hinzugefügt ist) nicht von ihm, sondern von Theophrast herrühre, gegen den die Widerlegung des Philodemus, mit öfterer Nennung seines Namens gerichtet ist. — Die Bruchstücke der zweyten Schrift sind oft sehr interessant, indem sie mit Geist geschriebene Characteristiken derer enthalten, die mit den verschiedenen Fehlern behaftet sind; so daß sie an Theophrasts Charactere erinnern. — Wir dürfen es wohl erwarten, daß diese Bruchstücke bald durch eine critische Handausgabe in größern Umlauf werden gesetzt werden.

Hn.

Stuttgart und Tübingen.

Bey Cotta: **Antike Bildwerke zum ersten Male bekannt gemacht von Eduard**

Gerhard. Erste Centurie, Heft 1 und 2., (jedes von 20 lithographierten Tafeln gross Folio). 1827.

Text zu Eduard Gerhard's antiken Bildwerken in drey Lieferungen. Erste Lieferung, XL u. 149 S. in Quarto. München, Stuttgart und Tübingen, bey Cotta. 1828.

Wir zeigen in diesem Werke erstens eine sehr bedeutende Erweiterung des Materials, worauf unsere Kenntniß der alten Kunst beruht, durch Bekanntmachung von Denkmälern höchst verschiedener und bisher allzusehr vernachlässigter Classen an, und zweytens eine Epoche machende Ausdehnung der archäologischen Forschung nach Gegenden, welche sie früher fast mehr mit einer gewissen Scheu gemieden als mit Vorliebe aufgesucht hat. Was das erste, die Vermehrung des Vorraths bekannt gemachter Denkmäler, betrifft, so ist der Herausg. vielleicht mehr als irgend Jemand befähigt unsern archäologischen Schatz, nicht bloß scheinbar durch neue Beyspiele zu hinlänglich bekannten Gegenständen und Compositionen, sondern wahrhaft durch Hervorsuchung des in seiner Art Neuen und Eigenthümlichen zu bereichern. Herr Professor Gerhard, der Verfasser der Lectiones Apollonianae, denen der neueste Herausgeber des Apollonios die ihnen gebührende Ehre nicht entzogen hat, lebt seit geraumer Zeit in Italien, und weiß, wie Alle erzählen, die eine längere Zeit in Rom dem Studium der Archäologie gelebt haben, aller Orten, wo sich antike Denkmäler befinden, fast mehr Bescheid als irgend ein anderer Ausländer oder auch Eingeborener; er kennt nicht bloß die zur allgemeinen Beschauung in öffentlichen oder Privatsammlungen hingestellten Antiken, sondern verschafft sich

auch fortwährend eine genaue und gründliche Kenntniß von den Resultaten der hie und da angestellten Nachgrabungen, wie von den Kunstwerken, welche im Römischen Kunsthandel (und in dieser Hinsicht ist Rom noch immer das große Emporium, in dem die verschiedensten Nationen ihren Bedarf holen) auftauchen, um nur gar zu häufig bald in unbekannte Regionen zu verschwinden, oft den allermerkwürdigsten Sachen, die dennoch, wenn sie nicht gleich hier vom archäologischen Auge und der zeichnenden Hand aufgefangen werden, der Wissenschaft gänzlich verloren gehen. Schon lange haben die Nachrichten, welche Herr Prof. Gerhard in Schorn's Kunstblatt über Nachgrabungen und Auffindungen von Antiken mitgetheilt hat, alle an der wachsenden Kunde der alten Kunst Antheil nehmende von dem eben Ausgesprochenen überzeugt; aus ihnen wurde man auch gewahr, daß alle drey Hauptreviere Italiens für die alte Kunst, das Gebiet des Römischen Kunstluxus, so wie der Großgriechischen und der Etruskischen Werkstätten, fast auf gleiche Weise des Herausg. Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen. Eine größere Rolle als die Statuen, die allerdings für sich genommen den Archäologen meistentheils wenig belehren, und selbst erst durch Zusammenstellung mit Kunstwerken anderer Art ihr Licht erhalten, spielen in der Denkmäler-Kunde des Herausg. die Reliefs; die Figuren von Terra-Cotta; endlich die Vasengemälde, welche als eine besondere wesentlich verschiedene Kunstwelt bildend den Werken der Sculptur und Scalptur gegenüber treten. Wie viel in dieser Classe dem Herausg. mehr bekannt geworden als den meisten Andern, beweist seine mit Panofka gemeinschaftlich unternommene Beschreibung der bisher so wenig benutzten antiken Bild-

werke in Neapel, wovon der Text des ersten Theils bereits erschienen ist. Auch sollen mit dem vorliegenden Werke zugleich Griechische Vasenbilder, zunächst zwölf Blätter, durch Umfang und Schönheit ausgezeichnete Compositionen, von demselben Herausgeber erscheinen. Aber auch auf die geschnittenen Steine, welche zwar in Rom selbst wenig gesammelt werden, aber doch größtentheils aus Rom in die verschiedenen Sammlungen Europa's gelangen, hat sich in den letzten Jahren das genauere Studium des Herausg. ausgedehnt. Ueberall aber ist die Denkmälerkunde des Herrn Prof. Gerhard's der Art, daß sie sich beständig das Ganze gegenwärtig erhält, und, was mehr oder minder merkwürdig sey, nicht bloß nach dem Eindrucke des Einzelnen, sondern immer zugleich nach seinem Verhältnisse zu der ganzen Classe von Bildwerken, der es angehört, zu bestimmen vermag.

Ehe wir uns nunmehr zu speciellen Beyspielen der trefflichen Auswahl wenden, die der so ausgerüstete Herausg. aus den Kunstdenkmälern des Alterthums zu bilden angefangen hat, müssen wir etwas von der, auch schon auf die Wahl des Mitzutheilenden einwirkenden, eigenthümlichen Richtung sagen, welche die Auffassung und Erklärung der Bildwerke bey dem Herausgeber nimmt, und welche mehr andeutungsweise in den kurzen den Kupferheften selbst beygefügten Angaben der Gegenstände, ausgeführter und mit aller Zurüstung gelehrten Apparats in dem 'Prodromus mythologischer Kunsterklärung' auftritt, welcher nebst einer Vorrede die bereits erschienene Lieferung des Textes anfüllt. Grundgedanke des Herausg. ist, daß die poetische Mythologie, welche man bisher ziemlich durchgängig der Erklärung der alten Kunstdenkmäler zum Grunde gelegt, dazu

durchaus nicht auslange, daß es nöthig sey, auf den Cultus zurückzugehen, mit dem ja die bildende Kunst viel enger zusammenhange als mit der Poesie, und namentlich auch die Bedürfnisse und Erforderniſſe der mystischen Götterdienste, in denen die Göttergestalten ganz anders aufgefaßt, combiniert und verschmolzen werden als in der epischen Poesie, wohl dabey in Rechnung zu bringen. Gerade in der Kunst, meint der Herausg., haben wir noch den treuesten Ausdruck jener alten Weisheit und Naturanschauung, die sich in die mystischen Götterdienste verborgen; die Künstler haben mit Bewußtseyn und Sorgfalt die Attribute und Formen dieser Cultusbilder bestimmt um jene Ideen zu versinnlichen; überall geht daher die Deutung des Herausg. gern unmittelbar auf die Ideen hinaus, deren Ausdruck das Kunstwerk sey, und mehrere Mal wird der Satz ausgesprochen, daß, wenn man nur die innere Bedeutung festgestellt, an der Wahl des Namens für die Figur nicht so viel gelegen sey. — Diese Ansichten, welche wir hier fürs erste nur ganz oberflächlich angegeben haben, entwickelt der Verf. an den Bildwerken der acht ersten Tafeln, mit denen sich der Prodromus beschäftigt, doch so daß er eine so große Menge anderer Bildwerke hineinzieht, und überhaupt den Kreis der Untersuchung so ausdehnt, daß es nicht immer leicht ist den Faden in Händen zu behalten. In dem ersten der hier abgebildeten Bildwerke, einer im Besitz von Sir William Gall befindlichen Terracotta aus Samos, welche zwey thronende Gottheiten, wahrscheinlich Zeus und Hera, darstellt, achtet der Herausg. besonders auf den allerdings merkwürdigen Schleyer des Zeushauptes, und auf die Stirnbinde der Hera, welche er für den als Kopfschmuck besonders weiblicher

Gottheiten oft erwähnten Polos hält, und entwickelt aus diesen Besonderheiten des Costüms die Idee eines in der hellen Oberwelt wie in der verhüllten Unterwelt herrschenden, das Universum umspannenden Götterpaars. — Aus Latium, besonders von Präneste, stammende Terracottabilder, welche zwey Göttinnen nebeneinander, und zwischen ihnen oder auf dem Schooße der einen einen Knaben zeigen, werden mit gutem Grunde für Demeter und Kora (τὼ Θεὼ) nebst Jakchos erklärt, und als Zeugniß eines auch in Italien verbreiteten mystischen Demeterdienstes dargestellt, welchem auch die in Römischem und Großgriechischem Boden öfter vorkommende Vorstellung einer säugenden Demeter, mit Schlangen zur Seite, in Terracottabildern, zugeeignet wird; und wir folgen dem Herausg. gewiß gern zu dem Schlusse, daß die in Italien gebräuchliche Zusammenstellung, Ceres, Liber et Libera, auch auf diese Bildwerke anzuwenden sey, und also auch in Italien Liber als Dionysos-Jakchos nicht bloß im Jünglingsalter gedacht, sondern auch als Knabe gefaßt worden sey. Wenn nun aber der Herausg. — deswegen weil Persephone auch Praxidike heißt, und die Praxidiken in altgriechischen Götterdiensten als große Schicksalsgottheiten erscheinen, zugleich aber auch die Pränestinische Fortuna mit einer Ops und einem Jupiter puer in Inschriften verbunden wird, wie dort Persephone mit Demeter und Jakchos verbunden ist — wenn er deswegen jene Bildwerke mit dem in Präneste, wo sie zum Theil gefunden worden sind, herrschenden Fortunadienste in engen Zusammenhang bringen, und die Pränestinische Fortuna zu einer Thesmophoriengöttin machen will: so müssen wir zweifeln, ob solche Gründe (durch welche man leicht noch man-

che andere Gottheiten miteinander identificieren könnte) zureichen, die scharfe Sonderung zwischen den Begriffen Fortuna und Persephone aufzuheben, und würden viel lieber aus jenen Terracottas, wenn ihr Fundort ausgemacht ist, auf ein besonderes Heiligthum der Ceres mit Liber und Libera in Präneste schließen. Hernach verbindet der Herausg., nach Anleitung einer Bleyplatte, mit den beiden Fortunen von Antium auch die Minerva als einem gemeinsamen Ursystem Pelasgischer Religion angehörig; und entwickelt in tabellarischer Form eine Gruppe von vier Hauptgottheiten (Gäa=Athena, Demeter, Kora, Dionysos) als die Grundlage sehr vieler in Griechenland und Italien vorkommenden Glaubens= und Cultus=Formen. So viel auch Ref. in der Anordnung dieses Systems für wahr und scharfsinnig combiniert hält: so kann er sich doch nicht entschließen, eine Gäa=Athena als ursprünglich dazu gehörig anzunehmen, da Gäa nur als spätere Form an die Stelle der ursprünglichen Demeter tritt, und Athena aus einem Göttersystem, das von Anfang an eine andere Richtung genommen, hereingetragen, und äußerlich dem Kreise der Chthonischen Gottheiten angefügt wird; auch manches Andere muß er nach seiner Weise die Dinge anzusehen als Synkretismus abwehren. — Hierauf folgt, aus der Kollerschen Sammlung entnommen, eine der Vasen, welche durch ihre Inschrift (τῶν Ἀθήνηθεν ἄθλον) sich als von Athen gewonnene Kampfpreise zu erkennen geben, wenn man sich nicht entschließen will (was der Ref. nicht kann), der hier gegebenen Deutung: ich bin ein Kampfpreis der von Athen Stammenden, d. h. einer Colonie Athens, beyzustimmen. Das Minervenbild auf dieser und ähnlichen Vasen, welches die Pallas Polias nicht

wohl darstellen kann, erklärt der Herausg. für die Parthenos des ältern vorperikleischen Parthenons, und sucht in Athen den Gegensatz einer webenden, d. h. in kosmischem Sinne webenden oder gestaltenden, Pallas Polias und einer lanzenschwingenden Parthenos nachzuweisen, ohne daß man indeß den Grund, warum die Göttin gerade als Parthenos so vorgestellt wird, einsieht; wir würden uns begnügen ohne bestimmte Beziehung auf ein Cultus-Idol in der kämpfenden Pallas eine Andeutung auf die Kämpfe der Panathenäen zu sehen; sollen wir an ein bestimmtes Idol in Athen erinnern, so möchten wir lieber an das angeblich Troische Palladion zu denken rathen, welches sich im Südtheile der Stadt befand und die Göttin, wie alle Palladien, mit erhobenem Schilde und ausgestreckter Lanze, kämpfend, wenn auch viel steifer als die Vase, darstellte. — Im nächsten Abschnitt setzt der Verf. überaus sinnreich aus drey verschiedenen Statuen und Sturzen das Bild einer Pallas zusammen, die in ein Himation gewickelt, welches den größten Theil des Körpers umhüllt und den linken Arm ganz verbirgt, in ruhiger Stellung zwischen einer Eule und einer Meerfrau, einer fischschwänzigen Nereide, steht; ihre Aegis zeigt in der Mitte das Gorgoneion oder Medusenhaupt von Sternen umgeben. Der Verf., nachdem er eine ähnliche Darstellung mit der Umschrift: Palladi victrici nachgewiesen, sucht aus den Attributen und Emblemen der angeführten Bildwerke die Idee einer aus dem Wasser hervorgegangenen, über Chaos, lunarische Kräfte und Gigantengewalt triumphierenden ätherischen Lichtgöttin zusammenzusetzen, und da ihm dieselbe Idee und Anschauung der Pallas besonders in den Arkadischen Genealogien und Mythen von der Athena Alea an-

gegeben zu seyn scheint, nennt er sie Athena Alea: wobey auch ein historischer Umstand benutzt wird, welcher indeß doch für sich wenig beweisen würde.

An dieser Stelle, wo wir an das Ende des aus vier Abschnitten bestehenden mythologischen Prodromus gekommen sind, darf wohl eine Bemerkung über den Hauptunterschied eintreten, welcher zwischen dieser Kunsterklärung und der bisher herrschenden, der auch der Ref. zugethan, im Princip Statt zu finden scheint; Ref. hat dabey zugleich Gelegenheit sich wenigstens zum Theil darüber zu rechtfertigen, daß er die alte Kunst an sich nicht als eine so reiche und so unmittelbare Quelle der Kenntniß alter Religionsideen angesehen als sie es nach Herrn Professor Gerhard wird. Wir wollen hiebey von jenem ältern Kunst-Zeitalter absehen, in welchem man an sich ausdruckslose Bilder mit den Attributen der Gottheiten, die einmal an einem Orte herkömmlich geworden waren, behängte, und vorzugsweise die Periode ins Auge fassen, in der eigentliche Kunst die Götterbilder schuf. In dieser Zeit waren die Götter entschieden im allgemeinen Volksglauben nicht bloß individuelle Wesen, was sie von Anfang an seyn mußten, sondern auch Personen von einem bestimmten ethischen Character geworden, über dessen Ausbildung das Physische, aus dem er zum Theil hervorgegangen, ganz vergessen worden war. In dieser Zeit war Pallas ganz die kluge, kunstreiche und kriegsgewaltige Beschirmerin ihrer Burgen; von einer meergebornen Lichtgöttin wußte Niemand etwas. Und gesetzt, ein solcher Sinn hätte Jemandem aus der Hülle alter Sagen aufgeleuchtet: so konnte doch aus einem Begriffe der Art durchaus keine Kunstidee werden, welche eine bestimmte characte-

ristische Gestalt, die bis in die Spitzen lebensvoll und eigenthümlich seyn soll, hervorzubringen vermocht hätte. Jene physische Beziehung hätte nur als ein äußerlich hinzugenommener Begriff in die lebendige Anschauung, die der Grieche durch Poesie und Geschichte von seinen Göttern hatte, hineinspielen, und weit entfernt, sie geistiger und erhabener zu machen, sie nur trüben und verwirren können. Wir können daher uns schwer zu dem Glauben bringen, daß etwa ein Künstler einer guten Zeit eine Pallas durch Sterne und Meerfrau als ein den Wassern entstiegenes Aetherlicht characterisieren wollte. Etwas anderes wäre es, wenn dieß recipierte, seit alter Zeit übliche Symbole eines bestimmten Heiligthums gewesen wären, welche dann freylich auch an neuen für das Heiligthum bestimmten Bildern, wie zum Hausrath und der Umgebung der Göttin gehörig, wie Dinge, welche das Auge seit alten Zeiten neben der Gottheit zu sehen gewohnt war, angebracht werden konnten. Der Herausg. dagegen scheint beständig vorauszusetzen, daß eine alte Priesterlehre über der Dinge Anfang und Natur sich ganz besonders bey den Künstlern von einer Zeit auf die andere fortgepflanzt habe, und von ihnen in ihre Darstellungen aufgenommen, und oft mit Vorliebe berücksichtigt worden wäre; er sieht die Künstler vorzugsweise als die beredten Verkündiger der uns durch Dichter, Mythologen und andere Schriftsteller mehr verheimlichten als kund gewordenen mystischen Seite der Mythologie an. Dagegen scheint dem Ref. gerade darin das Bezeichnende des mystischen, an sich so wesentlichen Elements aller Religion zu liegen, daß das Gefühl des Göttlichen, Unendlichen hier ein überschwengliches, daher nicht festzuhaltendes und alle feste

Form verschmähendes ist. Es wirkt daher überall auf die besondere Gestaltung, in deren Ausbildung die Kunst besteht, verwirrend und zerstörend, als ein der Kunst diametral entgegengesetztes, durchaus feindliches Princip. Eine der größten Ideen der Griechischen Mystik, welche in alten Cultussagen angedeutet und von den Orphikern ausgebildet worden ist, ist der Dionysos-Hades, die Verschmelzung des Gottes der Vernichtung mit dem der höchsten Wonne. Sollte aber diese Idee dargestellt werden, so mußten beide Wesen, Dionysos und Hades, so sehr ihr Eigenthümliches und Characteristisches einander aufopfern, sich wechselseitig in ihrer besondern Form so aufheben und vernichten, daß nur eine durchaus indifferente und unbedeutende Gestalt daraus hervorgehen konnte; oder man hätte sich begnügen müssen, nach Art der spätern signa Panthea, auf eine rohe Weise Attribute entgegengesetzter Art zu häufen, was durchaus keine wahre Kunstthätigkeit genannt werden kann. Denn eben den höchsten Reiz des Mystischen, die Auflösung des in seinem ganzen Wesen Entgegengesetzten in einem dunkeln Gefühl, vermag die Kunst als solche auf keine Weise wiederzugeben. Solche Betrachtungen haben in dem Schreiber dieser Zeilen schon früher das Verlangen, einen Dionysos-Hades in Kunstwerken zu finden, erstickt; um so erfreulicher wird ihn indeß die Nachweisung auch dieser Gestalt im Verfolg dieses Werks (vergl. Böttiger's Archäologie und Kunst, S. XVIII) überraschen. Die beiden vorliegenden Hefte enthalten einiges dahin Gehörige, doch ohne daß die Deutung völlig überzeugend wäre. Wir meinen die Tafeln Heft 1. Taf. 18.: Aphrodite-Libera und Eros, Feriengenius, und Taf. 20.: Aphrodite

die Todesgöttin mit dem Genius eines Verstorbenen; beides Terracotta-Figuren, jenes eine weibliche Büste von anmuthigen Formen, mit über dem Scheitel emporgestecktem Haarwulst, reich geschmückt mit Ohrgehängen und Halsband, auf deren Schulter ein Knabe sitzt, — das andere eine weibliche reichumhüllte Figur mit einem Diadem um das Haar, und einem geflügelten Knaben der schlummernd an ihrem linken Arm hängt. Hier scheint auch dem Ref. die Vorstellung der Unterweltsgöttin, die den Todten aufgenommen, nahe zu liegen, wobey ähnliche Darstellungen des Hermes mit der Ψυχή besonders unterstützend wirken; aber in demselben Maße als er die sonst naheliegende Deutung des Flügelknaben auf den Eros aufgibt, und einen Todten darin sieht, scheint ihm auch der Gedanke an die Aphrodite sich entfernen zu müssen, obgleich auch Panofka im Museo Bartoldiano mit Gerhard übereinstimmend sagt: Questa bellissima figura rappresenta una Venere Proserpina, il di cui Amore forse sarà o Genio della morte o Genio di un defunto. Bey dem zuerst erwähnten Bildwerk müssen Inductionen aus einer größern Masse von ähnlichen Werken eintreten, ehe überhaupt eine bestimmtere Erklärung möglich wird; wir dürfen von des Herausg. Umsicht und Denkmälerkunde eine solche erwarten.

Aber der Herausg. hat keineswegs eine solche Vorliebe für Mysterienbilder, daß er dadurch für irgend eine andere Seite der bildenden Kunst blind oder indifferent geworden wäre, und sie bey der Auswahl versäumt hätte; vielmehr bieten schon die beiden vorliegenden Hefte dieses auf einen sehr großen Umfang angelegten Werkes auch aus andern Götter- und Mythenkreisen höchst Wichtiges und Interessantes. Der Ref. zeichnet

nur Einiges aus: wie die Statue des Museo
Chiaramonti in altgriechischem Styl, welche ei-
nen Apollo mit einem Diadem um den Kopf,
und einem Reh (oder Lamm?) in der Rechten
darstellt, der Herausg. nennt ihn Philesios. Dann
die interessanten Reliefplatten von Sorrent, wo
sie an einer Straßenecke eingemauert sind, wel-
che zwey Ecken eines Altars oder einer viereck
gen Basis eingefaßt zu haben scheinen, zwey da-
von stellen nach dem Herausg. Manto in Del-
phi, und die Korybanten um die Kybele, die
zwey andern ein Siegesopfer eines Römischen Feld-
herrn und einen Zug von Vestalinnen vor. Fer-
ner eine Reihe sehr interessanter Vasenbilder (Tf.
25. 32. 33) welche das Urtheil des Paris darstel-
len; besonders ist das letzte Bild, welches der
Kollerschen Sammlung angehört, überaus anmu-
thig und lehrreich. Das geistreich componierte
Relief eines Sarcophags im Vaticanischen Mu-
seum, welches den Mythus der Alcestis mit man-
chen bisher unbekannten Zügen darstellt. Die
Apotheose des Herakles, den eine Nike von Her-
mes geleitet auf einem Viergespann vom Schei-
terhaufen, welchen die Nymphe des Flusses Dy-
ras zu löschen sucht, während Pöas eilends den
Köcher fortzieht, hinweg und zum Olympos hin-
aufführt, wo Apollon schon ihn als Bruder zu
begrüßen bereit ist. Endlich eine Reihe von Sar-
cophagen-Reliefs, welche den sinnigen Mythus
von Endymion zum Theil auf eine ganz abwei-
chende Weise darstellen, und zur Kunde dieser be-
deutungsvollen Sage, deren Aufklärung wir von
einem Aufsatz des Herausg. in den Hyperbo-
mischen Studien erwarten, Wich-
gen. Wir haben in dieser Reihe nur
ller genannt, welche bisher noch gar
gegeben waren; doch sind von dieser

Sammlung auch solche nicht ausgeschlossen, die in Reisewerken, Zeitschriften, an zerstreuten Orten bekannt gemacht worden sind, indem Herr Prof. Gerhard sein Werk den größern Sammlungen zur Ergänzung bestimmt und darum möglichst umfassend einrichten will. Unter diesen Bildwerken erscheint auch das berühmte Relief des Korinthischen Tempelbrunnens, welches sich im Hause von Lord Guilford befindet, nach einer schönen Zeichnung des Barons von Stackelberg und mit einer neuen Erklärung des Herausg., der in diesem Bildwerke nicht die Versöhnung Apollons mit Herakles, sondern den Zug der neugeborenen Aphrodite nach dem Olymp erblickt, wofür wir begierig sind, die entscheidenden Gründe zu hören.

Wir können dieses innerlich und äußerlich reich ausgestattete Werk (denn auch die mitgetheilten Umrißzeichnungen, und die Art wie sie die Lithographie wiedergegeben hat, machen einen angenehmen Eindruck, und tragen das Gepräge von Treue ohne alle Ostentation an sich) nicht verlassen, ohne auch der Buchhandlung, die es so wohl versorgt, rühmend zu gedenken, und beiden, dem Herausgeber und Verleger, eine schnelle Fortsetzung desselben möglichst ans Herz zu legen.

K. O. M.

Philadelphia.

Elogium of Thomas Jefferson, delivered before the American Philosophical Society on the 11. day of April 1827 by Nichols Biddle. 1827. 53 S. in 8.

Der im hohen Alter von 84 Jahren am 4. Julius 1826 verstorbene Ex-Präsident der Union, Jefferson, war auch seit 1797 Präsident der philosophical Society zu Philadelphia gewesen,

und mit Recht ward ihm daher in ihr diese Gedächtnißrede gehalten. Sie gibt einen Abriß seines politischen und literarischen Lebens; wir beschränken uns nur auf einige Nachrichten von dem letztern. Ihm ward von dem Congreß, wenn er gleich eins der jüngern Mitglieder war, die Abfassung der Unabhängigkeitserklärung übertragen, welche in einem Hause in Philadelphia, das jetzt als Waarenlager dient, verfaßt wurde. Sein Hauptwerk war der revidierte Gesetz-Codex (revised Code) 1779 für Virginien. Im Jahr 1782 erschienen seine Notes on Virginia, die ins Französische übersetzt wurden; und ihm einen Platz unter den acht Associés étrangers der Academie der Inschriften verschafften, als er 1783 auf mehrere Jahre als Gesandter nach Paris geschickt wurde. Seine Ernennung zum Präsidenten der philosophical Society veranlaßte die Abfassung mehrerer Abhandlungen für dieselbe, die sich theils auf Physik, theils auf Oeconomie bezogen. Als Präsident der Union bewirkte er nach dem Kauf von Luisiana, der sein Werk war, die Entdeckungsreise in dieses Land von Lewis und Clarke. Auch mit den Sprachen der Indianer beschäftigte er sich. Seit dem Ende seines Präsidentenamtes 1809 zog er sich auf sein Landgut Monticello zurück, und ward in dessen Nähe der Stifter der Virginian university. Daß seine letzten Lebensjahre durch Geldverlegenheiten getrübt wurden, ist bekannt. Es steht zu hoffen daß die Union für die Zukunft solchen Fällen vorbauen wird. Ihre Ehre erfordert es. Die Gedächtnißrede ist in einem des Mannes dem sie geweiht ist würdigen Ton geschrieben.

Hn.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

93. Stück.
Den 8. Junius 1829.

Rouen.

Bey Ed. Frere, 1827: Le Roman de Rou et des ducs de Normandie, par Robert Wace, poète Normand du XIIe siècle; publié pour la première fois, d'après les manuscrits de France et d'Angleterre; avec des notes pour servir à l'intelligence du texte, par Frédéric Pluquet, membre de la société des antiquaires de France, et de plusieurs autres sociétés savantes. T. 1. XXII und 416. T. 2. 545 S. in gr. 8.

Nachrichten über Wace und einzelne Bruchstücke aus seinen Werken besitzen wir schon seit geraumer Zeit. Der Abbé de la Rue theilte der Gesellschaft der Alterthumsforscher zu London eine ausführliche und gelehrte Abhandlung über diesen Dichter mit, die in dem zwölften Theile der Archaeologia abgedruckt ist. Die Notices et extraits des manuscrits de la bibliothèque du Roi enthalten einen ähnlichen Aufsatz von Bréquigny, so wie die Histoire littéraire de France einen andern von Brial. Ein langes Bruchstück ist in der großen Sammlung der Französischen Geschichtschreiber abgedruckt, und die beiden bis jetzt erschienenen Hefte von Hn. Bröndsted's Bidrag til den Danske Historie betreffen ganz allein

unsern Wace, aus dessen Werken Hr. Bröndsted lange Stellen im Original und in einer Dänischen gereimten Uebersetzung mitgetheilt hat. Das neueste über ihn und aus ihm findet sich in Depping's histoire des expéditions maritimes des Normands, einer von der Acad. des inscr. gekrönten Preisschrift (s. unsere Anz. 1827, S. 1009). — Hr. Moisant, Bibliothecar zu Caen, hatte eine vollständige Ausgabe angekündigt; durch die Revolution wurde sein Vorhaben vereitelt, und wahrscheinlich auch seine Vorarbeiten vernichtet.

Den gegenwärtig ausgezeichnet schönen und sorgfältigen Abdruck der Normannischen Reim-Chroniken dieses Dichters verdanken wir der eifrigen Vaterlandsliebe, von der die Alterthumsforscher der Normandie beseelt sind. Schon der Vater des libraire-éditeur wünschte sein Geschäftsleben zu beschließen 'par l'érection d'un monument en l'honneur de notre belle province'; was ihm nicht mehr vergönnt war, thut sein Sohn, Eduard Frere. Die Gelehrten, welche die Handschriften verglichen, Anmerkungen beysteuerten, der Zeichner der beiden Titelkupfer, alle sind Normannen; selbst der Setzer, der seit 34 Jahren in der Druckerey des Hn. Crapelet zu Paris arbeitet, ist in Rouen geboren. Auch die Subscribenten, die übrigens nicht so zahlreich sind, daß, wie es scheint, durch sie die Kosten gedeckt werden können, gehören größtentheils der Normandie an. Je enger die Grenzen sind, in welche das was man Vaterland nennt beschränkt wird, desto lebendiger äußern sich die Regungen der Anhänglichkeit an den heimathlichen Boden, und an den durch die Bande des Blutes, oder wenigstens durch den Grundton der Mundart vereinigten Stamm.

Herr Pluquet gab bereits im Jahr 1824 eine prächtig gedruckte Notice sur la vie et les écrits de Robert Wace heraus, aus dem Ab-

drucke einigen Werke des Dichters eine entgegenkommende Aufnahme zu bereiten; dieser Abdruck ist jetzt erfolgt. Der erste Band enthält ein Avertissement du libraire éditeur, dem zufolge Hr. Pluquet, die Vergleichung der in Frankreich und England vorhandenen Handschriften, Hr. Méon, außer Vergleichung einer Handschrift von Duchesne, die Correctur besorgte, Herr E. H. Langlois, Herr Henault, Herr Auguste Le Prevost u. A. Anmerkungen mittheilten. Darauf folgt 'Notice sur la vie et les écrits de Robert Wace' von Hn. Pluquet. — Wace (ihn Robert Wace zu nennen, ist wenig Grund vorhanden, und Wace für ein Diminutiv von Eustache zu halten, noch weniger) wurde um 1112 auf der Insel Jersey geboren, und starb in England um 1184. Er nennt sich selbst Clerc lisant, und erhielt von Heinrich II. ein Canonicat zu Bayeux. Seine Schriften, sämmtlich in der Landessprache, im romance, verfaßt, sind eine Uebersetzung des Brut aus dem Lateinischen des Gottfried von Monmouth, Reim-Chroniken der Normannen, ein Gedicht über den Ursprung des Festes der Empfängniß der h. Jungfrau (ein Fest, mit dem seit alten Zeiten Preisvertheilungen für die besten Gedichte über dieses christliche Geheimniß verbunden waren), ferner ein Leben des h. Nicolaus, von dem sich in Hickes's Thesaurus Proben finden. Daß ihm der Roman du chevalier au lion nicht zugehört, wie früher behauptet wurde, ist schon seit einigen Jahren erwiesen. In Hinsicht auf den Inhalt sind ohne Zweifel die wichtigsten unter diesen Werken die vaterländischen Reim-Chroniken; in Hinsicht auf Sprache u. A. wäre indeß auch zu wünschen, daß die übrigen Gedichte durch einen Abdruck von dem Untergange gerettet würden. Was die Chroniken betrifft, so sind deren

mehrere: 1. ein Gedicht von 750 Zeilen über die ersten Einfälle der Normannen in Frankreich und England, in kurzem Versmaße, die stumpfreimende Zeile von vier Hebungen, die klingendreimende gleichfalls von vier Hebungen und einer Sylbe mehr; 2. die Geschichte der drey ersten Herzoge der Normandie, Rollos, Wilhelms I. und Richards I. in Alexandrinischem Versmaße, 4414 Zeilen, von denen willkürlich bald zwey bald mehrere (bis in die zwanzig) durch denselben Reim gebunden sind; 3. die Geschichte der folgenden fünf Herzoge, in dem vorher erwähnten kurzen Versmaße, 11383 Zeilen. — Dieses Gedicht fängt mit einer Vorrede an, die beynahe wörtlich dieselbe ist, die sich vor dem ersten findet, gibt dann eine kurze Uebersicht der Regierung Richards I. und verbreitet sich ausführlich über die Thaten Wilhelms II. des Eroberers, vorzüglich über die Schlacht bey Hastings. Es schließt mit dem sechsten Jahre der Regierung Heinrichs I. — Endlich 4. Eine kurze Chronik der Normannischen Herzoge rückwärts von Heinrich II. bis Rollo, in Alexandrinern. Dieses letzte Gedicht ist in dem ersten Bande der Mémoires de la Société des Antiquaires de la France abgedruckt; die drey vorhergehenden in den beiden Bänden, die wir hier anzeigen. Hr. Pluquet behauptet, es sey unrecht, diese vier Gedichte als verschiedene Werke anzusehen; uns scheint es im Gegentheil sehr unrecht, sie für Eines zu halten, da schon das verschiedene Versmaß dagegen spricht.

Wace erzählt nicht als Augenzeuge; er folgt offenbar den lateinischen Chroniken von Dudon und von Wilhelm von Jumièges; anderes bot ihm mündliche Ueberlieferung dar, die zu seiner Zeit noch in reicher Fülle leben mußte. Aber er kannte den Schauplatz der Begebenheiten, und sah in seinen Zeitgenossen ein Bild, das wenig-

stens in vielen Zügen dem früheren Geschlechte gleichen mußte. Er ist redselig, aber schlicht und treuherzig; dabey zeigt er so wenig von eigentlicher Poesie, daß man ihn unbedenklich in die Reihe der Chronikenschreiber stellen kann, ein Platz, den ihm auch Depping zuerkennt. — Seine Sprache ist das Nordfranzösische seiner Zeit, ohne Zweifel hin und wieder gefärbt durch die Mundart seines Landes. Hr. Pluquet sagt zwar (1. 71): la langue de ce poète est encore parlée par nos paysans; aber wir wissen aus ähnlichen Aeußerungen, die auch in Deutschland zu hören sind, wie viel an solchen Behauptungen wahr oder falsch ist; eben so wissen wir, vielleicht mehr als die Franzosen selbst, wie viel noch für die Geschichte der Nordfranzösischen Sprache und für die Grammatik derselben zu thun ist. Spuren der nordischen Sprache finden sich auch bey diesem alten Normannischen Dichter durchaus nicht; was man vielleicht dafür halten möchte, wird bey genauerer Untersuchung als früheres Fränkisches Erbgut erscheinen. Es ist auffallend, wie schnell diese unbändigen nordischen Räuber Sprache, Sitten, und Glauben ihres Vaterlandes vergaßen. Schon unter dem zweyten Herzoge war die Hofsprache französisch, und sein Sohn Richard I. mußte nach Bayeux geschickt werden, wo sich allein noch ein Ueberrest der alten Sprache erhalten hatte, um etwas Dänisch zu lernen. Als die Schlacht bey Hastings ihren Anfang nehmen soll, singt Taillefer, Wilhelms tapferer Hoffänger, de Charlemaine è de Rollant. d'Oliver è des vassals. ki mòrurent en Renchevals; Wace selbst nennt seine Landsleute häufig Franzosen, und auf den berühmten Tapeten zu Bayeux heißen sie eben so. Daß Tur aïe (II, 32), wie Hr. Pluquet meint, eine Anrufung des Gottes Thor seyn und heißen soll 'Thor, helfe', ist sehr unwahrschein-

nem solchen Werke erwartet man nicht neue Forschungen; aber eine sorgfältige Benutzung der vorhandenen, und eine Behandlung welche Leichtigkeit mit Würde verbindet. Daß der bereits im J. 1806 verstorbene Stifter des Werks, so wie auch sein gleichfalls verewigter Fortsetzer C. W. Woltmann diesem Ziele nachstrebten, hat die günstige Aufnahme die ihr Werk fand, bewiesen; wiewohl die Behandlung von Becker in Rücksicht des Tons und der Würde doch manches zu wünschen übrig ließ. Von dem neuen Herausgeber erwartet man also billig daß er diese Flecken wegwische; aber auch daß er mit den Fortschritten, welche die Wissenschaft in der Zwischenzeit gemacht hat, bekannt sey. Daß diese Fortschritte besonders bey der alten Geschichte sehr bedeutend sind, ist den Kennern derselben hinreichend bekannt. Was diese letzte Forderung betrifft, so hat Hr. L. derselben Genüge geleistet, wie seine Bekanntschaft mit den neuern, von ihm benutzten wichtigen Werken davon durchweg die Beweise gibt. In Rücksicht der ersten hat er aber selbst mehr gethan, als man streng genommen von ihm fordern konnte. Denn es sind nicht bloß einzelne Verbesserungen, sondern es ist vielmehr großentheils eine Umarbeitung die er uns geliefert hat. Er hat sich über diese seine Arbeit in der Vorrede hinreichend erklärt. Wir können nach Lesung eines beträchtlichen Theils desselben versichern, daß er nicht nur jenes ursprüngliche Ziel im Auge behalten, sondern auch sich demselben noch mehr genähert habe als seine Vorgänger. Wir können daher das Werk zu den obigen Zwecken mit Ueberzeugung empfehlen, und zweifeln nicht, daß es zu der Verbreitung der historischen Kenntnisse in dem größern Publicum fortdauernd beytragen werde. Uebrigens ist die Geschichte des Mittelalters in dem fünften Bande noch nicht beendigt; sondern erst bis 1378 fortgeführt, der folgende Band jedoch wird den Schluß dieses Zeitraums enthalten. Hn.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

94. Stück.
Den 11. Junius 1829.

Leipzig

Prostat apud Leopold. Voss ex officina Hirschfeldii.: Samueli Thomae Soemmerringio, Anatomico et Physiologo celeberrimo, d. VII. April. 1828 decem lustra post gradum Doctoris med. et chirurg., rite captum, felicissime et in summum scientiae emolumentum peracta, celebranti, pia mente gratulatur Joann. Frid. Meckelius. Acced. Tab. aen. VI u. 11 Seiten fol. max. Halae. MDCCCXXVIII.

Schön und würdevoll war es vom Herrn geh. Medicin. Rath. J. Fr. Meckel, diese Reliquien seines Großvaters der Feyer eines ewig denkwürdigen Festes zu weihen. Recht herzlich theilen wir die Empfindung, wovon unser hochverehrte Sömmerring durchdrungen gewesen seyn muß, als er seine Jubelfeyer auf eine solche Weise verherrlicht sah. — Es besteht dieß Prachtwerk aus sechs Tafeln, deren Herausgabe bis dahin unter-

blieben war. — Die erste Tafel zeigt die Lage des Ductus thoracicus, seinen Uebergang in den Winkel, der von der linken Vena jugularis interna und axillaris gebildet wird, mit Aufnahme lymphatischer Gefäße des Halses und der Achselhöhle der linken Seite und dann das Uebergehen zweyer Lymphgefäße in den Winkel, von der rechten Vena jugularis interna und axillaris gebildet, nachdem sie die Lymphgefäße des Halses und des Armes der rechten Seite aufgenommen haben. — Auf der zweyten Tafel sieht man in Fig. 1 und 2, wie die Vasa lactea in den Ductus thoracicus einmünden. Fig. 1. zeigt das Stratum vasorum lacteorum anterius und Fig. 2. das posterius. — Die dritte Tafel giebt eine sehr deutliche Ansicht von dem Uebergange der Lymphgefäße der rechten Seite in die vereinten Venen — Jugularis und Axillaris. — Man sieht hier die Einsenkung zweyer Stämme mit ihren Oeffnungen und Klappen. Diese Darstellung ist um so interessanter, als Meckel (der Großvater) diesen Uebergang zuerst angeführt hat. — Die vierte Tafel zeigt das, was Meckel schon in der Diss. epistol. de vas. lymph. gesagt hat, — nämlich die Einsenkung lymphatischer Gefäße in die Vena coronaria ventriculi magna. — Die fünfte und sechste Tafel enthalten mehrere Abbildungen von Lymphdrüsen. Sämmtliche Tafeln sind von Glaßbach gestochen.

Berlin

Gedruckt und verlegt von Reimer XVI und 292 S. 4. Gaii et Justiniani Institutiones juris Romani. (dieser Name ist zwar jetzt der verständlichste, die Alten würden ihn aber

wohl schwerlich gebraucht haben, wie er denn auch beym Corpus Juris ziemlich neu ist) recognoverunt, annotationem adiecerunt, coniunctasque ediderunt Clem. Aug. Car. Klenze j. u. Dr. et in u. Frid. Berol. Prof. Publ. ord. et Eduardus Böcking j. u. Dr.

Der Unterz. hatte zwar auch schon früher davon gehört, daß eine solche vergleichende Ausgabe, wie sie zu Vorlesungen sowohl über die ältern, erst vor Kurzem entdeckten, als über die neueren, längst allgemein bekannten, Institutionen fast unentbehrlich ist, im Werke sey; er ist aber doch sehr angenehm überrascht worden, als ihm die jetzt anzuzeigende Ausgabe in die Hände gekommen ist, bey welcher vielleicht nur das Format für die Zuhörer den Gebrauch erschwert. Herr Prof. Klenze, dessen Bearbeitung von, zur Rechtsgeschichte gehörigen, Inschriften, dessen schon zweymal erschienener Grundriß der Geschichte des Römischen Rechts, und dessen Fortsetzung der Zeitschrift für geschichtliche Rechtswissenschaft bekannt genug sind, hat sich mit Herrn Dr. Böcking, dem Verfasser der Schrift de mancipii causis vereinigt, so daß Ersterer hauptsächlich den Gajus, Letzterer die gewöhnlichen Institutionen bearbeitete. Was beiden Institutionen gemeinschaftlich ist, haben sie mit durchschossener, was bloß bey Gajus steht, mit Cursiv-Schrift drucken lassen. Voran geht auf vier Seiten oder acht Columnen eine Vergleichung der Bücher, Titel und Paragraphen Justinian's mit dem commentarii und Paragraphen bey Gajus, und bey beiden sind die Seitenzahlen der gegenwärtigen Ausgabe angegeben. Daß sich auch hier die Vernachlässigung der von dem Unterz. oft wiederholten Warnung von Kästner rächt, das

den hätte und von ihm erst weggelassen worden wäre, was aber nicht der Fall ist. Uebrigens ist für diese Ausgabe die Versinnlichung neu entworfen und zwar so, daß bey jedem Namen auch der weibliche, Cursiv mit dabey steht worauf sich denn auch sehr oft ein doppeltes ejus deren eines Cursiv ist, bezieht. Ein zweytes Stück worin bekanntlich die Handschriften und die Ausgaben der Institutionen von einander abweichen, sind die Verweisungen auf Das, was wir jetzt immer Novellen nennen, was aber lange Zeit Authentiken hieß, wie jetzt nur die Verweisungen genannt werden. Auch diese Institutionen-Authentiken sind ein Vorzug dieser Ausgabe vor bey Weitem den meisten Anderen, ja in so fern vor allen Andern, als hier auf die Abweichungen der hiesigen Handschrift, aus welcher diese Authentiken gewissermaßen wieder entdeckt worden sind, Rücksicht genommen wird.

Vielleicht ist es einigen Lesern angenehm, wenn sie die dem Unterz. unmittelbar vor dem Abdrucke dieser Anzeige zugekommene sichere Nachricht mitgetheilt erhalten, daß nun auch die Schraderische Ausgabe der Institutionen in unserm Corpus juris so weit vorgerückt ist, daß in einigen Wochen der Abdruck des ersten Bogens in Quart Statt finden wird, worauf denn die übrigen rascher folgen werden, und eine abgekürzte sterotype kleinere Ausgabe daraus werden soll. Der Verleger ist bekanntlich Derselbe, wie bey der eben angezeigten Ausgabe, und in Leipzig erscheinen jetzt theils durch Herrn RR. Beck theils durch die Herren Gebrüder Kriegel bey ganz verschiedenen Verlegern ebenfalls zwey sterotype Ausgaben des Corpus juris. Dies sind doch gewiß nicht unerfreuliche Zeichen der Zeit.

Hugo.

Paris.

Aus der Memoiren-Fabrik der Gebrüder Baudouin in Paris, die unter dem Titel: Collection des memoires relatifs à la revolution francaise, avec des notices sur leurs auteurs, bereits eine Reihe von Bänden herausgegeben haben, sind im abgewichenen Jahre wieder 4 Bde. herausgekommen, u. zwar haben wir zuförderst die 2. Livraison: Guerres des Vendéens et des Chouans contre la republique francaise Tome V et VI. anzuzeigen. Als Herausg. derselben wird un Officier supérieur des Armées de la république, habitant dans la Vendée avant les troubles bezeichnet, der sich aber auf eine wenig mühsame Art der Herausgabe entledigt hat. Wir finden in diesen beiden Bänden die schon bekannten Correspondenzen der Comité de salut public, der Minister, der Volksrepräsentanten, der Agenten des Gouvernements, und der bestehenden Autoritäten mit den Anführern der Französischen Truppen, so wie der royalistischen Chefs unter sich und mit den Agenten Ludwigs 18. abgedruckt. Der ungenannte Herausg. hat sich der Mühe unterzogen, diese verschiedenen Actenstücke und Briefe dem Datum nach zu ordnen und in Kapitel, die mit einem Inhaltsverzeichniß versehen sind, einzutheilen. Auch sind einige unbedeutende Notizen über verschiedene der Briefsteller hinzugefügt. Eine Sammlung solcher Actenstücke eignet sich nicht zur Lecture, und kann wohl nur für den, der die Geschichte dieser Kriege selbst bearbeiten will, Werth haben. Größeren Reiz für die lesende Welt haben die Gebrüder Baudouin durch Vorsetzung des Namens des berühmten Kriegsgefährten Napoleons, den Feldzügen in Aegypten zu geben gesucht. Unter dem vielversprechenden Titel: Mémoires du Maréchal Berthier, Prince du Neuchatel et de Wagram, Major Général des armées francaises, Tome premier, campagne d'Egypte

liefert der ungenannte Verf. eine Geschichte der Französischen Expedition nach Aegypten, von der Landung bis zur Schlacht bey Heliopolis. Nach seiner Behauptung ist diese Geschichte bis zur Schlacht bey Aboukir (147 S.) aus der Feder Berthiers; ohne jedoch über die Autorität dieser seiner Behauptung irgend etwas anzuführen. Gesetzt daß diesem so sey, so ist dieses Product des Namens des berühmten Berthiers nicht würdig und des Abdrucks nicht werth. Wir finden ein trocknes Tagebuch über die Märsche, Operationen und Quartierstände der französischen Truppen, nebst Angabe der Oerter, wo Gefechte vorgefallen sind, der Stärke der daran Theil nehmenden Corps und Detaschements, der Zahl der Gebliebenen, Verwundeten u. Gefangenen, so wie der Namen der Officiere, die sich vorzüglich ausgezeichnet haben. Die Geschichte der Ereignisse von der Schlacht bey Aboukir bis nach der Schlacht von Heliopolis, die Periode, von welcher die Memoirs von Regnier anfangen, ist von dem Herausg., seiner eigenen Angabe nach, bearbeitet, und hat er in den angehängten Pieces justificatives seine Quellen angegeben. Die Tendenz des Herausg. ist sichtlich, Napoleon gegen die ihm in Betreff der Aegyptischen Expedition gemachten Vorwürfe zu rechtfertigen, so wie in der II. Partie de la Campagne d'Egypte, betitelt: mémoires du Comte Regnier, Général de division, diesen General gegen die Beschuldigungen des Abdallah Menou in Schutz zu nehmen. Der Streit zwischen Regnier und Menou ist hinlänglich aus den darüber erschienenen Schriften bekannt. Dieses Mémoire du Comte Regnier ist ein bloßer Abdruck des bekannten Werks dieses Generals; überflüssig würde es daher seyn, uns über den Inhalt desselben zu verbreiten. Ob der Auszug aus dem Journal des Chefs de Brigade du Génie d'Hautpoult, der dem Regnierschen Memoir angehängt ist, schon vorher gedruckt ist, vermögen wir nicht zu sagen; neue Thatsachen haben wir in selbigem nicht gefunden. Wir sind es von dem Speculationsgeiste der deutschen Buchhändler freylich auch gewohnt, unter viel versprechendem Titel Producte ans Licht treten zu sehen, die das schon oft Gesagte, nur in veränderter Gestalt wiedergeben; allein die französischen scheinen die unserigen noch an Unverschämtheit zu übertreffen. Wenn die Gebrüder Baudouin ferner in ihrer Fabrik mit so vieler Thätigkeit zu Werke gehen, so kann ihre Collection des Mémoires relatifs à la révolution française zu vielen Bänden anwachsen, und mancher der abgeschiedenen französischen Feldherren und Staatsmänner zu der Ehre der Autorschaft gelangen, auf welche er im Leben keine Ansprüche machte. Die Notizen über das Leben Berthiers und Regniers sind ungemein dürftig ausgefallen.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

95. Stück.
Den 13. Junius 1829.

Paris.

Chez Arthus Bertrand, libraire, 1826. Voyage dans l'Amérique septentrionale, ou description des pays arrosés par le Missisipi, l'Ohio, le Missouri et autres rivières affluentes; observations exactes sur le cours et les sondes de ces rivières; sur les villes, villages, hameaux et fermes de cette partie du nouveau-monde; suivi de remarques philosophiques, politiques, militaires et commerciales, et d'un projet de lignes frontières et de limites générales. Plans, vues et figures. Par feu le général Collot, Ex-gouverneur de la Guadeloupe. Tome premier VI und 416, Tome second VIII und 427 Seiten in gr. 8.

Eine mit Glück oder mit Unglück gemachte Reise hat seit undenklichen Zeiten schon viele Bücher zur Folge gehabt, deren Verfasser ohne eine solche Veranlassung gewiß nie den Beruf, als Schriftsteller in der Welt aufzutreten, in sich

gefühlt haben würden. Diese zahlreichen Kinder des Zufalls verlieren größtentheils mit dem Reize der Neuheit auch alles Interesse; und oft ist die Geschichte ihres Entstehens länger, als die Geschichte ihres Lebens. Der nächste Zweck, welchen die Verfasser solcher, meist in Wirthshäusern, und seit einiger Zeit auch in Dampfschiffen angefertigten Tagebücher im Auge haben, ist kein anderer, als einer gewissen Eigenliebe zu schmeicheln, an der fast jeder Sterbliche einen größeren oder geringeren Antheil hat, besonders nach Maßgabe der volksthümlichen Verschiedenheit, nach welcher jene Eigenliebe in den Sitten und Handlungen einzelner Menschen sowohl als auch ganzer Nationen mehr oder weniger hervortritt. Je weiter die Entfernung, desto größer ist die Versuchung und desto stärker der Wunsch solcher Reisenden, jeden Umstand und jeden Zufall, mag er nun an und für sich merkwürdig seyn, oder nicht, in Bezug auf sich selbst in ein vortheilhaftes Licht zu stellen, um dadurch die Theilnahme der Freunde, zu deren Vergnügen man ausschließlich das Tagebuch geschrieben zu haben vorgibt, für sich zu gewinnen. Diese Absicht wird auch in der That sehr selten verfehlt; und der nächste Schritt, den man alsdann thut, ist, dieselbe Theilnahme im ganzen lesenden Publicum für sich zu erregen. Hier macht man aber nur zu häufig die traurige Erfahrung, daß ephemeridischen Productionen dieser Art ein ganz anderes Schicksal bevorsteht, welches nicht zuläßt, daß sie ihre bescheidenen Ansprüche über ihre angewiesenen Grenzen ausdehnen. Gewiß wird niemand bey dieser Bemerkung in Verlegenheit seyn, in dem so ergiebigen Felde der Reisebeschreibungen zahlreiche Belege für dieselbe zu finden.

Von ganz anderer Art sind hingegen diejenigen Reisebeschreibungen, welche wir wohlunterrichteten und wissenschaftlich gebildeten Männern verdanken, die nur in der Absicht sich den Gefahren und Beschwerlichkeiten einer langen Reise in entlegene Länder unterwerfen, um den Schatz ihrer eigenen Kenntnisse zu erweitern, um so das Interesse der Wissenschaften selbst zu befördern, und um dadurch das Leben zu veredeln und den Ruhm des Vaterlandes zu erhöhen. Nicht alle Werke, welche das Bekenntniß eines solchen Zweckes vor der Stirn tragen, haben jedoch alles geleistet, was man billig von ihnen erwarten sollte. Nach genauer Prüfung wird man finden, daß eine jede Nation nur eine geringe Anzahl von Büchern dieser Klasse aufzuweisen hat, von denen man mit Wahrheit behaupten kann, daß sie allen Forderungen einer gerechten Kritik Genüge leisten.

Nordamerica (auf welches wir uns von jetzt an ausschließlich beziehen) ist bis auf die neuesten Zeiten am häufigsten und ausführlichsten von Engländern beschrieben worden, früher mit Wahrheitsliebe und nach unparteyischer Ansicht der Dinge, so lange man sich nämlich von einer genauen Kenntniß jenes Landes in jeder Beziehung den größten Vortheil versprach; seit dem Americanischen Freyheitskriege aber mit blindem Vorurtheile, welches alles in einem falschen Lichte darstellt, und verschlimmert was sich doch augenscheinlich verbessert hat. Diesen Charakter tragen wenigstens alle Englische Reisebeschreibungen der letzten beiden Decennien, so viele uns deren zu Gesichte gekommen sind; selbst die neueste nicht ausgenommen, welche zwar ein unparteyisches Verfahren vorgibt, sich aber doch über alle Angelegenheiten und Einrichtungen des Americani-

schen Staatenvereins in politischer, militärischer, mercantilischer, religiöser und bürgerlicher Beziehung zur Richterinn aufwirft, obgleich die Kenntnisse, aus welchen ein solches entscheidendes Urtheil hervorging, im Laufe von wenigen Monaten größtentheils in Postkutschen, Gasthöfen und Dampfböten gesammelt wurden, und zwar auf einer Strecke Landes, welche etwa zwey Drittel unsres Welttheils ausmachen würde.

Vor dem kühnen und unermüdeten Volney war kein Franzose mit irgend einer erheblichen Ausbeute für Wissenschaft aus der neuen Welt zurückgekehrt; wie wir aus demjenigen, was bis auf sein reichhaltiges Werk im Drucke erschienen ist, zu schließen berechtigt sind. Zwar kann die Französische Literatur eine geringe Anzahl von Werken aufweisen, welche während der ersten Hälfte des letzt verflossenen Jahrhunderts geschrieben worden sind; ihr Hauptzweck aber ist, die meist fruchtlosen Bemühungen der Verfasser (welche fast ohne Ausnahme Jesuiten waren) um die Bekehrung der Indianer mit großer Ausführlichkeit zu schildern. Außerdem enthalten sie freylich auch viele geographische und naturhistorische Bemerkungen; dieser Theil ist aber durch Volney's Berichtigungen und neue Forschungen entbehrlich gemacht worden; wenn anders etwas entbehrlich gemacht werden kann, dessen Nutzen man nie eingesehen, oder dessen Werth man nie gefühlt hat.

Die jetzt vor uns liegende Reisebeschreibung verdankt ihren Ursprung einem Zusammentreffen von Umständen, welche in jeder Rücksicht merkwürdig sind, und von welchen das Buch selbst sein ganzes Interesse ableitet.

Der Verfasser, Victor Collot, kämpfte während des Americanischen Freyheitskrieges in der

Blüthe seiner Jahre als Major unter der Fahne von Rochambeau. Nach Beendigung dieses Krieges und nach der Consolidation des Staatenvereins kehrte er als General-Feldmarschall mit der Französischen Armee nach Hause zurück, und fuhr in diesem Character fort, seinem Vaterlande zu dienen, bis er die Statthalterschaft der Insel Guadeloupe von der Regierung erhielt. Einige Monate vorher hatte er dieselbe Würde auf der Insel St. Domingo von sich abgelehnt, und zwar aus der Ursache, weil er bey der Verwaltung derselben mit zwey Männern in Berührung gekommen seyn würde, mit deren Grundsätzen seine eigene Sinnesart, wie er uns selbst versichert, nicht in der besten Harmonie stand. Nach einer zweyjährigen Administration von Guadeloupe, während welcher er mit großen Schwierigkeiten kämpfen mußte, weil er weder Geld, noch Soldaten, noch Flotte, noch Gesetze hatte, und weil die Bewohner dieser Insel theils selbst Seeräuber waren, theils solche in ihren Schutz zu nehmen pflegten, wurde die Insel von den Engländern in Besitz genommen (1794), und ihr Gouverneur nach einer ehrenvollen Capitulation als Kriegsgefangener für die vereinigten Staaten eingeschifft, anstatt gleich nach Frankreich, wie er selbst wünschte, transportiert zu werden. Kaum war Victor Collot in Philadelphia gelandet, als die Britischen Agenten in dieser Stadt ihn arretieren ließen, und zwar auf die Behauptung eines Kaufmanns, es sey vom Kriegstribunale durch Collot's Vermittelung eins seiner Schiffe der Insel Guadeloupe als Beute zuerkannt worden. Die Untersuchung und Entscheidung dieser Sache verzögerte Collot's Aufenthalt in den vereinigten Staaten bis zum Jahre 1799, in welchem er endlich nach Frankreich zu-

rückkehrte, und unter der Regierung des ersten Consuls — sich weiter nicht auszeichnete. Zehn Monate seiner Gefangenschaft in Nordamerica, welche, obgleich sie ihn manchen sehr schmerzlichen Unannehmlichkeiten aussetzte, doch dadurch etwas gemildert wurde, daß man ihm nach gestellter Bürgschaft, und auf sein Ehrenwort, das Land vor entschiedener Sache nicht zu verlassen, die Staaten zu durchreisen gestattete, widmete der General auf Verlangen des Französischen Ministers geographischen Untersuchungen, welche er an den Ufern des Missisippi, des Ohio und des Missouri mit dem Beystande eines seiner treuen Kriegsgefährten, General-Adjudant Warin, anstellte. Der letztere wurde auf dieser Expedition von zwey Indianern ermordet. Wie viel jedoch beide Männer gemeinschaftlich für ihren Zweck gethan haben, erzählen die beiden vorliegenden Bände, welche die Frucht ihrer zehnmonatlichen Forschungen enthalten. Der Zweck dieser geographischen Untersuchungen ist aber kein geringerer, als durch eine kluge Ausmittelung und genaue Angabe der localen militärischen Vortheile im Innern von America, Frankreich in den Stand zu setzen, seine seit geraumer Zeit verlorenen Provinzen wieder zu erobern. Man kann sich leicht vorstellen, daß die Lage, in der sich der General befand, nicht wenig zur Schärfung seines militärischen Blicks beytrug, und daß der innere Groll, welchen er gegen seine Sieger hegte, ihn bey seinen Untersuchungen zu einem Eifer anspornte, welcher in einem fremden Lande allerdings Verdacht erregen mußte. Dieß geschah auch; und Collot wurde abermals arretiert, und zwar vom Statthalter der damals Spanischen Provinz Louisiana, Baron von Carondelet, welcher, von seinem Vorhaben un-

terrichtet, ihn heimlich hatte beobachten lassen. Der Papiere wegen, welche man bey ihm fand, wurde ihm ein längerer Aufenthalt in den Besitzungen der Spanischen Krone untersagt. Auf den Vorschlag des Statthalters segelte Collot unter einer Spanischen Flagge von Neu-Orleans nach Philadelphia zurück (1796). Vor seiner Abreise bat er sich jedoch seine Papiere wieder aus, von denen ihm ein Theil auch wirklich wieder eingehändigt wurde; manches aber, und vorzüglich solches, auf welches der General großen Werth legte, vermißte er beym Empfange seiner Sachen. Ein Brief, welcher am Ende des zweyten Bandes der vorliegenden Reisebeschreibung mitgetheilt worden ist, bittet sehr dringend um die Wiedererstattung der fehlenden Papiere, namentlich eines Plans von St. Louis, einer Charte der Illinois, und der Bemerkungen über den Arkansas-Strom u. s. w. Einem vom Spanischen Consul zu Neu-York unterzeichneten Berichte zufolge, wurden sämmtliche noch fehlende Sachen einem gewissen Johann Cortes aus Neu-Orleans vom Stadthalter von Louisiana mit dem Befehle übergeben, solche entweder dem General Collot persönlich einzuhändigen, oder, im Falle das Schiff unterwegs von den Engländern untersucht werden sollte, dieselben ins Meer zu versenken. Unglücklicherweise trat dieser letztere Fall ein; und des Generals mühsam entworfene Pläne hat der Golf von Mexico verschlungen.

Die geretteten Materialien verarbeitete Collot gleich nach seiner Rückkehr in sein Vaterland. Das Werk war schon gedruckt und die 36 Kupferplatten zu dem Atlas waren schon gestochen und abgezogen, als der Verfasser starb. Der Verkauf des Werks wurde darauf (wahrscheinlich

einer verwickelten Erbschaft wegen) bis 1826 verzögert. Der Buchhändler versichert, er habe von der ganzen Ausgabe nur 300 Exemplare in Französischer, und 100 Exemplare in Englischer Sprache aufbewahrt, um durch die Zerstörung der Mehrzahl von Exemplaren, dem Werke einen höhern Werth zu verschaffen. Dieses betrachtete er nämlich als ein schuldiges Opfer, da er wohl merkte, daß die Beschreibung einer vor dreyßig Jahren für einen besondern unausführbaren oder fehlgeschlagenen Zweck gemachten Reise heut zu Tage nicht mehr sehr belehrend oder interessant seyn könne. Freylich hat sich der Lauf einiger Flüsse, welche Collot sehr genau beschreibt, seit der Zeit nicht verändert, wie Herr Bertrand richtig bemerkt; und wir wollen auch in dieser Rücksicht dem Buche alle Gerechtigkeit widerfahren lassen; nur Schade, daß es nicht lauter Flüsse sind, welche der General beschrieben hat.

Um vorliegende Reisebeschreibung von dem rechten Gesichtspuncte aus beurtheilen zu können, war es durchaus nothwendig, die Umstände anzudeuten, denen sie ihren Ursprung verdankt; und dieß um so mehr, da der Verfasser sich durch nichts anders der gelehrten Welt bekannt gemacht hat, und es sich also voraussetzen ließ, daß er der gelehrten Welt erst vorgestellt werden mußte. Es bleibt uns jetzt noch übrig, den Gang des Buchs mit wenig Worten anzugeben, um dadurch einen leichten Ueberblick über das Ganze zu gewähren.

(Der Beschluß im nächsten Stücke.)

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

96. Stück.
Den 13. Junius 1829.

Paris.

Beschluß der Anzeige: Voyage dans l'Amérique septentrionale, ou description des pays arrosés par le Mississipi, l'Ohio, le Missouri et autres rivières affluentes; etc. etc.

Zuerst wird eine kurze geologische Beschreibung von ganz Nordamerica gegeben, welche aber nur in den allgemeinsten Umrissen besteht, und nicht so gehaltreich ist als die von Volney. Zuverlässiger und genauer als beide ist jedoch die neueste Darstellung von Johann Melish, dessen Geographie von Nordamerica zuletzt in Neu-York (1826) erschien, und welcher die Ansichten seiner Americanischen und Europäischen Vorgänger theils berichtigt, theils ergänzt und erweitert hat. Die Beschreibung des großen Mississippi-Thals ist etwas vollständiger, weil sie größtentheils aus des Generals eigener Ansicht hervorging; ein Umstand, welchen man bey der Schilderung der übrigen Theile von Nordamerica vermißt.

Die Bemerkungen, welche Collot auf seiner Reise von Philadelphia nach Pittsburg macht, sind die eines erfahrenen Kriegers, auf welchen nur solche Puncte einen Eindruck machen, die für den Angriff oder die Vertheidigung irgend eines befestigten Ortes große Vortheile oder große Nachtheile zu haben scheinen. Indem er die zum Theil gefährlichen Pässe über das Alleghany-Gebirge betrachtet, fällt ihm die Insurrection von 1794 ein; und er weiß an den Bewegungen, welche die Heere damals (freylich nicht nach den Gesetzen einer erfahrenen Kriegskunst) machten, oder zu machen genöthigt waren, manches auszusetzen, über dessen Wahrheit sich aber nach der That nicht gut mehr entscheiden läßt.

Um den nordwestlichen Lauf des Monongahela-Flusses, welcher nach seiner Vereinigung mit dem Alleghany bey Pittsburg den Ohio bildet, genau kennen zu lernen, und um auch zugleich auf diesem Flusse sich mit einem Boote zu versehen, um darin die Ohiofahrt zu machen, schlug Collot einen bedeutenden Umweg längs dem Monongahela nach Pittsburg ein. Auch er (wie alle Reisenden) spricht mit Enthusiasmus von der schönen Lage dieser Stadt. Sie zählte damals höchstens nur 150 Häuser. Ihre jetzige Blüthe ist der zeither eröffneten Communication mit Philadelphia und Baltimore durch Anlegung neuer Straßen ausschließlich beyzumessen. Auch ist schon der Anfang zu einer Wassercommunication durch das Graben von Kanälen gemacht worden. Pittsburg ist überhaupt durch seine äußerst vortheilhafte Lage zu einer der bedeutendsten Städte im Innern der vereinigten Staaten bestimmt. Außer seiner Schifffahrt, durch welche es mit allen blühenden Handelsstädten am Ohio und Mississippi bis in den Ocean einen lebhaf-

ten Verkehr unterhält, sind jetzt auch seine Fabriken sehr wichtig; um den Handel mit Steinkohlen, welche man in großer Masse dort hebt, nicht zu erwähnen. Der Ort zählt jetzt schon mehr als 12,000 Einwohner; und nach der Vollendung der verschiedenen Kanäle, durch welche der Staat von Pensylvanien sich neue Quellen des Erwerbs und neue Vortheile für Handel und Verkehr zu verschaffen strebt, wird dessen Bevölkerung noch schneller als zuvor wachsen, wie es der Fall war mit den Städten an dem großen Kanale in dem Staate von Neu-York.

Nicht weit von Pittsburg fand Collot zwey befestigte Plätze, Fort Pitt und Fort La Fayette, welche nach seiner Ansicht ihren Zweck ganz verfehlen. Hier würde gewiß ein jeder mit dem General übereinstimmen, wenn die Sachen sich so verhielten, wie er sie schildert. Die ganze Darstellung ist aber übertrieben, und zeigt die Gegenstände in einem sehr nachtheiligen Lichte. Zwar sind jene beiden Plätze nicht ganz tadelfrey; daß sie aber ihren Zweck verfehlen, könnte nur dann erst behauptet werden, wenn sie zur Zeit der Noth keinen Schutz gewährt hätten und leicht vom Feinde überfallen worden wären; zwey Puncte, welche durch die Kriege gegen die Indianer in jenen Gegenden hinlänglich widerlegt worden sind. Man befestigte die Plätze um augenblickliche Vortheile über den Feind zu gewinnen, und gewann sie auch; und so ist ja der Zweck nicht verfehlt, mag auch eine schulgerechte Kriegskunst noch so viel an der Lage und Ausführung zu tadeln finden.

Die Beschreibung des Ohiostroms von Pittsburg bis nach Cincinnati (eine Strecke von mehr als 190 deutschen Meilen) nebst allen seinen schönen Inseln (etwa 80) und allen Flüssen und

Bächen, die er während seines langen Laufes in sich aufnimmt, ist die genaueste und ausführlichste, welche uns bis jetzt zu Gesichte gekommen ist. Alles was über den Lauf des Stroms, über die Entfernung der Inseln in dessen Bette, und der Städte an dessen Ufern bemerkt wird, stimmt theils genau mit den neuesten Untersuchungen überein, theils können diese aus des Generals Beschreibung vielfach ergänzt werden. Was aber in Bezug auf die Größe und Bevölkerung der Städte gesagt worden ist, kann nur zu einer Vergleichung Gelegenheit geben, um daraus zu zeigen, wie sehr sich alles seit jener Zeit verändert hat. In Wheeling fand Collot nur 12 bis 15 Häuser; jetzt enthält es mehr als 300 Häuser. Marietta zählte damals nur 4 oder 5 Familien von Neu-England und einige Französische Emigranten; jetzt hat es etwa 3000 Einwohner. Die Bevölkerung von Gallipolis bestand nach Collots Bericht aus etwa 140 Seelen; jetzt besteht sie aus etwa 1000. Steubenville und Louisville, so wie mehrere andere jetzt blühende Städte, waren damals noch so unbedeutend, daß sie Collot nicht einmal seiner Beachtung werth hielt. Jene hat mehr als 3600, diese etwa 4500 Einwohner. Ueber die Lage von Cincinnati in Bezug auf Handel und Schiffahrt, und über das künftige Schicksal dieser Stadt fällt Collot ein sehr übereiltes und ungünstiges Urtheil. Er sah die Stadt 7 Jahre nach ihrer Gründung, und schon damals war sie von 300 Familien bewohnt. Den Grund dieses schnellen Wachsens schreibt er dem Aufenthalte eines Americanischen Heeres zu, welches damals den Befehlen des General Waine auf einer Expedition gegen die Indianer gehorchte. In diesem Wahne schließt Collot, daß Cincinnati, da es sonst keine Quellen des Un-

terhalts darböte, durch die Entfernung des Heeres zu Grunde gehen würde. Nun ergab sich aber, daß nach der Aufhebung dieser vermeinten Ursache des Wohlstandes die eigentliche Blüthezeit dieser Stadt erst beschleunigt wurde, und zwar durch die kluge Benutzung der unendlich großen Vortheile, welche die günstige Lage der Stadt ihren Bewohnern für Handel und Schifffahrt darbot; also gerade durch die Wirkung der Ursache, deren Daseyn der General in der Eile übersah. Seine Eile war aber so groß, daß er nicht einmal die Stadt mit ihren Umgebungen aufnehmen, ja nicht einmal die Lage derselben sich vorstellen konnte; so sehr drang der General Waine auf seine Abreise. — Cincinnati zählt jetzt 17,000 Einwohner, und ist der bedeutendste Ort im Staate von Ohio. Sein Handel erstreckt sich über einen großen Theil der westlichen Staaten, welche an den Ohio und Mississippi gränzen; und erhielt einen neuen Schwung, seitdem die Dampfschifffahrt auf den westlichen Flüssen mit Glück versucht wurde. Anfangs wurden die Dampfschiffe für den Ohio und Mississippi in Pittsburg gebaut; seit 1816 hat aber besonders Cincinnati diese Flüsse mit solchen versehen. Nach den amtlichen Berichten der westlichen Staaten fuhren im Jahre 1826 143 Dampfschiffe auf ihren großen Strömen. Von diesen waren 48 in Cincinnati gebaut; 35 in Pittsburg; 10 in Neu-Albany; 7 in Marietta; 5 in Louisville; 4 in Neu-York, und der Rest in verschiedenen Orten am Ohio. — Eine Reise von Cincinnati nach Neu-Orleans (etwa 300 deutsche Meilen) wird jetzt gewöhnlich in 14 Tagen zurückgelegt; früher hatte man dazu ganze Monate nöthig.

Von Cincinnati setzte Collot seine Reise bis zu der Vereinigung des Ohio mit dem Mississippi

Bächen, die er während seines langen Laufes in sich aufnimmt, ist die genaueste und ausführlichste, welche uns bis jetzt zu Gesichte gekommen ist. Alles was über den Lauf des Stroms, über die Entfernung der Inseln in dessen Bette, und der Städte an dessen Ufern bemerkt wird, stimmt theils genau mit den neuesten Untersuchungen überein, theils können diese aus des Generals Beschreibung vielfach ergänzt werden. Was aber in Bezug auf die Größe und Bevölkerung der Städte gesagt worden ist, kann nur zu einer Vergleichung Gelegenheit geben, um daraus zu zeigen, wie sehr sich alles seit jener Zeit verändert hat. In Wheeling fand Collot nur 12 bis 15 Häuser; jetzt enthält es mehr als 300 Häuser. Marietta zählte damals nur 4 oder 5 Familien von Neu-England und einige Französische Emigranten; jetzt hat es etwa 3000 Einwohner. Die Bevölkerung von Gallipolis bestand nach Collots Bericht aus etwa 140 Seelen; jetzt besteht sie aus etwa 1000. Steubenville und Louisville, so wie mehrere andere jetzt blühende Städte, waren damals noch so unbedeutend, daß sie Collot nicht einmal seiner Beachtung werth hielt. Jene hat mehr als 3600, diese etwa 4500 Einwohner. Ueber die Lage von Cincinnati in Bezug auf Handel und Schiffahrt, und über das künftige Schicksal dieser Stadt fällt Collot sehr übereiltes und ungünstiges Urtheil.
die Stadt 7 Jahre nach ihrer Grün
schon damals war sie von 300 F
Den Grund dieses schnellen
dem Aufenthalte eines
welches damals de
auf einer Er
horchte. In
Cincinnati,

terhalts darböte, durch die Entfernung des Heeres zu Grunde gehen würde. Nun ergab sich aber, daß nach der Aufhebung dieser vermeinten Ursache des Wohlstandes die eigentliche Blüthezeit dieser Stadt erst beschleunigt wurde, und zwar durch die kluge Benutzung der unendlich großen Vortheile, welche die günstige Lage der Stadt ihren Bewohnern für Handel und Schifffahrt darbot; also gerade durch die Wirkung der Ursache, deren Daseyn der General in der Eile übersah. Seine Eile war aber so groß, daß er nicht einmal die Stadt mit ihren Umgebungen aufnehmen, ja nicht einmal die Lage derselben sich vorstellen konnte; so sehr drang der General Waine auf seine Abreise. — Cincinnati zählt jetzt 17,000 Einwohner, und ist der bedeutendste Ort im Staate von Ohio. Sein Handel erstreckt sich über einen großen Theil der westlichen
Staaten, welche an [illegible] Ohio und Mississippi
gränzen; und erhi[illegible]euen Schwung, seit=
dem die Dampfs[illegible] den[illegible]lichen Flüs=
sen mit Glück [illegible] s wurden
die Dampfschif[illegible]issippi in
Pittsburg ge[illegible] besonders
Cincinnati di[illegible]hen. Nach
den amt[illegible]n Staaten
fuhren [illegible]hiffe auf ih=
ren gro[illegible]waren 48 in
Cincin[illegible]urg [illegible] in
Ne[illegible]
4 [illegible]n
[illegible]ti
[illegible]en)
[illegible]egt;
[illegible]g.
[illegible]se bis
[illegible]ississippi

fort. Von der Mündung des Ohio an fuhr er flußaufwärts bis wo sich der Missouri in den Mississippi ergießt, und einige Meilen weiter hinauf bis zur Mündung des Illinois. Auf diesem Flusse drang er bis nach der Stadt Peoria vor. Die Beschreibung, welche von dieser Excursion sowohl als von der auf dem Missouri mitgetheilt wird, ist, im Vergleich mit der genauen Schilderung des Ohio, mangelhaft zu nennen. Da ein bedeutender Theil der Bewohner jener fruchtbaren Gegenden von Französischen Emigranten ihren Ursprung ableitet, so gab sich Collot die Mühe, für seine Landsleute ein Bild ihrer Sitten und Gebräuche, und bürgerlichen Einrichtungen zu entwerfen. Dabey vergaß er auch nicht, einige Bemerkungen über die zahlreichen Stämme der Indianer, welche in den unermeßlichen Thälern jener Gegenden hausen, beyzufügen. Es hat sich aber in diesen letzten dreyßig Jahren alles in jenen Gegenden so sehr verändert, daß man nach einem Vergleiche der neuesten Berichte über die jetzigen Staaten von Illinois und Missouri kaum vermuthen sollte, Collot habe dieselben Städte, denselben Character, und dieselben Sitten der Einwohner gemeint. Ein vollständiges Bild des jetzigen Lebens und Treibens in jenen Gegenden ist neulich von einem Manne entworfen worden, welcher zehn Jahre dort zubrachte, und mit dem Lande selbst sowohl als auch mit allen Menschenklassen eine genaue Bekanntschaft zeigt. Wir beziehen uns hier auf Timotheus Flint's Recollections of the last ten years, passed in occasional residences and journeyings in the valley of the Mississippi, from Pittsburg and the Missouri to the gulf of Mexico, and from Florida to the Spanish frontier. Dieses Werk

muß einem jeden, der sich für die neue Welt interessiert, sehr willkommen seyn, indem es die wichtigsten Thatsachen über den jetzigen Zustand der westlichen Staaten in allen ihren vielfachen Beziehungen in einem sehr gefälligen und anziehenden Style mittheilt. Ueber viele Puncte findet man nur hier eine befriedigende Auskunft; indem andere Bücher über dieselben Gegenstände entweder schweigen, oder falsche Nachrichten enthalten. Unter andern findet man hier eine sehr gelungene Schilderung verschiedener Indianischer Nationen, denen der Verfasser große Aufmerksamkeit geschenkt hat. Wenn man mit dieser Schilderung den ausführlichen Bericht Mac Kenney's über die Stämme der Indianer an den größten nördlichen Seen verbindet, so gewinnt man eine ziemlich vollständige Uebersicht über die Nordamericanischen Wilden, so weit man sie jetzt kennt. Die Notizen, welche Collot gelegentlich über sie mittheilt (besonders im 19ten Kapitel, B. 1. S. 384—408), sind nichts weniger als genau, und stehen selbst den Bemerkungen von Volney weit nach. Mac Kenney's Bericht ist enthalten in seinen Sketches of a tour to the lakes, of the character and customs of the Chippeway Indians, and of incidents connected with the treaty of Fond du Lac. Demselben Verfasser verdanken wir auch einen genauen Bericht über die Wohnsitze und Anzahl aller Indianischen Stämme, welche noch im J. 1825 in den vereinigten Staaten lebten. Man findet denselben in dem neunzehnten Documente der zweyten Sitzung des achtzehnten Congresses. Diesem zufolge nährt das Land noch 129,266 Indianer, welche 77,402,318 Acres besitzen. Wir berichten dieses hier aus der Ursache, damit niemand durch Collot's Angaben, welche in Bezug

auf die Zeit, von welcher er spricht, kaum wahrscheinlich sind, irre geleitet werden möge. B. 1. S. 412 flg.

Bey seiner Zurückkunft nach St. Louis am westlichen Ufer des Mississippi im jetzigen Staate von Missouri, von wo aus er seine Messungen und sonstigen Untersuchungen der beiden Flüsse, Missouri und Illinois, unternommen hatte, erfuhr Collot, daß ihn von mehreren Seiten große Gefahren bedrohten, besonders im Falle er seine Reise weiter nördlich nach den großen Seen fortsetzen würde, wo, nach seiner eigenen Aussage, man an mehreren Orten Befehle erhalten hatte, ihn entweder gefangen zu nehmen, oder zu ermorden. Er hielt es also, seiner persönlichen Sicherheit wegen, für zweckmäßig, bis an die Mündung des Ohio zurückzufahren, und von da seine Forschungen bis nach Neu-Orleans fortzusetzen. In Neu-Orleans dachte er sich für Philadelphia einzuschiffen, und den Gefahren, welchen er im Golfe von Mexico von Seiten der Englischen Schiffe ausgesetzt war, Trotz zu bieten. Er schwamm also in einem ausgehöhlten Baume (eine damals sehr gewöhnliche Art, auf den westlichen Flüssen zu reisen) den Mississippi hinunter, und zwar in der Gesellschaft seines Adjudanten, seines Jägers und von vier Kanadischen Ruderern; denn mehr faßte der hohle Baum nicht. Mit der Beschreibung dieser merkwürdigen Reise, welche unter den Augen von Spionen und Meuchelmördern, und unter beständigen Drohungen von Arresten, welche zum Theil auch wirklich in Erfüllung gingen, gemacht wurde, beschäftigt sich die erste Hälfte des zweyten Bandes. Indem Collot am Ende dieser Schilderung auf die ungeheure Strecke zurückblickt, welche er in verhältnißmäßig kurzer Zeit zurückgelegt hat,

gelangt er selbst zu der Ueberzeugung, daß, um sich eine genaue Kenntniß jener Gegenden zu erwerben, man eben so viel Jahre daselbst zubringen müsse, als er Monate dort zugebracht habe; eine Bemerkung, welche buchstäblich auf das eben erwähnte Werk von Flint paßt. Die Betrachtung aller Beschwerden und Gefahren, welche er auf dieser langen Reise bestanden hat, schließt Collot mit der enthusiastischen Behauptung, daß ihn seine Mühe und Arbeit nicht gereue, weil sie zu Frankreichs Ruhme beytrage, und un vrai Français n'en (sc. Gefahr) connoît point, qu'il ne veuille braver pour servir son pays. Schade, daß seine Arbeit erst 1826 bekannt gemacht worden ist.

Die Erfahrung, welche Collot bey der Untersuchung des Laufs des Mississippi machte, stimmt mit den Nachrichten aller andern Reisenden überein; nämlich, daß es selbst bey der besten Localkenntniß, dem größten Muthe und der größten Ausdauer unmöglich sey, genaue Charten und bestimmte Angaben über diesen Fluß zu liefern, um dadurch künftigen Reisenden auf irgend eine Art vorzuarbeiten. Die Hindernisse, welche sich einem solchen Unternehmen widersetzen, bestehen nicht nur in der beyspiellosen Länge, in den großen und vielen Krümmungen, und den unzähligen Inseln dieses Flusses, sondern auch in seinem äußerst ungleichmäßigem Laufe, indem er bald langsam und sanft fließt und oft ohne Bewegung zu seyn scheint; bald schnell wie ein Pfeil dahin eilt, so daß man die Entfernungen nie mit Sicherheit angeben kann. Die größte Schwierigkeit liegt aber in dieser Rücksicht in der fast jährlichen Veränderung seines Bettes. An der einen Stelle reißt der Fluß ein vorspringendes Stück Land, um welches er sich bisher

in einer großen Krümmung wand, mit sich fort, und macht so seinen Lauf bedeutend kürzer; an einer andern Stelle bildet er neue Krümmungen, und verlängert so seinen Lauf. Hier sind Inseln verschwunden; dort erheben sich neue. Und allen diesen großen Veränderungen kann keine menschliche Kraft oder Kunst vorbeugen. Deßwegen würde es unnütz und thöricht seyn, eine genaue Angabe der Entfernungen und des veränderlichen Laufes dieses Flusses liefern zu wollen. Nur auf allgemeine Bemerkungen muß man sich hier beschränken, wenn dasjenige, was man darüber sagt, wahr bleiben soll. Einige Partien dieses mächtigen Flusses kann man jedoch mit einiger Sicherheit messen, und Charten davon entwerfen; z. B. von der Mündung des Ohio an flußaufwärts bis zu der Mündung des Kaskaskias; weil sein Bett, da zwischen hohen Felsenwänden eingeschlossen, keiner erheblichen Veränderung unterworfen ist.

Die letzte Hälfte des zweyten Bandes beschäftigt sich mit der Aufzählung und Würdigung der Naturproducte, (wobey sich der Verfasser aber nur auf die Baumarten beschränkt); ferner mit dem Ackerbau an den großen Flüssen, welche beschrieben worden sind; dann mit dem Handel und Verkehr der verschiedenen Kolonien unter sich und mit den vereinigten Staaten; wobey bemerkt wird, daß Neu-Orleans durch seinen Handel Philadelphia und Baltimore bald zu Grunde richten werde; ein ähnlicher Scharfblick, als der in Bezug auf das künftige Schicksal von Cincinnati, wie wir oben sahen. Das Ganze schließt mit politischen Speculationen über den rechtmäßigen (?) Besitz und die billige Theilung der westlichen Gegenden von Nordamerica in Bezug auf Frankreich, Spanien und England. Zu diesem Be-

hufe werden die Grenzlinien nach einem sehr großartigen Plane angegeben; zugleich wird auch eine militärische Topographie des ganzen Landes mitgetheilt, und ein sehr sinnreicher Vertheidigungsplan entworfen, das Resultat von Collots mühevoller Reise. Da die Americaner diese und ähnliche Europäische Speculationen schon seit geraumer Zeit durch ihr eigenes politisches System vereitelt haben, und sie über Grenzscheidungen und Grenzbestimmungen jetzt gern mit sich selbst zu Rathe gehen, so sieht man leicht ein, daß der Werth von Collots Vorschlägen und Verbesserungssysteme seit 1796 keineswegs derselbe geblieben ist.

Der dem Werke beygefügte Atlas besteht aus 36 Blättern, nämlich, aus 13 Plänen von Americanischen Forts; 6 Charten des Ohio; 6 Charten des Mobile und Yazoo, des Missouri, Illinois, Juniata, eines Theils des Mississippi, und von Long-Reach; 3 Ansichten von Städten (Pittsburg zweymal und Marietta); 2 Ansichten einzelner Gebäude; 3 Abbildungen von Indianern (ganz verfehlt); eine Ansicht eines Ohio-Boots; ein Plan einer Heerstraße in Kentucky; und eine Charte von Nordamerica.

G. H. B.

Tübingen.

Bey C. F. Osiander, 1828: Johann Fischart's genannt Mentzer, glückhaftes Schiff von Zürich. In einem treuen Abdruck herausgegeben und erläutert durch Karl Halling, und mit einem einleitenden Beitrage zur Geschichte der Freischießen begleitet von D. Ludwig Uhland, LXIV und 260 Seiten in Octav.

Vor der Einführung der stehenden Heere war es nöthig, daß ein jeder Bürger sich auf den

Gebrauch der Waffen verstand, und jährlich wiederkehrende festliche Uebungen wurden daher veranstaltet, um durch Ehre so wohl als durch bedeutende Gewinne zur kunstgerechten Fertigkeit im Schießen zu ermuntern. Außerdem dienten aber diese Feste auch dazu, durch gegenseitige Einladungen die bereits bestehenden Verbindungen unter mehreren Staaten zu befestigen oder neue zu schließen, bisweilen auch wohl, um in geheim Maßregeln, wie Zeit und Umstände sie forderten, zu verabreden. Ein solches Schießfest wurde im Sommer des Jahres 1576 zu Straßburg gehalten, und von den befreundeten Städten, namentlich von Zürich, Schützen dazu eingeladen. Mehrere derselben waren bereits angelangt, als den 20. Junius noch 54 Armbrustschützen mit Anbruch des Tages sich auf der Limmat einschifften, und mit einem in Zürich gekochten und warm gehaltenen Topfe Hirsebrey unter allgemeinem Jubel des Abends in Straßburg landeten, nicht um an dem Schießen Theil zu nehmen, sondern nur um der Stadt zu zeigen, wie schnell sie im Falle der Noth ihr zu Hülfe eilen könnten. Diese allerdings außerordentliche, aber, wie in der bekannten Schrift von Ring erwiesen ist, auch jetzt noch mögliche Fahrt wurde mit froher Herzlichkeit durch Denkmahle aller Art gefeyert, und veranlaßte auch den deutschgesinnten Johann Fischart, dem als eifrigem Vertheidiger der Glaubensfreyheit eine feste Verbindung zwischen den beiden Städten sehr nahe am Herzen liegen mußte, zu einem Lobgesange voll Geist und Leben, überschrieben 'Das glückhaft Schiff von Zürich . . . durch Ulrich Mansehr von Treubach.' F. beginnt mit einem begeisterten Preise herzhafter Unverdrossenheit und beharrlicher Stand-

haftigkeit, denen selbst Wasser und Ströme sich vergebens entgegen stellen, beschreibt dann mit lebendigen Farben die Fahrt von Ort zu Ort, den feyerlichen Empfang in Straßburg, so wie die Rückreise auf sechs von der Stadt gestellten Rollwagen. Höchst wahrscheinlich wurde dieser Lobgesang, der aus 1174 Zeilen besteht, sogleich gedruckt, obgleich bis jetzt auch keine Spur eines solchen Abdruckes gefunden werden konnte. Von der catholischen Gegenpartey, der die herzliche Aufnahme der Zürcher ein Dorn im Auge war, erschien dagegen ein 'Schmachspruch', der sich durch nichts auszeichnet als durch plumpe Grobheit. Darauf erfolgte eine Antwort in einem ergrimmten, derben 'Kehrab' und diese drey Stücke wurden nun zusammen heraus gegeben. Man kennt davon eine Ausgabe s. l. et a. und eine zweyte Zürich. 1576, beide in Quart; sie gehören aber zu den größten Seltenheiten. Herr C. Halling, ein begeisterter Verehrer Fischart's, fand ein Exemplar der Ausgabe s. l. et a. auf der Stuttgarter Bibliothek, und besorgte nach demselben mit der gewissenhaftesten Treue einen Abdruck, wofür ihm jeder danken wird, der einen so einzigen Mann wie Fischart war zu schätzen weiß. Die beygefügten erklärenden Anmerkungen sorgen, nach der Weise unserer westlichen Nachbaren, zu sehr für die Bequemlichkeit des oberflächlichen Lesers; sie würden für den Sprachkenner befriedigender seyn, wenn Hr. H. immer bedacht hätte, wie viel man wissen muß um das was gesagt zu werden verdient kurz und treffend zu sagen. — Die Einleitung enthält auf 74 Seiten einen Versuch über Fischart's Leben und Schriften, d. h. über einen der schwierigsten Theile der deutschen Literärgeschichte. Wo

so viel Verwirrung und Dunkelheit herrscht, kann es nur lange fortgesetzten Forschungen gelingen, überlieferten Irrthum siegreich zu bekämpfen und der Wahrheit ihre Rechte zu sichern. Davon hat sich auch Hr. H. überzeugt, und er versichert daher, er würde diese Einleitung zurück behalten haben, wenn er nicht erst zu spät erfahren hätte, daß wir von dem Freyherrn von Meusebach eine seit langen Jahren vorbereitete Ausgabe der sämmtlichen Werke Fischart's zu erwarten haben. Wer den Umfang dieser Vorbereitungen kennt, und weiß mit welchem Verstande und Eifer sie geleitet werden, der wird es dem Verfasser dieser Anzeige gewiß nicht übel deuten, wenn er bey dieser Gelegenheit nicht umhin kann, öffentlich den Wunsch auszusprechen, daß die Ausführung eines solchen Unternehmens nicht durch allzu großes Streben nach unbedingter Vollkommenheit möge gefährdet werden.

Die Vorrede, welche Herr D. Uhland dem Buche vorgesetzt hat, enthält nach einigen Bemerkungen die vorzüglich Fischart's Vaterlandssinn betreffen, einen Auszug aus der Beschreibung eines Schießfestes, das Herzog Christoph den 23. Sept. 1560 zu Stuttgart gab. Die Beschreibung hat Lienhard Flexel, weiland Bürger und Pritschenmeister zu Augsburg zum Verfasser, und das Hauptexemplar derselben mit glänzenden Wapenbildern und reicher Goldschrift befindet sich auf der öffentlichen Bibliothek zu Stuttgart. Daß auch diese Beschreibung in Reimen ist, versteht sich; denn nicht nur gaben Reime den sichersten Anspruch auf die klingende Erkenntlichkeit der hohen Gönner, sondern das Amt eines Pritschenmeisters und eines Versmachers hingen so genau zusammen, daß in Wien ein

und derselbe Mann Kaiserl. Majestät 'Pritschenmaister und Hofpaeta' war, und in Dresden noch im vorigen Jahrhundert der Hofpoet ein Heroldskleid trug; zwischen Herold und Pritschenmeister aber waltet eine eben nicht sehr entfernte Verwandtschaft. Flexel steht nun freylich an Kraft und Fülle der Gedanken tief unter Fischart, aber seine Erzählung schildert aus eigener Anschauung den Hofhalt eines angesehenen Fürsten des sechzehnten Jahrhunderts, und bietet an Ort und Stelle gewiß manche anziehende Vergleichung dar. Uebrigens sind von den fünf Zürcher Schützen, die nach Stuttgart geladen waren, viere dieselben, die sich sechzehn Jahre nachher in Straßburg einfanden; und wahrscheinlich hing auch das Stahlschießen in Stuttgart mit weit ernstern Verhandlungen zusammen, so wie es heut zu Tage nicht immer die mineralischen Wasser sind, um derentwillen vornehme Herren die Bäder besuchen.

Wien.

Zur Literatur der Runen. Nebst Mittheilung runischer Alphabete und gothischer Fragmente aus Handschriften. Von Wilhelm Grimm. (Aus dem XLIII. Bande der Wiener Jahrbücher der Literatur besonders abgedruckt.) 1828. 42 Seiten in Octav.

Wilhelm Grimm's schätzbares Buch 'über deutsche Runen' ist bekannt; unsere Blätter enthalten eine ausführliche Anzeige desselben im 104. St. des Jahrg. 1821. Was unterdessen auf diesem und den zunächst angrenzenden Feldern nachgewachsen ist, wird hier mitgetheilt. 1. Runenalphabete aus einer Wiener Handschrift, zuerst von Hn. ArchivR. Pertz bemerkt, und abgezeichnet, hier in einem sorgfältig treuen Kupferabdrucke. — 2. Gothische Alphabete, eines von Pertz aus einer Vaticanischen Hs. abgezeichnet,

zwey andere aus einer Wiener Hs. (drey Kupferabdrücke). — 3. Gothische Zeilen aus einer Wiener Hs. in Kupfer abgedruckt. — 4. Gothische Ziffern (worunter ein ἐπίσημον für 90 und eines für 900 aus derselben Hs.) — 5. Allgemeine Betrachtungen über diese Gothischen Ueberreste (Folgerungen, zum Theil ausgemachte, zum Theil wahrscheinliche). — 6. Angelsächsische Runen aus einer Vatican. Hs. von Pertz mitgetheilt; was die Abbildung derselben betrifft, so wird auf den Anhang zur Italiänischen Reise verwiesen. — 7. Runen in einer Pariser Hs. von Hr. Reg.R. Graff entdeckt. — 8. Runen in einer Hs. aus Tegernsee, von dem indeß verstorbenen Docen mitgetheilt. — 9. Runen in St. Gallischen Hs., von Hn. von Arx. Auch diese hat Pertz abgezeichnet, und wird sie bekannt machen. (7. 8. 9. mit drey Kupferabdrücken). — 10. Runen auf Gold-Bracteaten. Diese Bracteaten dienten wohl nie als Münzen sondern als Amulete. Sorgfältigere Abbildungen als die frühern sind von Copenhagen zu erwarten, wo diese großen Seltenheiten beynahe ausschließlich zu finden sind. Die Runen sind wahrscheinlich nicht nordische sondern angelsächsische. — 11. Angelsächsische Runen auf nordischen Steinen. — 12. Slavische Runen (in der zu Strelitz befindlichen, noch immer nicht von jedem Verdachte der Unechtheit gereinigten Sammlung slavischer Alterthümer). — 13. Nordische Runen (Angabe der Abbildungen von Runensteinen, welche theils jüngst erschienen, theils nächstens zu erwarten sind, u. a.). Endlich ein Nachtrag von Jacob Grimm.

Den Gelehrten, die sich mit Untersuchungen der alten Schrift und Sprache beschäftigen, wird der einzelne Abdruck dieser reichhaltigen Abhandlung ohne Zweifel sehr willkommen seyn.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

97. Stück.
Den 15. Junius 1829.

Leipzig.

Bey F. A. Brockhaus, 1827: Thaddäus Kosciuszko. Dargestellt von Karl Falkenstein, Secr. der K. Sächs. öffentlichen Bibliothek zu Dresden, u. s. f. 294 Seiten.

Der Name Kosciuszko erinnert an zwey der merkwürdigsten Episoden in dem großen Trauerspiele unserer Zeit, den Nordamericanischen Unabhängigkeitskrieg, und den Untergang Polens. Als Waffengefährte, Freund und Adjudant Washingtons, hat Kosciuszko sich einen bleibenden Namen in den Nordamericanischen Jahrbüchern erworben, sein Ausruf, als er schwer verwundet in Russische Kriegsgefangenschaft gerieth; 'Finis Poloniae!' hat sich bewährt erwiesen. Der Beruf, der Biograph dieses merkwürdigen Mannes zu werden, drängte sich dem Verf. zuerst durch eine zweyjährige Bekanntschaft mit Kosciuszko in seiner Vaterstadt Solothurn auf. Er erfuhr

aus dem Munde des Polnischen Helden viele Züge aus seinem Leben, die er sorgfältig aufzeichnete. Später als Erzieher in einer Gräflichen Familie aus Polen angestellt, hatte er vielfältige Gelegenheit sich Kenntnisse über dieß Land und seine Verhältnisse zu verschaffen. Eine eigentliche Biographie Kosciuszko's war bis dahin nicht vorhanden, aber eine Menge von Schriften erwähnen seiner; ein Verzeichniß derjenigen, welche der Verf. als Quellen benutzte, sind dem Werke vorgedruckt. — Mehrere Schriftsteller haben die Bemerkung gemacht, daß das schöne Geschlecht oft auf die großen Weltbegebenheiten einen größeren Einfluß gehabt habe, als der ernste Geschichtschreiber gemeiniglich eingestehen will. Welchen Einfluß die Liebe des Erzbischofs von Cöln auf die Ereignisse des dreyßigjährigen Krieges hatte, ist bekannt; die Liebe machte den tapfern Herzog Christian den jüngern von Braunschweig zu einem militärischen Abenteurer, und verleitetete sogar einen Banner und später einen Türenne zu falschen Schritten. Hier schuf sie Kosciuszko zu einem feurigen Republicaner, der in seinem patriotischen Enthusiasmus den gänzlichen Sturz seines Vaterlandes vielleicht mehr beschleunigt, als aufgehalten hat; wir sagen vielleicht, denn wer vermag hier ein bestimmtes Urtheil zu fällen?

Thaddäus Kosciuszko, Sohn eines wenig begüterten Landedelmanns, erhielt seine militärische Bildung in der Militär-Academie in Versailles. König Stanislaus August gewann ihn nach seiner Zurückkunft aus Frankreich lieb, und beschenkte ihn mit einer Compagnie. Er hatte das Unglück sich in die Tochter des Marschalls von Litthauen, Sosnowski, eines sehr reichen

Mannes, vom höchsten Einfluß und aus uralt adelichem Stamme, zu verlieben und ihre Liebe zu gewinnen. Sein Heiraths-Antrag wird verächtlich zurückgewiesen. Seine Geliebte willigt in eine Entführung. Das liebende Paar wird auf der Flucht eingeholt; die Geliebte wird ihm gewaltsam auf immer entrissen, er selbst mishandelt und verwundet. Jetzt erwacht tödtlicher Haß gegen das Bestehende in seiner Brust, er nimmt seinen Abschied aus Polnischen Diensten. Nur nothdürftig mit Gelde versehen begibt er sich nach Brest, wo gerade der Graf d'Estaing im Begriff war, mit einer Flotte nach America abzusegeln. Der Graf nimmt Kosciusko unter die Zahl der Freywilligen auf. In America angelangt, zeichnet er sich bald durch kriegerische Talente und Tapferkeit so sehr aus, daß Washington ihn zu seinem Adjudanten ernennt. Hier bildet sich derselbe im täglichen Umgange mit Washington, Lafayette und den übrigen Helden der Nordamericaner zu dem eifrigen Republicaner aus, der er bis an das Ende seines Lebens blieb. Ganz anders möchte es gewesen seyn, wenn er die Hand der reichen Tochter des Landmarschalls von Litthauen erhalten hätte!

Nachdem die Nordamericaner ihre Freyheit errungen hatten, kehrte Kosciusko mit dem Range eines Brigade-Generals nach Polen zurück. Gütig empfing ihn der König von Polen, mit Enthusiasmus das Polnische Volk; aber er zog sich in stiller Einsamkeit zurück, voll von der Idee, einst der Washington seines Vaterlandes zu werden. Schon seit 1764 war durch eine geheime Verbindung mit Rußland (Friedrich II. gesteht es selbst) der Grund zu einer gänzlichen Theilung von Polen gelegt. Der

Verfasser enthält sich über die ersten Ursachen, den Fortgang, und die endliche Gestaltung der Polnischen Insurrection ein Mehreres zu erwähnen, als durchaus zur Erklärung der Geschichte seines Helden nothwendig ist. Wir bemerken hier nur, daß Kosciuszko durch den entschiedenen Sieg, den er am 18ten Junius 1792 über eine Abtheilung Russen erfocht, sich als ein würdiger Schüler Washington's zeigte. Sein Kriegsruhm ward noch mehr durch das am 17. Julius 1792 erfolgte Treffen bey Dubiecska erhöht. Bald nachher ward er durch die Ueberlegenheit der Russen genöthigt, Polen zu verlassen; er begab sich nach Leipzig, von woaus er die Insurrection in Polen fortdauernd leitete. Sich hier nicht mehr sicher haltend, begab er sich nach Italien. Am 14ten October 1793 erfolgte die zweyte Theilung von Polen, Madalinski erhob die Fahne des Aufruhrs, und Kosciusko erschien in der Nacht vom 23sten auf den 24sten März in den Mauern von Krakau.

Zur Zeit innerer Unruhen ist derjenige der sich an die Spitze stellt, immer gewiß, wenigstens für den Augenblick großen Anhang unter den Unzufriedenen zu finden; um so mehr Kosciusko, ein den insurgierten Polen so theuer gewordener Name! Das Volk strömte von allen Seiten herbey; unumschränkte Dictatorsmacht ward in seine Hände gelegt. Ueber seine Thätigkeit, Klugheit und Uneigennützigkeit herrschte, und herrscht noch, nur Eine Stimme. Er erweckte den Patriotismus der Polen auf eine Art die nur durch die damalige Stimmung der Nation für ihre Unabhängigkeit erklärt werden kann. Am 4ten April 1794 schlug er mit einem Haufen Bauern ein 6000 Mann starkes

Russisches Corps unter den Generalen Tormansow und Denisow bey Raclawice. Bald darauf wurden die Russen durch einen Volksaufstand aus Warschau vertrieben. Kosciuszko brach mit einem Heere von 20,000 Mann von Krakau auf. Aber jetzt hatten Russen und Preußen ein doppelt so starkes Heer versammelt. Bey dem Dorfe Sprotowa kam es am 8ten Junius zur Schlacht. Lange dauerte der ungleiche Kampf. Endlich ward Kosciuszko genöthigt sich zurückzuziehen, aber sein Rückzug geschah mit Ordnung auf Warschau. Um diese große offene Stadt hatte man einige Feldverschanzungen aufgeworfen. Die Thätigkeit des Helden, unterstützt von den patriotischen Anstrengungen der Bewohner Warschau's, brachte in kurzer Zeit eine Art von festem Lager zu Stande, das, unvollkommen von Seiten der Kunst wie es war, durch die Tapferkeit seiner Vertheidiger den vereinten Angriffen der Russen und Preußen Trotz bot. Warschau's Vertheidigung und der Erfolg derselben sollte allen Völkern, die von überlegenen Feinden angegriffen werden, als ein glänzendes Meteor vorschweben, aber die Weichlichkeit und der Mangel an Patriotismus gibt bey den modernen Nationen dem Weg der Conventionen einen zu großen Reiz. Dazu kommen die irrigen Begriffe über den Einfluß der Befestigungskunst auf die moderne Kriegskunst. — Ihre Kräfte vergebens vor Warschau verschwendend und im Rücken von Insurgenten-Parteyen bedroht, haben die Russen und Preußen die Belagerung von Warschau auf. Kosciuszko läßt sie durch Streifcorps beunruhigen, er selbst bleibt mit den mehrsten Truppen in Warschau zurück, verstärkt

die Verschanzungen, organisiert die Truppen, und arbeitet den Cabalen unter den Polen selbst entgegen. Tadel hat den Feldherrn für diese anscheinende Unthätigkeit getroffen, bitterer aber noch bey der letzten entscheidenden Catastrophe. — Der Rückzug der Russen hatte vorzüglich zum Zweck gehabt, die rückwärts stationierten Kräfte zu sammeln. Bald näherte sich eine starke Russische Armee. Koszciuszko ging ihr mit einer 20,000 Mann starken Armee entgegen. Jetzt faßte er den Plan den General Fersen von der Russischen Hauptarmee abzuschneiden. Er übertrug das Commando der Polnischen Hauptarmee dem Fürsten Poniatowski, und lagerte sich am 7ten October 1794 bey Maciewwice, wo er in der Eile Verschanzungen aufwarf. Sein Plan war den Russen verrathen. Fersen, durch Demisow's Corps verstärkt, griff am 10. October die Verschanzungen des Koszciuszko an. Dreymahl wird er zurück geschlagen, jetzt langt aber auch Suwarow mit seinem Heer auf dem Kampfplatze an; die Polen werden geschlagen, ihr Anführer wird verwundet und gefangen. Kosciuszko ist der Kritik über seine militärische Unternehmungen nicht entgangen; unter seinen Beurtheilern verdient das, was Seume (Nachrichten über die Vorfälle in Polen 1794) darüber sagt, vorzüglich Aufmerksamkeit. Der Verfasser sucht den Tadel, wenn auch nicht immer zu widerlegen, doch zu entkräften. Unsere Ansicht ist kürzlich diese: alle Erfahrungen in Revolutionskriegen beweisen, daß ein Anführer von Insurgentenhaufen nur auf den Enthusiasmus seiner Krieger mit Sicherheit rechnen darf, er muß die regulären Heeren gleichsam zum Gesetz dienenden Plane aus seinem Calcül lassen, und dem Auf-

schwung des Genies allein vertrauen. Für die Vertheidigung angestammter Rechte, die Erkämpfung der verlorenen Freyheit und Integrität ergriff der bessere Theil der Polen die Waffen, allein dieser hatte außer dem auswärtigen Feind mit den Fehlern eines verworfenen Pöbels, mit den Leidenschaften einzelner Machthaber, und den noch gefährlichern Intriguen der Cabinette zu kämpfen; so war der Kampf zu ungleich; ein glücklicher Zufall mußte zu Hülfe kommen, wenn das hohe Ziel erreicht werden sollte. Kosciuszko sah in voraus, von Rußlands Uebermacht bald zu Boden gedrückt zu werden. Sich in Warschau's Verschanzungen zu werfen, blieb immer als letztes Mittel übrig. Vorher wollte er den Weg der Offensive versuchen. Fersens Corps vernichtet, wer weiß, ob es ihm nicht gelungen seyn möchte, Suwarow zu schlagen? Sein Plan scheiterte, er suchte den Tod, und fand ihn nicht. Kaiser Paul gab ihm die Freyheit wieder, verbunden mit einem Geschenk von 1500 Bauern. Den Antrag, in Russische Dienste zu treten, lehnte Kosciuszko ab. Er begab sich nach America. Von London aus schickte er dem Kaiser von Rußland die von ihm erhaltenen Gelder zurück und entsagte dem ihm geschenkten Landgute. In America ward er mit einem Enthusiasmus, den Helden und die Nation gleich ehrend, aufgenommen. Im Hause Washington's verlebte er einige glückliche Jahre. Der Congreß übertrug ihm eine Sendung nach Frankreich. Die Bekanntschaft, die er hier mit einer Schweizer-Familie Namens Zeltner machte, hielt ihn nach glücklicher Beendung seines Auftrags in Frankreich zurück. Vergebens bot Napoleon alle

Künste der Beredsamkeit auf, ihn in seine Dienste zu ziehen. Kosciuszko hatte dem Kaiser Paul versprochen, nie wider Rußland die Waffen zu führen, und hielt Wort. Ein von Napoleon in Polen in Kosciuszko's Namen verbreitetes Manifest, ist untergeschoben. Kaiser Alexander bezeigte in Paris dem Polnischen Helden hohe Achtung. Kosciuszko gab dem Kaiser Alexander den Rath, Polen eine der Großbritannischen ähnliche Verfassung zu geben, und dieß Land als ein für sich bestehendes Königreich zu regieren. Bald nachher folgte er seinem Freunde Zeltner nach Solothurn, woselbst er im Jahre 1817 sein Leben unter Studien und Wohlthaten-Ausspenden beschloß.

Kosciuszko gehört zu den wenigen Anführern von Insurgenten, der bis zu seinem Tode mit sich selbst im Frieden lebend, allgemeine Achtung genoß, und zwar weil er den hohen Beruf, den er sich zum Ziel gesetzt hatte, die Befreyung des Vaterlandes, nie durch eine unwürdige Handlung verletzte. Da, wo der Sitz der Tugend ist, verstummen Eifersucht, Neid, und wie alle diese gehässigen Laster weiter bezeichnet werden. Gleichviel, ob im Glücke oder Unglücke, die Macht der Tugend ist so groß, daß sie dem Lasterhaften den Tribut der Achtung wider seinen Willen abfordert. Wir kennen nur Einen Revolutionshelden der neueren Zeit, der dem Polnischen an die Seite gesetzt zu werden verdient: den Corsen Paoli.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

98. 99. Stück.
Den 18. Junius 1829.

Genf.

Chez A. Cherbiez und Paris même maison de commerce, 1828: Histoire moderne de la Grèce depuis la chute de l'empire d'Orient, par Jacowaky Rizo Neroulos, ancien premier Ministre des hospodars grecs de Valachie et de Moldavie *).

Der Verf. dieser neueren Geschichte Griechenlands ist bereits durch die Nachricht über ihn, die M. Humbert dem Cours de littérature grecque moderne desselben vorgesetzt hat, rühmlich bekannt. Die verschiedenen Stellen die Rizo bekleidet hat, nämlich als Groß-Postelnik der beiden Hospodare und Secretär bey der Pforte, sein langer Aufenthalt in Constantinopel und persönliche Bekanntschaft mit den Türken und Griechen, die dort die ersten Posten bekleideten, setzten ihn in den Stand, manche schätzbare Nachrichten zu sammeln, und wichtige Bemerkungen anzustellen. Gezwungen nach dem unglücklichen Ausgange der Ypsilantischen Unternehmung, woran viele Mitglieder seiner Familie Theil genommen

*) S. G. g. A. St. 65. Von dem hier beurtheilten Werke ist dort nur der Titel angeführt. D. Redact.

hatten, zur Auswanderung, beschäftigte er sich in seinem Exil mit dem schon erwähnten Cours de littérature und der angezeigten Histoire moderne de la Grece. Eine Aufforderung des Grafen Capodistria ihn nach Griechenland zu begleiten verhinderte Rizo, die letzte Hand an dieß Werk zu legen. Die ungenannten Herausgeber versichern, außer einigen Correcturen des Styls das Originalmanuscript getreu abgedruckt zu haben.

Herr Rizo handelt seinen Gegenstand in drey Theilen ab:

In dem ersten untersucht er die Ursachen der Erhaltung der Griechen als ein Volk, nach ihrer Unterjochung durch die Türken. Die erste Ursache findet er in der durch die Türken aus Politik aufrecht erhaltenen Griechischen Religion, die die Lateiner zu unterdrücken strebten. Er gibt schätzenswerthe Nachrichten über die Verhältnisse des Griechischen Patriarchen zu Constantinopel, der, während er gleichsam den Mittelpunct bildet, an den sich die Griechen anschließen, dem Groß-Sultan für die Treue derselben bürgt. (Was einst Kaiser Otto II. durch den Pabst in Rom bewirken wollte, scheint die Türkische Politik ins Leben gerufen zu haben); dann über die Türkischen und christlichen Klöster; über die Fanarioten; er zeigt wie in den Provinzen Albanien, Epirus, Acarnia und einem Theile von Macedonien unter dem allgemeinen Namen Albanesen sich nach und nach eine Griechische Miliz bildete, die Reste des ehemaligen kriegerischen Geistes der Griechen aufbewahrte. Eine anderweitige Ursache war, daß der für die diplomatischen Verhältnisse der Pforte so wichtige Posten eines ersten Dolmetschers ausschließlich von Griechen bekleidet war, so wie die Stellen der Hospodare der Moldau und Wallachey. In einigen Theilen von Griechenland, wo keine Türkische Paschas bleib[illegible]n, hatte man den Griechen Mu-

nicipal-Administrationen zugestanden. Auf vielen Inseln zahlten die Griechen nur einen Tribut und waren übrigens frey. In den Gebirgen hatten Griechen fortdauernd ihre Unabhängigkeit zu behaupten gewußt. Der Ackerbau, der Handel und die Schifffahrt befanden sich beynahe ganz in den Händen der Griechen; durch letztere waren sie in Verbindung mit dem übrigen Europa gekommen. Der Hafen von Marseille war mit Griechischen Schiffen angefüllt. Schon seit längerer Zeit schickten wohlhabende Griechen ihre Söhne zur Erziehung auf auswärtige Schulen und Universitäten. Als Ursache der, ungeachtet der unglücklichen Verhältnisse der Griechen, zunehmenden Bevölkerung derselben, führt Rizo noch an: die Theilung des Grundeigenthums unter allen vorhandenen Kindern, und die Ehen der Geistlichkeit. Diesem letzten Umstande schreibt er zu, daß diese nicht durch Secten und religiöse Zwistigkeiten, wie bey den Lateinern, zersplittert ist.

Die zweyte Abtheilung beschäftigt sich mit der Untersuchung der Ursachen der Fortschritte der Civilisation bey den Griechen, und den Ereignissen, die Vorläufer der Insurrection waren. So wie die persönlichen Eigenschaften der Sultane in der Zeit als, die Türken Europa angriffen, den Grund zu der Größe des Ottomannischen Reichs legten, so war die auffallende Schwäche der spätern Nachfolger die Quelle des Verfalls. In der That, eine Verfassung wie die Türkische, bedarf einen energischen Regenten, wenn sie kräftig gegen das Ausland wirken soll. Seit den Kriegen der Kaiserin Catharina II. gegen die Türken, glaubten die Griechen den süßen Traum ihrer Befreyung ins Leben treten zu sehen. Das Schrecken vor den Russen war bey den Türken damals so groß, daß, als in der Vorstadt Galata ein furchtbarer Aufstand unter den Janitscha-

ren ausbrach, Sultan Mustapha II. kein anderes Mittel zur Stillung desselben wußte, als daß er einen Russischen Hut unter die Streitenden werfen ließ, bey dessen Anblick sich diese bald zerstreuten. Der berühmte Ismael Bey, Minister der auswärtigen Angelegenheiten sagte damals: 'depuis un siecle la puissance ottomane est comme une tabatiere garnie de brillans qui ne contient que des immondices, et c'est la Russie qui en a enlévé le couvercle. Bekannt ist der Aufstand der Griechen im Peloponnesus und wie der Friede von Cainardza die Hoffnungen derselben zerstörte. Allein der Einfluß den die Russen nach diesem Frieden in Constantinopel erhielten, war den Griechen im Allgemeinen günstig. Auch der berüchtigte Hassan Pascha begünstigte die Griechische Flagge im Aegeischen Meere. In den folgenden Kapiteln erzählt der Vf. die Ereignisse im Türkischen Reiche seit dem letzten Frieden mit der Kaiserin Katharina II. bis zu dem Anfange der gegenwärtigen Griechischen Insurrection, welche der Gegenstand der dritten Abtheilung ist.

Mit Unrecht hat man behauptet die Verbindung der Griechen, sich dem Türkischen Joche zu entziehen, der man den Namen Heteria beygelegt hat, sey das Werk ausländischer Bildung und Einwirkung gewesen; sie ging aus der Stimmung des ganzen Griechischen Volks hervor. Von dem Augenblicke an, als Alex. Ypsilanti das Signal zum Aufstande gab, war bey allen Griechen der Kampf gegen die Türken auf Leben und Tod die Losung. Die Hoffnung einst wieder frey zu werden, hatte die Griechen nie verlassen. Als die Türken durch Johann Sobiesky gezwungen wurden, die Belagerung von Wien aufzugeben, schrieb schon Maurocordato, der den geschlagenen Großvezier als Dolmetscher auf dieser Unternehmung begleitet hatte, jene merkwürdigen, in späteren Zeiten bekannt gewordenen Briefe an einige sei-

ner Freunde, in welchen er aus den Unfällen der Türken die künftige Befreyung Griechenlands weissagte. In Bezug auf die Befreyung des Vaterlandes selbst, konnte der größte Theil der Griechen nur fromme Wünsche hegen; vorzüglich rechneten die in Klein-Asien lebenden, sehr dem Aberglauben ergebenen Griechen (deren Zahl sich auf zwey Millionen beläuft) auf Wunderwerke. Die Capitains, oder Armatoles, im orientalischen Griechenland, vertheidigten ihre bergigen Gegenden mit einer Tapferkeit und Beharrlichkeit, daß sie von der Türkischen Regierung Befreyungen mancherley Art genossen, und sogar die Türken zwangen sie als eine stehende bewaffnete Miliz für die Vertheidigung ihrer von Christen bewohnten Districte anzuerkennen. Allein diese Capitäns handelten jeder für sich; Rizo war es, der zuerst den Plan einer Verbindung derselben gegen den allgemeinen Feind entwarf. Im J. 1814 waren alle Capitäns und die vorzüglichsten Seemänner der Griechen bereits Mitglieder der Heteria, schon damals schickte diese Verbindung Abgeordnete an den Kaiser Alexander, der sich in Paris befand. Im Anfange von 1818 wurden von der Heteria vier Griechische Capitäns nach Petersburg geschickt, die sich dort eines günstigen Empfanges erfreueten. Diese Capitäns entwarfen in Petersburg mit Alexander Ypsilanti den Plan zu einem allgemeinen Aufstande. Die Jonischen Inseln dienten den Häuptern der Insurrection zum Centralpunct; von hieraus schickten sie Abgesandte nach allen Theilen von Griechenland. Der Krieg zwischen der Pforte und Ali-Pascha war ein günstiges Ereigniß; hier entwickelten die Griechischen Capitäns den eigenthümlichen Griechischen Nationalcharacter, durch List und Gewandtheit täuschten sie beide Parteyen, anscheinend sich in zwey Theile auflösend, wovon der eine es mit den Türken und der andere mit Ali Pascha zu halten sich stell-

zogen sie ihre Anhänger zusammen, in der geheimen Absicht keinem der Streitenden ernstlichen Beystand zu leisten, sondern als beide ihre Kräfte erschöpft hatten, und Ali Pascha im Begriff war unterzuliegen, fielen sie auf die zum Kampfe nicht gerüsteten Türken im Peloponnes. Jetzt erscheint Alex. Ypsilanti auf der Scene. Erwägt man die militärische Lage der Wallachey und Moldau, das dortige Terrain, das der Cavallerie günstig ist, insbesondere aber die wenigen Hülfsmittel, die diese Provinzen, selbst bey einem glücklichen Erfolg, den Insurgenten darbieten konnten, da der größte Theil der Einwohner der Revolution abgeneigt war, so muß man das Project Alex. Ypsilanti's als nicht reiflich erwogen betrachten. Oder war es bloß auf eine Diversion abgesehen? Aber selbst dazu war die Entfernung von dem eigentlichen Sitz der Insurrection beynahe zu groß, um eine bedeutende Wirkung zu leisten. (Ueber acht Wochen hatte der Aufstand in der Wallachey und Moldau schon gedauert, ehe die Griechen in Morea Kunde davon erhielten). Der Vf., der damals im Dienste des Hospodars Michael Soutzo war, ist der Meinung, daß die Unternehmung Ypsilanti's von einem glücklichen Erfolge hätte begleitet seyn können, wenn dieser Chef mit weniger Unentschlossenheit und Furchtsamkeit zu Werke gegangen wäre; er hätte schnell die Donau überschreiten und sich des schlecht befestigten Silistria und anderer Türkischen Festungen versichern sollen. Wie wäre dieß aber bey den geringen Streitkräften, die Ypsilanti zu Gebote standen (anfangs folgten ihm etwa 1600 Mann, später hatte er an die 12000 gänzlich undisciplinierter und zum Theil schlecht bewaffneter Menschen zu seiner Verfügung, die mehrentheils nur auf Rauben und Plündern bedacht waren) möglich gewesen? — Der Vf. nahm lebhaft die Partey der Insurgenten, tadelt aber heftig die Proclamation Ypsilanti's, in wel-

cher, er baldige Hülfe von Rußland versprach. Zwar vergrößerte er dadurch anfangs seine Parthey, allein als der Kaiser von Rußland gleich nachher die bekannte Erklärung gegen Ypsilanti erscheinen ließ, da sah sich dieser bald von denen verlassen, die Anhänglichkeit an die Russische Politik, oder Furcht vor der Russischen Macht zu seinen Fahnen geführt hatte. Insbesondere entzogen sich die Bojaren in beiden Fürstenthümern aller Theilnahme an der Insurrection. Ypsilanti wollte Freyheit und Gleichheit proclamieren, und nicht ohne Mühe verhinderte ihn der Vf., die schon gedruckte Proclamation bekannt machen zu lassen. Der Verf. gibt zu verstehen, daß über das Verhältniß Ypsilanti's zu dem Kaiser von Rußland ein Schleyer des Geheimnisses ruhe, so wie er überhaupt über den Antheil, den Rußland an dem Ausbruch der Griechischen Insurrection gehabt habe, nur Winke gibt. Der Türkische Kaiser aber, behauptet er, sah das Ereigniß lediglich als ein Werk der Intriguen Rußlands an; — ein blutdürstiger, rachsüchtiger Tyrann, beschloß er, die Griechische Nation ganz auszurotten.

Ganz anders wie in der Wallachey und Moldau ward der Insurrectionskrieg im westlichen Griechenland geführt. Colocotroni, in der Englischen Armee gebildet, machte sich Meister vom platten Lande im Peloponnes und blokierte Tripolitza. Die Sulioten machten sich frey; Marco Botzaris und Odysseus schlugen die Türken in mehreren Gefechten; die Halbinsel Cassandria vertheidigte sich mit Erfolg. Unter den Inseln stellen Hydra, Spezzia und Ypsara, durch den Seehandel reich und blühend geworden, eine Flotte, die, durch die Geschicklichkeit und Tapferkeit ihrer Capitäns und Matrosen, sich bald den Türken furchtbar macht, und größeren Antheil an dem ersten Erfolge der Insurrection hat, als die auf dem Lande kämpfenden Griechen. Diese dritte Abtheilung,

so wie das ganze Werk schließt sich mit der Einnahme von Missolunghi.

Die Vorgänge in der Wallachey und Moldau beschreibt der Vf. als Augenzeuge und Theilnehmer, die übrige Griechische Insurrection aus außerdem sehr bekannten Quellen, weshalb hier keine neue Thatsachen vorkommen. Seine Schrift hat eine mehr politische als historische Tendenz, die sich aus seiner gegenwärtigen Stellung zu dem Grafen Capodistria leicht erklären läßt. Europa für die wiedergeborenen Griechen zu interessieren, geben ihm jene unzweydeutigen Beweise von Tapferkeit und Patriotismus ein weites Feld; die Namen der Capitäns, die noch die Waffen führen, mußten geschont werden, mochten sie sich noch so sehr durch Eigennutz und Verrath besudelt haben; ihrer bedarf man noch; über die Administratoren wird das Verdammungsurtheil gesprochen, sie sind die vorzüglichste Ursache des Mißlingens der weisesten Pläne; anders wird die neu aufgehende Sonne seyn! Aber wie verschieden ist auch die Lage des Grafen Capodistria? Von der Türkischen arglistigen Politik, Grausamkeit und Barbarey wird mit Recht viel gesagt, und doch suchen die civilisiertesten Staaten in Europa, zur Schande der Menschheit das Reich des Schreckens aufrecht zu erhalten. Wie, wenn einst das beynahe vergessene Kirchengebet wider den Türkenmord aus Noth wieder von uns hervorgesucht werden müßte? Ja, der gegenwärtige Türkische Sultan und sein Volk ist noch eben so Barbar, eben so grausam. Aber auch so furchtbar als jener Soliman, vor dem Europa zitterte? Es gefällt dem Vf. das Türkische Reich als so ganz wehrlos darzustellen; fast möchte der Feldzug von 1828 auf andere Gedanken führen. Das hochherzige England war lange Zeit der bitterste Feind der für ihre Befreyung kämpfenden Griechen. Listig genug schiebt unser Vf. den Sir Thomas Maitland als den Sündenbock vor. Wird die Handelspolitik

der Engländer nicht einen oder mehrere Maitlands wieder entstehen lassen? Dem Minister, der auf dem Congreß zu Leybach die Hauptrolle spielte, wird natürlich keine Lobrede gehalten, den Franzosen aber beyläufig viel Artiges gesagt. Vor allen glänzt Lord Byrons Name hervor. Vielleicht möchte man aber auch von ihm sagen: 'er starb zur rechten Zeit.' Aber auch von Kaiser Alexander? Vielleicht lüftet die Zeit bald den Schleyer über sein geheimnißvolles Verhältniß zu der Griechischen Insurrection.

Paris.

Chez Schubart et Heideloff, 1828: Histoire de Joaquin Murat, par M. Leonard Gallois, auteur de l'histoire de Napoléon d'après lui même, de l'histoire abrégée de l'inquisition d'Espagne etc. IV und 416 S.

Wenn gewöhnlich der Mangel an Materialien das größte Hinderniß für den Geschichtsschreiber oder Geschichtsforscher ist, so möchte es fast scheinen daß bey den Ereignissen der neuesten Zeit die Ueberfülle von Materialien aller Art die Erforschung der Wahrheit einst eben so sehr erschweren werden, und es dürfte daher schon jetzt nicht überflüssig seyn das Brauchbare von dem Unbrauchbaren und Ueberflüssigen zu trennen. Unter die letztere Classe von Beyträgen zur Zeitgeschichte müssen wir aber — ohne ihr das Verdienst einer brauchbaren Compilation absprechen zu wollen — vorliegende Geschichte des Exköniges von Neapel rechnen. Daß man jetzt auch anfängt nicht nur Memoiren sondern auch Monographieen der untergeordnetern Theilnehmer an den großen Ereignissen der letzten funfzig Jahre bekannt zu machen, ist in der Ordnung, obgleich die erstern wohl unstreitig viel mehr Werth haben; denn ein verhältnißmäßig unbedeutender Mann kann sehr brauchbare Berichte von dem was um ihn her

vorgeht, liefern, schwerlich aber einen gründlichen Stoff für eine Biographie abgeben. Dies gilt vor allen von den Umgebungen Napoleon's, und jede neue Aufklärung über sein Wirken, beweist wenigstens dies immer mehr, daß er allein verantwortlich dafür ist, daß er nur Werkzeuge um sich hatte. — Daß unter diesen Werkzeugen Murat eines der brauchbarsten in der Hand des Meisters, aber auch, sich selbst überlassen, einer der unbedeutendsten gewesen, geht aus früheren Berichten von den verschiedensten Seiten, zur Genüge hervor, und wird, obgleich wahrscheinlich gegen die Absicht des Verfassers, durch das vorliegende Werk bestätigt. Es läßt sich übrigens allerdings nicht leugnen, daß Murat's Charakter und ganze Erscheinung etwas glänzendes hat, was romantisch oder poetisch hätte werden können, wenn es einen Wirkungskreis andrer Art gefunden hätte und wenn es weniger theatralisch gewesen wäre. Murat hätte ein ganz interessanter Räuberhauptmann, Guerillenführer oder sonstiger Abenteurer werden können ohne je etwas Bedeutendes zu entscheiden; statt dessen aber ergreift ihn Napoleon und wirft ihn an der Spitze der Reiterey der großen Armee auf die entscheidenden Puncte: so glänzt Murat's Name im Moniteur, und in der Weltgeschichte, aber er bleibt Werkzeug, ein scharfes Schwerdt in einer Hand die es zu führen versteht. Poetisches individuelles Interesse kann ihm seine abenteurliche Tracht, können ihm seine — fast möchte man sagen, dummen Streiche nicht geben. Der gänzliche Mangel eines solchen Interesse dürfte auch vielleicht das seyn, was ein großer Theil der Leser dem vorliegenden Buche besonders vorwerfen werden, da sie dasselbe nach dem Bilde was gewisse Schriftsteller z. B. Segur von Murat entworfen, zuversichtlich darin suchen werden. Daß das Buch weder über die Zeitereignisse noch eigentlich über Murat selbst irgend einen erhebli-

chen neuen Aufschluß gibt, wird ihm weniger nachtheilig seyn, da die Zahl der Leser welche eben so viel weglassen als sie lesen, groß genug ist; wir aber können nicht umhin auch das zu rügen, daß der Verf. sich durchaus nicht über seinen Beruf zu dieser Arbeit ausweist, so daß auch seine Bestätigung bekannter Thatsachen nicht den Werth hat, den sie haben könnte, wenn er als Augenzeuge spräche oder unbekannte Quellen, Aussagen, Berichte benutzt hätte. — So wie Murat mit sehr untergeordneten militärischen Talenten viel zu Entscheidungen der wichtigsten Kriegsereignisse beygetragen hat, so brachten es auch seine Verhältnisse mit sich, daß er als König von Neapel eine sehr bedeutende und für jenes Land heilsame Wirksamkeit übte, ohne irgend eine Eigenschaft des Herrschers auch nur im mäßigem Grade zu besitzen. Daß Murat's Regierung sehr wohlthätig für Neapel war, kann nur der blindeste Parteyhaß oder feiler Eigennutz läugnen, obgleich diese Epoche in der Geschichte jenes unglücklichen Landes vielleicht dem Contraste mit der vorhergehenden und nachfolgenden einen großen Theil ihres Glanzes verdankt. Aber wie dem auch sey, das Verdienst davon gebührt nicht sowohl Murat als dem System, dessen Einführung eine natürliche Folge der Französischen Herrschaft war, und allenfalls Männern wie Salicetti u. A. die zur Einführung und Aufhebung eines solchen Systems geschaffen waren. Das System selbst konnte nirgends weniger schlimme und mehr gute Folgen haben als in Neapel, wo es nur Misbräuche vorfand. Französische Parteyschriftsteller haben Murat's Betragen im Jahr 1814 treulos und undankbar genannt, aber als König von Neapel war es ihm kaum zu verargen, daß er dem Beyspiele so vieler anderer Fürsten und dem Rathe des Narren im König Lear folgte: let go thy hold when a great wheel runs down hill,

lest it break thy neck with following it; wenn gleich Napoleon ihn freylich kaum anders denn als seinen Statthalter in Neapel angesehen wissen wollte. Im Jahr 1815 wurde Murat ein Opfer seiner Politik, die gewiß weniger zeitgemäß war als die des vorhergehenden Jahrs; obgleich wohl auch ein entgegensetztes Verfahren ihm die Krone von Neapel nicht würde gesichert haben. Dieß konnte allein der Sieg, und daß der unglückliche Ausgang dieses Feldzugs eben so sehr den Fehlern des Führers als der Feigheit des Heeres zuzuschreiben sey, geht sogar aus der Darstellung des Hn. Gallois hervor. Nach der Niederlage bey Tolentino verlor Murat ganz den Kopf und die nähern Umstände seiner Flucht aus Neapel sind um so weniger ehrenvoll, wenn man sie mit dem festen Benehmen der Königin vergleicht, die noch mehrere Tage nach Murats Abreise, mit Hülfe der Nationalgarde den Pöbel in Schranken zu halten wußte. Als sie sich endlich nach dem Castello del Ovo zurückziehen mußte, verlangte sie vom Commodore Campbell der in der Bay lag unter den Schutz der Britischen Flagge aufgenommen zu werden. Dieser forderte dagegen die Auslieferung zweyer neapolitanischer Linienschiffe, und aller Vorräthe des Marinearsenals, nicht an Ferdinand IV. sondern an England. Dem zufolge gieng die Königin mit ihrem Gefolge an Bord des Tremendous, allein Lord Exmouth der gleich darauf mit funfzehn Linienschiffen einlief, erklärte Campbell habe seine Vollmachten überschritten, und die Königin wurde an Oesterreich ausgeliefert. Campbell wird sich ohne Zweifel mit Lord Bentink leichter getröstet haben als die Königin von Neapel mit den Genuesern. —

Ueber die fernern Schicksale Murat's von seiner Landung in Marseille, bis zu seiner Landung und Hinrichtung in Pizzo, wiederholt Herr Gallois größtentheils die Berichte von Maceroni und

die spätern und vollständigen des Generals Franceschetti und des Pseudonymen Sergeanten Guillemard. — In Marseille angekommen, fand sich Murat durch Napoleon's Ablehnen seiner Dienste bey dem Heere, und nach der Schlacht bey Waterloo durch die royalistischen Bewegungen im Süden, und durch das Ausbleiben aller Antworten der hohen Alliirten in der peinlichsten Lage. Herr von Riviere der an der Spitze der Royalisten in der Provence stand, setzte einen Preis von 48000 Franken auf Murat's Kopf zur Vergeltung dafür, daß Murat ihm das Leben gerettet, als er, in die Verschwörung Pichegru's verflochten zum Tode verurtheilt worden. Nach mancherley Abenteuren und Gefahren gelang es Murat auf einem kleinen Fahrzeuge nach Bastia in Corsica zu entkommen. Die günstige Aufnahme die er hier von Seiten der wackern Corsen fand, scheint zuerst den Gedanken in ihm geweckt zu haben, daß er sich nur in Neapel zu zeigen brauche um mit eben dem Jubel empfangen zu werden und seine Krone wieder zu erwerben. Außerdem hatte das Ungewisse, Gefährliche seiner Lage, das Ausbleiben aller Mittheilungen von den Alliirten Mächten seine Geduld erschöpft, und sein kühner, abenteuerlicher Sinn that das übrige um seinen Entschluß zu bestimmen. Einer seiner Agenten (Oberst Maceroni) der ihm von Seiten des Kaisers von Oesterreich ein Asyl anbot, was Murat sehr übertrieben ein Gefängniß nannte, kam zu spät und vermochte seinen Entschluß nicht mehr wankend zu machen. Man hat hier und da die Vermuthung geäußert, daß die Neapolitan. Regierung selbst durch falsche Berichte und Einladungen den Exkönig zu dieser tollkühnen Unternehmung verleitet habe; allein hiervon findet sich nirgends eine Spur und der Schrecken den Murat's Landung bey der Regierung und dem Hofe in Neapel verbreitete war zu aufrichtig, als daß nicht schon dieß hin-

reichen sollte jene Verläumbdung zu widerlegen. Dieser Punct ist übrigens durch den Bericht des General Coletta (pochi fatti sú Gioachimo Murat etc.) hinreichend erörtert. Es erscheint zwar allerdings ein cavaliere Carabelli unter Murat's Umgebungen zu Bastia und Ajaccio, als geheimer Agent der legitimen Regierung von Neapel; allein seine Wirksamkeit beschränkt sich darauf, Uneinigkeit und Mistrauen unter Murat's Gefolge zu verbreiten. Das Zurückbleiben des größten Theils der wenigen Truppen die Theil an Murat's Expedition nehmen sollten, das zweydeutige Benehmen des Capitain Courrand und des Schiffscapitain Barbara, welches besonders zu Murat's Untergang beytrug, ist ohne Zweifel das Werk des Cavaliere Carabelli. — Den 29. Septr. 1815 ging die Expedition unter Segel, bestehend aus sechs Feluken und Balancellen mit 250 Soldaten, Officieren und Seeleuten an Bord. Im Angesicht der Küste von Calabrien die sie am 6. October erreichten, zerstreute ein Windstoß die leichten Fahrzeuge und bald befand sich Murat mit seiner eigenen, vom Capitain Barbara befehligten Feluke und einer andern im Angesicht von Pizzo. Hier entschloß er sich auf das Zureden seiner Umgebung seine Absicht auf die Neapolitanische Krone aufzugeben und, der Einladung Oesterreich's folgend, sich nach Triest zu begeben. Dem gemäß wurden die mitgebrachten Proclamationen an das Neapolitanische Volk über Bord geworfen. Barbara sollte nun in Pizzo landen um Lebensmittel und Wasser für die Reise nach Triest herbeyzuschaffen; allein er weigerte sich ohne Murat's Pässe ans Land zu gehen, um sich zu legitimieren. Im Zorn über diesen Ungehorsam rief Murat: „puisqu'on refuse de m'obéir, je dèbarquerai moi-même,“ und stieg wirklich an der Spitze von ein und dreißig Personen (Officiere, Soldaten, Bedienten) ans Land wo ihn einige Matro-

sen die ihn erkannten mit dem Ruf! viva il Ré Gioachimo! empfingen. Auf dem Marktplatze von Pizzo fand er da es Sonntag-Morgen war die Nationalgarde unter den Waffen und eine Menge Landvolk versammelt, die er durch den Ruf: viva il Ré Gioachimo für sich zu gewinnen versuchte; allein da er keine Erwiderung fand, eilte er landeinwärts auf dem Wege nach Monteleone. Bald aber sah er sich von Feinden umringt, mehrere seiner Begleiter durch Flintenschüsse verwundet, die er zu erwidern verbot, endlich gezwungen nach dem Strande zurückzufliehen um sich auf seine Fahrzeuge zu retten. Diese aber hatten die offne See gewonnen, und vergebens suchte Murat einen Kahn, den er am Strande fand, flott zu machen — seine Verfolger erreichten ihn während dieser Bemühungen, er ward nebst allen seinen Begleitern gefangen und nicht ohne unnütze Mißhandlungen in einen Kerker des Castell von Pizzo geschleppt. Die Ankunft des General Nunziante mit Linientruppen erleichterte das Schicksal der Gefangenen und Murat wurde fortan mit aller Achtung und Schonung behandelt welche die Umstände zuließen. Die Witterung erschwerte die Communication mit Neapel durch den Telegraphen und erst den 13. kam der Befehl den General Murat vor ein Kriegsgericht von zehn Officieren zu stellen, was ihn mit Anwendung der Art. 87 und 91 des code pénal einstimmig zum Tode verurtheilte. Dieß Urtheil schien dem Exkönig sehr unerwartet und er protestierte heftig dagegen, so wie er es gegen die Competenz seiner Richter gethan: doch faßte er sich bald und ging dem Tode mit der Ruhe des tapfern Kriegers entgegen. Er wollte sich nicht die Augen verbinden lassen und rief den Soldaten die das Urtheil vollstrecken sollten, zu: sauvez le visage visez au coeur. Ein Zug von Eitelkeit, der unter

diesen Umständen wohl eher rührend als lächerlich erscheinen mag. Für ausführlichere Nachrichten über Murats Aufenthalt in Pizzo, das Verfahren gegen ihn und seine letzten Augenblicke, verweisen wir auf das vorliegende Werk und erlauben uns nur noch eine kurze Bemerkung. Daß Murat gegen ein Verfahren protestierte was ihm das Leben kostete, daß er seine Feinde des Mangels an Großmuth beschuldigte, an seine Verdienste um Neapel erinnerte etc. ist sehr zu entschuldigen, allein nicht so die Declamationen die von einigen Seiten gegen dieß Verfahren erhoben worden sind, um es als eine Verletzung des Völkerrechts, als einen politisch-juristischen Mord zu brandmarken. Daß Murat Corsica mit dem Entschluß verließ die in Neapel bestehende Regierung umzustoßen, liegt am Tage, und wenn er in dem Augenblick vor seiner Landung diesen Entschluß änderte, um sich nach Triest zu begeben, so beweist sein Benehmen bey und gleich nach der Landung selbst, daß er auch diesen letzten Entschluß wieder geändert hatte, oder überhaupt nicht wußte was er wollte. Dieß Benehmen war aber von der Art, daß es den Gesetzen nach die Todesstrafe nach sich ziehen mußte: Gebietsverletzung mit bewaffneter Hand und Nichtachtung der Sanitäts- und Mauthgesetze, und Versuch das Volk zur Empörung zu verleiten. Die Neapolitanische Regierung hätte zwar ausnehmend großmüthig gehandelt, wenn sie das Recht was sie ohne Zweifel besaß, nicht ausgeübt hätte, allein die Ausübung dieses Rechtes ihr zum Verbrechen zu rechnen ist um so sonderbarer, da der Vorwurf von einer Partey kommt, die sonst wenig Neigung zu politischer Empfindsamkeit zu zeigen pflegte. — Wenn Murat das Recht hatte sein Reich wieder zu erobern, so hatte Ferdinand IV. doch wenigstens eben so sehr das Recht ihn erschießen zu lassen.

B. A. H.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

100. Stück.
Den 20. Junius 1829.

Calcutta.

Transactions of the medical and physical Society of Calcutta. Vol. III. 1827. XIX u. 454 S. (s. G. g. A. St. 76).

Ueber Diarrhoea hectica. Von J. Tytler Esq. Der Vf. versteht unter dieser Benennung eine in Ostindien so gewöhnliche Krankheit, daß beynahe drey Viertel aller Todesfälle in den unteren Klassen der Eingeborenen von Hindostan ihr angehören. Sie ist in der Mitte und am Ende der Regenzeit, so wie während der Kälte am häufigsten, wird wahrscheinlich durch die dann sehr abwechselnde Witterung, so wie durch die schlechten vegetabilischen Nahrungsmittel erzeugt, und zeigt sich unter folgenden Symptomen: der früher kräftige Kranke wird träge, sein Puls schwach und etwas beschleunigt, er hat in 24 Stunden vier bis fünf wässerichte Stühle. Bald fängt er an, vorzüglich an den Schenkeln abzumagern, sein Fleisch fühlt sich nicht elastisch an, die Haut hängt lose über dem Leibe; die Zunge bleibt rein, der

Appetit verliert sich, die Stühle werden häufiger, und bestehen aus einer pulpösen grauen Masse und einer hellgelben, sind zuweilen auch mit ein wenig Blut untermischt, haben dabey einen ganz eigenthümlichen Geruch, der ganze Schwärme von Fliegen herbeyzieht, deren sich die Kranken kaum erwehren können. So dauert es Tage, Wochen, oder auch Monate; die Abmagerung, die Abnahme der Kräfte, die Appetitlosigkeit nehmen zu, so auch die Stühle, insbesondere während den kalten Nächten; Oedeme der Extremitäten und des Gesichtes stellen sich ein; zuletzt verfällt der Kranke in einen beständigen Schlummer, die Stühle werden unwillkürlich, und er stirbt aufs äußerste abgemagert. Bey der Leichenöffnung findet man manchmal eine Röthung der dünnen Gedärme, meistens Anschwellung der mesenterischen Drüsen, zuweilen Anschwellung der Milz. — Der Verf. hält das Uebel für eine biliöse Diarrhoe, bey welcher die Leber sich abwechselnd bald in einem Zustande erhöhter Thätigkeit befindet, in welchem sie eine übermäßige Menge schlecht beschaffener Galle absondert, bald in einem Zustande von Torpidität. Bey der Behandlung ist eine bessere Diät als die gewohnte die Hauptsache, von Arzeneyen leistet nur das Opium zuweilen gute Dienste, jedoch muß es in starken Gaben gebraucht werden, welche im Durchschnitt von den Indiern viel besser vertragen werden, als von den Europäern. — Nachricht über die Mineralquellen von Sonah. Von L. Ludlow Esq. Sie haben eine Wärme von 108 Grad, enthalten vorzüglich Schwefelwasserstoffgas, und werden bis jetzt fast nur zum Baden benutzt. — Skizze einer medicinischen Topographie von Arracan, nebst Bemerkungen über die daselbst vom April 1825 bis Januar 1826 herrschenden Krankheiten. Von R. N.

Burnard Esq. — Bemerkungen über die Krankheit, welche im J. 1825 unter den Europäischen Truppen in Arracan herrschte, so wie über die medicinische Topographie jener Gegend. Von W. Stevenson Esq. Beide Abhandlungen, welche über hundert Seiten einnehmen, können nur für den in jenen Gegenden practisierenden Arzt von bedeutendem Interesse seyn, Ref. glaubt daher, wenn er sie gleich mit Vergnügen las, sie hier übergehen zu dürfen, zumal da ein einigermaßen vollständiger Auszug aus ihnen, bey den beschränkten Grenzen dieser Blätter, zu weit führen würde, auch die allgemeinen Grundzüge des Characters jener Gegenden und ihrer Krankheiten, wohl als bekannt vorauszusetzen sind. — Geschichte einer glücklich exstirpierten Geschwulst im Gesichte eines Eingeborenen. Von J. Hutchinson Esq. Diese Geschwulst befand sich zwischen der Lippe und dem Augenliede, konnte von den Gesichtsmuskeln etwas bewegt werden, war uneben, knotig und mit vielen varikösen Gefäßen auf der Oberfläche versehen, und an der unteren Fläche etwas ulceriert. Zu ihrem Wachsthum hatte sie acht Jahre gebraucht, schmerzte beym Antasten nicht, wohl aber bey Witterungsveränderungen, und schwächte ihren Inhaber sehr. Der Verf. exstirpierte sie, wobey sechs bis sieben Gefäße unterbunden werden mußten, und vereinigte die Wunden dann durch Nadeln und Faden. Sie wog zwey Pfund. — Bericht über ein epidemisches bösartiges Geschwür oder Hospitalbrand. Von J. Adam M. D. Dieß Uebel zeigte sich zuerst im October 1819 unter den eingeborenen Truppen zu Hussingabad, während es die Europäischen fast gänzlich verschonte. Die Geschwüre hörten auf zu eitern, die Granulationen wurden blaß, die Oberfläche verlor ihre Vitalität, wäh-

rend die Thätigkeit in den benachbarten Theilen erhöht wurde; die Empfindlichkeit der letzteren nahm bedeutend zu, es stellte sich Fieber ein, und das Aussehen des Kranken deutete auf großes Leiden hin, und stand in gar keinem Verhältnisse zu den Schmerzen des Kranken. Die Fortschritte des Brandes waren rasch, die Zerstörung verbreitete sich nach allen Seiten und in die Tiefe, durch Zellgewebe und Muskeln; die abgestorbenen Theile sahen grau aus, sonderten nur wenig Feuchtigkeit ab, verbreiteten einen sehr übeln Geruch, der Puls wurde schnell und hart, die Zunge weiß belegt, die Haut heiß, die durchgefressenen Blutgefäße veranlaßten heftige Blutungen. Einen tödtlichen Ausgang beobachtete der Vf. nie, auch war die Genesung ziemlich rasch; als Ursache glaubt er die schlechte Verpflegung der Truppen ansehen zu müssen, welche besonders im October, wo der Wind sich von Süd-West nach Nord-Ost drehte und sehr kalt war, ihren Einfluß äußern konnte, und zugleich remittierende und intermittierende Fieber erzeugte. Von äußerlichen Mitteln schien nur die Solutio arsenicalis vortheilhaft zu wirken, leider reichte der Vorrath derselben nur nicht weit, innerlich wurden vergeblich alle Mittel versucht, bis der Verf. den Calomel gab, welcher allein bis zur Salivation gereicht sich heilsam zeigte. — Ueber gangränöse Geschwüre. Von J. Leslie Esq. Der Verf. beobabachtete sie unter den Truppen auf Prince of Wales Island vom August 1825 bis März 1826. Im Ganzen waren sie den in der vorigen Abhandlung beschriebenen ähnlich, nur ungleich tiefer eingreifend, und bey weitem mehr Gefahr bringend, weshalb auch mehrere Individuen daran starben, bey anderen mit mehr oder minder glücklichem Erfolge die Amputation unternommen

werden mußte. Auch hier zeigte sich eine Veränderung der Diät, so wie des Aufenthaltsortes nur von zweifelhaftem Nutzen, auch hier leisteten Arzeneymittel, sowohl innerliche als äußerliche, nur wenig, am meisten von ersteren noch Abführungsmittel und Calomel mit Opium, von letzteren warme Wasserdämpfe und Salpetersäure, sowohl concentriert als auch verdünnt. — Fälle von Phthisis pulmonalis. Von J. Bird, Esq. Im Ganzen gehört die Lungenschwindsucht zu den seltenen Krankheiten in Ostindien, und entsteht dort nur sehr selten, wenn die Prädisposition dazu nicht sehr groß ist; haben sich aber einmal erst Tuberkeln gebildet, so schreiten sie rasch vorwärts, und werden immer tödtlich. Der Nachtheil, welchen man von dem wärmeren Klima, von der Veränderung des Aufenthaltsortes erwarten könnte, wird aufgewogen durch die Neigung zu dyspeptischen und Leber-Krankheiten, der natürlichen Folge des wärmeren Himmelsstriches. Die Haut des Schwindsüchtigen wird durch Fieberparoxysmen aufgeregt; sie, die an und für sich schon bey ihm träge ist, kann die ölichte Materie nicht absondern, welche, wenn sie mit der vermehrten Perspiration ausgeschieden wird, so viel dazu beyträgt die Wirkung der erhöhten Temperatur zu mäßigen; den Paroxysmen folgen profuse wässerichte Absonderungen, nach welchen die Haut eben so trocken ist wie zuvor, eine baldige Folge ist dann Appetitlosigkeit, Vollheit im Epigastrium, Schmerz im Unterleibe, Flatulenz, Durst, belegte Zunge, Verstopfung abwechselnd mit Diarrhöe und dyssenterischer Reizbarkeit ꝛc. Wie diesen Verlauf, der auch in Europa nicht selten ist, die Schwindsucht in Indien habe, zeigt der Vf. in drey, eben nicht besonders ausgezeichneten Krankengeschichten, nebst ihren Lei-

chenöffnungen, in allen litt die Leber nicht viel weniger als die Lungen. — Bemerkungen über die Krankheit, welche 1825 unter den Truppen zu Goruckpore herrschte. Von D. Buttler M. D. Das Cantonnement dieser Truppen lag auf einem Hügel, welcher von zwey Seiten von einem meilenlangen Sumpfe begrenzt war, der wegen des ungewöhnlich kärglich fallenden Regens nicht ganz unter Wasser gesetzt wurde. Die Folge hiervon war eine Menge hartnäckiger intermittierenden Fieber, die eine oft tödtliche Schwäche zurückließen, besonders, wenn sie mit Diarrhöen verbunden waren. — Ueber das Grasöl von Nemaur. Von J. Forsyth Esq. Dieses inländische Heilmittel ist ein ätherisches Oel, welches durch Destillation des frischen Krautes gewonnen wird, und soll äußerlich eingerieben bey hartnäckigen Rheumatismen von großem Nutzen seyn. Von welcher Pflanze es herstamme, ist nicht angegeben. — Beschreibung eines Falles von Fungus haematodes. Von C. Macpherson, Esq. Nach einigen vorangeschickten, allgemeinen Bemerkungen über Fung. haemat., die nur das Bekannte enthalten, kommt der Vf. auf den von ihm beobachteten Fall. Es hatte sich bey einem dreyjährigen Knaben der Fungus in etwa vier Monaten in der Augenhöhle ausgebildet; als der Verf. ihn zuerst sah, war er rund, an der einen Seite blau, an der andern dunkelroth, bedeckte beynahe die ganze linke Backe, hing mit beiden Augenliedern fast überall fest zusammen, blutete von Zeit zu Zeit heftig, und hatte das Kind aufs höchste abgemagert. Ohne Zeitverlust wurde wenn gleich mit wenig Hoffnung des Erfolges operiert, wobey man die gleichfalls krankhaften Augenlieder beide mit entfernen mußte. Die Blutung war sehr bedeutend, stand aber bey eintre=

kender Ohnmacht bald, und die Heilung erfolgte unter dem Gebrauche von Abführungsmitteln und China in verhältnißmäßig sehr kurzer Zeit. Der exstirpierte Fungus wog 7 Unzen 5 Drachmen. — Fall einer eigenthümlichen Geschwulst in dem Auge eines neugeborenen Kindes, welche mit Erfolg exstirpiert wurde. Von H. Clarke, Esq. Mit einer Abbildung. Diese Geschwulst, bey einem vierjährigen Knaben, ragte in der Größe einer Orange aus der Orbita hervor, und an der Spitze befand sich der in eine feste fibröse Masse ausgeartete Augapfel; das obere und untere Augenlied waren sehr ausgedehnt und hingen fest mit ihr zusammen. Von der Entstehungsweise konnte man nichts weiter in Erfahrung bringen, als daß das Uebel sich etwa seit drey Monaten ausgebildet habe, und noch im Wachsen begriffen sey. Der Verf. begann die Operation damit, daß er die Augenlieder los löste, und dann die Geschwulst von ihren sehr festen Verbindungen mit der Orbita trennte. Die Substanz derselben war dem Gehirn sehr ähnlich und dunkelfarbig, auch ergoß sich eine dem Milchrahm ähnliche Flüssigkeit aus ihr; von der eigentlichen Structur des Auges war auch kaum eine Spur mehr übrig. — Fall von Fungus des Augapfels. Von W. Twining, Esq. Mit einer Abbildung. Dieser Fungus ragte größer als ein Ey zwischen den Augenliedern hervor, war roth, hart, granuliert, blutete beym Druck nur wenig, eiterte aber beständig. Die Augenlieder umgaben seine Basis vollständig, waren aber nicht mit ihm verwachsen, auch schien er nirgend sehr fest zu sitzen, als nur auf der Thränendrüse. Seine Entfernung gelang nach gehöriger Erweiterung der Augenliederspalte mit Leichtigkeit, jedoch mußten ein paar Gefäße unterbunden werden; nach vier

Wochen war die Heilung vollendet. Die Geschwulst bestand aus einem festen granulösen Gewebe; in ihrer Mitte zeigten sich noch Spuren des zerstörten Augapfels. — Fall von Geschwulst in der Orbita. Von C. G. Egerton, Esq. Diese Geschwulst nahm die Nasenseite der Orbita ein, das Auge war dabey gesund und seine Sehkraft unverletzt. Seine zunehmende Größe, die Schwierigkeit die Augenlieder zu schließen, die damit verbundenen Kopf- und Augenschmerzen, so wie die Schlaflosigkeit zwangen zur Operation. Zuerst wurden das obere und untere Augenlied in geringer Entfernug von den Punct. lachrymal. quer bis zu ihrer Insertion durchschnitten, dann mit einem Skalpel in die Geschwulst gestochen, und so viel als möglich von ihr hinweggenommen. Nach gestillter Blutung, wurde der Theil, welcher am Augapfel fest saß, wegpräpariert, und es zeigte sich, daß der Adductor oculi ihre Grenze war; auch dieser, den man anfänglich für den Stiel derselben hielt, mußte, da er ganz mit ihr verwachsen war, entfernt werden. Ein leichter Verband schloß die Operation, welche den glücklichsten Erfolg hatte. Durchschnitten glich die Geschwulst ganz der Parotis, nur war sie etwas härter. — Ueber die Krankheiten, welche unter den Britischen Truppen in Rangoon herrschten. Von G. Waddell M. D. Der Verf. beginnt mit einer kurzen, keines Auszugs fähigen Topographie jener Stadt. Ihr Klima gilt im Ganzen für gesund, und die Krankheiten, welche sich zeigten, schreibt er größtentheils den Entbehrungen der Armee während einer ungünstigen Jahrszeit zu. Letztere theilt sich, wie überall in Bengalen, in die kalte, heiße und regnichte; die kalte fängt mit dem November an, und schließt mit dem Februar; die Tage sind dann

angenehm warm, rein und trocken, die Nächte kalt und feucht; März und April sind die heißesten Monate (bis 101 Grad im Schatten) Nachts aber ist die Hitze nicht sehr groß; Anfangs May beginnt der Regen und dauert bis zum October, während welcher Zeit die Vegetation in der üppigsten Fülle ist. Die Veränderungen der Temperatur sind dann sehr rasch; in der Zwischenzeit zwischen den Regenschauern glaubt man sich in einem heißen Dampfbade zu befinden, schnell überzieht sich aber der Himmel, und in Strömen stürzt der Regen mit einem heftigen kalten Winde, der das Thermometer bis auf 10 Grad bringt, herab; so wie er aufhört, ist es gleich wieder heiß. Diese Jahrszeit war es auch, in welcher sich vorzüglich Krankheiten unter den Truppen zeigten, und zwar remittierende und intermittierende Fieber, Ruhr, Gangräne und Skorbut. Von diesen letzteren drey spricht der Verf. nur ausführlich. Seine Schilderung der Ruhr zeigt sie uns, wie wir sie auch bey uns kennen; vom May bis Julius litt über die Hälfte aller Kranken daran, manchmal nahm sie mehr die Form einer Colonitis an, eine Gestalt, die sie nach dem Vf. öfter haben soll, und die sich durch Schmerz in der Richtung der Colon, geringeren Tenesmus, größere Schwäche und bey den Leichenöffnungen durch entzündliches Ergriffenseyn jenes Eingeweides auszeichnen soll. Bey der Behandlung pflegte er bey robusten Subjecten, und wenn das Uebel noch neu war, einen Aderlaß voranzuschicken, und sodann eine Skrupel Calomel zu geben, dem ein Abführungsmittel folgte. Diese Dosen Calomel wurden alle drey bis vier Stunden wiederholt, auch wohl durch Mercurial-Einreibungen unterstützt, bis sich ein Speichelfluß einstellte, der gewöhnlich Zeichen der Genesung war, Antimonial-

pulver und Opium wurden dem Quecksilber gelegentlich zugesetzt. Bey der Form als Colonitis leisteten alle Mittel nur wenig, am hülfreichsten waren noch Blutegel ad anum. Die Gangräne zeigte sich zuerst im August, unter der früher in diesen Blättern geschilderten Form, und zwar nur unter den Eingeborenen; eine entschieden wirksame Heilmethode konnte nicht ausgemittelt werden; dreymal machte sie eine Amputation nöthig, die jedoch nur einmal einen glücklichen Ausgang hatte. Der Skorbut zeigte sich vom September bis Februar, und zwar vorzugsweise unter den Europäern, und war bey den mangelhaften Hospitaleinrichtungen und den schlechten, fast nur aus halb faulem Salzfleisch und verdorbenem Zwieback bestehenden Nahrungsmitteln sehr hartnäckig. — Fall einer Lepra mercurialis. Von J. Johnstone M. D. Der Kranke wurde wegen Chankergeschwüre ins Hospital aufgenommen, die binnen einem Monat durch den Gebrauch von Mercurialpillen heilten. Noch während der Salivation nahm der Kranke ein kaltes Bad, und einige Tage später fing er an über ein heftiges Jucken und Hitze in der Schamgegend zu klagen, wo sich ein Erythema mit zahlreichen kleinen Bläschen zeigte. Trotz aller Mittel verbreitete sich dieser Ausschlag immer mehr und erstreckte sich zuletzt fast über den ganzen Körper, wobey sich die Haut abschälte und eine beißende Flüssigkeit sich ergoß. Kalkliniment und Bleywasser halfen nur temporär lindernd, und nur der Gebrauch des Oels aus dem Holze des Pinus Devadara sowohl äußerlich eingerieben, als innerlich Morgens und Abends zu einer Drachme brachten eine endliche Heilung zuwege. Es befördert die Ausdünstung und soll auch bey der Krätze von Nutzen seyn, erregt aber leicht Uebelkeit und Erbrechen. —

Bemerkungen über über das von den Eingebornen Gulancha genannte Heilmittel. Von Ram Cornol Shen, mitgetheilt von H. H. Wilson. Dieses Heilmittel ist das Menispermum cordifolium W., und wird von den Hindus für ein Roborans und Carminativum gehalten, welches den Appetit befördert, Kraft und Wärme im Körper verbreitet, die schlechten Säfte verbessert, die Würmer vertreibt, und bey Gonorrhöe, Gelbsucht, Katarrh, Leprosis und Rheumatismus, vorausgesetzt, daß kein heftiges inflammatorisches Fieber zugegen ist, nützt. Es wird als wässerichtes Extract, als Decoct und als Infusion gegeben. — Ueber den allgemeinen Gesundheitszustand in Indien. Von James Ranken, Esq. Der Vf. dieser, etwas gedehnten Abhandlung beschäftigt sich hier vorzüglich damit, nachzuweisen, auf welche Art die Miasmen im Allgemeinen nnd vorzugsweise in Indien entstehen und ihrer Natur nach entstehen müssen. Boden, große atmosphärische Hitze, überreiche Vegetation, anhaltender Regen mit darauf folgender Dürre sind die bekannten Momente ihrer Entstehung, und nirgends treffen sie wohl in größerer Intensität zusammen als gerade in Indien; rechnet man hierzu noch einen gänzlichen Mangel einer medicinischen Policey, so nimmt es wohl kein Wunder, daß jährlich eine so große Menge ihr Opfer werden. Ob die vom Vf. gemachten Vorschläge sie zu mindern, die Anlegung von Gesundheitsplätzen, deren Einrichtung angegeben wird, von Gesundheitsschiffen, auf welche man flüchten könne, von besonderen Kühlungsapparaten, Thermantidote getauft, zur Ausführung kommen werden, oder überall ausführbar seyen, möchte Ref. annoch bezweifeln. — Bemerkungen über die Krankheiten der Milz, insbesondere die in Bengalen häufige vasculöse An-

schwellung derselben. Von W. Twining Esq. Der Umstand, daß das genannte Uebel mit zu den häufigsten in Bengalen gehört, bewog den Vf. es einer näheren Prüfung zu unterwerfen, deren Resultate er hier mittheilt. Es zeigt sich oft als ein idiopathisches Leiden bey Kindern, als Folge des feuchten Klima, der schlechten Kleidung und Nahrungsmittel und Mangel an Bewegung, häufiger jedoch als Folgekrankheit von Fiebern bey denselben. Bey Erwachsenen wird es zum Theil durch schwächende Einflüsse, zum Theil durch langdauernde remittierende und intermittierende Fieber erzeugt. Zu seiner Entstehung ist große Hitze eben nicht nothwendig, vielmehr ist es weit häufiger wenn die kalten Nächte beginnen, nach Beendigung der Regenzeit, wo das Blut mehr zu den inneren Organen gedrängt wird. Die vasculöse Auftreibung der Milz characterisiert sich durch eine blasse leichenartige Farbe der Haut, blaues perlartiges Aussehen der Albuginea, trockene, krankhaft heiße Haut, Geschwulst und Empfindlichkeit der Milzgegend mit Spannung im Epigastrium, Durst bey reiner, trockener, zuweilen blasser, zuweilen hochrother Zunge, geringe, häufige Stühle mit Neigung zu Verstopfung, blassen, reichlichen Urin; schnellen, zuweilen harten Puls; Appetitlosigkeit, schlechte Verdauung und große Schwäche. Unter diesen Symptomen kehrt das Fieber oft zurück, das Stadium der Hitze zieht sich dann in die Länge. Der Verf. nennt dieß das irritative Stage der Milzanschwellung; in beiden Zuständen ist die Respiration unvollständig und langsam, die Stühle dunkelgefärbt, welches jedoch nicht von einer krankhaften Gallenabsonderung herrühren soll, sondern von einer für die Lungen vicariierenden Thätigkeit der dicken Gedärme, welche Kohlenstoff aus-

scheiden. Auch die ungewöhnliche Muskelschwäche ist er geneigt dem carbonisierten Blute in der Milz und also in der Nähe des Plexus solaris beyzumessen. Eine eigentliche Entzündung der Milzsubstanz oder ihrer Oberfläche ist in Bengalen sehr selten. Das Fortschreiten der Milzanschwellung ist den Umständen nach bald rasch, bald langsam; Dysenterien, Wassersucht und Blutspeyen, aber nicht Blutbrechen, gehen dem Tode meist voran. Was die Behandlung anbetrifft, so zeigt sich der beharrliche Gebrauch von Abführungsmitteln, mit Amaris und Eisenpräparaten, am nützlichsten, dabey eine milde, schmale Diät; im irritativen Stadium können Aderlaß und Blutegel nöthig werden. Die Leichenöffnungen haben folgende Resultate geliefert: 1) eine weiche Anschwellung, wie ein Blutklumpen in einem Sack, bald braun, bald blau; 2) lymphatische Ausschwitzungen auf der Oberfläche der Milz; 3) Adhäsionen an die benachbarten Eingeweide; 4) in veralteten Fällen eine leicht zu zerbröckelnde Verhärtung, ungefähr wie alter Käse; 5) cartilaginöse Verhärtung; die Häufigkeit dieser Krankheitserscheinungen ist wie die eben angeführte Reihefolge; hat das Uebel lange gedauert, so findet man eine Menge kleiner Geschwüre auf der inneren Fläche der dicken Gedärme. Diesen allgemeinen Erläuterungen läßt der Vf. eine Reihe von 23 höchst interessanten Krankengeschichten folgen, in einigen derselben wurde auch der Mercur versucht, allein mit ganz entschiedenem Nachtheil, weshalb er nicht genug davor warnen zu können glaubt; Jodine leistete gleichfalls nichts. Die Eingeborenen bedienen sich des Glüheisens in Verbindung mit abführenden Mitteln, und zwar mit gutem Nutzen, den auch die Erfahrung des Vfs. bestätigte, daneben ließ er Wasser trin-

ken, worin glühendes Eisen abgekühlt worden, vor allem aber räth er zu einer Entfernung aus dem Lande. — Ueber die Behandlung der krankhaften Milz durch die Eingeborenen. Von H. H. Wilson, Esq. Sie geben Abführungsmittel, namentlich Ricinusöl, bey heftigem Fieber und starken Schmerzen erweichende Getränke, lassen zur Ader, wobey sie die Milzgegend reiben, reichen Nitrum, präparierte Austernschalen mit leichten Gewürzen und wenden, wenn dieß nicht hilft, das Cauterium an. Von letzterem haben sie zwey Arten, entweder tröpfeln sie heißes Oel auf, oder sie stechen rothglühende Nadeln ein.

Anhang.

1) Ueber brandige Geschwüre. Von J. Langstaff, Esq. Der Vf. fand vorzüglich den Mercur von Nutzen, weniger den Arsenik, China ganz nutzlos. — 2) Bericht über die Cholera Morbus in Buxar. Von T. E. Dempster, Esq. Der Vf. stellte am Markte und den Straßenecken Indische Doctoren aus, welche den Erkrankten 80 Tropfen Laudanum mit eben so viel Aether sulphuricus in einer Unze Brantewein geben, und dieß in kurzen Zwischenräumen wiederholen mußten bis Besserung erfolgte; wurde dieß ausgebrochen, so fingen sie mit 10 Gran Calomel und zwey Gran Opium an. Auf diese Weise wurden beynahe alle gerettet, welche früh genug Hülfe suchten. Auch Aderlassen versuchte der Vf. und sah fast augenblicklich Genesung darauf folgen, wenn das Blut leicht floß und sich leicht in Serum und Coagulum trennte, wo es dagegen nur aus der Ader tröpfelte und gleich zum steifen Coagulum wurde, war der Aderlaß jedesmal nachtheilig. — 3) Menschenblattern nach der Vaccination. Von G. G. Spilsbury. Ein gewöhnlicher Fall. — 4) Ueber die Carniole, Agate, Jaspis ꝛc.

von Guzeratte. Von Dr. R. H. Kennedy. Der Vf. übersendet eine Sammlung derselben mit einigen Bemerkungen. — 5) Ueber die Behandlung des Indianischen Rheumatismus. Von J. Henderson, Esq. Der Vf. wendet im entzündlichen Stadium Antiphlogistica an, im chronischen empfiehlt er gewaltsame Bewegung des Körpers, troß der sie verursachenden Schmerzen. — 6) Ueber ein neues Präparat aus dem Neem-Baum (Melia Azedirachta). Von H. Piddington. Ein dem Quininum sulphuricum ähnliches Alkaloid. — 7. Dr. Scott schlägt das Chutwum als Surrogat für die China vor. Es enthält viel Bitteres, aber keine Gallussäure und keinen Gerbestoff. — 8) Beschreibung einer in Assam gebräuchlichen medicinischen Wurzel. Von R. Mac Isaac. Sie heißt Misimee Teeta, und scheint tonisch wirkend zu seyn. — 9) Ueber die Faba St. Ignatii als Specificum bey der Cholera. Von J. Baussell, Esq. Eine botanische Beschreibung dieser Pflanze. — 10) Ueber den Rhabarber vom Himalaya. Von Royle. Seine Wirksamkeit scheint sich zum Russischen zu verhalten wie zwey zu drey. — 11) Versuche mit diesem Rhabarber. Von Twining. Sie bestätigen obige Bemerkung, ja in einigen Fällen schien er, troß seiner schlechten Zubereitung eben so kräftig zu seyn, als dieser. — 12) Ueber ein Mittel gegen Cholera. Von Hazlewood. Ein Arcanum, welches in Africa stark gebraucht wird. — 13) Anwendung dieses Mittels. Von Sievwright. Ein Fall in welchem es sich von Nutzen zeigte, und zwar in 25 Minuten Genesung herbeyführte. — 14. Desgleichen von Twining. Drey Fälle, in denen es nichts leistete; so daß der Verf. nicht geneigt ist, es weiter zu versuchen. — 15) Ueber die heiße Quelle zu Ramghur. Von H. H. Wil-

son, Esq. — 16) Ueber zwey heiße Quellen in dem Thale von Nerbudda. Von G. G. Spilsbury, Esq. H.

Hameln.

Der Hannoverische Schulfreund. Eine Zeitschrift für Schulmänner, denen ihr Amt theuer ist, herausgegeben von Franz Ge. Ferdin. Schläger, Senior Minist. und Pastor Primar. in Hameln. Ersten Jahrganges 4tes Heft. 1828. S. 291 bis 384. — Wir freuen uns, den glücklichen Fortgang eines Unternehmens ankündigen zu können, das in dem Kreise, für welchen es bestimmt ist, gewiß segenreich wirken und mannigfaltigen Nutzen stiften wird. An diesem Erfolge darf ohne Zweifel ein Hauptantheil auch der Mannigfaltigkeit des Inhalts zugeschrieben werden, welche der würdige Herausgeber hinein zu bringen gewußt hat, denn so genau er sich auch in dem Kreise des Schulwesens hält, so bietet ihm doch der weite Umfang von diesem Stoff genug an, den er auch durch eine kluge Abwechselung der Behandlungsform — jetzt in ausführlicheren Abhandlungen, jetzt in kürzeren historischen Notizen und Auszügen, jetzt in anziehenden Anfragen und Aufgaben — unterhaltender zu machen weiß. Freylich kann aber der Fortgang des Unternehmens nur dadurch ganz gesichert werden, wenn ihn nach seiner am Schlusse dieses Heftes S. 384 angebrachten Bitte mehrere nicht nur einsichts- und geistvolle, sondern auch erfahrene Schulfreunde fortdauernd durch Beyträge unterstützen; doch auf diese läßt sich ja, wenn ein solches Werk einmal im Gange ist, gewöhnlich noch sicherer rechnen, als vor seinem Anfang.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

101. Stück.
Den 22. Junius 1829.

Schleswig.

Im Königl. Taubstummen-Institut: Nordfriesland im Mittelalter. Eine historische Skizze von Dr. A. L. J. Michelsen, der Gesellschaft für nordische Alterthumskunde zu Kopenhagen, und der Isländischen Literatur-Gesellschaft Mitgliede. Mit einem Wappen- und Urkundenbuche. 288 Seiten in 8.

Herr Dr. Michelsen, durch verschiedene rechtshistorische Arbeiten vielen unserer Leser bereits vortheilhaft bekannt, hat den ihm gestatteten Zutritt zu dem K. Archive in Kopenhagen benutzt um dem Publicum mit sachkundiger Hand eine beträchtliche Sammlung von bisher unbekannten Urkunden über die ältere Geschichte Nordfrieslands mitzutheilen. Zugleich hat er aus denselben und den bereits gedruckten Nachrichten über dieses Ländchen die jener beygefügte eben so gründlich bearbeitete als gut geschriebene Geschichte desselben entworfen. Mit treffenden Zügen hat der Verf. den Character der, auch unter dem Namen

der Strandfriesen bekannten Einwohner geschildert, welche geschaffen sind gegen die Meereswogen und auf denselben zu kämpfen, und aus deren Betrachtung es in einem durch Städtewesen, stehende Heere und Staatensysteme völlig umgestalteten Zeitalter möglich wird die Zustände der Völker, denen wir die Beherrschung des gewalsamen Elementes durch Schifffahrt und Deichbau in seinen ersten Anfängen verdanken, mit derjenigen Anschaulichkeit des Lebens, welche von der Geschichte gefordert wird, uns zu vergegenwärtigen. In kräftiger und liebevoller Auffassung ist zugleich vom Vf. der Geist des würdigen Bauernstandes der deutschen Niederungen erkannt worden und vieles beygebracht, was zugleich zur Kunde anderer friesischer Stämme dient, da die Untersuchung auf alle verschiedenartigen Zustände der bürgerlichen und geistlichen Verfassungen, so wie des geistigen Daseyns, so ferne sie sich dort im Mittelalter entwickelt hatten, erstreckt worden ist. Die Verhältnisse mit Dänemark bilden die Angel, um welche die Geschichte der Nordfriesen sich dreht, wie vielen unserer Leser aus der vor einigen Jahren von dem um die Schleswig-Holsteinische Landesgeschichte nicht minder als die deutsche Rechtsgeschichte hochverdienten Professor Falck neu herausgegebenen nordfriesischen Chronik des Anton Heimreich, (irrig Walter genannt) näher bekannt seyn wird. So wie über die Verhältnisse zu Dänemark, Schleswig und Holstein finden sich in dem vorliegenden Werke über diejenigen zu den Hansestädten und den Dithmarschen lehrreiche Aufschlüsse; wenn gleich diejenigen in Beziehung auf die nordfrisische Landesgeschichte selbst an sich des Studiums werth sind. Denn gewiß war es, wie der Verf. sagt, kein schlechter Ruhm ein Friese zu heißen und

es darf auch ihm eine Freude seyn, durch seine gediegene Darstellung bey den Nordfriesen 'das historische Gedächtniß,' welches ein Lebenspuls des Gemeinsinnes und das Auge der Vaterlands-liebe ist, von neuem zu wecken und zu stärken.' Die Selbstverläugnung, mit welcher er seiner ausgesprochenen und von uns durchaus getheilten Ueberzeugung, daß der gegenwärtige Zustand der Wissenschaft Geschichten einzelner Territorien (und denkwürdiger Erscheinungen) fordert, gefolgt ist, hat sich in Beziehung auf den zunächst liegenden Gegenstand, so wie auf die Geschichte der gedachten und anderer benachbarten Staaten, reichlich belohnt und niemand, welcher für die Geschichte der nordischen Staaten überhaupt ein Interesse hegt, wird ohne Vergnügen bey diesem Werke verweilen und ohne Belehrung von demselben scheiden.

Für die Hannoversche Landesgeschichte sind zwey der neu mitgetheilten Urkunden hervorzuheben, durch welche Herzog Otto von Braunschweig-Lüneburg im J. 1297 seine Erbgüter in Nordfriesland, Jütland und Fühnen an den Grafen Gerhard von Holstein und Schowenburg verkaufte. Ueber den fabelreichen Felsen, Helgoland genannt, finden sich hier manche interessante historische Nachrichten. Die Insel gehörte nach der Angabe des Verfs. zum Sprengel des Bisthumes Schleswig, ohne jedoch zu einer Probstey gerechnet zu werden. Der wohlunterrichtete H. Wolter (Meibom. Ss. Rer. Germ. II. 37) rechnet sie jedoch zur Bremer Diöcese, und führt zugleich ihren alten christlichen Namen, den der h. Ursula und der 11000 Jungfrauen an, welchen vermuthlich die von Eilbert erbaute Kirche geweiht war und die in dem Schiffe, welches jene Insel in ihrem alten Siegel führte, habe erkannt werden wollen. Neo-

die wahre Weihe des Historikers oft so leicht zu erkennen ist, wie bisher aus Geistesklarheit und Herzenswärme gewirkt, zu spenden nicht unterlassen.

J. M. L.

Hannover.

Geschichte des auf dem Reichstage zu Augsburg vom J. 1530 übergebenen Glaubensbekenntnisses der Protestanten, nebst den vornehmsten Lebensnachrichten aller auf dem Reichstage zu Augsburg gewesenen Päpstlich- und Evangelisch-Gesinnten. Von Heinrich Wilhelm Rotermund, Pastor Primarius am Dom zu Bremen, der Theologie und Philosophie Doctor. 1829. 488 Seiten in Octav.

Die Feyer des Angedenkens des vor dreyhundert Jahren auf dem Reichstage zu Augsburg übergebenen Glaubensbekenntnisses der protestantischen Partey, die uns für das nächste Jahr bevorsteht, konnte auf keine schicklichere und anständigere Art als durch die vorliegende Schrift eingeleitet und vorbereitet werden. Wenn aber irgend ein besonderes Ereigniß in der Geschichte der Reformation auch eine besondere Feyer und eine eigene dankbare Erinnerung verdient, so ist es die öffentliche Ausstellung dieser Urkunde und die solenne Uebergabe dieses Bekenntnisses, welches das wichtigste und folgenreichste Erzeugniß der Reformation wurde. Es ist daher immer unter uns anerkannt worden, daß es auch eine eigene Geschichte, oder eine besondere historisch-diplomatische und literarische Behandlung verdient. Der heiligen Pflicht ist auch schon frühzeitig genug gethan; und von Chyträus und Cö-

lestin an bis auf Müller, Knapp, Cyprian, Salig, Weber und Panzer herab, immer mehr zu dieser Specialgeschichte der Confession gesammelt und nachgetragen worden: ja der Vorrath von Notizen, die man dazu zusammengebracht hat, ist jetzt so groß geworden, daß es zum wahren Bedürfniß geworden ist, eine Registratur darüber aufzunehmen, um den Reichthum brauchbarer und übersehbarer zu machen. Gerade dieß ist es aber, was einer unserer ersten Literatoren in dieser Schrift gethan hat, und so weit erscheint sie uns als eine höchst zweckmäßige und würdige Einleitung zu der dritten Jubelfeyer ihrer Uebergabe.

Aus Gerechtigkeit gegen Herrn R. muß nur dabey ausdrücklich erinnert werden, daß es keine Geschichte der Reformation, sondern bloß die Geschichte der Augsburgischen Confession war, welche er geben wollte. Als Einleitung in diese mußte wohl nothwendig Einiges über die Umstände, welche die nächste Veranlassung dazu gaben, also besonders über die Stellung und über die Verhältnisse vorausgeschickt werden, in welche die reformierenden Stände im Reich durch ihre berufene Protestation gegen den Speyerschen Reichstags-Abschied dem Kaiser und der catholischen Partey gegenüber gekommen waren; dieß füllt jedoch nur einige wenige Blätter der ersten Hälfte aus, und die ganze Art der Behandlung, die der Vf. auf das allgemein Historische verwandte, verräth zugleich unverkennbar, und verräth wirklich hin und wieder nur allzu deutlich, daß er es nur als untergeordnet in Beziehung auf seinen Hauptzweck betrachtete. Alles hingegen, was die Confession unmittelbar betrifft, oder auch nur mittelbar berührt, wie die besondere Art ihrer Ent-

stehung, die Sorgfalt, die bis in die letzte Nacht vor ihrer Uebergabe hinein auf ihre Vollendung verwandt, die Umstände, unter denen sie dem Kaiser übergeben, von diesem aufgenommen, von den catholischen Theologen widerlegt, und von Melanchton in der ihrer Confutation entgegengesetzten Apologie vertheidigt wurde — besonders aber die verschiedenen veränderten und unveränderten, von Melanchton selbst, von andern protestantischen Theologen, von den protestantischen Ständen, aber auch von den Gegnern der protestantischen Partey veranstalteten, jetzt mehr und jetzt weniger autorisierten, jetzt mit einem angeblichen Original-Exemplar aus dem Reichs-Archiv oder aus der Kaiserlichen Canzley collationierten, jetzt durch eine andere Eigenheit — auch wohl nur durch einen Schreib- oder Druckfehler ausgezeichneten, älteren und neueren Ausgaben der Confession nach der Jahrfolge ihrer Erscheinung, — alles dieß ist nicht nur mit einer Sorgfalt, sondern mit einer Liebhaberey des Literators behandelt, die sich selbst bey der Auslegung ihres Reichthums und ihres Ueberflusses glücklich fühlt. Auch ist es ohne Zweifel vorzüglich diese, welcher man die ganze zweyte Hälfte des Werks zu danken hat, und für welche besonders der Historiker dem Verfasser danken wird, denn er findet darin die merkwürdigsten biographischen und mitunter auch bibliographischen Notizen von allen nur etwas bedeutenden Personen von den beiden Parteyen beysammen, die auf dem Reichstage zu Augsburg einander gegenüber standen.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

102. 103. Stück.
Den 25. Junius 1829.

Armenische Literatur.

Von Herrn C. F. Neumann aus Bayern (Herausgeber der Fragmente des Aristoteles περὶ πολιτειῶν), unserm vormaligen gelehrten Mitbürger, der sich jetzt wegen orientalischer Studien in Paris aufhält, hat die K. Societät d. W. einen schriftlichen Aufsatz über den jetzigen Zustand der Armenischen Literatur erhalten, aus dem wir das für die Leser dieser Blätter interessante mittheilen wollen.

In dem Kloster der catholischen Armenier auf St. Lazaro bey Venedig herrscht eine literarische Thätigkeit, von der man im übrigen Europa wenig Kunde hat. Mechitar aus Sebaste († 1748) war eifrig bemüht unter seiner in Unwissenheit versunkenen Nation Religion und Cultur zu verbreiten; er stiftete zu diesem Zwecke (1721) eine dem Jesuitenorden nachgebildete Congregation, die in der That auch für die Aufklärung des Volkes, für die Erhaltung und Verbreitung der alten armenischen Literatur, besonders in den

letzten Zeiten, sehr viel geleistet hat. Die Mechitaristen haben Grammatiken und Wörterbücher in verschiedenen Sprachen herausgegeben; sie haben kostbare Reste der griechischen Literatur, die sich bloß in alten armenischen Uebersetzungen erhalten haben, den europäischen Gelehrten zugänglich gemacht; sie haben für Geschichte und Geographie sehr bedeutende Werke ausgearbeitet und für den Unterricht ihrer Nation mehrere namhafte Werke aus dem Französischen, dem Italiänischen und Deutschen ins Armenische übersetzt; sie haben endlich auch, in so weit es bey dem Standpunct der armenischen Grammatik jetzt schon möglich ist, die ersten critischen Ausgaben der armenischen Klassiker besorgt. Ihre literarische Thätigkeit erstreckt sich über alle Jahrhunderte der reichen armenischen Literatur. Schon seit langer Zeit ist die armenische Academie auf St. Lazaro mit einer vollständigen Sammlung aller haikanischen Schriftsteller, nach der Weise der großen Sammlung der griechischen Väter und Byzantiner beschäftigt; die Mechitaristen würden, wenn sie auf eine durch Subscription im Voraus gesicherte Theilnahme in Europa rechnen könnten, jedem Auctor immer eine lateinische Uebersetzung beyfügen. Aucher (J. B.) der gelehrte Herausgeber des armenischen Textes der Chronik des Eusebius steht an der Spitze dieses großartigen Unternehmens, und schon sind alle Schriftsteller, die sich in der reichen Handschriftensammlung auf St. Lazaro vorgefunden haben, bis zum Anfange des 12. Jahrhunderts zum Drucke vorbereitet; es sind deren allein vom 4. bis zum 12. Jahrhundert über 60, — Schriftsteller, die alle, mit Ausnahme des Moses von Chorene, im Abendlande gänzlich unbekannt sind. Die ganze Sammlung ist auf 6 — 8 Foliobände berechnet. Be-

vor aber der Druck dieser großen, mit allem nothwendigen gelehrten Apparat ausgestatteten Collection beginnen kann, will die armenische Academie einen bloßen critischen Text ihrer vorzüglichsten Klassiker in 12., ohne alle Anmerkungen zu ihrem eigenen und zum Gebrauche der jungen Leute, die auf St. Lazaro erzogen werden, abdrucken lassen. Von dieser 'Auswahl der Klassiker' (Endir Madenakirhh) sind bis jetzt drey Bändchen erschienen, mit denen wir unsere Leser bekannt machen wollen.

Esnegai Gochpazwou Echds Achantotz. I Venedig 1826. 1 Vol. 12. (Esniks des Golpensers Widerlegung der Ketzer).

Der biographische Theil ist leider sehr mangelhaft in der armenischen Literatur; wir wissen von Esnik bloß daß er zu den jungen Männern gehörte, die im Laufe des vierten oder fünften Jahrhunderts unserer Zeitrechnung von Armenien nach Edessa, Alexandrien, Athen und Constantinopel geschickt wurden, um ihren Geist auszubilden, und um sowohl der syrischen als der griechischen Sprache Meister zu werden; mit Uebersetzungen aus diesen Sprachen begann, wie allgemein bekannt ist, die armenische Literatur. Esnik, der von seinem Geburtsorte Gochpe oder Golpe, der Golpenser genannt wird, wohnte dem Concilium bey, welches im Jahre 450 u. Z. von Joseph, Bischof zu Ararad, dem Nachfolger Sahag's des Großen gehalten wurde, um den Brief des persischen Markgrafen (Marspan) Mihrnersch zu beantworten. Er nahm Antheil an der Redaction dieser Antwort, und wird von dem Geschichtschreiber dieser trauervollen Zeiten, Elisäus, als Bischof von Bakrewant aufgeführt. Elisäus Geschichte der Großthaten Wardans (armenisch) nach der Ausgabe zu Constantinopel

1823. 29 S. in 8. zu St. Lazaro bey Venedig 1828. 46 S. in 12.

Man hatte von Esnik's vorliegendem Werke schon eine Ausgabe, die im J. 1762 zu Smyrna erschienen ist; sie ist aber, wie alle in Madras, Tauris, Ispahan, Smyrna und Constantinopel gedruckten armenischen Schriftsteller voller Fehler. Die neue Ausgabe von St. Lazaro ist ein bloßer Abdruck eines vortrefflichen Manuscripts vom J. 729 der armenischen Zeitrechnung, das sich in der großen Handschriftensammlung der Mechitaristen befindet. Die Bücher- und Kapiteleintheilung so wie die Ueberschriften wurden bey Esnik, wie bey allen andern auf St. Lazaro erschienenen Werken, von den Herausgebern hinzugesetzt. Es wäre sehr zu wünschen daß die fleißigen und vortrefflichen Männer dieser gelehrten Congregation, die mit so großem Glücke schon so Vieles von der abendländischen Gelehrsamkeit auf die Behandlung der armenischen Literatur übergetragen haben, es wäre sehr zu wünschen daß sie auch diese Sitte annehmen möchten, in einer Einleitung zu den Ausgaben der Klassiker, die ihnen sicherlich am besten bekannten Lebensumstände der Verfasser mitzutheilen, so wie im Allgemeinen dasjenige, was die Geschichte des Buches selbst berühren könnte. Die bloßen Notizen über die Handschriften, aus denen der Abdruck entnommen wurde, sind zu ungenügend und die in einem schwülstigen Style abgefaßten bombastischen Vorreden können höchstens als oratorische Prachtstücke einen Werth haben.

Das Werk des Bischofs von Bakrewant zerfällt in vier Bücher oder Abtheilungen, wovon das erste ohne allen Grund von den Herausgebern, W i d e r l e g u n g d e r H e i d e n überschrieben wurde; das zweyte führt mit Recht die Ue-

derschrift: Widerlegung der Glaubenslehren der Perser, das dritte: Widerlegung der Satzungen griechischer Philosophen, das vierte und letzte: Widerlegung des Ketzers Marcion. Der Styl unseres Auctors ist nach dem Urtheile der Armenier zierlich und elegant; Esnik möge man vorzüglich lesen, sagen die einsichtsvollen Wartabieds auf St. Lazaro, wenn man von der Kraft und Würde, wie von der Feinheit und Lieblichkeit der armenischen Sprache einen Begriff haben wolle; und in der That wird jeder, der nur einige Kenntniß der armenischen Sprache und Literatur besitzt, im vorliegenden Werke durch eine Klarheit der Rede und durch eine Gewandtheit des Ausdrucks, Eigenschaften, die man mehreren armenischen Schriftstellern wünschen möchte, angenehm überrascht werden.

Das zweyte Bändchen 'der Auswahl der Klassiker' enthält:

Mowsisi Chorenazwou Badmouthinn Haioz. I Venedig 1827. IV. 12. (des Moses von Chorene Geschichte der Armenier).

Moses von Chorene ist der einzige Geschichtschreiber, der aus der reichen historischen Literatur Armeniens, durch die vortreffliche Uebersetzung der Whiston im Abendlande allgemein bekannt ist. Die Brüder Whiston haben, bedenkt man die geringen Mittel die ihnen zu Gebote standen, außerordentlich viel geleistet; im Ganzen ist aber ihre Uebersetzung des Moses von Chorene doch mehr eine Paraphrase als eine eigentliche Uebersetzung. Im Gegensatz zu andern Uebersetzern und Herausgebern alter Documente, haben sie den ehrlichen und fleißigen Moses wahrhaft mißhandelt; es mangelten ihnen durchaus die zum vollkommenen Verständniß des Schrift-

stellers nothwendigen historischen und geographischen Kenntnisse. Die guten Anmerkungen in ihrer Ausgabe rühren von dem gelehrten und vortrefflichen Lacroze her; sie selbst konnten bloß den armenischen Thucydides in herben Worten tadeln, wo er nicht mit den fragmentarischen Quellen der Griechen und Römer übereinstimmt oder nicht übereinzustimmen scheint. Das älteste Monument der armenischen Literatur und Historie ist das Leben des armenischen Apostels, des heiligen Gregorius des Erleuchters von dem Cancellar des Königs Dertads (Tiridates), des Zeitgenossen Constantin des Großen. Agathangelos Werk ist sicherlich interpoliert; die äußerst interessanten, mit andern Quellen übereinstimmenden historischen und geographischen Details über den Untergang der Partherherrschaft konnte aber ein Betrieger aus dem neunten oder zehnten Jahrhundert unserer Zeitrechnung unmöglich erfinden. Faustus von Byzanz (Busant), aus dem mächtigen Geschlechte der Saharunier ist der zweyte große Historiker Armeniens, dessen Werk auch für die Geschichte der byzantinischen Kaiser, der Perser, Meder, Albanier und anderer Völkerschaften Vorderasiens von der größten Wichtigkeit ist; beide Werke sind in zwey Quartbänden (1709 und 1730) zu Constantinopel erschienen. Aus dem Leben des heiligen Gregorius von Agathangelos und aus der allgemeinen Geschichte Armeniens von Faustus lassen sich viele Angaben des Moses von Chorene erklären und erläutern; Faustus kannten die Whiston nicht und das Leben des heiligen Gregorius hielten sie für das Werk eines unverschämten Betriegers. Es ist hier der Ort nicht eine ins Einzelne eingehende Würdigung der neuen, auf jeder Seite von dem Whistonischen

Text abweichenden Recension vorzunehmen, man möge sich deshalb mit einer wörtlichen Uebersetzung des kurzen Vorworts begnügen:

'Den geringen Ueberrest der Geschichten unserer Vorfahren, in diesem kostbaren Land gesammelt, von dem ehrwürdigen Greis aus Chorene; und mit großer Mühe aus den Feuersgefahren und dem Alterthume errettet, sieht man hier aus vier prächtigen Handschriften, nicht nach einer einzigen unsichern Abschrift, wie die früheren Ausgaben. Diese vier Handschriften sind geschrieben 752, 1120, 1132, die vierte ohne Datum.'

'Wir haben immer diese vier verschiedenen Handschriften verglichen, allenthalben, wo wir einen Fehler muthmaßten oder eine verschiedene Lesart; wir wählten die eine oder die andere und haben die wichtigern und bessern der übrigen Codices ans Ende gesetzt. Wo in allen Handschriften dem Anscheine nach ein Fehler sich zeigte, ward dieß bloß mit einem Sternchen angedeutet.'

'An einem andern Orte und bey einer andern Gelegenheit wird der Werth dieser und jener Lesart besprochen werden; wir werden dann die Gründe unserer Auswahl darlegen und die Fehler verbessern, worauf wir, wie es eifrigen Freunden der Wissenschaft geziemt, ein aufmerksames Auge gerichtet haben.'

Das dritte Bändchen der 'Auswahl der Klassiker' enthält:

'Echischei Wartabiedi wasn Wartanai ev Haioz Bäderasmin. I Venedig 1828. I Vol. in 12. (des Wartabieds Elisäus Geschichte Wartans und der Schlacht der Armenier).

'An die allgemeine Geschichte Armeniens von Moses von Chorene reihen sich die Geschichtschreiber einzelner Zeiträume, Lasar oder Chasar

von Barb und der Doctor Elisäus. Lasar von Barb beginnt seine Geschichte Armeniens wie Elisäus mit dem gänzlichen Untergange der Arsacidenherrschaft in Armenien mit Artascher gegen 450 n. Chr. G.; er zeigt, vorzüglich in der die Glaubwürdigkeit der früheren armenischen Historiker untersuchenden Einleitung, ein in diesen Zeiten so seltenes, ein wahrhaft critisches Talent. Lasars Geschichte Armeniens hat sich, so viel wir wissen, bloß in einer Handschrift erhalten und sie ist schon im Jahre 1795 I. Vol. in 8. zu Venedig im Drucke erschienen. Des Doctors Elisäus Geschichte von Armenien ward schon zweymal zu Constantinopel, nämlich in den Jahren 1764 und 1823 (I. Vol. 8.) gedruckt; die neuen Herausgeber auf St. Lazaro haben nach der Notiz, die sich dießmal am Ende ihrer Ausgabe (S. 379) befindet, sechs Handschriften zu der neuen Recension zu Rathe gezogen, wovon vier vollständig und zwey lückenhaft waren.

Elisäus war ein Schüler der sogenannten heiligen Uebersetzer, Sahags des Großen und Miesrops, er ward später Secretär (Tbrabied, Defterdar) des berühmten armenischen Mareschals (Sbarabied) Wartan, dessen Leben und Thaten in dem vorliegenden Werke beschrieben werden. Als Bischof von Amadunia wohnte er dem oben schon beschriebenen Concilium bey (450 u. Zeitrechnung, Elisäus S. 47 der neuen Ausgabe), und ward, wie Wartan selbst, nach seinem Tode von der armenischen Kirche als Heiliger verehrt.

Die Arsaciden scheinen nach Elisäus sich durch ihre Neigung zur griechischen Kunst und Wissenschaft den Haß der Magier zugezogen zu haben; sicher ist, daß der Umsturz der Partherherrschaft

eben so sehr als eine religiöse, wie politische Revolution betrachtet werden muß. Nach einer Nachricht, die uns Tabari aufbewahrt hat, soll Sassan, der Vater Artaschers, selbst eine Art Wächter eines Pyräon gewesen seyn; Agathangelos nennt ihn, gleich am Anfange seiner Geschichte, einen Fürsten der Provinz Soahr, eine Angabe, die sich mit der Notiz bey Tabari und demjenigen, was wir bey Malcolm lesen, recht gut vereinen läßt. Der Feuerdienst erhebt sich mit neuem Glanze unter den Sassaniden und mit ihm die Proselytensucht und Verfolgungswuth der Magier.

Diese Christenverfolgung unter Jasgerd II., den tapfern Widerstand der Armenier und den Abfall einer Partey des Volks beschreibt Elisäus ausführlich in dem vorliegenden Werke; er beginnt mit Jasgerd II. und endigt mit dem sechsten Jahr des Königs der Könige Peroses II., des Sohnes Jasgerd (S. 355), welcher nach Elisäus eigener Aussage (S. 350), neunzehn Jahre regiert hat. Seine Geschichte Armeniens umfaßt demnach einen Zeitraum von 25 Jahren. Die Einleitung ist an einen Priester David gerichtet, aus dem berühmten Hause der Mamikonier, der Elisäus auftrug diesen Theil der armenischen Geschichte zu beschreiben. Das erste Buch legt die Verhältnisse und den Zustand Armeniens dar, bey und nach der Vernichtung der Herrschaft der Arschagunier (Arsaciden); das 2te die Vorfälle und Ereignisse in dem östlichen Theile des Reiches; das 3te die Vereinigung der Väter im Concilium; das 4te die Zwistigkeiten und die Trennung einiger von dem Concilium; das 5te die Neuerungen im Morgenlande; das 6te den Widerstand der rechtgläubigen Armenier und die berühmte Schlacht gegen die

Perser; das 7te und letzte die schreckliche Verwirrung und Entmuthigung des Landes nach dem Verluste des Treffens, wo die edelsten Männer der Nation ihren Tod gefunden hatten. Elisäus berichtet nicht allein sehr ausführlich alle Vorfallenheiten, sondern er theilt auch die vollständigen Documente mit, zu denen diese Vorfallenheiten Veranlassung gegeben hatten, — für uns unstreitig der wichtigste Theil des ganzen Werkes.

Jasgerd II. war glücklich in allen seinen Zügen gegen die nördlich von Persien wohnenden Völkerschaften, welche die Perser mit dem Collectivnamen der Turanier bezeichnen, und ward deshalb noch eifriger in seinem Vorhaben das Christenthum in seinen Staaten auszurotten; es war nicht sowohl religiöser Fanatismus als das Interesse seines Reichs, welches den König der Könige zu diesem Vorhaben bewogen hatte, — er wollte alle Verbindung seiner Unterthanen mit den griechischen Kaisern auf immerdar abschneiden.

Freyburg.

In der Herderschen Kunst- und Buchhandlung. 1825: Denkmale deutscher Baukunst des Mittelalters am Oberrhein, in lithographierten Abbildungen mit erläuterndem Texte.

Wir erhalten hier wieder ein Werk, welches gleich andern dieser Art in Deutschland, Frankreich und England seit der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts erschienenen, den rühmlichen Zweck hat, Monumente der Baukunst, als redende Zeugen einer bedeutenden Zeit aufzuführen, von deren Kunst und Sinn wir ohne diese

Denkmale eine sehr mangelhafte Vorstellung haben würden. — Für den Geschichts- und Alterthumsforscher haben sie in dieser Beziehung ein hohes Interesse; aber auch für die Kunst ist die Menge, Ausführlichkeit und Genauigkeit solcher Mittheilungen von einleuchtender Wichtigkeit, seitdem man in unserer Zeit von dem Wahne zurückgekommen ist, in der Architectur, unabhängig von allen Vorbildern, durch Neuheit der Grundgedanken die Vollendung erreichen zu können; seitdem man sich deshalb ernstlich bemüht, in allen Kunstperioden, sie liegen fern oder nahe, die sich in ihnen wiederholenden Gesetze, Ideen und Formen zu durchdringen und als Leitfaden für eigenes Schaffen aufzufassen.

Wenn nun auch von den Bauwerken des Mittelalters, deren größerer Theil nur noch aus Ueberresten besteht, sich gerade nicht jedes uns als würdiges Vorbild darstellt, so wird sich doch Bearbeitung und Studium mit Recht über eine beträchtliche Zahl derselben ausdehnen; theils weil schon der Umgang mit diesen aus frommem Eifer hervorgegangenen und mit Innigkeit ausgeführten Denkmälern erwärmend und erbauend wirkt, und indem er Gemüth und Sinn der Vorfahren lebhaft zurückführt, uns wohlthätig mit ihrem Geiste durchdringt; theils aber, weil es für Wissenschaft und Kunst wesentlich ist, einen Ueberblick über die Geschichte der Architectur zu erlangen, sie von ihren Anfängen aus durch ihre mannigfaltigen Arten und Zweige hindurch, bis in die Zeiten ihres Verfalls und Untergangs hin, zu verfolgen. — Aber auch abgesehen davon, finden wir durchgängig in jenen Monumenten einen Geist der Einheit und der zusammenstimmenden Durchführung, den man vor Allem wieder aufleben sehen möchte, und deshalb

allein ist es schon ein großer Vortheil für die Kunst, daß man diese noch vor kurzem unserer Beachtung für unwerth gehaltenen Bauwerke, jetzt eines ernstlichen Studiums würdiget.

Die vorliegenden drey Hefte bilden den Anfang eines Werkes, welches uns die Baudenkmale aus einer, seit dem Zeitalter der Hohenstaufen und weiter hinab, hinsichtlich der Kunstentwickelung allen übrigen vorgeschrittenen Gegend, mittheilen soll. An den Ufern des Rheins von Constanz nach Straßburg hin, sah man zu jener Zeit bedeutende Bauwerke beginnen und zum Theil zu einer großen künstlerischen Ausbildung der Idee und einer mehr oder weniger vollendeten Ausführung, durch Aufbietung großer Kräfte und Mittel gelangen. Von diesen wollen uns die Herausgeber die vorzüglichern in genauen Abbildungen in einer Folge von Heften liefern, wie wir aus der Vorrede ersehen: 'Genaue, von talentvollen Künstlern an Ort und Stelle aufgenommene Darstellungen der vorzüglichern Baudenkmale an beiden Rheinufern, von dem Einfluß dieses Stromes in den Bodensee bis unterhalb Straßburgs; verbunden mit einer das gesammte Kunstinteresse umfassenden, gedrängten Beschreibung, werden die beiden Haupttheile dieses Werkes seyn.' — Weiter unten erhalten wir die Notiz, daß mindestens sieben Hefte kirchlichen Baudenkmalen gewidmet werden sollen, so daß eine jede der vier Hauptkirchen des Oberrheins, nämlich die Dome zu Constanz, Basel, Freyburg und Straßburg ein ganzes Heft füllen; die Kirchen zu Tann, Breisach, Tennenbach, Salmannsweiler, Reichenau und andere, hingegen in den übrigen erscheinen werden. Die achte Lieferung soll Burgen und Schlösser, die neunte und zehnte aber die Denkmale der bür-

gerlichen Baukunst enthalten. — Außerdem werden bey jedem Hefte Abbildungen oder mindestens eine genaue Beschreibung der, im Innern der jedesmal dargestellten Bauwerke sich vorfindenden Kunstschätze, welche sämmtlich nicht über das sechszehnte Jahrhundert hinaufreichten, versprochen. In dem begleitenden Texte werden uns mit vielem Fleiße gesammelte urkundliche Nachrichten, welche auf den behandelten Bau Bezug haben, wörtlich mitgetheilt, und ebenso interessante Notizen, nicht allein über die Künstler, denen man die Baudenkmale ganz oder den Theilen nach zuschreibt, sondern auch über solche, welche den berührten Orten nur durch Geburt, Aufenthalt rc. angehören, gegeben.

Das erste Heft enthält gerade nicht das vorzüglichste Werk, weder der damaligen Zeit überhaupt, noch auch der drey vorliegenden Hefte; es ist der Dom zu Constanz. Nur ein kleiner Theil der Kirche, nämlich die im Spitzbogenstyl erbaute Giebelseite des südlichen Seitenarmes, hat den Anstrich, zwar aus der bessern Zeit, aber darum immer noch nicht aus der Blüthezeit dieser Architectur zu seyn; wir können uns kaum der Vermuthung enthalten, daß wir hierin die, in einer spätern Periode ausgeführte Nachahmung eines ältern Vorbildes erkennen. Alles Andere an dem Gebäude ist sichtbar mehr im Verfall der deutschen Architectur, während des 15ten und 16ten Jahrhunderts, hinzugefügt.

Der Plan (Tab. I.) hat wahrscheinlich schon einem älteren Aufbaue angehört. Die Urkunden sprechen von einem Kloster und einer Kirche, welche im 6ten Jahrhundert an dem Platze sollen gestanden haben, bis die neue, jetzt bestehende, im 11ten Jahrhundert errichtet worden. Dieser Plan ist keinesweges in dem Geiste erfunden,

den wir bey den Plänen der Münster aus dem 13ten Jahrhundert bewundern. Die ganze Anlage desselben, wenn wir die gewiß später angebauten Kapellen und einiges Andere abrechnen, läßt auf eine directere Nachahmung der aus altrömischen Basiliken entstandenen Kirchen schließen (deshalb die geringe Tiefe). Aber es herrscht doch darin bey großer Einfachheit, die auf beschränkte Mittel deutet, eine verständige Anordnung der verschiedenen der Kirche anhängenden Nebenbaue; so daß die Kreuzgänge, Vorhallen, Kapellen, Säle rc. alle in schöner und zweckmäßiger Verbindung mit einander stehen.

Die Darstellung der rechten Längenseite des Doms gegen Mittag, in Perspective (Tab. II.) hebt mit Recht die schon oben angeführte Giebelfronte des Seitenschiffes am meisten hervor. Die Hauptmauer des Schiffes, die sich über die später angebauten Kapellen erhebt, zeigt sich in ihrer Aermlichkeit, in dem Rundbogenstyl des 11ten Jahrhunderts, unstreitig als einen der ältesten Theile des ganzen Baues; die Vorhalle (welche auf Tab. IX. in einem größern Maßstabe gegeben wird) so wie die oberen Aufsätze der Thürme, erscheinen uns dagegen als die jüngsten in dieser Ansicht. Und gerade diese, so wie alle in den folgenden Blättern mitgetheilten Einzelnheiten, nämlich: die Hauptthüre des Doms, der Aufsatz über dem Waschbecken der Sakristey, das Kamin daselbst, die innere Thür des Doms, so wie die Wendeltreppe im Seitenarme, die Verzierungen der Chorstühle, der verzierte Bogen über der Hauptthüre und endlich der Wandschmuck in der Welserschen Kapelle, zeugen, aus einer spätern Zeit stammend, von einem verfallenden Geschmack, von einem Streben nach Ueberbietung der ältern deutschen Architectur.

Es darf nicht auffallen, daß es dieser Bauweise wie jeder andern ergangen ist. In ihrer glücklichsten Zeit nahm die würdevolle, großartige, zuweilen sogar ein wenig strenge Einfachheit der Hauptformen den Schmuck an, ohne dadurch etwas von dem Ernste ihrer Haltung aufzugeben. Der große Gedanke, welcher die ursprüngliche Anlage eingegeben hatte, wurde nur zu bald unverständlich; ein Streben, Gefälligkeit in den Einzelnheiten, Zierlichkeit durch Verschmelzung der Uebergänge zu erreichen, trat vorherrschend an die Stelle. Die älteren Werke hatten, der Natur der Baukunst gemäß, mathematische Grundformen für die Hauptgestaltungen angenommen, und diese mit Pflanzenbildungen zur Verzierung umgeben. In den spätern Arbeiten wandte man irrig das Hauptaugenmerk auf die letzteren: damit sie recht gefällig, stärker motiviert, mit genauerer Nachahmung der Natur, aus den Haupttheilen hervorgingen, mußten diese ihre Linien biegen und vegetabilisch umwandeln lassen. Eben dieses Verfahren wurde in demselben geistigen Maße, wie bey den vorgenannten Theilen und Einzelnheiten der Constanzer Kirche, aber in noch viel größerer materieller Ausdehnung, bey den Domen zu Ulm und zu Wien, befolgt.

Bemerkenswerth ist nämlich, daß bey der im Bilde vor uns liegenden Kirche, die gegeneinander lehnenden Kreissechstheile des sogenannten Spitzbogens mit ihren geradlinigen Uebergiebelungen zusammengefaßt und in die eine Form zweyer frey geschwungenen, sich zusammenschmiegenden S artigen Theile, verschlungen sind, daß diese Form sich wie ein dem ganzen zum Grunde gelegtes Thema wiederholt und bis auf die beiden steinernen Helme der Eckthürme erstreckt. Diese gewundene, aus der Zusammenfas-

sung zweyer Elemente gebildete Form nun, und die Durchschlingungen derselben, die durch die Verlängerung der Kreissechstheile mittelst einer Umbiegung nach oben entstehen, wodurch wieder Spitzbögen hervorgebracht werden, gehören — obgleich man zugeben muß, daß ein motiviertes Hervorgehen der krönenden Blumenbände dadurch besser als bey den geradlinigen Uebergiebelungen erreicht wurde — zu den Ueberfeinerungen, von denen wir oben sprachen, oder machen vielmehr das Characteristische dieses spätern deutschen Styles recht eigentlich aus. Man sieht deutlich, wie die Absicht, alle Härten, welche man in der ältern Bauweise zu erblicken glaubt, zu mildern, und feinere, höher organisierte Uebergänge und Verbindungen zu schaffen, immer die Gefahr herbeyführt ihr zugleich alle Klarheit und Faßlichkeit, und dadurch ihren größeren Reiz, den der naiven und natürlichen Bildung, zu nehmen.

Die beiden Eckthürme der Kirche haben unserer Meinung nach, wohl gleich mit zu dem früheren Plane gehört, wogegen wir aber den Zwischenbau, durch welchen sie verbunden sind, spätern Intentionen zuschreiben möchten. Es mag wohl die Idee zum Grunde gelegen haben, hier einen höheren Thurm, gleich dem Freyburger aufzuführen (wozu auch die größere Basis der mittleren thurmartigen Masse sich besonders zu eignen schien) und so dieses allgemein gewordene kirchliche Kennzeichen auf einfachere und doch symmetrische Weise zu erlangen; eine Absicht, der aber die kommende Zeit nicht eben günstig war, so daß wir jetzt nur drey gleich niedrige Thürme sich neben einander erheben sehen.

(Der Beschluß im nächsten Stücke.)

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

104. Stück.
Den 27. Junius 1829.

Freyburg.

Beschluß der Anzeige: Denkmale deutscher Baukunst des Mittelalters am Oberrhein rc. rc.

Auf der 10ten Tafel dieses Heftes findet sich noch ein, in der Vorrede nicht angekündigtes interessantes Sculpturstück, die reich mit Steinbildern geschmückte Hauptthüre der Kirche von Petershausen, nahe vor den Mauern von Constanz, welche wahrscheinlich aus der zweyten Hälfte des zwölften Jahrhunderts herrührt; diese Abbildung allein ist schattiert.

Der Steinzeichner der Blätter dieses Heftes, hat sich nicht genannt, obgleich er sich seiner Arbeit nicht zu schämen braucht. Freylich werden wir bey den spätern Heften sehen, daß eine noch größere Nettigkeit und Sorgfalt bey vieler Freyheit der Zeichnung möglich ist; und daß auch durch bloße Conturen schon ein deutlicheres Bild der Gegenstände, durch das stärkere Hervor- oder Zurücktreten der Theile, dargestellt werden kann.

In dem zweiten Hefte werden uns auf 12 Blättern die Grundpläne, die Haupt- und Seitenfaßaden (nur in geometraler Zeichnung) eine

perspectivische Ansicht des Innern, der geometrale Durchschnitt und viele Einzelnheiten des Freyburger Domes mitgetheilt.

Während wir beym Anblick dieses Bauwerkes ein weises Verfahren, welches seinen Urheber beym Anfertigen des architectonischen Hauptentwurfes geleitet hat, und diesen bis in alle Theile hin durchdringt, anerkennen und mit Billigung betrachten, müssen wir zugleich bedauern, daß einem Meister, dem es gelungen ist solch ein Werk zu schaffen, welches wohl nach dem Cölner Dom diesen Styl in größerer Reinheit bewahrt hat als die meisten andern der Art — daß es diesem wohl durch die Beschränktheit der materiellen Mittel nicht gestattet war, den Reichthum seiner Phantasie vollständig zu entfalten. Sicher ist die Sparsamkeit, oder richtiger die Magerkeit der Auszierung nicht die Folge künstlerischer Absicht und Berechnung, welcher es gewiß nicht entgangen ist, daß dem Schwunge dieses Gebäudes und seiner großartigen Anlage, mehr als der nothdürftigste Schmuck geziemt haben würde. Daß der Meister den wenigen, über den er gebieten konnte, auf so schöne und einsichtsvolle Weise zu vertheilen wußte, dadurch hat er seinem Werke einen bleibenden Kunstwerth gesichert.

Diese Verschiedenheit ist es aber nicht allein, worin der Urheber dieses Baues von dem Entwurfe des Cölner Domes abweicht; er hat in vieler anderer Hinsicht einen eigenen Weg befolgt, den wir erst näher bezeichnen wollen, um alsdann einige Bemerkungen hieran zu knüpfen. Das nächste, was in die Augen fällt, ist die Anwendung des einen, in der Mitte der Façade angebrachten Thurmes, wovon uns sonst aus dem 13ten und den ersten Decennien des 14ten Jahrhunderts kein einziges Beyspiel bekannt ist.

Der vorgesetzte Thurm nimmt mit den vor seinen Kern vortretenden Strebepfeilern, welche die Basis desselben wohlthätig erweitern, fast die ganze Breite der Faßade oder der dahinterliegenden drey Schiffe, in die Queere ein. Nur zwey Achtel derselben treten in dieser geometralen Ansicht auf beiden Seiten vor und tragen viel dazu bey, nicht allein hier, sondern gewiß auch in der Wirklichkeit, von einem nicht zu nahen Standpuncte aus gesehen, dieser einthurmigen Faßade, bey der eminenten Höhe von fast 400 Fuß alle Unruhe zu benehmen, ohne gerade eine steife Pyramidierung herbeyzuführen. Freylich fehlt ihren Conturen noch viel von der Bewegung jener Faßaden mit zwey Thürmen, welche alsdann den Haupteingang nur einschließen, gewissermaßen beflügeln; wodurch zugleich das völlige Verstecken des wesentlicheren Theiles des Gebäudes vermieden, und hiermit dem Gefühle für die nicht anzutastende Würde desselben auf ansprechende Weise genügt wird. — Die Hauptrücksprünge oder Zurücksätze sind an dem Gebäude durch Capellchen, in denen Figuren stehen, gehörig motiviert; die kleinen hingegen, wie gewöhnlich, durch die Wasserfälle der Gesimse. — Der vermittelte Uebergang der Grundform des Thurmes aus dem Viereck in das Achteck durch das dazwischen liegende Zwanzigeck (oder Zwölfeck, nach dem Verf.) wobey ebenfalls wasserfallartige Abschrägungen zu Hülfe genommen sind, ist eine interessante Eigenthümlichkeit dieses Thurmbaues.

Betrachten wir die Seitenfaßaden, so erfreut wieder die richtige, den altdeutschen Meistern gemeinsame Einsicht, womit die nothwendigen Durchbrechungen und Verstärkungen selbst faßliche und harmonische Formen erhalten haben und die Form des Ganzen unterstützen, zugleich

aber als Motiv der bereichernden und verschönernden Verzierungen dienen, welche sich an jene mit Sinn und Gewandtheit anschließen. Auffallend ist jedoch hier wieder die sehr weit gehende Einfachheit, welche leere Stellen läßt, die kahl und lückenhaft neben den verzierten erscheinen. Besonders auszeichnend ist aber der Mangel der geradlinigen Uebergiebelungen, welche sonst die Spitzbögen beynahe überall begleiten, und eine Vermittelung zwischen den Curven derselben, und den geraden Hauptlinien des Gebäudes herbeyführen.

Erwägen wir nun alle diese auszeichnenden Merkmale, und vergleichen sie mit der Bauweise des Cölner Doms und anderer großen sich daran anschließenden Münster, so ist der nächste Gedanke der sich uns bey dieser Zusammenstellung aufdrängt: den eben beschriebenen Haupttheil der Freyburger Kirche für ein Erzeugniß einer etwas spätern Uebergangszeit zu halten. Schon der Gebrauch eines einzigen sich über dem Haupteingange erhebenden Thurmes ist eine Erfindung, welche mit den Werken einer früheren Periode fast gar nicht in Verbindung zu bringen ist; da sich die Anwendung zweyer Thürme schon aus der vorgothischen Zeit her, in einer fast ununterbrochenen Folge von Werken nachweisen läßt, während sich hingegen von der Mitte des 14ten Jahrhunderts an, durch die Dome von Utrecht, Ulm, die Kirchen zu Landshut und mehrere Niederländische, bis zum Ende des 15ten Jahrhunderts hin, eine Reihe einthürmiger Kirchen fortzieht. Auf dasselbe Resultat führt der Mangel der Uebergiebelungen über die Spitzbögen, welche in der guten Periode denselben Zweck befriedigender Vermittelung erfüllten, wie die Ueberbauung des Rundbogenstyls durch geradlinige

Ueberdeckung an vorzüglichen Römischen Bauwerken; welche aber in der spätern Zeit, theils verschwinden, theils in fremdartige Zierrathen übergehen. Wie sollen wir endlich überhaupt den ersten Schwung der Begeisterung, welcher sichtbar die Entstehung der altdeutschen Architectur begleitete, oder sie vielmehr erzeugt hat, gleichzeitig oder sogar später annehmen, als die Nüchternheit dieser vereinfachteren Form, worin wir nur die Frucht einer erkalteten Phantasie und einer berechnenden Ueberlegung zu erkennen vermögen. Uns steht freylich die Ansicht des Herausgebers und die von ihm angeführten historischen Beweise entgegen, welche die Errichtung dieses Theiles mit dem Thurme in die Zeit von 1236 bis 1272, also vor die Ausführung des Cölner Doms hinaufrücken; Angaben, welche wir allerdings nicht zu entkräften vermögen, zu deren sorgfältiger Revision wir aber auffordern möchten. Wir denken dabey, daß die Jahreszahlen (1258, 1281 und 1300) an den Glocken nicht für die Zeit ihrer Einbringung in den Thurm entscheiden, und daß der Stein mit dem Brotmaße und der Inschrift (1270) leicht könne des Andenkens wegen aus einer früheren, anderen Stelle an seinen jetzigen Platz eingerückt worden seyn. Sollte aber die angenommene Zeit bey genauerer Untersuchung unwiderruflich fest stehen, so würden wir hierin einen neuen Beweis des vielfältigen künstlerischen Lebens in jenem Jahrhundert erkennen, wo zwey, in den Hauptgedanken so abweichende Bauformen, fast zu gleicher Zeit neben einander entstehen, und sich in so bedeutenden Werken aussprechen konnten. Auf jeden Fall wird die gründliche Erörterung dieser Frage die Kunstgeschichte jener Zeit, bey welcher wir bisher eine überall verbreitete Einheit der

aber als Motiv der bereichernden und verschö=nernden Verzierungen dienen, welche sich an jene mit Sinn und Gewandtheit anschließen. Auf=fallend ist jedoch hier wieder die sehr weit ge=hende Einfachheit, welche leere Stellen läßt, die kahl und lückenhaft neben den verzierten erschei=nen. Besonders auszeichnend ist aber der Man=gel der geradlinigen Uebergiebelungen, welche sonst die Spitzbögen beynahe überall begleiten, und eine Vermittelung zwischen den Curven der=selben, und den geraden Hauptlinien des Ge=bäudes herbeyführen.

Erwägen wir nun alle diese auszeichnenden Merkmale, und vergleichen sie mit der Bauweise des Cölner Doms und anderer großen sich daran anschließenden Münster, so ist der nächste Ge=danke der sich uns bey dieser Zusammenstellung aufdrängt: den eben beschriebenen Haupttheil der Freyburger Kirche für ein Erzeugniß einer etwas spätern Uebergangszeit zu halten. Schon der Gebrauch eines einzigen sich über dem Haupt=eingange erhebenden Thurmes ist eine Erfindung, welche mit den Werken einer früheren Periode fast gar nicht in Verbindung zu bringen ist; da sich die Anwendung zweyer Thürme schon aus der vorgothischen Zeit her, in einer fast unun=terbrochenen Folge von Werken nachweisen läßt, während sich hingegen von der Mitte des 14ten Jahrhunderts an, durch die Dome von Utrecht, Ulm, die Kirchen zu Landshut und mehrere Niederländische, bis zum Ende des 15ten Jahr=hunderts hin, eine Reihe einthürmiger Kirchen fortzieht. Auf dasselbe Resultat führt der Man=gel der Uebergiebelungen über die Spitzbögen, welche in der guten Periode denselben Zweck be=friedigender Vermittelung erfüllten, wie die Ue=berbauung des Rundbogenstyls durch geradlinige

Ueberdeckung an vorzüglichen Römischen Bauwerken; welche aber in der spätern Zeit, theils verschwinden, theils in fremdartige Zierrathen übergehen. Wie sollen wir endlich überhaupt den ersten Schwung der Begeisterung, welcher sichtbar die Entstehung der altdeutschen Architectur begleitete, oder sie vielmehr erzeugt hat, gleichzeitig oder sogar später annehmen, als die Nüchternheit dieser vereinfachteren Form, worin wir nur die Frucht einer erkalteten Phantasie und einer berechnenden Ueberlegung zu erkennen vermögen. Uns steht freylich die Ansicht des Herausgebers und die von ihm angeführten historischen Beweise entgegen, welche die Errichtung dieses Theiles mit dem Thurme in die Zeit von 1236 bis 1272, also vor die Ausführung des Cölner Doms hinaufrücken; Angaben, welche wir allerdings nicht zu entkräften vermögen, zu deren sorgfältiger Revision wir aber auffordern möchten. Wir denken dabey, daß die Jahreszahlen (1258, 1281 und 1300) an den Glocken nicht für die Zeit ihrer Einbringung in den Thurm entscheiden, und daß der Stein mit dem Brotmaße und der Inschrift (1270) leicht könne des Andenkens wegen aus einer früheren, anderen Stelle an seinen jetzigen Platz eingerückt worden seyn. Sollte aber die angenommene Zeit bey genauerer Untersuchung unwiderruflich fest stehen, so würden wir hierin einen neuen Beweis des vielfältigen künstlerischen Lebens in jenem Jahrhundert erkennen, wo zwey, in den Hauptgedanken so abweichende Bauformen, fast zu gleicher Zeit neben einander entstehen, und sich in so bedeutenden Werken aussprechen konnten. Auf jeden Fall wird die gründliche Erörterung dieser Frage die Kunstgeschichte jener Zeit, bey welcher wir bisher eine überall verbreitete Einheit der

Kunstweise als characteristisches Moment, gerade im Gegensatze zu dem heutigen Zustande dersel-ben annahmen, wesentlich bereichern.

Wir gehen zur Betrachtung der übrigen Theile fort. — Der untere Theil der kleineren Thürme, welche sich auf jeder Seite der Kirche, zunächst dem Chore, neben den Fronten der Seitenarme des Kreuzes erheben, so wie diese letzteren selbst, rühren sichtlich aus einer früheren Zeit her; und als man diese Thürme später dem Character des ganzen Gebäudes anschließen wollte, als sie in diesem Sinne auf befriedigende Weise gekrönt werden sollten, setzte man, da der Aufwand ei-nes angemessen hohen Helmes nicht wohl gemacht werden konnte, oder dieß vielleicht der geringen Basis wegen nicht rathsam schien; kleinere Spitzen darauf, die man aber um die starke Abweichung ihrer Linien von der perpendicularen nicht allzu fühlbar werden zu lassen, so gestaltete, daß sie dem Anscheine nach bis zur Hälfte ihrer Höhe hinter gerade aufsteigendem Gitterwerk versteckt sind. Der gefälligere Uebergang, welchen man hierdurch beabsichtigte, wird sonst bey einem ge-ringeren Winkel der schräg aufsteigenden mit der perpendicularen Linie durch die beym Ursprung der Pyramide sich gerade erhebenden und zwar freystehenden Uebergiebelungen und die dazwi-schen liegenden Spitzen der Strebepfeiler, erreicht.

Das Innere des Domes, wovon uns die per-spectivische Ansicht auf Taf. 9. ein befriedigendes Bild gibt, finden wir in der einfachen großar-tigen altdeutschen Weise gehalten. Den sinnigen Bilderschmuck der Hauptpfeiler, die Statuen der Apostel ausgenommen, sieht man auch hier, wie am Aeußern des Gebäudes, meistens nur die zu-nächst liegenden Motive als Grund zur Auszie-rung benutzt. — An den Seitenwänden der

durch den unteren Theil des Thurmes gebildeten Vorhalle, erscheint noch eine, nicht allein bemerkenswerthe, sondern wirklich höchst bedeutende Spätblüthe (decorativer Art) dieses Kunststyls.

Die Hauptthüre, die wegen ihrer sinnvollen Sculpturen gewöhnlich als eine der größten Zierden der Münsterfaßaden betrachtet wird, und deshalb beständig in der vordern Wandfläche liegt, ist hier, da man sie doch nicht zum Schmucke des vorliegenden Thurmes gebrauchen wollte, von diesem zurückgedrängt, und durch die Vorhalle eingeengt und verdunkelt, so daß auch dafür das Vorsetzen des Thurmes von nicht geringem Nachtheile ist.

Eine sorgsame, Alles, was irgend den Alterthums-, Geschichts-, und Kunstfreund in Bezug auf das Münster interessiren kann, beachtende Erläuterung von Dr. Schreiber, welche in keiner Hinsicht der zum ersten Hefte nachsteht, begleitet die Erscheinung dieser Blätter.

In dem dritten Hefte finden wir das Straßburger Münster dargestellt. — Welche Macht der Anblick dieses colossalen Bauwerkes auf den Beschauer unwiderstehlich ausübt, ist mannigfach genug ausgesprochen worden; nicht nur geübte Schriftsteller haben sich damit beschäftigt diesem Eindruck Worte zu leihen, sondern auch mancher andere ist, im Enthusiasmus dafür erst zum Dichter und Schriftsteller geworden. Wie gewaltig das Maßgroße, die Formenfülle, die Kühnheit der Idee und der Ausführung bey einem Bauwerke wirkt, wenn es auch sonst nicht allen Anforderungen des Kunstsinns genügt, sehen wir an der Begeisterung, die das Straßburger Münster allgemein erregt; denn nachdem die Erschütterung des ersten Eindruckes vorüber ist, und der wiederholende Anblick das Ergreifende desselben

in so weit mäßigt, daß eine nähere und ruhige Betrachtung hinzutreten kann, so wird gewiß das für die allgemeine architectonische Form empfängliche Gefühl völlige Befriedigung seines Anspruches an Einheit, Harmonie und Faßlichkeit der Gestaltung, sowohl des Ganzen als auch der meisten Einzelnheiten, entbehren. Wenn wir an diesem viel gerühmten und gepriesenen, diesem als Kunstwerk so hoch geschätzten Bau, gerade die mangelhafte Seite hervorheben, so müssen wir, wenn hierdurch der, mancher Winke einsichtsvoller Kunstkenner ungeachtet, fast allgemeinen Stimme widersprochen, wenn hierdurch vielleicht sogar ein reizbares patriotisches Gefühl verletzt wird, uns mit dem Bewußtseyn und der Erklärung schützen, daß für die Anerkennung des Rühmlichen und Vortrefflichen, des Kunstreichen und im Einzelnen höchst Reizenden desselben, wir keineswegs der Bereitwilligkeit ermangeln; ja es hat uns dieses Studium in zwey verschiedenen Epochen unserer Lehr- und Wanderjahre in Straßburg auf längere Zeit gefesselt. Allein wenn es das Bestreben der Zeit ist, der altdeutschen Baukunst, die so lange der gerechten Würdigung entbehrt hat und noch immer, und nicht im Auslande allein, Unbill erleiden muß, den ihr gebührenden Standpunct neben den Kunstweisen anderer Völker zu verschaffen, und ihn gegen die eifrigsten Hellenisten zu behaupten, so kann diesem nichts so sehr entgegen arbeiten, als eine Ueberschätzung von der einen Seite, die den Gegnern immer neue Waffen in die Hand gibt. Es kann deshalb unserer Meinung nach der altdeutschen Baukunst kein üblerer Dienst geleistet werden, als ein in sich nicht völlig vollendetes Werk wie das Straßburger Münster, unbedingt zu lobpreisen und als das Höchste, was

in dieser Bauweise geleistet werden könne, aus-
zugeben.

Zuerst nun bildet das längliche aufrechtstehen-
de Viereck, zu welchem die Faßade erst durch
den Zwischenbau der Thürme, einen der verderb-
lichsten Zusätze der spätern Zeit, geworden ist,
eine ungeheuer colossale, und zwar trotz der vor-
springenden Strebepfeiler im Ganzen fast plat-
te Wandfläche, welcher durch nichts, weder
durch die Zurücksetzungen und die ungewöhnlich
weit vorragenden Balken tragenden Gesimse,
noch durch die vielen Durchbrechungen und die
Menge der meist decorativen Einzelnheiten, am
wenigsten aber durch die Hauptdivisionen der
ganzen Masse mittelst der durchlaufenden am
meisten markierten horizontalen und perpendicu-
laren Abschnitte hat das Schwere und Ungefäl-
lige genommen werden können. Wir sagen: am
wenigsten durch die Hauptabtheilungen, weil durch
sie die Faßade in lauter regelmäßig neben einan-
der stehende längliche Vierecke von der verschie-
densten, aber ohne Ausnahme von wenig ange-
nehmer Form, zerlegt ist; bey denen man durch-
aus nicht die Absicht, durch die Art ihrer Deco-
ration die Harmonie einigermaßen wieder herzu-
stellen, gewahr wird. Die einer früheren Bau-
weise angehörende Rose (eine Zierde, die man
an den meisten Domkirchen Frankreichs in der
dominierenden Mitte der Faßade, aber immer
mehr am Platz als hier sieht), welche aus jener
mit in den Spitzbogenstyl hinüber genommen
wurde, ist dagegen, besonders da sie hier noch
mit einem quadraten Rahmen eingeschlossen ist,
durch eine überhaupt für jeden Aufbau unpas-
sende Art der (centralen) Symmetrie, zu eintö-
nig. Die abgemessene Regelmäßigkeit der Form
ist es ohnehin nicht, was das Gefühl für For-

dieß die wechselnde Art der Durchbrechungen und das steigende Verhältniß, wonach sich diese nach oben vermehren; nur haben hiermit die bloß decorativen Wandauszierungen, wenn man die Absicht hatte durch zunehmende Bereicherung die Masse oben erleichtert erscheinen zu lassen, nicht gleichen Schritt gehalten.

Der freystehende Thurm, so kunstreich er ist, contrastiert offenbar stark gegen den nach anderer Weise geformten, massiven, eckigen Untertheil; die Basis desselben springt zu einförmig von seinem viel breitern Untersatz zurück. Obgleich beide Theile ihre Schönheiten haben, so findet sich doch wenig gegenseitiger Bezug unter ihnen, sie stehen in gar keiner linearen Verbindung; so sieht man z. B. die aufrechtstehenden Pfeilerstreifen, welche sich zwischen den obersten Fenstern bilden, mit dem Anfange des Thurmes geradezu abgeschnitten. In einigen Einzelnheiten erkennt man schon Spuren des Verfalls, worüber wir bey Gelegenheit des ersten Heftes ausführlicher handelten. Aber während die Kunst schon zu sinken begann, sehen wir das Technische des Bauens, die mehr handwerksmäßige Geschicklichkeit, bey der Ausführung dieses Thurmes, die höchste Stufe erreichen.

Der Grundplan der Kirche, die Grunddurchschnitte des Thurmes in drey verschiedenen Höhen, der geometrale Aufriß (getheilt, auf zwey Blätter), beide Seitenfaßaden, die bekannte Hauptthüre, die südlichen Eingänge im älteren Styl, die perspectivische Ansicht des Innern, der Querdurchschnitt durch die Vierung des Kreuzes, und schließlich eine der schönsten Sculpturen aus der bessern Zeit, das Grabmal des Bischofs von Lichtenberg, so wie einige kleinere Einzelnheiten, sind auf Taf. 11 genügend dargestellt. Der ge-

schätzte Verf., dem wir schon den Text des zweyten Heftes verdanken, gibt uns auch hier wieder eine das gesammte Historische und Kunstinteresse umfassende Beschreibung. Unter andern erhalten wir durch ihn von einem Werkrisse der Münsterfaßade Nachricht, der mit den Worten 'anerkannter Plan' bezeichnet sey, und den er Erwins eigener Hand zuschreibt. Wenn dieser Vermuthung nicht gerade einige andere in Betreff dieses Plans gemachte Angaben, widersprächen, z. B. daß die Zeichnung unvollendet sey und zum Theil nur in flüchtigen Umrissen bestehe, und daß auch die erwähnte Inschrift wahrscheinlich aus einer spätern Zeit stamme, so würde uns dessen Bekanntmachung zur Ehre Erwins, wichtiger als alles Andere erscheinen; weil durch das Auffinden des ursprünglichen Entwurfes, von dem man augenscheinlich in der Ausführung sehr weit abgewichen seyn muß, der Meister hinsichtlich seiner Auffassungs- und Darstellungsart gerechtfertigt, und so seine Größe erst im vollen Glanze erscheinen dürfte.

Cassel. Wolff.

Nürnberg.

Bey Riegel u. Wießner in Commission: Ueber die Verbesserung und Veredlung der Landes-Pferdezucht durch Landgestüts-Anstalten; mit besonderer Rücksicht auf Bayern. Von Karl Wilhelm Ammon, Gestütsmeister des K. Bayerischen Hofgestütes zu Rohrenfeld, Mitgl. d. landwirthsch. Vereins in Bayern u. d. kamer. öcon. Soc. in Erlangen. Erster Theil. 1828. XIV u. 262 S. 8.

So viel auch schon über Pferdezucht im Allgemeinen und über Landgestüte ins Besondere geschrieben worden, so muß doch bey der Wichtigkeit des Gegenstandes jeder neue Beytrag dazu um so mehr willkommen seyn, als die Acten über

den Werth oder Unwerth der Landgestüte, so wie über die beste Einrichtung derselben noch nicht geschlossen scheinen. Hr. A. ist seit 30 Jahren bey Gestüten angestellt, und hat in diesem Zeitraum unter verschiedenen Verhältnissen die Pferdezucht betrieben und betreiben sehen, er hat mithin die größte aller Autoritäten, die der Erfahrung, für sich. Nach Beendigung des letzten Krieges bemühten sich die mehrsten deutschen Regierungen, der gänzlich gesunkenen Pferdezucht durch Landgestüts-Anstalten wieder aufzuhelfen, dadurch sowohl den Wohlstand der Unterthanen zu vermehren als auch den für das Militär nöthigen Bedarf an Pferden aus dem Inlande zu beziehen, und es gab die allgemein gefühlte Nothwendigkeit solcher Maßregeln vielfältigen Anlaß zu landständischen Erörterungen, wobey die Landgestüte bald als nützlich und nothwendig erkannt, bald als unnütz und den Zweck verfehlend dargestellt wurden. Die letztere Ansicht mußte um so mehr Aufsehen erregen, als bey richtiger Leitung der Landgestüte die Erfahrungen älterer und neuerer Zeiten sich schon für dieselben ausgesprochen hatten. Die Gegner solcher Institute dürften in vorliegender Schrift reichlichen Stoff zum Nachdenken finden. Der Verf. hat sich zu Ausarbeitung derselben durch den Mangel eines größeren Werks über Landespferdezucht veranlaßt gefunden, und in bessere Hände konnte die Arbeit nicht gerathen. In acht Kap. trägt der Vf. seinen Gegenstand mit Deutlichkeit und genauer Prüfung vor, und belegt seine Meinung aus der Geschichte der Pferdezucht aller Pferdezucht treibenden Länder und den besten Schriften darüber. Dieser erste Theil bezieht sich fast nur auf allgemeine Grundsätze, der zweyte versprochene Theil soll das Specielle enthalten. Nach einer kurzen Einleitung über den Nutzen und die Nothwendigkeit der Pferdezucht für jeden Staat un-

tersucht der Vf. im ersten Kap. ob Deutschland zur Anzucht guter Pferde geeignet sey, und fügt statistische Notizen über den Reichthum jedes deutschen Landes an Pferden bey. Ref. kann nicht unterlassen anzuführen, daß Braunschweig und Hannover hierin alle andere europäische Länder übertreffen, indem ersteres 454, letzteres 370 Pferde auf die Q. M. besitzt. Jeder allgemeinen Betrachtung folgt die besondere in Bezug auf Bayern. Im 2. Kap. wird das Geschichtliche der Landgestüt-Anstalten in Deutschland abgehandelt. Das erste ordentlich eingerichtete Landgestüte wurde 1685 in Würtemberg angelegt. Dieser Abschnitt ist sehr lehrreich, indem zugleich die Ursachen des Gelingens oder Mißlingens der Landgestüte in Deutschland nachgewiesen sind. 3. Kap. Nutzen und Nothwendigkeit der Landgestüte. 4. Prüfung der Einwendungen welche man gegen die Nützlichkeit der Landgestüte erhoben hat. Die Widerlegung ist gründlich und aus der Geschichte jener Anstalten entwickelt. 5. Kap. Ob eine Verbesserung und Veredlung der Landespferdezucht auch ohne Landgestüte möglich sey? Von einigen Seiten her hat man nämlich nicht allein die Aufhebung der Landgestüte empfohlen, sondern zugleich andere Anstalten vorgeschlagen, die zu Erreichung jenes Zwecks geeigneter wären, dahin gehört z. B. das (von Hn. Kammerrath Zimmermann) empfohlene Verfahren der Engländer oder ein demselben sich annähernder Weg. Dieser so wie ein anderer (von (Hn. Staatsrath v. Hazzi) gemachter Vorschlag wird widerlegt und das Unstatthafte beider gezeigt. Das 6. Kap. handelt von den Hindernissen welche dem Fortgange der Landgestüte entgegenstehen, dazu rechnet der Vf. außer einigen minder wichtigen 1. die Vertheilung der Gemeinweiden; 2. den Mangel an guten Stuten im Lande; 3. die vielen schlechten Hengste, welche von den Gaureitern und

andern Privatpersonen zur Zucht verwendet werden (besonders in Bayern, wo 5143 Bauernhengste bedecken); 4. das fehlerhafte Benehmen mancher Landleute bey der Paarung und Zucht der Pferde, so wie ihre oft geringe Lust zu einer verbesserten Pferdezucht; unzweckmäßige Behandlung bey der Auferziehung, Wartung und Pflege der Pferde; 6. Mangel an einem guten Absatz für die entbehrlichen jungen Pferde. Das 7. Kap. handelt von dem Kreuzen der Raßen. Der Vf. widerlegt zuerst die von mehreren Schriftstellern gegen das Kreuzen vorgebrachten Einwürfe, und zeigt dann daß dasselbe in der Hand des verständigen Pferdezüchters unstreitig das größte und wichtigste Hülfsmittel zur Verbesserung und Veredlung des Pferdes sey, daß da wo dasselbe mehr Schaden als Nutzen gebracht habe, dieses nur seiner unrichtigen Anwendung und seinem Mißbrauch zugeschrieben werden müsse, wobey man mehr nach Laune und Vorurtheil als nach richtigen Regeln gehandelt habe, Beschäler und Stuten von sehr vermischter Abkunft paarte, zu vielerley und oft ganz heterogene Raßen untereinander mischte, und die Beschäler bey einem und demselben Stutenschlage bald von dieser bald von jener Raße wechselte. Der Vf. entwickelt hieraus die Regeln des Kreuzens sowohl in Absicht auf Verbesserung und Veredlung der Pferdezucht, als auch zu Verhütung ihrer Ab- und Ausartung. In zwey Zusätzen zu diesem Kap. erklärt der Vf. den Unterschied zwischen Verbessern und Veredlen einer Pferderaße, und gibt dabey Anleitung zu Verbesserung einer Raße in sich selbst. Im letzten Kap. beantwortet der Vf. die Frage: ob die durch Einführung fremder (ausländischer) Zuchtpferde verbesserte und veredelte Landespferdezucht auch constant sey? Die Antwort fällt bejahend aus, Hr. A. gesteht aber, daß dazu eher ein ganzes als ein halbes Jahrhundert erforderlich ist.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

105. Stück.
Den 29. Junius 1829.

Hamburg.

Ueber den Ursprung und den Inhalt der apostolischen Constitutionen des Clemens Romanus. Ein historisch-critischer Versuch von Dr. Otto Krabbe. 1829. 272 S.

Für Leser, welchen die kirchliche Literärgeschichte ganz fremd ist, möchte wohl der Titel dieser Schrift zu wenig bestimmt seyn, denn er könnte sie leicht auf den Gedanken bringen, daß der Römische Bischof Clemens die apostolischen Constitutionen zusammengetragen habe, deren Ursprung und Inhalt darin untersucht werden soll: doch nur bey solchen Lesern könnte die Täuschung Statt finden, auf welche der Vf. keine Rücksicht nehmen durfte; also wäre es auch unbillig mit ihm darüber zu rechten, und doppelt unbillig, da die Täuschung auch bey ihnen nur einen Augenblick Statt finden kann, indem sie ihnen schon bey dem Eintritt in die Schrift benommen wird; denn hier erfahren sie sogleich, daß die Untersuchung über den Ursprung und den Inhalt der Constitutionen eben deswegen angestellt worden ist, weil es jetzt all-

gemein anerkannt ist, daß der Römische Bischof Clemens gar nichts damit zu thun hatte, und zu thun haben konnte.

Ja wohl war es schon deswegen der Mühe werth, eine eigene Untersuchung darauf zu verwenden; aber es kommt noch mehr dabey zusammen, was den jüngeren gelehrten Forscher, der sich einmal darin eingelassen hatte, nachdem er durch eine Preisaufgabe der theologischen Facultät zu Bonn darauf gebracht worden war, mit unwiderstehlicher Gewalt immer tiefer hineinziehen mußte. Der Inhalt des alten Documents ist von einer solchen Beschaffenheit, daß man mit Grund hoffen darf, die schätzbarsten Aufklärungen über mehrere der wichtigsten zu der älteren christlich-kirchlichen Verfassung gehörigen Gegenstände daraus schöpfen zu können, so bald sich nur über ihren Ursprung und über die wahrscheinliche Zeit ihres Ursprungs einigermaßen in das Klare kommen läßt. Aber gerade dabey tritt so viel Verwirrendes, die Aufmerksamkeit jetzt Anziehendes und jetzt Vertheilendes ein; es sind schon so viele und so verschiedene Vermuthungen und Hypothesen darüber von unsern gelehrtesten Patristikern und von den geachtetsten Bearbeitern der kirchlichen Alterthümer aufgestellt, und es ist so viel darüber gestritten und gezweifelt worden, daß sich gar nicht mehr davon los kommen läßt, wenn man einmal hinein gerathen ist. Dazu machte aber Hr. K. bald die Entdeckung, daß doch eigentlich noch keine planmäßig angestellte und in das Tiefe gehende Untersuchung darauf verwandt worden war, und dieß mußte ihn natürlich auch beharrlicher machen, die einmal von ihm unternommene durchzuführen.

Gerne möchte sich jetzt Rec. zuerst etwas über die Ordnung auslassen, in welcher Hr. K. seine Untersuchung geführt, oder in welcher er vielmehr seine Leser hindurch geführt hat; doch gerade

der Umstand, der ihn von der einen Seite vorzüglich dazu reizt, hält ihn von einer andern stärker davon ab. Dieser Forschungsgang den der Vf. gewählt hat, und die dadurch nöthig gewordene Anordnung und Eintheilung seiner Materie ist vielleicht das einzige, woran man den angehenden, noch weniger geübten und erfahrenen, gelehrten Forscher erkennt, denn der geübtere würde sich sicherlich einen etwas bequemeren, kürzeren und weniger verschränkten Gang vorgezeichnet haben. Indessen hat der Gegenstand seiner Forschung nicht nur nichts dabey verloren, sondern es ist sichtbar, daß ihn bloß die Begierde, seinen Stoff mit der sorgsam=umsichtigsten Genauigkeit zu behandeln, dazu verleitet hat. Weil er durchaus keinen Umstand unbeachtet lassen wollte, so ist mitunter auch mancher unbedeutende, der sich ohne Nachtheil bloß im Vorbeygehen hätte abfertigen lassen, von ihm herausgehoben, und mit gleicher Aufmerksamkeit wie die relevierendsten behandelt worden. Dadurch wird aber nicht nur dem Leser die klare Uebersicht der leitenden Puncte nicht selten erschwert und verdunkelt, sondern dieß Verfahren hat ihn auch zu mehreren Wiederholungen gezwungen, denen wir uns ebenfalls nicht entziehen könnten, wenn hier auch das eigene seines Forschungsganges gezeichnet werden sollte. Unstreitig wird es also schicklicher und vortheilhafter seyn, hier bloß die Resultate, auf die er dabey gekommen ist, kürzlich vorzulegen, da sich doch das Interesse der Untersuchung in diesen concentriert.

Bey der Frage nach dem Urheber oder Sammler der sogenannten Apostolischen Constitutionen kommt man sehr leicht und sehr bald wenigstens darüber zur Gewißheit, wem sie nicht zugeschrieben werden dürfen. Sie sind zwar alle, wiewohl sie in acht Bücher vertheilt sind, unter dem Na=

men der Apostel angebracht, welche darin bald in der Gesammtheit, bald namentlich, ja selbst mit einigen Unterscheidungsbezeichnungen, wie z. B. Jacobus, der Bruder Johannis, redend aufgeführt werden. Es möchte sich auch als möglich denken lassen, daß einige einzelne der darin enthaltenen Vorschriften und Anordnungen über die Gesellschafts-Einrichtung und den äußeren Cultus der christlichen Gemeinden wirklich von den Aposteln hergerührt seyn, und sich in der Tradition erhalten haben könnten, aber dieß konnte nie in den Sinn eines vernünftigen Menschen kommen, wenn es schon in den Kopf des wunderlichen Whiston kam, daß das Ganze und daß es in dieser Form von den Aposteln selbst zusammen getragen oder auch nur jemals sanctioniert worden seyn möchte; daher stimmten von jeher auch die gelehrtesten und geachtetsten unter den catholischen Historikern, und jetzt stimmen gewiß auch alle catholische Theologen ohne Ausnahme darin zusammen, eines der Fabricate darin zu erkennen, die ein frommer Betrug in den ersten christlichen Jahrhunderten den Aposteln so häufig unterschob, um ihm durch ihren Namen mehr Ansehen zu verschaffen. Mit Recht hat sich Hr. K. enthalten die äußeren und inneren Gründe förmlich auszuführen, durch welche man zu dem Auffassen dieser Ansicht gezwungen wird, denn sie drängen sich jedem von selbst, und schon auf den ersten Blick, den man auf das Ganze wirft, auf: mit gleicher Klugheit hat er sich aber auch bey der Untersuchung der zweyten und nächsten Frage, an die er kommen mußte, nicht lange aufgehalten; ob man hinreichende Gründe hat, das Fabricat oder auch nur die Fassung des Fabricats dem Römischen Bischof Clemens zuzuschreiben, denn auch darüber ließ sich leicht in das Klare kommen, daß man — jetzt wenigstens — gar keine Gründe dazu hat.

Es ist — was Hr. K. mit Recht am stärksten urgiert hat — es ist entschieden, daß fast sieben Jahrhunderte hindurch niemand in der Kirche etwas davon wußte, wenigstens kein uns bekannter christlicher Schriftsteller etwas davon wußte, daß der Römische Bischof Clemens die Constitutionen der Apostel zusammengetragen haben sollte. Zwar findet man schon von Clemens von Alexandrien, und hernach im vierten Jahrhundert noch bestimmter von Athanas, Euseb und Epiphan sogenannte διαταγας und διαταξεις των Ἀποστολων angeführt, aber von keinem dieser Schriftsteller wird der Name von Clemens dabey erwähnt, sondern erst im siebenten Jahrhundert wird er zum erstenmal in dem zweyten Canon der Trullanischen Synode zu Constantinopel vom J. 692 als ihr Verfasser aufgeführt. Die Angabe hat also gar keinen äußeren historischen Grund für sich, denn ein Factum aus dem Ende des ersten Jahrhunderts kann man doch durch kein Zeugniß aus dem Ende des siebenten beglaubigen wollen, wenn es auch von einer untrieglichen allgemeinen Synode beschworen worden wäre: mehrere der stärksten inneren Gründe streiten aber noch dagegen, und so verhält es sich auch, wie Herr K. leicht darthun konnte, mit allen den sonstigen Vermuthungen, welche etwas später von neueren Historikern über den wahrscheinlichen Fabricanten oder Sammler der Constitutionen aufgefaßt und aufgestellt worden sind. Selbst der von dem scharfsinnigen Clericus begünstigten Conjectur des gelehrten Canonicus zu Windsor, Thomas Bruno, welcher sie dem berufenen Bischof Leontius zu Tripoli in Lydien aus der zweyten Hälfte des vierten Jahrhunderts zuschrieb, fehlt jede geschichtliche Bestätigung; aber gerade dieß führte den neuen Forscher zu der Hauptfrage hin, welche zum vor-

nehmsten Gegenstand der Untersuchung gemacht werden mußte, weil sich davon allein einige Aufklärung erwarten ließ, nämlich die Frage nach der Zeit, in welche die Verfertigung oder die Redaction der Constitutionen nach allen äußeren und inneren Anzeigen gesetzt werden muß oder doch am wahrscheinlichsten gesetzt werden kann. Hier hat Herr K. ein treffliches Muster einer wahrhaftig gelehrten critisch-antiquarischen Forschung gegeben, denn er hat zunächst aus dem Inhalt der Constitutionen selbst heraus, der auch hier S. 127—196 in das kurze zusammengedrängt ist, die zu jener Zeitbestimmung erforderliche Data gezogen, und jedes von diesen Datis, so wie die Bestimmungen, zu denen es von ihm benutzt worden ist, so gründlich gerechtfertigt, daß eine nur etwas billige, wenn auch für eine andere Hypothese etwas voraus eingenommene Critik nur wenigen Raum zu Einwendungen mehr behält. Was er nun aber dabey herausgebracht hat, das läuft kürzlich in Folgendem zusammen: die apostolischen Constitutionen, die wir jetzt in acht Büchern haben, sind nicht nach und nach zusammengewachsen, oder von verschiedenen Sammlern zu verschiedenen Zeiten zusammengetragen worden, sondern man hat die stärksten Gründe zu der Behauptung, daß wenigstens alle in den sieben ersten Büchern enthaltene von einem einzigen Compilator und zu einer Zeit zusammengebracht, und in die Form, in der wir sie noch jetzt haben, gefaßt worden sind. Dieß kann nicht wohl früher als in der zweyten Hälfte des dritten Jahrhunderts geschehen seyn, denn die ganze innere und äußere Form der Kirche, wie sie in den Constitutionen gezeichnet ist, wurde erst um diese Zeit ausgebildet. Sie tragen nämlich augenscheinlich in hohem Grade das Gepräge des Cyprianischen Zeitalters, und scheinen

ganz aus dem Geiste und aus der Richtung von diesem hervorgegangen; denn offenbar liegt darin die Idee von de. Einheit der Kirche und der Begriff von dem hohen Standpunct der Bischöfe eben so wie in den Schriften Cyprians zum Grund. Da nun aber Cyprian sie nicht kannte, und auch sonst kein Schriftsteller dieser Zeit ihrer gedenkt, so müssen wir annehmen, daß sie auch zur Zeit Cyprians noch nicht vorhanden waren; denn wären sie vorhanden gewesen, so läßt sich nicht denken daß sie nicht bey so vielen Streitigkeiten, besonders bey dem wilden Hauptstreit dieser Periode über die Wiederaufnahme der Gefallenen, und bey andern Gelegenheiten benutzt worden wären. Man muß also schließen, daß sie nicht lange nach Cyprian gegen das Ende des dritten Jahrhunderts, und zwar in irgend einer orientalischen Kirche entstanden, aber von einem Verfasser herrühren mögen, der sich Cyprianische Grundsätze und Ideen angeeignet hatte, die er auch in die orientalische Kirche bringen wollte; später kann dieß jedoch auch nicht geschehen seyn, denn nach den Angaben von Euseb, Athanas und Epiphan müssen ja die Constitutionen das ganze vierte Jahrhundert hindurch schon vorhanden und bekannt gewesen seyn. Dieß gilt aber nur von den sieben ersten Büchern, denn das achte Buch ist zuverlässig erst später, nur höchst wahrscheinlich auch nicht später als zu Ende des vierten oder zu Anfang des fünften Jahrhunderts hinzugekommen, und zwar nach mehreren Anzeigen von eben der Hand hinzugefügt worden, welche um diese Zeit zu den 50 ersten der sogenannten Apostolischen Canonen noch 35 weitere, oder wenigstens den letzten hinzufügte.

Daß sich nun freylich gegen einige von den einzelnen Datis, aus denen Hr. K. dieses Resultat herausgebracht hat, immer auch noch Zwei-

Geschichte und Politik, und Notizen über die spanischen Maler enthält. Nach einer mit vielem Humor abgefaßten, aus Prosa und Poesie gemischten Einleitung, worin vorzüglich die Kunstpedanten und Kunstpäpste, wie der Verf. sie nennt, die alles unbedingt tadeln und verwerfen, was nicht zu ihren einmal gefaßten Meinungen und in ihre engherzigen Systeme paßt, mit scharfer Lauge gewaschen werden, wird unter der Ueberschrift: Ideen zur Geschichte der Kunst, vorzüglich der so folgereiche Satz ausgeführt, daß das Aufblühen der Kunst zu jeder Zeit mit der politischen Lage der Völker in enger Verbindung gestanden und daß mit dem Ueberhandnehmen der Willkühr und dem Verschwinden des Freyheitssinnes auch die Kunst erstarb, welches alles hauptsächlich durch das Beyspiel von Spanien erläutert wird. Darauf folgt unter der Ueberschrift: Ideen zu der Geschichte der Künste in Spanien, eine gedrängte Uebersicht vorzüglich der Geschichte der Malerey in Spanien und des eigenthümlichen Characters der Spanischen Schule, wobey wiederum die Sevillianer, Kastilische und Valencianer Schule unterschieden wird. Von unmittelbarem Interesse für den Geschichtsforscher ist jedoch der zweyte Theil des Buchs, welcher die auf dem Titel angeführten Documente, mit einer erläuternden, historischen Einleitung enthält. Der Verf. fand dieselben im Jahre 1816 in der Bibliothek zu Cordova in einem Bande Manuscript, verfaßt von einem Major domo des berühmten Herzogs von Alba, nebst einer Menge von Befehlen und Briefen Philipps II. Einige dieser Stücke copierte er sogleich selbst, das übrige erhielt er 1822 durch die Gefälligkeit des ernannten Bischofs von Salamanca, Pater Jesus Munnoz. Es sind diese Documente, von denen die mehr-

sten bisher durch den Druck noch gar nicht bekannt gemacht worden, einige wenige nur in Spanischen Schriftstellern sich finden, funfzehn an der Zahl, von mehr oder weniger bedeutendem historischen Interesse. №. I. Kartel des Kaisers Karl an den König Franz von Frankreich; datiert von Monzon vom 28. Junius 1528. №. II. Die Artillerie und Munitionen, welche Se. Majestät der Kaiser Karl mit sich nahm, um Metz in Lothringen anzugreifen. Die Geschützzahl vielleicht abgerechnet, fügt der Verf. hinzu, kann jetzt jeder kleine Fürst einen größeren Zeugpark in Bewegung setzen, als den vorstehenden des mächtigen und reichen Kaisers Karls V. — Woher kömmt dieß wohl? Von allgemein gewordener Cultur und Civilisation, mit allen ihren angenehmen und unangenehmen Beylagen. Gesetzt beide gingen nun zurück; glaubt man, daß die Rüsthäuser dennoch so reich blieben, wie sie sind? Der, welcher am vernünftigsten handelte, würde auch Herr der übrigen werden. №. III. Brief, den Se. Majestät an die Kaiserin über die Gefangenschaft des Prinzen Don Karlos schrieb. Im Januar 1568. Einige Ausdrücke in diesem, bereits von Spanischen Geschichtschreibern bekannt gemachten Briefe, deuten ziemlich klar darauf hin, daß Philipp den Tod des Infanten beschlossen hatte, wie denn auch unser Verf. gegen Llorente's Meinung, von der gewaltsamen Todesart des Prinzen überzeugt ist. №. IV. enthält das Schreiben Philipps über die Verhaftung des Prinzen an die Stadt Madrid; so wie auch an andere bedeutende Städte der Monarchie damals ähnliche Schreiben von ihm erlassen wurden. Seine schwangere Gemahlin ließ Phi-

lipp als mit der Wassersucht behaftet, durch die Aerzte zu Tode curieren. Während ihrer Krankheit schrieb er an den König von Frankreich, die Königin Mutter, die Herzogin von Savoyen und den Connetable von Frankreich über das Befinden seiner Gemahlin. Diese verschiedenen Briefe, die der Verf. sehr treffend als Zeugen von gräßlicher Kälte im Norden bezeichnet, sind hier unter №. V bis VIII abgedruckt. №. IX. Rechnung, welche der Controlle in Neapel von dem Herzog Alba über die Kosten des Pontonnier Corps eingesendet wurde. Wahrscheinlich war dieß von Alba zu Neapel errichtete Pontonnier-Corps das erste, welches als beständige Truppe in einem Europäischen Heere bestand. №. X. Copie eines Briefes, den der Beichtvater des Herrn Don Juan über die Sachen, welche sich vor und nach dem Tode desselben zutrugen, Sr. Majestät schrieb. 1578. Einige Stellen dieses Documents scheinen die Vermuthung zu bestätigen, daß Margaretha von Oesterreich, die eigene natürliche Tochter Karls des 5ten, die Mutter von Don Juan gewesen. №. XI. Copie eines Briefes, den der König Moluco, an Don Sebastian, König von Portugal schrieb. Als Sebastian, durch die Jesuiten verführt, im Begriff war, zu Gunsten des durch seinen Oheim Abdal Melec, welchen die Spanier und Portugiesen Moluco nannten, von dem Throne von Marocco gestoßenen Mulei Mahomed jene Expedition nach Africa zu unternehmen, welche ihm selbst und Portugal so verderblich wurde, sandte Abdal Melec ihm dieses Schreiben, worin er sich vergeblich zu den größten Einräumungen erbot, um dem gefürchteten Angriffe zuvorzukommen. Auf dieselbe Ex-

pedition bezieht sich №. XII., die Copie eines Briefes, den der Herzog von Alba dem Könige Sebastian 1578 schrieb, indem er ihm einen Helm Kaiser Karls des 5ten übersendet und zugleich manche Warnungen und Rathschläge für den bevorstehenden Feldzug hinzufügt. Von vorzüglichstem Interesse ist №. XIII. Bericht der Linienschiffe, Galeeren, Galeazzen, und anderer Schiffe, der See- und Kriegsleute, Infanterie, Cavallerie, Sappeurs, Officiere und besonderer Personen, Artillerie, Waffen, Munitionen und anderer Vorräthe, die man glaubt für den Fall nöthig zu haben, daß man den Feldzug gegen England machen will: so wie der Fahrzeuge, die es nöthig seyn wird dafür zu besorgen, die Preise, welche sie kosten werden und die Orte, wo das eine und das andere zu verschaffen ist, und worauf alles steigen wird, berechnend, daß die Flotte und Armee, die man zu genannter Unternehmung führen wird, für 8 Monate versehen, bezahlt und verproviantiert seyn muß: alles auf folgende Art. Alba, der zum Oberbefehlshaber der Expedition gegen England ausersehen war, jedoch früher starb, als dieselbe zur Ausführung kam, war der Verfertiger dieser mit der größten Genauigkeit, bis in das geringste Detail sorgfältig berechneten Listen. Beynah alles was zu der Ausrüstung erforderlich war, vermochte damals die Spanische Monarchie selbst zu liefern, selbst die erforderlichen Fabricate aus Hanf und Holz; auch der Bomben geschieht schon in diesem Berichte Erwähnung. Die ganze Ausrüstung war von Alba berechnet auf 596 Schiffe und 200 flache Böte mit 23,000 See-

leuten und 9800 Ruderknechten, nebst einer Landarmee von 60234 Mann spanischer, italiänischer und deutscher Truppen. Nach einem ungleich kleineren Maßstabe war die Expedition entworfen, welche nachmals unter dem Namen der unüberwindlichen Armada, der Herzog von Medina Sidonia anführte. №. XIV. Copie eines Briefes, welchen der Pater Luis de Granada der Herzogin von Alba schrieb und in dem er sie über den Tod des Herzogs, ihres Gemahls, tröstete, datiert von Lissabon vom 14ten December 1582; ein interessanter Bericht über die letzten Augenblicke dieses, wie der Verf. ihn nennt, der Geschichte angehörenden christlichen Ibrahim Pascha. №. XV. Summarischer Bericht der Schiffe, die in der glücklichsten Flotte gehen, welche Se. Majestät befohlen hat, im Fluß und Hafen dieser Stadt zu vereinigen, und von welchen der Herzog von Medina Sidonia Generalcapitän ist, auch des Kriegs- und Seevolks, Pulvers, der Artillerie, Munitionen, Verprobiantierung und anderer Vorräthe, die er mitnimmt, und die Zeit auf welche die Verproviantierung währen kann. Lissabon. 14. May 1588. Nicht halb so stark, als früher Alba verlangt und vorbereitet hatte, war die durch den Herzog von Medina Sidonia nachmals wirklich gegen England geführte Macht; die Gesammtzahl der Kriegsschiffe betrug nur 130, nebst 20 kleineren bewaffneten Fahrzeugen, zusammen bemannt mit 2288 Seeleuten, während die ganze darauf eingeschiffte Landmacht nicht mehr als 28,568 Köpfe zählte. — Das Spanische Original dieser verschiedenen Documente ist dem Buche angedruckt.

F. S.

Mainz.

Handbuch der Special-Geschichte sämmtlicher deutscher Staaten alter und neuer Zeit; von Dr. Rauschnick. Erster Theil. 1828. VI u. 428 S. 8.

Der Vf. sagt mit Recht, daß die Geschichte der einzelnen deutschen Staaten in Verhältniß gegen die allgemeine oder Reichsgeschichte sehr zurückgeblieben sey. Was über einzelne derselben Vortreffliches geleistet worden, brauchen wir nicht ins Andenken zurück zu rufen; es ist hier nur von dem Ganzen die Rede. Besonders mußte daher der Mangel eines Handbuches fühlbar werden, welches die sämmtlichen deutschen Staaten umfaßte, da auch die Versuche dazu entweder zu dürftig, oder durch die neuesten Staatsveränderungen zu mangelhaft geworden waren. Die Absicht des Vfs. ist also ein solches nach den Bedürfnissen der jetzigen Zeit zu liefern, und der vorliegende erste Theil umfaßt Bayern, Schwaben, Würtemberg, Baden, Pfalz, Schweiz und Oesterreich. Von einem solchen Handbuch erwartet man keine neue Forschungen; sondern nur daß es das Bekannte, und durch die Critik hinreichend Bestätigte, in einer klaren und den Bedürfnissen des Lesers angemessenen, nicht zu kurzen, aber auch nicht zu weitschweifigen Behandlung enthalte; und diesen Forderungen hat der Vf. auf eine solche Weise Genüge geleistet, daß nach unserm Erachten wir sein Werk zu den sehr brauchbaren Handbüchern rechnen müssen. Da die hier behandelten Staaten, mit Ausnahme der Schweiz, monarchische Staaten waren, so ist ihre Geschichte an die regierenden Häuser, und die Regenten geknüpft. Die älteren Zeiten sind kürzer behandelt. Besondere Sorgfalt ist auf die Veränderungen der neuern und neuesten Zeit ge-

wandt. Die Territorialveränderungen, wie sie durch die neueren Friedens- und Theilungsschlüsse herbeygeführt sind, sind sorgfältig angegeben, so wie auch die Verfassungen der Staaten nach den Grundgesetzen; wo diese bereits eingeführt worden sind. Nach dem Plan des Vfs. sollen nicht bloß die noch jetzt bestehenden, sondern auch die älteren, aber verschwundenen Staaten ihren Platz in diesem Handbuche finden, wovon die Geschichte von Schwaben bereits in diesem ersten Theile einen Beweis gibt. Wir erwarten also, daß in der Folge auch die Geschichten der geistlichen Staaten, wenigstens der bedeutenden darin werden aufgenommen werden; die sonst nur zu sehr vernachlässigt wird. Freylich wird der Ausdruck auf dem Titel sämmtlicher deutscher Staaten einige Beschränkung, nicht nur bey den geistlichen Staaten, sondern auch bey den Reichsstädten leiden müssen. Dieses wird aber der Brauchbarkeit des Buches keinen Eintrag thun. Da die Geschichte, wie gesagt, an die Regenten geknüpft ist, so wird von jedem derselben, nicht bloß was er in Rücksicht der äußeren Verhältnisse, sondern auch der inneren Einrichtungen geleistet habe, bemerklich gemacht; und eine mit Unpartheylichkeit, und wo es nöthig war, mit Freymüthigkeit entworfene Characterschilderung gegeben; so wie auch die Familienverhältnisse auseinander gesetzt. Wir können daher dieß Werk, als ein zum Handgebrauche bestimmtes, wie sein Titel es sagt, sehr zweckmäßig eingerichtetes empfehlen; zumal wenn es dem Verf. gefallen sollte, auch die genealogischen Tabellen, so weit es nöthig ist, denn in ihrer ganzen Vollständigkeit bedarf es ihrer nicht, hinzuzufügen.

Hn.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

107. Stück.
Den 4. Julius 1829.

Paris.

Histoire des Sectes religieuses, qui sont nées, se sont modifiées, se sont éteintes dans les differentes contrées du globe depuis le commencement du siècle dernier jusqu'à l'Époque actuelle. Par M. Grégoire, ancien Évêque de Blois. Nouvelle Édition corrigée et considérablement augmentée. 1828. T. I. 463, T. II. 512, T. III. 431 S. in 8.

Da wir von der ersten Ausgabe dieses Werks, das zuerst im Jahre 1810 erschien, eine ausführliche beurtheilende Anzeige gegeben haben (s. Jahrg. 1810. St. 168. S. 1665 — 1676.), so würden wir uns mit einer bloßen Ankündigung seiner neuen Erscheinung begnügen, wenn es nicht durch die mehrfachen Zusätze und Verbesserungen, die es erhalten hat, und durch den ganzen hinzugekommenen dritten Band, gewissermaßen ein neues Werk geworden wäre. Dieß ist es besonders durch die ersten, durch die Zu

Sätze, geworden, denn so schätzbar und wesentlich auch die Verbesserungen seyn mögen, die darin durch Berichtigungen einzelner falscher Angaben und besonders durch das Auslassen und Wegschneiden von so manchem Unpassenden und Ueberflüssigen angebracht worden sind, so ist doch dem Hauptübel, an welchem das Werk litt, dem Mangel einer festen Ordnung und eines sicheren Leitfadens durch das Labyrinth, in das man geführt wird, auf keine Weise abgeholfen worden, und dadurch verliert das durch die sonstigen Verbesserungen Gewonnene wieder sehr viel von seinem Werth. Doch gibt es eine Seite, von welcher man wirklich auch etwas dadurch gewonnen hat, daß jenes Uebel permanent geblieben ist. Weil sich nämlich Herr G. weder an eine genau bestimmte Ideen- und Sach-Ordnung noch an eine strenge Zeit-Ordnung band, so fühlte er sich durch nichts zurückgehalten, alles, wo und wie es ihm einfiel, aufzunehmen, was sich nur in die entfernteste, oft nicht einmal scheinbare Beziehung mit seinem Gegenstand bringen ließ; und dieß hat wirklich dem Leser eine Menge sehr interessanter historischer Notizen, besonders aus den stürmischen Zeiten der französischen Revolution eingetragen, die man freylich in einer Geschichte des religiösen Sectenwesens nie gesucht und erwartet hätte. Von dem einen wie von dem andern gibt fast der ganze Inhalt des ersten Bandes den auffallendsten Beweis.

Was man nämlich hier in dem ersten der zwey Bücher, in welche der erste Band getheilt ist, findet, ist nichts anders, als die ausgemalte Geschichte der eben so schändlichen als schauervollen Auftritte der französischen Revolution, bey denen zunächst die gänzliche Abschaffung und Zerstörung des catholischen Cultus und des catholi-

schen Kirchenwesens im Königreich abgezweckt war: wie viel aber hier zusammengebracht, aber wie lose es auch zusammengeheftet ist, dieß läßt sich schon aus der bloßen Inhaltsanzeige der dreyzehn Kapitel, welche das erste Buch ausfüllen, höchst anschaulich erkennen. Kap. I. Vorläufige Bemerkungen über die Secten in Frankreich, S. 1—7. Unter diesen Bemerkungen, durch welche das folgende eingeleitet werden soll, hebt sich nur die eine als planmäßig heraus, daß die Protestanten im Reich unter den Stürmen der Revolution viel weniger zu leiden hatten, als die Catholiken, weil einerseits ihre Anzahl so viel kleiner, weil andererseits die Nacktheit ihrer Kirchen für die Raubsucht der Verfolger so viel weniger verführerisch, und weil die Wuth von diesen vorzüglich gegen den Catholicismus gerichtet war; dabey wird man jedoch zugleich mit einem Umstand bekannt gemacht, von dem sich Rec. nicht erinnern kann, daß er ihn irgendwo besonders erwähnt gefunden hätte. Von den Administratoren der Nationalgüter in mehreren Departements kamen dennoch auch mehrere Petitionen an den Nationalconvent ein, daß er den Verkauf des Eigenthums der lutherischen Kirchen beschließen möchte; die Petitionen wurden aber immer einer Special-Commission übergeben, in welche man so viele protestantische Deputierte aufnahm, daß es niemals zu einem Bericht darüber kam. Kap. II. Von Festen im Allgemeinen. Rosenfeste. Bundes- und Verbrüderungsfeste. S. 8—21. Kap. III. Atheismus, Tempel und Feste der Vernunft. S. 22—68. Kap. IV. Der Bischof Gobel vor den Schranken der Nationalversammlung. Genauere Schilderung der Umstände, die bey diesem Auftritte statt fanden. S. 69—85. (Es ist der scandalöse Auftritt,

wobey der Bischof Gobel von Paris mit mehreren seiner Vicarien den 7. November 1793 vor den Schranken des Convents erschien, und sein Bisthum öffentlich niederlegte; dennoch ist mit einer Milde davon gesprochen, die nur Mitleid mit der Schwäche des armen Mannes erregen soll, aber die Erzählung des Antheils, den Hr. Gr. selbst daran zu nehmen gezwungen wurde, muß und wird gewiß bey jedem Leser noch Empfindungen anderer Art erregen. Bey seinem Eintritt in den Versammlungssaal, in welchen er sogleich eilte, nachdem ihm in einer Comittée, welcher er beygewohnt hatte, das Vorgefallene kund geworden war, sah er sich sogleich von einer Rotte der Männer des Berges umringt, die ihn mit wildem Ungestüm aufforderte, daß er sich ebenfalls entschließen müsse de renoncer aux hochets de la superstition et aux jongleries sacerdotales. Ohne ihm Zeit zum Besinnen zu lassen, forderten sie sogleich für ihn von dem Präsidenten das Wort, und drängten ihn auf die Tribüne, aber bereiteten nur sich selbst dadurch eine Beschämung, die ihren Ungestüm bis zur Wuth steigerte, denn Herr Gr. hielt eine Rede, von welcher hier nur der Schluß, jedoch in seiner eigenen Sprache angeführt werden mag. 'Quant à moi, catholique, par conviction et par sentiment, prêtre par choix, j'ai été désigné par le peuple pour être Evêque; mais ce n'est ni de lui ni de vous que je tiens ma mission. J'ai consenti de porter le fardeau de l'épiscopat dans un temps, ou il etoit entouré d'épines. On m'a tourmenté de l'accepter, on me tourmente aujourd'hui pour me forcer à une abdication, qu'on ne m'arrachera pas. Agissant d'après les principes sacrés, qui me sont chers, et que je

vous defie de me ravir, j'ai tâché de faire du bien dans mon dioecése; je reste évêque, pour en faire encore. J'invoque la liberté des cultes.') Kap. V. Religiöser Zustand Frankreichs während der Herrschaft des Atheismus. Tempel und Feste, die dem höchsten Wesen geweiht werden. S. 86 — 114. Kap. VI. Einführung eines neuen Calenders. S. 115 — 140. Kap. VII. Veränderungen der Taufnamen und der Namen von Kirchenstraßen und Städten. S. 141 — 146. Kap. VIII. Einführung von National= und Decadenfesten. S. 177 — 217. Kap. IX — XIII. Debatten über die Verlegung des Sonntags auf den Decadi. Verfolgungssystem, durch welches diese Verlegung vom Volk und von den Geistlichen erzwungen werden soll. Wirkung dieser Verfolgungen, unter denen doch auch der protestantische und reformierte Clerus an den meisten Oertern standhaft bey der Feyer des Sonntags beharrt, wie der constitutionelle catholische. S. 218 — 323. Das zweyte Buch dieses ersten Bandes gibt in sechs Kapiteln die Geschichte des Theophilanthropismus, aber mit den wenigsten Zusätzen vermehrt; in dem zweyten Bande hingegen nimmt der Verf. seinen fessellosen Flug in das Freye und Weite, und kommt dabey nicht selten von einem Welttheil in den andern, ohne den Uebergang vorbereitet oder motiviert zu haben; doch kehrt er oft genug nach Frankreich zurück, und rückt auch mehrere Notizen über angebliche neue Secten ein, welche hier und anderswo erst in den letzten funfzehn Jahren zum Vorschein kamen. So wird unter der Rubrik: Sectes établies ou fomentées par de femmes die Frau von Krüdener in einem eigenen Kapitel S. 64 nachgetragen, doch von dem Vorwurfe freygesprochen, daß sie die erste Idee

oder den ersten Anstoß zu der heiligen Alliance gegeben habe — cet assemblage bizarre, ou trois potentats de trois religions différentes s'engageaient à gouverner conformément à l'Evangile leurs peuples. Auf die Frau von Krüdener folgt unmittelbar die Herzogin von Bourbon, S. 72, welcher eine im J. 1812 (zu Brüssel) gedruckte Correspondance entre Madame de B. et M. R. sur leurs opinions religieuses und Pensées d'une ame de la foi sur la religion chrétienne pratiquée en esprit et en verité zugeschrieben werden, die im J. 1819 durch ein eigenes Decret der Inquisition als ein obscönes, mit einer Menge von ketzerischen, gottlosen, blasphemen und verführerischen Sätzen angefülltes Werk verdammt wurde. Eben so sind mehrere Zusätze zu den Artikeln von den Theosophen, Martinisten, Mesmeristen und Magnetisten S. 204 — 240, von den neuen Chiliasten und Joachimiten S. 333 — 373, von den Freymaurern, von den Französischen und Italiänischen Carbonaris, von den Anti-Concordatisten und besonders von den Tempelherrn hinzugekommen. Die sehr anziehenden Notizen, welche über die letzten gegeben sind, betreffen vorzüglich die Verfassung ihrer jetzigen, gar nicht mehr geheimen Gesellschaft, ihre Ordenslehre und ihr Ordensritual, oder ihr Leviticon, wodurch zugleich die Wirklichkeit ihrer Abstammung von dem alten Orden, aber auch des zu verschiedenen Zeiten mehr oder weniger ernsthaft damit getriebenen Spieles bestätigt wird. Dabey erfährt man auch gelegenheitlich S. 415 daß der berufene griechische Coder eines veränderten Johanneischen Evangeliums, mit dem wir erst im vorigen Jahr durch die Verwendung und durch eine eigene Schrift vom Herrn Bischof Münter bekannter geworden sind

(s. G. g. A. 1828. S. 1110), nicht nur in der Bibliothek der neuen modernisierten und französierten Tempelherren sich findet, sondern wirklich als echtes Erbstück aus der Verlassenschaft der alten auf sie herabgebracht wurde, indem er unter dem Namen der Evangelien die christliche Haupturkunde, ja vielleicht die einzige von ihnen anerkannte christliche Urkunde bildet. Selbst die Namen der fünf ersten Großmeister des Ordens, von Hugo de Paganis bis auf Simon von Montfort, der im J. 1154 installiert wurde, sind dem Codex beygeschrieben; nur erhält man leider auch dadurch keine weitere Aufklärung über so manchen dunkeln Umstand in seiner Geschichte, und selbst so gut als keine über den Hauptumstand, wie die Tempelherren zu dem Codex, oder der Codex unter die Tempelherren kam. — Ueber den dritten ganz neu hinzugekommenen Band dürfen wir endlich nur sagen, daß er aus der alten Ausgabe die Geschichte der jüdischen Secten, und zwar mit den schätzbarsten Zusätzen, und mit dem sorgsamsten Fleiße bis auf unsere Zeit herabgeführt, S. 221 — 428, in sich hält, hingegen mit einem Versuche über eine freylich nicht jetzt erst entstandene, aber erst von Hr. Gr. zur Secte gemachten Menschenart sich eröffnet, der die ganze Hälfte dieses Bandes S. 1 — 199 ausfüllt. Diese hat er mit dem Namen der politischen Götzendiener und Basileolatern (ohne Zweifel nach der Analogie von Phtartolatren) bezeichnet, wer aber kann sich nicht selbst sagen, wie ein Gregoire diese gezeichnet, und mit welcher Liebe er sich besonders bey der Hauptgattung, die ihm hier vorkommen mußte, bey den Basileolatern aus dem Hof-Clerus Napoleons und der Bourbons verweilt hat?

Göttingen.

Von unserm Herrn Director Kirsten ist bey Gelegenheit der Censur am 14. May d. J. eine Fortsetzung der Nachrichten über die ältesten Schulen Göttingens, besonders über das 1588 gestiftete Gymnasium, erschienen (s. G. g. A. 1827. St. 176.), in welcher die Geschichte bis auf den Westphälischen Frieden fortgeführt wird. Auch in dieser Periode waren die Schicksale unsers Gymnasii sehr abwechselnd. Wie groß aber auch der Einfluß äußerer Umstände war, so geht doch aus der Erzählung hervor, in welchem hohen Grade das Schicksal eines solchen Instituts, von dem Eifer und der Thätigkeit der Lehrer abhängt. Was ein Petreius, was später ein Buscher, und besonders ein Georg Andreas Fabricius auch unter ungünstigen Umständen, welche durch theologische und philosophische Streitigkeiten herbeygeführt wurden, leisteten, erregt Bewunderung. Freylich, als nach der Belagerung durch Tilly 1626 Fabricius die Stadt verließ, und einem auswärtigen Rufe folgte, lösete sich das Gymnasium auf; aber bereits 1633 kehrte er zurück, und das Institut ward durch die Fürsorge des Magistrats wieder hergestellt. Er starb 1646. Neu war uns die Notiz S. 4, daß als Herzog Julius die Universität zu Helmstädt stiftete, auch bereits Göttingen sich um diesen Vorzug bewarb.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

108. Stück.
Den 4. Julius 1829.

Paris.

Bey Dondey-Dupré: Inscriptiones antiquae a Comite Carolo Vidua in Turcico Itinere collectae. 1826. 50 Seiten und 51 lithographierte Tafeln. Diese Sammlung unedierter Inschriften aus Kleinasien, Aegypten und Nubien, Syrien und Griechenland ist dem gelehrten Publicum durch die gründliche Beurtheilung derselben im Journal des Savans von Letronne, der selbst die Herausgabe dieser Inschriften mit veranlaßt, durch die Anführungen in Welckers Sylloge und eine ausführliche Recension von Osann schon so bekannt, daß wir hier nur den Wunsch aussprechen wollen, daß alle Reisende, welche im Besitz von Inschriftenschätzen sind, sie doch auf diese zugleich anspruchlose und höchst zuverlässige und genaue Art mittheilen möchten, auch selbst solche, welche zu einer gelehrten Bearbeitung derselben, die der Graf Vidua gänzlich ablehnt, Fähigkeit und Neigung in sich fühlen, indem ihnen ja doch eine solche vorläufige

Bekanntmachung immer noch den Weg zu einer ausführlicheren Bearbeitung offen lassen würde. Wir verknüpfen damit die Nachricht, daß die Artikel im Journal des Savans über Vidua's Sammlung, welche, wie alle Arbeiten Letronne's, von einer ausgezeichneten Inschriftenkunde zeugen, zu

Paris

in derselben Buchhandlung, unter dem Titel: Analyse critique du recueil d'Inscriptions Grecques et Latines de M. le Comte de Vidua, par M. Letronne. 1828. 46 Seiten, neu bearbeitet und mit mehreren unedierten Inschriften, besonders einer sehr wichtigen von Aegiale auf Amorgos, die Herr Letronne Millingen's Mittheilung verdankt, bereichert erschienen sind.

K. O. M.

Zürich.

Im Verlage von Orell, Füßli und Compagnie, 1828: Inscriptionum Latinarum selectarum amplissima collectio, ad illustrandam antiquitatis disciplinam accommodata, ac magnarum collectionum supplementa complura emendationesque exhibens. Cum ineditis Jo. Casp. Hagenbuchii suisque adnotationibus edidit Jo. Casp. Orellius. Insunt lapides Helvetiae omnes. Accedunt praeter Fogginii kalendaria antiqua, Hagenbuchii, Maffeii, Ernestii, Reiskii, Seguierii, Steinbruechelii epistolae aliquot epigraphicae nunc primum editae. Volumen primum. 570 Seiten gr. 8.

Wie viel beym jetzigen Fortschreiten der philologischen Wissenschaften, wo jeder Theil derselben mehr Eifer, mehr systematische Strenge und kritischen Ernst als jemahls erfordert, auch das Studium der alten Inschriften gewonnen habe, ist seit August Böckh's preiswürdigen Bemühungen und großen Verdiensten um das Hellenische Alterthum durch eine zweckmäßige Behandlung dahin gehöriger Inschriften unverkennbar. Wie viel aber auf der andern Seite auch in diesem weitem Felde noch zu leisten übrig sey, um den gerechten Ansprüchen des Kenners Genüge zu leisten, wissen diejenigen am besten zu beurtheilen, welche tiefer in diesen Theil der Alterthumswissenschaft eingedrungen sind, und mit kritischem Sinne ein jedes Studium für sich und in Verhältniß zu andern Wissenschaften zu prüfen gelernt haben. Sammlungen von Griechischen und Lateinischen Inschriften wurden zwar schon früh mit einem Aufwande von Gelehrsamkeit veranstaltet, über den wir jetzt staunen müssen. Die größten Verdienste um die erste Begründung dieses Studiums haben sich besonders Holländer und Italiäner erworben. Nur Eine der zehn größern Sammlungen hat einen Deutschen, Thomas Reines, zum Verfasser, und steht, nach dem Urtheile der Kenner, den meisten der übrigen sowohl in Rücksicht der Kritik, als auch der Glaubwürdigkeit der Quellen, aus denen er schöpfte, weit nach. Kein geringer Theil seiner 2370 Inschriften ist aus dem in dieser Wissenschaft so berüchtigten und so oft verwünschten Werke des Pyrrhus Ligorio genommen, und muß also schon deßwegen einem jeden verdächtig scheinen, welchem der grobe Betrug jenes Gelehrten bekannt ist. Man sehe hierüber Calogera's Nuova Raccolta B. 19 S. 471, Orelli S. 43 u. s. w.

Jedoch war Reines nicht der einzige, welcher sich von Ligorio betriegen ließ. Selbst Anton Muratori und besonders Raphael Fabretti hatten dasselbe Schicksal; weßwegen dieser letztere, als er den Betrug einsah, einen lebenslänglichen unversöhnlichen Haß gegen Ligorio hegte. Am meisten aber litten Marquardo Gudi und Johann Baptista Doni durch ihre Leichtgläubigkeit; und die Werke dieser sonst schätzbaren Männer sind daher von den Philologen in der Folge immer mit der größten Vorsicht zu Rathe gezogen worden. Die beiden Holländer, Martin Smet und Jahn Gruter haben jeder für seine Zeit sehr nützliche und brauchbare Sammlungen veranstaltet, die von ihren Nachfolgern fleißig benutzt worden sind; und man muß ihnen noch heute alle Gerechtigkeit widerfahren lassen, nicht bloß der so bequemen Wortregister wegen, die dem Alterthumsforscher überall, aber hier vorzüglich lieb und werth sind; sondern auch deßwegen, weil eine vernünftige Kritik und ordnender Geist in ihren Werken herrscht. Diese beiden sehr wesentlichen Vorzüge, ohne welche man bey einem Werke dieser Art Bedenken tragen muß, es überhaupt nützlich und brauchbar zu nennen, vermißt man sehr ungern bey den übrigens sehr gelehrten und mühevollen Arbeiten von Jacob Spon und Scipio Maffei; jedoch mit der Ausnahme, daß einzelne Theile derselben von keinem gemeinen Scharfsinne zeugen, der aber, nach dem Urtheile einsichtsvoller Männer, nicht durchdringend genug ist, um dem Ganzen den Character zu geben, und sich deßwegen zu sehr in der Masse verliert. Die ars critica lapidaria von Maffei, welche Sebastian Donati in seine reichen und wichtigen Nachträge zu Anton Muratori's neuem Thesaurus, welche alles umfassen, was bis zum Jahre 1775 in diesem

Gebiete bekannt geworden war, aufgenommen hat, behauptet unstreitig vor den übrigen Arbeiten desselben Verfassers, z. B. dem Museum Veronense, den Vorrang.

Eine streng wissenschaftliche Anordnung, auf welcher bey jeder gelehrten Arbeit überhaupt, besonders aber in diesem Fache so viel beruht, zeichnet freylich keines der eben genannten Werke vortheilhaft aus. Es ist auch in der That nicht zu leugnen, daß sich einem ordnenden Geiste in dieser unendlichen Masse verschiedenartiger und in einander verworrener Stoffe die größten Schwierigkeiten in den Weg stellen, wenn er unternimmt, das Ganze in bestimmte Theile zu zerlegen, die einzelnen Theile in einer zweckmäßigen Folge aufzuführen und an einander zu reihen, das Einzelne eines jeden Theils unter eine klare und bequeme Uebersicht zu bringen, und das Ganze mit der Fackel der Kritik zu beleuchten, damit es mit Nutzen zu Rathe gezogen werden kann.

Für die Griechischen Inschriften scheint mit unserm Zeitalter eine neue Periode, besonders in Deutschland, zu erwachen. Die von Böckh theils selbst begonnenen, theils veranlaßten scharfsinnigen Untersuchungen über Echtheit und Unechtheit der Inschriften, und über die einzig richtige Behandlungsart derselben, haben nicht anders als fruchtbar auf das ganze Studium gewirkt, bey dem man jetzt mit mehr Sicherheit zu Werke geht, als früher.

Daß dieser neu belebte Eifer für Griechische Inschriften auch auf die Lateinischen nicht ohne Einfluß geblieben sey, davon mag der jetzt vor uns liegende Band als Beweis dienen, dem gewiß ein jeder, der dessen Werth kennt und zu

schätzen weiß, eine geneigte Beachtung und günstige Aufnahme wünschen wird.

Bey einer genauern Prüfung dieses Werks können besonders zwey Puncte, auf welche das Streben des gelehrten Verfassers gerichtet ist, und durch welche seine Arbeit alle früheren in dieser Gattung weit übertrifft, dem Auge des Beurtheilers nicht unbeachtet bleiben; erstens nämlich die Zweckmäßigkeit der Auswahl, welche bloß auf Nutzen und Brauchbarkeit sieht, um so das Studium der Alterthumswissenschaft selbst zu unterstützen und zu befördern; und zweytens die streng wissenschaftliche Anordnung des Ausgewählten. Das Werk selbst soll eine oft gefühlte Lücke ausfüllen, und sich in die Mitte zwischen die bekannten großen Sammlungen, von denen wir einige der vorzüglichern eben erwähnten, und zwischen die sogenannten epitomae stellen. Die großen Sammlungen sind nämlich theils ihrer Kostbarkeit, theils auch ihrer Seltenheit wegen, meistens nur denen zugängig, welche in der Nähe großer öffentlicher Bibliotheken leben; denn im Besitze von Privatmännern findet man sie nur sehr selten; und wie groß ist die Anzahl deutscher Philologen, welche aus diesem Grunde solchen, bey manchen antiquarischen Forschungen unentbehrlichen, Hülfsmitteln gänzlich entsagen müssen! Ferner die in England und Italien veranstalteten Compendien, z. B. eines Wilhelm Fleetwood, eines Dominicus Polcastri, und eines Anton Morcelli, sind ebenfalls Werke, deren Gebrauch nicht einem jeden Deutschen, welcher sich darnach sehnt, zusteht.

Bey vorliegender sehr reichen Auswahl, welche der treffliche Johann Caspar Orelli während eines vierjährigen anhaltenden Studiums mit nicht geringer Mühe von etwa 40,000 ihm bekannten

Inschriften für seinen Zweck absonderte, wurde besonders auf die Wichtigkeit des Inhalts einer jeden Inschrift, insofern sie mit irgend einem Theile des Römischen Alterthums in Berührung stand, Rücksicht genommen. Diesem Unternehmen leistete der ziemlich vollständige Apparat von Büchern dieses Faches, welcher von dem gelehrten Johann Caspar Hagenbuch um die Mitte des letzt verflossenen Jahrhunderts zu Zürich gesammelt wurde, und welcher dem Sammler selbst zu einigen schätzbaren Werken (z. B. zu den Epistolae epigraphicae, Tiguri 1747. 4.) den Stoff lieferte, sehr wichtige Dienste. Bisher ist von diesem Apparat, welcher nach Hagenbuchs Tode zuerst in Steinbrüchels, seines Erben, Hände kam, sich jetzt aber in der öffentlichen Bibliothek zu Zürich befindet, nur einmal Gebrauch gemacht worden, und zwar von Hottinger, welcher einiges, gewiß nicht das wichtigste, in dem Züricher Museum bekannt machte. Herr Orelli führt das Einzelne dieses Apparats (S. 19) auf, welcher fast alle die wichtigsten Werke, welche vor dem Jahre 1763, in welchem Hagenbuch starb, im Drucke erschienen sind, umfaßt, und mit Hagenbuchs eigenhändig geschriebenen Bemerkungen reichlich ausgestattet ist. Was ihm etwa abging, gehört nicht zu den Hülfsmitteln ersten Ranges (obgleich es im Einzelnen von großem Werthe seyn mag), ist aber doch von Herrn Orelli durch eigenen Fleiß hinzugezogen worden, z. B. Johann von Vita's Thesaurus antiquitatum Beneventarum; Hultmann's Miscellanea epigraphica; Cannegieter's Werk de nominum Romanorum ratione, und Otto's Abhandlungen de aedilibus et de tutela viarum. Andere Bücher, z. B. Karl Cäsar Malvasia's Marmora Felsinea; die in London erschienenen

Monumenta Kempiana; ferner die Sammlungen eines Passione, Amaduzzi, del Signore, Horsley (von denen jedoch das beste von den Herausgebern der größern Werke, als von Donati, Gori und Camden aufgenommen ist), so wie mehrere Englische, Französische, Italiänische und Spanische Zeitschriften und Reisebeschreibungen, standen dem unermüdeten Fleiße Orelli's in der Schweiz nicht zu Gebote, ein Umstand, weswegen der Herausg. sich selbst mit gewohnter Freymüthigkeit entschuldigt (S. 11 und 20). Eine Liste der von ihm benutzten Hülfsmittel mit einer hinzugefügten Kritik derjenigen Werke, welche entweder erdichtete, oder verfälschte, oder zweifelhafte Inschriften enthalten, gibt Herr Orelli selbst S. 21—66. Dabey sind zugleich die Ansichten von Hagenbuch mitgetheilt.

Auf die Verschiedenheit des Styls, welcher die Inschriften verschiedener Zeitalter bezeichnet, konnte bey dem Zwecke, welchen diese Auswahl zu erreichen strebte, weniger Rücksicht genommen werden. Ueber diesen Punct, welcher bey der Untersuchung, ob eine Inschrift echt oder verdächtig, ob verfälscht oder ganz erdichtet sey, von der größten Wichtigkeit ist, hat man freylich von jeher die verschiedensten Meinungen aufgestellt, besonders seitdem Scipio Maffei die von der Critik hierin gesteckten Grenzen weit überschritt, und oft wegen Eines ihm unrichtig scheinenden Ausdrucks die ganze Inschrift für verdächtig erklärte. So kommen in den Inschriften aus dem Augustischen Zeitalter manche ungewöhnliche Wortformen und schwülstige Redensarten vor, welche mit dem Begriffe von Einfachheit, die jene Periode allerdings auszeichnet, zu streiten scheinen. Das Ganze aus diesem Grunde für unecht zu erklären, würde aber ein sehr unkritischer Schluß

seyn. Denn auch in den einfachsten und natürlichsten Zeiten gibt es Individuen, die, durch falsche Begriffe von guter Schreibart verleitet, sich in einer entgegengesetzten Richtung von dem Zeitgeiste entfernen, und auf eine affectierte, hochtrabende, nichtssagende aber auffallende Weise nichts als ampullas und sesquipedalia verba von sich geben. Freylich wurde diese Richtung erst nachher der Zeitgeist selbst, besonders nach Septimius Severus, wo sie sich in der ganzen Römischen Literatur aussprach; am deutlichsten aber in den juristischenn Schriften, wie der gelehrte Cramer neulich gezeigt hat (in Savigny's Zeitschrift für Rechtswissenschaft B. 2. S. 289).

Auf die zweckmäßige Anordnung der auserwählten Inschriften, wodurch eine leichte Uebersicht gewonnen wird, ist viel Fleiß in vorliegender Sammlung gewandt worden. Dieser erste Band zerfällt in neun Kapitel, von denen das erste die geographica enthält. Die dabey befolgte Ordnung ist diese, daß zuerst solche Inschriften aufgeführt werden, welche sich auf die urbs aeterna selbst beziehen, und auf den sieben Hügeln entweder vor Zeiten gefunden worden sind, oder dort jetzt noch existieren. Zunächst folgen diejenigen, welche von Rom aus in einer südlichen Richtung in Italien und auf den Inseln sich befanden. Dieser Theil ist sehr fleißig bearbeitet, und liefert manchen Nachtrag zu den Werken über alte Geographie. Hier sowohl als in einigen der folgenden Kapitel wird man nichts von Bedeutung vermissen, was seit dem Erscheinen von Donati's Nachträgen zu Muratori (also seit 1775) neu entdeckt und bekannt gemacht worden ist; und insofern enthält diese Sammlung auch schätzbare Supplemente zu den größern Werken. Auf der andern Seite hat man

aber auch viele hierher gehörige Sachen, welche sich bey Gruter finden, und oft genug wiederholt sind, absichtlich ausgeschlossen, um dem Neuen und Unbenutzten Platz zu machen, welches etwa den fünften Theil der ganzen Sammlung ausmacht. Nicht so vollständig, doch auch für Geographie ersprießlich, ist die Auswahl von Inschriften, die sich auf Spanien, Britannien, Germanien, Gallien, Rhätien, Noricum, Pannonien, Dalmatien, Dacien, Griechenland, Vorderasien, Aegypten und Africa beziehen. Reine Vaterlandsliebe bewog den trefflichen Orelli die Sammlung der Schweizer-Inschriften so sehr zu vervollständigen, daß sie über die Hälfte dieses Kapitels anfüllt. Bey der Zusammenstellung dieser hielt sich der Herausg. streng an die geographische Ordnung, welche Böckh auf die Griechische Inschriften mit Glück anzuwenden versucht hat, obgleich nicht ohne kräftigen Widerspruch von Seiten seiner Gegner. In einer fortlaufenden Reihe von Westen nach Osten folgt hier alles auf einander was die Schweiz in dieser Rücksicht bis jetzt aufzuweisen hat, und unter diesem manches, welches hier zum ersten Mahle erscheint; auch manches Unechte und Verstümmelte. Alle Werke hierüber, von den ältesten an bis auf Ludewig Haller und Ludewig Levade's dictionaire géographique et historique du canton de Vaud. (Lausanne 1824), sind fleißig benutzt worden.

Das zweyte Kapitel zählt die monumenta historica in 39 Paragraphen auf, nnd zwar von Romulus an bis auf den König Theodoricus. Von dieser Liste sind jedoch die Fasti Consulares und die Reihe der Praefecti Urbi ausgeschlossen. Zuerst treten die Elogia historica in gehöriger Ordnung auf; dann folgen die geschichtlichen Denkmäler bis auf Julius Cäsar; ferner Augu-

stus, Scribonia, Livia, und überhaupt die Familia Caesarum (die Kaiser hernach besonders) und deren Gemahlinnen; Tiberius und dessen Zeiten rc. Bey der Zeitbestimmung ist Hr. Orelli durchgängig den Fasti von Almeloveen gefolgt.

Im dritten Kapitel erscheinen die Namen der durch Inschriften berühmten Geschichtschreiber, Redner, Philosophen, Dichter, Juristen, Rhetoren und Grammatiker; und zwar unter der Ueberschrift Historia literaria. Studia. Diese Liste strebt nach Vollständigkeit, und zeugt von großem Fleiße und Genauigkeit.

Bey der Aufführung der Römischen Gottheiten (dii immortales) im vierten Kapitel ist auf die neuesten Theorien, keine Rücksicht genommen, und man muß gestehen, daß die Klarheit der Darstellung dadurch nichts eingebüßt hat. Erst treten die einheimischen Götter der Römer nach ihrem Range auf; dann folgen die numina Italica, die Municipal-Götter des alten Italiens; ferner die aus Asien und Aegypten eingewanderten Gottheiten; und endlich die numina peregrina von Gallien, Britannien, Germanien, Spanien rc. Dieses Kapitel zählt 39 Paragraphen.

Auf die Gottheiten folgen im fünften Kapitel die religiones et ceremoniae deorum immortalium, also die res sacrae, in 27 Paragraphen. Den ersten Platz nehmen hier die pontifices ein; diesen zunächst stehen die sacerdotes mit ihren verschiedenen Benennungen; dann die flaminicae, salii, luperci rc. Am Ende folgen die dedicationes, consecrationes, vota, donaria, und die superstitio Judaica et Christiana.

An die res sacrae schließen sich im 6. Kapitel die verschiedenen Arten der festlichen Spiele; also auch die Schauspiele, Wettkämpfe rc. Dieses Kapitel bildet mit den beiden vorhergehenden ein Ganzes.

Als Uebergang von den ceremoniae deorum immortalium auf das bürgerliche Leben findet das matrimonium im siebenten Kapitel eine sehr passende Stelle. Denn Modestinus sagt, dieses sey eine divini et humani juris communicatio. Hr. Orelli verfährt dabey mit möglichster Kürze, indem er nur das Wichtigste anführt.

Das achte Kapitel handelt von den Namen der Römer (also von dem praenomen, nomen gentilicium, nomen patris, tribus, cognomen, patria) wobey die Heirathen nicht ohne Einfluß blieben; und deßwegen folgt dieser Gegenstand unmittelbar auf das matrimonium.

Die Sclaven beginnen das neunte Kapitel. Auf sie folgen die officia domus Augustae, und am Ende erscheinen die liberti in allen ihren Abstufungen, vernae, liberti, conliberti ꝛc.

Der Anhang enthält einige, jetzt zum ersten Male gedruckte, Briefe über die Behandlung alter Inschriften. Unter ihnen ist die Correspondenz zwischen Hagenbuch und Maffei, von denen jener in Lateinischer, dieser in Italiänischer Sprache schreibt, für die Kritik und Erklärung mancher Inschrift von hohem Werthe. Der Brief von Ernesti an Jacob Breitinger, und von Reiske an Hagenbuch sind nicht in gleichem Grade wichtig. Dasselbe gilt auch von den übrigen.

Bey der Herstellung der einzelnen Inschriften ist Hr. Orelli mit der größten Gewissenhaftigkeit, wodurch sich alle seine literarischen Arbeiten sehr empfehlen, verfahren. Als ein erklärter Feind aller Conjecturalkritik, hat er auch nicht Einen Buchstaben willkührlich abgeändert. — Die einer jeden Inschrift beygefügten Bemerkungen sind gewöhnlich kurz, und enthalten nur dasjenige, was zu deren Kenntniß und Verständniß durchaus nothwendig ist. G. H. B.

Halle.

Bey Anton: Ludovici Pernicis J. U. itemque philos. Doctoris, Antecessoris Halensis. Observationes de principum comitumque imperii Germanici inde ab anno MDCCCVI. subjectorum juris privati mutata ratione. 1827. XXXVIII S. in 4.

Ebendaselbst.

Bey Grunert: Ludovici Pernicis rc. Quaestionum de jure publico Germanico particula prima. 1828. XXXX S. in 4.

Je ärmer bis jetzt das deutsche Bundesstaatsrecht, an wissenschaftlichen Bearbeitungen einzelner Gegenstände desselben ist — eine in der That befremdende Erscheinung, wenn man an die frühere beynahe überreiche wissenschaftliche Thätigkeit im Fache des erloschenen Reichsstaatsrechts sich erinnert! — um so willkommner muß dem Publicisten jeder einzelne Beytrag seyn, der auf die Bearbeitung und Erläuterung der durch die Bundesacte ausgesprochenen positiven Sätze unsers jetzigen Staatsrechts, und der mehreren sie ergänzenden Bundesbeschlüsse hinstrebt. Hr. Prof. Pernice hat sich daher ein sehr großes Verdienst erworben, wenn er in den beiden vorliegenden Abhandlungen, einige höchst interessante hierher einschlagende Fragen, und zwar mit großem Scharfsinn und auf sehr belehrende Weise erläutert hat. In der ersten dieser Abhandlungen wird die gewiß practisch sehr wichtige, und dennoch bisher ununtersucht gebliebene Frage, welchen Einfluß die im J. 1806 erfolgte Mediatisierung des größern Theils der deutschen Reichsfürsten und Reichsgrafen, und die dadurch bewirkte Unterwerfung derselben unter die Landeshoheit ihrer bisherigen Mitstände, auf das Privatrecht derselben gehabt

acte dahin, daß es I. da, wo während der Rheinbundszeit die hergebrachte Hausverfassung der Mediatisierten, sey es ausdrücklich, sey es stillschweigend, erhalten worden sey (also in den unter 1. 3. 4. angegebenen Staaten, da der Hr. Vf. eine Erlöschung jener Hausverfassung, durch das im Code Napoleon enthaltene Verbot der Substitutionen, nicht annimmt), es dabey sein Verbleiben behalte, so daß jene Hausverfassung auch in Zukunft von dem Landesherrn nicht abgeändert werden, sondern nur durch die Ausübung der wiederhergestellten Autonomie, also nur durch die Häupter der mediatisierten Häuser selbst, rechtlich eine Abänderung bewirkt werden könne; II. daß dagegen aber da, wo die Hausverfassung in dieser Zeit aufgehoben worden ist (mithin in den unter 2. aufgeführten Staaten), es zwar den Standesherren frey stehe, mittelst der ihnen zurückgegebenen Autonomie ihr früheres Privatrecht wiederherzustellen; so lange dieses aber nicht geschehen sey, es bey der Anwendung der diese Familienverträge aufhebenden Gesetze, sein Bewenden behalte.

Nicht minder interessant ist die zweyte Abhandlung des Hn. Verfs. In den Beschlüssen über die Kriegsverfassung des deutschen Bundes, und in der Bundesmatrikel ist zwar das Contingent jedes der Bundesstaaten, und der von demselben zu leistende Geldbeytrag bestimmt; dagegen ist nicht ausgesprochen worden, auf welche Weise jeder Staat die Contingentsmannschaft und den Geldbeytrag, namentlich auf die ihm untergebenen Standesherren zu repartieren befugt sey. Veranlassung zu einer Untersuchung über diesen Gegenstand gaben die Irrungen des Fürstl. und Gräfl. Hauses Schönburg mit S. M. dem Könige von Sachsen, zu welchem jenes Haus in standesherrlichem Verhältnisse steht. Die Untersuchung der aufgeworfenen Frage beschränkt sich daher zunächst auf diesen speciellen Fall. Mit musterhafter Genauigkeit werden zuvor die staatsrechtlichen Verhältnisse des Hauses Schönburg gegen das Königreich Sachsen historisch entwickelt, sodann aber ausgeführt, daß in Gemäßheit des am 4. May 1740, zwischen diesem und dem Churfürstlichen Hause abgeschlossenen, von dem Könige aber am 18. May 1815 feyerlich bestätigten Recesses, vertragsmäßig dem Schönburgschen Hause weder die Stellung von Mannschaften zu dem Sächsischen Bundescontingent, noch die Leistung von Geldbeyträgen zu diesem Zwecke, angesonnen werden könne.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

109. Stück.
Den 6. Julius 1829.

London.

Printed for Thomas and George Underwood: Sketches of the most prevalent Diseases of India: comprising a treatise on the epidemic cholera of the east; statistical and topographical reports of the diseases in the different divisions of the army under the Madras presidency; embracing also the annual rate of mortality etc., of european troops: and practical observations on the effects of calomel on the alimentary canal, and on the diseases most prevalent in India. Illustrated by tables and plates. By James Annesley, Esq. Madras medical establishment; lately in charge of the general Hospital, Madras, and Garrison surgeon of fort. St. George. 1825. XX und 464 Seiten in 8.

Eine der unheilvollsten Heimsuchungen für die Besitzungen der Engländer in Indien war die in den Jahren 1819 — 23 daselbst wüthende

Brechruhr, welche eine große Zahl der Eingeborenen und der Europäischen Ankömmlinge, besonders der Englischen Soldaten, unter heftigen Leiden hinwegraffte.

Vorliegendes Buch von einem Hospital-Arzte, der jene ganze Zeit am Orte der Krankheit zubrachte, verfaßt, gibt in dem ersten Theile eine genaue Schilderung von den veranlassenden Ursachen, dem Wesen und Character, der Behandlung und Heilung der cholera morbus, mit der Klarheit, Sachkenntniß und practischen Einsicht, wie wir sie schon oft an ähnlichen Schriften Englischer Feldärzte zu rühmen Gelegenheit hatten.

Sporadisch oder in einzelnen kleinen Epidemien war die Krankheit schon früher wohl vorgekommen, aber eine rasche, unerhörte Verbreitung gewann sie, als sie im Jahre 1817 auf der Madras-Seite der Indischen Halbinsel erschien.

Der Verf. unterscheidet zwey Stadien derselben. Das erste, das der Invasion, kündigt sich durch ein unbehagliches ängstliches Gefühl im Epigastrium an, durch Trockenheit im Magen und eine eigene unangenehme Empfindung durch den ganzen Intestinalzug (S. 36: 'ein brennendes Gefühl zwischen der Herzgrube und dem Nabel, genau über der Stelle, wo die Scharlachröthe [the vermilion blush] unveränderlich bey der Untersuchung nach dem Tode gefunden wird').

Das zweyte Stadium (advanced stage) beginnt mit heftigen, übermäßigen Ausleerungen des Magens und der Gedärme, mit einer überaus krampfhaften Contraction aller Muskeln der unteren und oberen Extremitäten, die bald einschrumpfen und runzlicht werden und auch die

Muskeln des Thorax und des Zwergfells in das Leiden hineinziehen. Hierzu kömmt eine gänzliche Erschöpfung, Starrheit, Schwindel, Taubheit, Kälte über den ganzen Körper, Athmungsbeschwerde, kolikartige Schmerzen, blaue Ringe um die eingesunkenen Augen. Der Puls ist klein, unterdrückt, kaum zu fühlen; das gelassene Blut schwarz, dicht, schwerflüssig; Zunge und Mund weiß und kalt. Das durch Erbrechen und Stuhlgang Ausgeleerte ist eine Flüssigkeit wie Reiswasser mit darin schwimmenden Eyweißflocken. Dabey ist die Absonderung des Urins, des Speichels, ja fast die aller Drüsen durchaus gehemmt. Bey großer Unruhe, die der Kranke zeigt, behält er seine Geisteskräfte bis zum Tode. Nehmen die erwähnten Symptome nicht in kurzer Zeit ab, so ist keine Rettung zu hoffen, und der Kranke stirbt immer 12 ... 24 Stunden vom ersten Anfall an. Einige Stunden vor dem Tode hören die Ausleerungen auf. Kehrt aber Wärme und Kraft in die Muskeln zurück, zeigt sich ein Nachlassen des brennenden Gefühls in der Oberbauchgegend, des Krampfes, des Durstes, der Urinverhaltung, des gehinderten Athemholens, so ist der Kranke auf dem Wege der Besserung und Genesung.

Aus dem Verlaufe der Krankheit und aus dem Befunde der vielen von ihm angestellten Leichenöffnungen schließt der Verf., daß die epidemische Cholera wesentlich eine Affection des Nervensystems und die Verringerung der Nervenkraft die nächste Ursache des Uebels sey. Diese rühre von einem electrischen Zustande der Luft her, welcher wieder aus terrestrischen Aushauchungen entspringe (S. 147 arising from or accompanied by terrestrial exhalations). Diese Herabstimmung der Nerven theile sich so

lung: de Platonis re gymnastica. 1828. 28 Seiten in Quart, die wir nicht unangezeigt lassen wollen. Die Frage, inwiefern körperliche Uebungen ein Gegenstand des öffentlichen Unterrichts seyn sollen, hat in unsern Tagen ein erhöhetes Interesse erhalten; und es war daher gewiß ein passender Gegenstand zu zeigen was der größte Weltweise des Alterthums, der auf die Bildung und Erziehung der Jugend ein so großes Gewicht legte, darüber gedacht habe. Ihm zufolge waren Musik (in dem weiteren Sinne, wie der Grieche den Ausdruck nimmt) und Gymnastik die Mittel, jene der geistigen, diese der körperlichen Bildung. Er will daher daß beide in Verbindung gesetzt werden sollen, und unterscheidet bey der Gymnastik wiederum das Ringen und den Tanz, unter welchem letztern auch der Waffentanz, und also die Fechtkunst, mit begriffen wird. Wenn aber Plato die Gymnastik auch als einen wesentlichen Theil des Unterrichts betrachtete, so übersah er darum die Mißbräuche nicht, welche damit verbunden seyn können; welchen die Gesetze und die Magistrate abhelfen sollen. Von dem Verfasser sind zuerst in zwey Abschnitten die Ideen des Weltweisen mit steter Anführung der Stellen in seinen Schriften, hauptsächlich in der Politik auseinander gesetzt, und darauf in einem Epilogus seine eigenen Bemerkungen beygefügt. Neben der gelehrten Erörterung erfreuen wir uns auch des guten Lateins in dem die Abhandlung geschrieben ist.

Hn.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

110. 111. Stück.
Den 9. Julius 1829.

St. Petersburg.

Mémoires de l'Académie Impériale des Sciences de St. Petersbourg Tom. IX. avec l'histoire de l'Acad., pour les années 1819 1820. 692 Quartſ. 20 Kpfrt. 1824. Tom. X. avec l'histoire pour les années 1821 et 1822. 819 S. 25 Kupfert. 1826.

Zur Mathematik u. Naturwiſſenſchaft gehörige Abhandlungen. Im IX. Bande. I. De tribus pluribusve numeris inveniendis quorum Summa sit quadratum, quadratorum vero Summa Biquadratum, von Leonh. Euler. Eine von Fermat vorgelegte Aufgabe, mit deren Auflöſung auch ſchon Lagrange ſich beſchäftigt hat, für den Fall wenn nur zwey ganze poſitive Zahlen geſucht werden. Die in dieſer Abhandlung gegebene Auflöſung für den Fall daß mehrere Zahlen geſucht werden, läßt nichts zu wünſchen übrig, und empfiehlt ſich, wie alle Unterſuchungen des Vfs. durch eine eigenthümliche Klarheit des Vortrags. II. Resolutio fa-

cilis quaestionis difficillimae qua hac formula $v^2 z^2 (a x^2 + b y^2)^2 + A x^2 y^2 (a v^2 + b z^2)^2$ ad quadratum reduci postulatur, von Demselben. Wenn es gleich scheint, als wenn hier 4 Zahlen gesucht werden, so ergibt sich doch aus der Form des Ausdrucks, daß es nur auf das Ausmitteln der zwey Verhältnisse $x : y$ und $v : z$ ankomme, um der Aufgabe Genüge leisten zu können, wozu denn der Verf. die weitere Anleitung gibt. III. De problemate curvarum synchronarum einsque inprimis inverso, von Dems. Nachdem der Verf. die Fälle entwickelt hat, unter denen die für die Auflösung gefundenen Differentialgleichungen eine Integration zulassen, hat sich ihm noch eine allgemeinere Ansicht und Behandlung dieser Aufgabe dargeboten, womit er sich in der folgenden Abhandlung beschäftigt. IV. Ders. Methodus nova et generalis Problema synchronarum inversum aliaque einsdem generis resolvendi. V. Derselbe de curvis, quarum radii osculi tenent rationem duplicatam distantiae a puncto fixo, earumque mirabilibus proprietatibus. VI. Derselbe: de unciis potestatum binomii earumque interpolatione. Diese Untersuchung führt den Verf. unter andern auch auf mehrere merkwürdige Eigenschaften und Theoreme rücksichtlich gewisser partiellen Integrale. VII. Sur le mouvement des corps qui s'attirent en raison directe de leurs distances, von Littrow. Eine weitere Ausführung der bereits von Euler (Mechanica P. I. pag. 257) gegebenen Auflösung. VIII. De descensu gravium super arcu Lemniscatae, von N. Fuß. Mit dieser Curve haben sich schon mehrere Mathematiker beschäftigt. Unter mehreren merkwürdigen Eigenschaften hat sie auch diejenige, daß wenn sie in

einer Verticalebene sich befindet, ein schwerer Körper durch jeden Bogen derselben in eben der Zeit herabsinkt, in der er sich durch die Sehne des Bogens bewegen würde, wofern jene Bögen von einem Knoten der Curve an gerechnet werden, und die Axe durch diesen Knoten mit der Verticallinie einen Winkel von 45° macht. Die Entwickelung dieser und mehrerer Eigenschaften hat der Verf. möglichst vereinfacht. IX. Longitude de Stawropol (einer Stadt im Gouvernement des Caucasus) determinée par l'observation des Occultations d'étoiles 1 ϑ, 2 ϑ, et α du Taureau, von Wisniewski. X. Problematis Geometrici nec non aequationum differentialium aliquot difficiliorum resolutio, von N. Fuß. Die Aufgabe heißt: Circa punctum datum lineam curvam describere, cuius arcus ab axe fixo, per punctum datum transeunte computatus, semper aequalis sit rectae huic axi normali curvam tangenti, et ad concursum cum radio vectore usque productae. Wenn gleich die Auflösung dieser Aufgabe nicht schwer ist, so führt sie doch auf einige merkwürdige Differentialgleichungen, deren Integration hier den Hauptgegenstand der Abhandlung ausmacht. XI. Passages de la Comète de 1819 au Meridien, observées à l'observatoire de l'Acad. Impériale par Schubert et Wisniewsky. XII. Meditations sur un système de recurrences combinées, et sur la manière de detacher chacune des séries d' avec ce système, et de la continuer séparement et indépendamment des séries conjointes, von C. F. Degen. Bey Gelegenheit dieser Untersuchung auch Bemerkungen über die zweckmäßigste Art analytischer Bezeichnungen. Une faute, qu'on

doit éviter, c'est la Carricature analytique, qui fatigue l'attention du lecteur, et ne laisse pas d'affecter la vue d'une manière désagreable; c'est-là le cas des signes principaux chargés et environnés de points, de traits, de virgules, de cédilles et d'autres notations surchargées, par-là tel livre de Mathématiques gagne l'aspect d'un Grimoire. Eine nützliche Beherzigung für diejenigen welche wünschen, daß ihre Schriften nicht zu Maculatur werden mögen. Denn wer kann sich entschließen, sich durch ein Labyrinth von Bezeichnungen durchzuarbeiten, dergleichen man oft in einigen neueren analytischen Schriften wahrnimmt, wenn man nur zu oft getäuscht worden ist, hinter demselben auch neue und interessante Wahrheiten zu erblicken. XIII. Observations astronomiques faites à l'observatoire de l'université Imp. de Wilna, von Sniadeki. Meist Planeten-Beobachtungen und Bedeckungen von Fixsternen. XIV. Solutio problematum quorundam ad Analysin Diophanteam spectantium, von N. Fuß. Die Werthe von x und y in ganzen Zahlen zu finden, daß die Ausdrücke $x^2 + 2axy + y^2$ und $x^2 + 2bxy + y^2$ beide zugleich Quadrate werden; besonders für die Fälle wenn $a = +n$; und $b = -n$, oder auch wenn $a = n + 2$; $b = n - 2$ seyn würden, die Werthe von n so zu bestimmen, daß jene Ausdrücke Quadrate werden. Ferner die Werthe von m zu bestimmen daß $x^4 + mx^2y^2 + y^4$ ein Quadrat werde, alles in ganzen Zahlen. Euler hat bereits (Mém. de l'Acad. T. VII.) ein Verzeichniß von 200 solchen Werthen von m gegeben, welche der Aufgabe Genüge leisten. Des Verf. Auflösung ist etwas einfacher als die Eulersche. XV. Lon-

gitude de Kherson déterminée par les observations d'Occultations de 1 h des poissons, et de τ du taureau, von Wisniewsky. XVI. Quantum differat longitudo arcus curvae ab Asymptota, utraque in infinitum usque protensa, inquiritur, von N. Fuß. Daß die Differenz zweyer ohne Ende wachsender Größen sich einem bestimmten Werthe unendlich nähern könne, ist hinlänglich bekannt. Hier wird es durch geometrische Beyspiele, worin die Unterschiede der ohne Ende fortlaufenden Bogen und Asymptoten in der logarithmischen Linie, in der Hyperbel, in der Cissoide, und noch einigen andern asymptotischen Curven gesucht werden, noch weiter erläutert. XVII. Remarques sur la méthode des anciens pour déterminer la parallaxe de la Lune, von Schubert. Wenn wir gleich gegenwärtig genauere Methoden hätten die Mondparallaxe zu bestimmen, als die Alten, so verdiene doch besonders die von Ptolemäus angegebene immer die Aufmerksamkeit der Astronomen, nicht allein comme une respectable ruine de l'Antiquité, sondern auch, weil sie sich durch eine große Simplicität auszeichne, und selbst einer großen Genauigkeit fähig sey, wenn sie unter den gehörigen Umständen angewandt werde, worüber in dieser Abhandlung das weitere zu ersehen ist. XIII. Enodatio generalis problematis de collisione duorum corporum solidorum in unico puncto concurrentium, von N. G. Schulten. Eine umständlichere Ausführung und Anwendung der bereits von Euler mitgetheilten allgemeinen Formeln über den Stoß der Körper, wenn sie sich zugleich um eine Axe drehen. XIX. Longitude d'Orenbourg détérminée par l'Observation de l'occultation de l'étoile 96 du

Verseau, von Wisniewsky. XX. Mémoire sur l'établissement des bassins d'épargne dans les canaux de Navigation, et sur les moyens d'économiser une grande partie de l'eau, qui se dépense annuellement au Canal de Ladoga, vom Generalmajor de Bazaine. Mit mathematischen Untersuchungen und daraus abgeleiteten Formeln über die vortheilhafteste Vertheilung des Wassers in solchen Bassins und der zweckmäßigsten Anlage und Verbindung derselben mit den Schleusenkammern. XXI. Longitude de Chaterinenbourg déterminée par l'observation de l'occultation d'Aldebaran, von Wisniewsky. XXII. Observations astronomiques à l'observatoire de l'Université de Wilna (von den Jahren 1820 und 21) von J. Sniadecki. Planetenbeobachtungen, Sonnenfinsterniß 1820, Bedeckungen von Fixsternen. XXIII. De quadratura superficierum curvarum, von F. T. Schubert. Bloß ein einfacherer Beweis der bekannten Differentialformel, durch deren doppelte Integration die Fläche gefunden wird, durch Beyhülfe der sphärischen Trigonometrie.

Die Section des sciences physiques enthält folgende Abhandlungen: 1. Ichneumonidea, insecta hymenoptera illustrata, von C. P. Thunberg. Eine Fortsetzung der im vorhergehenden Bande angefangenen Beschreibung dieser Insecten, worunter viele bisher noch nicht beschriebene sich vorfinden. 2. Extrait des observations météorologiques faites à St. Petersbourg année 1811, von P. Petrow. 3. Nova analysis Steinheiliti s. Dichroitae orijärviensis, von P. A. von Bonsdorf. Wenn gleich die Analyse dieses Fossils bereits von Gadolin und dem Grafen v. Steinheil vorge-

nommen worden sey, so habe doch nachher Gadolin selbst den Verf. zu einer nochmaligen Analyse aufgefordert, vermöge welcher sich denn in 100 Theilen vorfanden 49,95 Kieselerde; 32,88 Thonerde; 10,45 Magnesia; 5,00 Eisenoxyd; 0,03 Manganoxyd; 1,65 flüchtige Substanz. 4. De spatho tabulari Pargasensi, von Demselben. 5. Arcus Aortae bipertitio praeternaturalis observata, von P. Zagorsky. Es fand sich diese merkwürdige Theilung des Arcus aortae in der Leiche eines 40jährigen Mannes. Durch die Oeffnung, welche sich durch diese Theilung gebildet hatte, ging die Trachaea, dicht von den Wänden der Oeffnung umschlossen. 6. Grylli monographia illustrata, von C. P. Thunberg. Unter den 106 Gattungen dieses weitläuftigen Geschlechts wovon diese Monographie handelt, befinden sich 66 neue Gattungen, von denen einige zugleich abgebildet sind. 7. Observationes nonnullae circa fabricam Delphini Phocaenae aetatis nondum provectae, von E. Eichwald. Es sey kein Zweifel, daß eine Kenntniß der inneren Beschaffenheit der Thiere, zumahl wenn sie noch nicht ganz ausgebildet seyen, vieles zur Förderung des zoologischen Studiums beytragen würde, propterea quod ea sit, quae consensum et conspirationem omnium quorumlibet ordinum animalium perspicue nobis suppeditet, praesertim si animalia haecce quadam gaudent ambiguitate, adeo idonea mutuo animalium transitui explicando. Der Verf. hielt es demnach für nützlich, dieß durch seine Beobachtungen über die Beschaffenheit der inneren Organe eines Delphinus mas, wovon er hier Beschreibungen und Abbildungen mittheilt, zu erläutern. 8. De Chitone Giganteo Camtschatico, ad-

ditamentum ad zoographiam Rosso-Asiaticam, von Tilesius. Eine genauere Beschreibung und Abbildung als Pallas sie von diesem Thiere gegeben hat.

Im X. Bande. I. Solutio problematis Fermatiani de duobus numeris, quorum summa sit quadratum, quadratorum summa vero biquadratum von Euler. An den bisherigen Auflösungen dieses Problems table La Grange, daß dabey zu unsichere Zahlenversuche angewandt würden, welche nicht geeignet seyen, mit Gewißheit zu bestimmen, ob man dadurch auch der Ordnung nach alle Zahlenwerthe, und zugleich die einfachsten, welche der Aufgabe Genüge leisten, werde erhalten können. Die von dem Verf. hier mitgetheilte Auflösungsmethode ist so beschaffen, daß jene Einwürfe möglichst beseitiget werden. II. Enodatio maximi Paradoxi in problemate quodam mechanico, von Demf. Die Aufgabe ist, eine Curve zu finden von der Beschaffenheit, daß wenn ein Körper durch einen Bogen derselben sich mit gleichförmiger Beschleunigung fortbewegt, die dazu verwandte Zeit sich verhalte wie die Quadratwurzel der dem Bogen zugehörigen Abscisse. Es zeigt sich daß diese Curve unter gewissen Umständen eine Menge von Rückkehrpuncten erhält. Gelangt der Körper an einen solchen Punct, so muß er umkehren, und die entgegengesetzte Geschwindigkeit erhalten. Aber für einen solchen Rückkehrpunct ist die Abscisse nicht = o, es könne also auch die Geschwindigkeit nicht = o werden, ehe sie in die entgegengesetzte übergeht. Dieß ist das Paradoxon, welches der Verf. dadurch beantwortet, daß er annimmt, die Geschwindigkeit gehe an einer solchen Stelle plötzlich (quasi per reflexionem) in die entgegengesetzte über, welches wohl ge-

dacht werden könne, indem uns nichts nöthige, das Gesetz der Continuität auch auf Richtung von Bewegung auszudehnen. Plus enim a solutione non postulatur, quam ut in omnibus locis celeritas sit in ratione radicis quadraticae ex abscissa, quae (radix) cum ex ipsius natura tam negative quam positive sumi queat, nil impedit quo minus celeritates quandoque fiant negativae et retrorsum vergant u. s. w. III. Solutio trium problematum difficiliorum, ad methodum tangentium inversam pertinentium, von Dems. Untersuchungen ob es auch andere krumme Linien gibt, welche mit den Kegelschnitten gewisse Eigenschaften gemein haben. Die Differentialgleichungen, worauf diese Aufgabe führt, scheinen zwar verwickelt zu seyn, sie führen jedoch nach gehöriger Integration nur auf diejenigen für die Kegelschnitte. IV. Demonstration de quelques théorèmes arithmétiques, von N. Fuß. Die Lehrsätze betreffen diejenigen, worauf Euler in seiner Abhandlung de formulis integralibus implicatis earumque evolutione et transformatione in dem 4ten oder Supplementsbande seiner Instit. Calc. integralis geführt worden ist, und wovon Euler behauptet hatte, que leur vérité ne peut être demontrée, que par beaucoup de détours et en nombre déterminés. Ihr allgemeiner Beweis ist aber keinen Schwierigkeiten unterworfen. V. Solutio problematum aliquot ex Geometria subliniori, von Dems. Z. B. eine Curve zu finden, in der an jedem Puncte die Summe der Subtangente und Subnormale einer constanten Größe gleich ist. Die hier mitgetheilten Aufgaben sind durchaus keinen Schwierigkeiten unterworfen. VI. Longitude d'Astracan, déduite des oc-

cultations d'étoiles par la lune, von W. Wiesnizki. VII. Réflexions sur les principes de la mécanique, von F. X. Schubert. Man könne in der Mechanik den Begriff von Kraft, als einer unbekannten bewegenden Ursache, füglich entbehren, und alles auf den Begriff von Geschwindigkeit, oder vielmehr auf folgende drey Sätze $\frac{dds}{dt^2} = o$, oder $\frac{dds}{dt^2} = k$ (einer beständigen Größe), oder $\frac{dds}{dt^2} = \text{funct}\ (s, t)$ zurückführen, welches der Verf. durch Beyspiele erläutert. VIII. Solution d'un Problème concernant les Séries recurrantes, von G. F. Degen. Von mehreren recurrierenden Reihen sind die allgemeinen Glieder durch das Gesetz der Recurrenz gegeben. Sind nun px, qx, rx ꝛc. die Glieder welche in jeder einzelnen Reihe der Zahl des Gliedes = x entsprechen, den allgemeinen Ausdruck für das Product px . qx . rx . . . zu finden, nebst Anwendungen davon auf recurrierende Reihen, welche aus diesen Producten für x = 1 ; 2 ; , 3 ; ꝛc. selbst wieder entstehen. IX. De la précession en ascension droite et en déclinaison, von F. X. Schubert. Berücksichtigt zugleich die von der Wirkung der Planeten herrührende Ungleichheit der Präcession, um diejenige der geraden Aufsteigung und Abweichung für jede Zeit, von einer gewissen Epoche an gerechnet, zu bestimmen. X. Sur le mouvement absolu et relatif d'un point sur une surface de figure invariable, qui se meut suivant une loi donnée, von N. G. Schultén. Der Vf. bemüht sich den allgemeinen Formeln für jene Bewegungen die möglichst einfache Anwendung auf einzelne Fälle zu verschaffen, und erläutert

solche durch einige Beyspiele, in denen sich insbesondere der Nutzen gewisser symmetrischen Formen offenbart, auf welche er die Gleichungen für jene Bewegung zurückgeführt hat. Summatio quarundam Serierum auct. N. Fuß. Die Reihe mit der sich der Verf. vorzüglich beschäftigt ist folgende

$$s = k \pm \frac{5.8}{3.4} k^3 + \frac{11.14}{5.6} p k^2 \pm \frac{17.20}{7.8} p k^4 \text{ ꝛc.}$$

worin p überall den Coefficienten des vorhergehenden Gliedes bezeichnet. Der ehemalige Academiker Krafft war auf diese Reihe durch die Auflösung eines physisch-mathematischen Gegenstandes gekommen, und hatte ihre Summierung auf verschiedene Art vergeblich versucht. Das Verfahren des Verf. zeigt, wie auch die Summe einer noch allgemeineren Reihe, z. B.

$$ak \pm \frac{(m-2n)(m-3n)}{2.4} pk^2 + \frac{(m-4n)(m-5n)}{5.6} pk^3 \pm \text{ ꝛc.}$$

durch einen endlichen Ausdruck dargestellt werden kann. XII. Longitude de Tambou, par l'observation de l'occultation de l'étoile 1 δ ♉, von W. Wisniewski. XIII. Solution de quelques problèmes relatifs à la méthode inverse des tangentes, von N. Fuß. Es sind der Aufgaben sieben, sämmtlich auf Differentialgleichungen vom ersten Grade führend, deren Integrale nicht schwer aufzufinden sind, und die Coordinaten für die gesuchten Curven meistens in endlichen Ausdrücken darstellen. XIV. Determination de la position géographique de Bacou, von F. T. Schubert. Diese Stadt am Caspischen Meere (un des points les plus importans sur les côtes de cette mer) war bisher noch durch keine astronomischen Beobach-

tungen bestimmt. Aus mehreren von dem Steuermanne Kolotkin bey der Kaiserlichen Flotte angestellten Beobachtungen der Breite, und einer beobachteten Immersion und Emersion von 2 λ der Zwillinge den 4. Sept. 1809 findet Hr. Sch. die geogr. Breite 40°. 21′. 20″ Länge 47°. 27′. 48″ östl. von Paris. XV. Mémoire sur la résolution géométrique des équations du troisième dégré, et sur les propriétés principales de ces équations, demontrées par la géométrie élémentaire, von G. Pauker. Schon Neuton habe die Anwendung der Conchoide zur Construction der cubischen Gleichungen, rücksichtlich der leichtern Verzeichnungsart dieser Curve, dem Gebrauch der Kegelschnitte zu diesem Zwecke den Vorzug ertheilt. Die weitere Ausführung davon nebst deren Anwendung auf die Verzeichnung der regulären Polygone, welche auf cubische Gleichungen führen, unter andern des 7 und 13 Ecks, machen den Gegenstand dieser Abhandlung aus. XVI. Extrait des observations météorologiques faites à St. Petersbourg année 1819, von B. Petrow. XVII. Blattarum novae species descriptae, von C. P. Thunberg. XVIII. Descriptiones plantarum novae Californiae adjectis florum exoticorum analysibus, von J. Fr. Eschscholz. XIX. Observations sur le Genre Megalope de l'ordre des insectes coléoptères, vom Grafen C. G. von Mannerheim. Von dieser Gattung sind hier 4 neue Species aus Brasilien mitgetheilt. XX. Sur le plus petit Volcan du Globe c'est à dire sur la petite Isle de Coosima, situé dans l'archipel du Japon près du Cap Sangar, von Tilesius. Beygefügte Abbildungen auf Tab. 16. 17. 18. 19. erläutern

den äußeren Habitus dieses Vulcans und seiner Umgegend. XXI. De corallo singulari maris orientalis eiusque organo lapidifico, von Demselben. XXII. Graminum decas descriptionibus et iconibus illustrata, von C. B. Trinius. Sämmtlich zum genus Panicum gehörig.

Die Section des sciences politiques des IX. Bandes enthält vier Abhandlungen des Herrn C. T. Herrmann, sämmtlich Tabellen. Nämlich Tableau comparatif des différentes données sur l'étendue des gouvernemens de l'Empire de Russie; und in drey Abhandlungen: Données statistiques sur l'état du Comité du surveillance générale et de tutele en 1811 et 1812. Und vier Abhandlungen des Herrn Staatsrath Storch, die sich auf Staatswirthschaft beziehen. Sie enthalten die drey ersten, die Analyse des Begriffs vom Capital, zuerst im Allgemeinen; dann du capital reel, und du capital personnel; und zuletzt Examen critique de la doctrine d'Adam Smith rélativement au capital. Es ist besonders die dritte Abhandlung, du capital personnel, wodurch dieser Gegenstand in ein umfassenderes Licht gesetzt ist. Wenn man Adam Smith mit Recht den Vorwurf gemacht hat, daß er über die materiellen Güter die immateriellen zu sehr vernachlässigt hat, so ist diese Lücke jetzt durch diese Aufsätze ausgefüllt. Dieselbe Section enthält im X. Bande drey Abhandlungen desselben Verfassers, worin der Begriff des Einkommens erörtert wird. Nämlich: Quels sont les revenus des particuliers qui concourent à former le revenu national? — La distinction du revenu

brut et du revenu net est elle applicable au revenu d'une nation? Und Comment les nations s'enrichissent-elles par l'emploi du revenu superflu? Die verschiedenen Antworten, welche von den Theoretikern auf diese Fragen ertheilt werden, werden der Prüfung unterworfen.

Die Section d'Histoire et de Philologie enthält im neunten Bande zuerst eine eingesandte Abhandlung des Hn. Bischof Münter: de numo plumbeo Zenobiae, reginae Orientis et aeneo Palmyreno. Beide Münzen sind aus der eigenen reichen Sammlung des Verfs, die erste mit dem Kopfe mit dem Diadem, Ζενωβια σεβαστη, und auf der Rückseite ετους A. Also aus dem ersten Jahre ihrer Selbstherrschaft, welches zu einer gelehrten chronologischen Erörterung den Stoff gibt. Die zweyte ohne Inschrift mit dem Palmbaum. — Von Herrn Staatsrath Frähn zwey Abhandlungen über mehrere Cufische Münzen, die erste aus dem Kaiserlichen Museo; die zweyte aus andern. Zuletzt: eine Abhandlung des Hn. Staatsrath von Köhler, du chateau royal du Bosphore et de la ville de Gargaza dans le Chersonese Taurique. Dieselbe Section in dem zehnten Bande enthält wiederum zwey Abhandlungen des Herrn Staatsrath Frähn; die erste: de aliquot numis Cuficis, qui Chersonesi humo eruti esse dicuntur. Commentatio prior: Numos Chalifarum complectens. Commentatio altera: Numos Emirorum complectens. — Eine Abhandlung des Hn. Grafen Ouwaroff, Präsidenten der Academie: Mémoire sur les tragiques Grècques. Sie war uns schon aus einem besondern Abdrucke

bekannt, und enthält eine Reihe treffender Bemerkungen über die Charactere der drey griechischen Tragiker. Endlich eine sehr ausführliche und gelehrte Abhandlung des Herrn Staatsrath von Köhler: Sur les isles et les courses consacrées à Achille dans le Pont Euxin. Da diese Abhandlung mit andern verwandten Schriften des Herrn Verfassers in Verbindung steht, so wird bey einer andern Gelegenheit eine ausführlichere Rechenschaft davon gegeben werden.

Lemgo.

Der Dom zu Paderborn in historischer und artistischer Hinsicht dargestellt von F. J. Brand, Lehrer in Paderborn 1827. 83 Seiten in 8.

Eine sehr schätzbare Schrift, und ein willkommener Beytrag zu der Geschichte der deutschen Baukunst im Mittelalter. Wir können jedoch nur das Historische herausheben; da das Artistische ohne Abbildungen schwerlich verständlich seyn würde. Der älteste von Carl d. Gr. 777 erbaute Dom ward wieder von den Sachsen zerstört; jedoch von dem Bischof Hathuma, der 815 starb, wiederhergestellt. Allein im Jahr 1000 ward derselbe mit der Stadt ein Raub der Flammen. Hierauf machte zwar Bischof Rethar Anstalt zum Wiederaufbau; allein erst der berühmte Bischof Meinwerk führte nach einem erweiterten Plane den Bau aus, und weihete 1015 den neuen Dom ein. Er soll ein prächtiges Gebäude gewesen seyn, was auch die noch davon übrige Bartholomäuscapelle bestätigt. Aber eine neue schreckliche Feuersbrunst am 15.

April 1058 legte bereits nach 50 Jahren den Bau von Meinwerk wieder in Asche. Er ward neu erbaut und eingeweiht am 22sten Junius 1068 vom Bischof Imard. Allein auch dieser Bau hatte kein besseres Schicksal, indem er bereits am 27sten Junius 1132 durch einen Blitzstrahl entzündet, und mit einem großen Theil der Stadt eingeäschert ward. Der neue Bau dauerte zehn Jahre, und ward vom Bischof Bernhard 1143 vollendet. Dieß ist zwar der noch jetzt vorhandene Dom, allein mit vielen einzelnen Veränderungen, welche in dem Lauf der Zeit nothwendig wurden, oder man doch dafür hielt. Der Verfasser geht daher nun ins Einzelne, und zeigt wie das Hauptgebäude zwar den Character der Architectur des zwölften Jahrhunderts trägt, aber die einzelnen Anbaue oder Veränderungen auch einen spätern Ursprung verrathen. Die ältesten noch übrigen Denkmale in Paderborn sind die Geroldscapelle, die noch aus dem Zeitalter Carls d. Gr. übrig seyn soll, und die daran stoßende vorher erwähnte Bartholomäuscapelle. Für die Erhaltung von beiden hat glücklicherweise die Königl. Preußische Regierung gesorgt. Die Freunde der geschichtlichen Architectur werden in diesem Allen manche Belehrung finden. Zu beklagen ist es, daß der oft vom Blitz getroffene große Thurm, noch im Jahr 1815 von diesem entzündet, seines oberen Theils beraubt ward, und nur durch ein flaches Dach eine Bedeckung erhielt.

Hn.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

112. Stück.
Den 11. Julius 1829.

Philadelphia.

Bey H. C. Carey and J. Lea, chesnut-street. Notes on Mexico, made in the autumn of 1822. Accompanied by an historical sketch of the revolution, and translations of official reports on the present state of that country; with a map. By a citizen of the United States. 1824. VII u. 360 S. in gr. Octav. Mit einem alphabetischen Register über Sachen und Personen.

Im gegenwärtigen Augenblick, wo dieses Land schon wieder einer gräuelvollen Umwälzung unterliegt, muß diese Schrift von doppeltem Interesse seyn, wenn gleich die ähnliche Periode der damaligen Revolution und des Dynasten Iturbide, wo dieses Buch geschrieben wurde, gegenwärtig fast schon wieder vergessen ist. Doch der ruhige Geschichtsforscher vergißt solche Momente nicht so schnell, wie der leichte Sinn des großen Haufens im unruhigen Wogen des täglichen Handels und Wandels, sondern er sucht in seinem stillen Museum die Unruhen der Ge-

genwart mit den Thatsachen der Vergangenheit in Verbindung zu setzen, jene aus diesen zu entwickeln und beide in ein gemeinsames Band zu knüpfen,' und dazu kann dieses Werk allerdings recht wohl dienen, besonders da der Anhang, der die Geschichte der Revolution von 1824 und des Don Agustin Iturbide enthält, beynahe eben so groß ist wie die vorhergehenden Notes on Mexico oder wie das Werk selbst. Diese Abtheilung des Werks hätte also eigentlich nicht 'Appendix' überschrieben werden sollen, sondern besser: zweyter Abschnitt. Die Notes selbst sind wieder in vierzehn Kapitel eingetheilt, enthalten eine ziemlich alltägliche Reisebeschreibung und sind in der Form eines gewöhnlichen Tagebuchs abgefaßt. Das Mißliche dieser Form fühlte der Verf. wohl; denn er sagt selbst: ein Tagebuch ist vielleicht nicht die beste Form für ein Werk dieser Art, auch würde der Verf. sie nicht vorgezogen haben; allein es hätte zu viel Zeit gekostet, diese Papiere vorher noch erst wieder umzuändern, denn andere Geschäfte ließen ihm dazu nicht Muße genug, und durch eine Verzögerung der Herausgabe würde der rechte Zeitpunct verfehlt und dem Werk ein großer Theil seines Interesses benommen worden seyn. Die verschiedenen Materien sind daher nicht genug zur Einheit zusammengehalten, sondern der Vortrag mußte dadurch von einem zum andern abspringen. Auch machte der Verf. nur eine sehr eilige Reise durch Mexico (a rapid journey) und hatte diese an einen Freund geschriebenen Briefe anfangs nicht zum Druck bestimmt. Da es aber noch an Details über die Revolution fehlte, und überdieß die vereinigten Staaten so innigen Antheil an dem Nachbarland Mexico nehmen, so bestimmte ihn dieß zur Bekanntmachung. Er empfiehlt dem Leser außerdem noch die Werke

von Lorenzana, Alzate, Clavigero, Boturini, Mier, Robinson und Humboldt, aus denen er schöpfte und die in Deutschland noch wohl zum Theil wenig bekannt seyn dürften, mit Ausnahme des Werks von Humboldt, woraus der Verf. am meisten entlehnte. Er verließ Charleston am 28. August 1822, schiffte über Porto Rico nach Jamaica und landete in Vera Cruz, von wo er über Jalapa, Perote, Puebla und Tesmelucos am 27. October in der Hauptstadt Mexico eintrifft. Da er sagt, daß er schon häufig weite Seereisen gemacht habe, und da er viele Bemerkungen über den Handel mittheilt, wornach er sich sorgfältig erkundigte, so ist er wahrscheinlich Kaufmann, behält aber im übrigen eine strenge Anonymität bey. Er hatte die Ehre, dem Kaiser Iturbide in dessen Pallast vorgestellt zu werden; die 4 Sylben dieses Namens werden mit gleicher Quantität ausgesprochen oder gleichförmig accentuiert. Es ist Thatsache, daß dieser Tyrann der blutdürstigste und grausamste Verfolger der Patrioten war, obwohl im Aeußeren höflich und freundlich. Die Details über ihn und die diplomatischen Verhältnisse Mexico's, die ganz nach nordamericanischer Art freymüthig und offen geschildert sind, scheinen die Hauptursache der Anonymität des Verfs. zu seyn. Nachdem er alle möglichen Gegenstände in Mexico beschrieben, reiset er in nordwestlicher Richtung weiter nach San Luis Potosi (nicht das berühmte Potosi, welches in Südperu liegt) und von da in östlicher Richtung nach Tampico, und zurück über Havana nach seinem Vaterland. Ueberall eingestreute genaue statistische Angaben und Berechnungen in Zahlen bilden eine gute Ergänzung zu Humboldt's Werk, welches nur bis 1803 geht; von da an suppliert er es bis zum Jahr 1822 in vielen Fächern.

[illegible]

Decret der executiven Gewalt [illegible] der Constitution der [illegible]

fehr mit Spanien, [illegible] Republik. [illegible]

1823 für die Armeen [illegible] des Auswärtigen [illegible]

4) Bericht des [illegible] des Congreß von [illegible]

und des Innern an den Congreß [illegible]

fehr ausführlich, so daß auch [illegible]

Gemeine, Alterthümer u. dergl. hier beleuchtet [illegible]

werden, unterzeichnet mit Lucas Alaman. 5) [illegible]

Tabelle über den Bestand der Milizen [illegible]

zug aus einem Bericht des Finanzministers [illegible]

a an den Congreß von 1823, mit Berech-
ngstabellen. 6) Handelsnachricht, besonders
r die Waaren, die sich für den mexicanischen
arkt eignen. 7) Tabelle der Bevölkerung und
Flächeninhalts aus Humboldts Werk ent-
mt. Dann zum Schluß ein sehr unvollstän-
es und folglich nicht genügendes alphabetisches
gister. — Als die Schrift eines unpartheyischen
ugenzeugen, der alles mit geübtem practischen
lick gemustert hat, und recht speciell von allem
echenschaft gibt, verdient dieß schätzbare Werk
bezweifelt nicht nur alle Beachtung, sondern
ch auszugsweise eine deutsche Uebersetzung.

C. J.

London.

Bey John Murray, Albemarle-street, 1824.
x Months' residence and travels in Me-
co; containing remarks on the present
ate of New Spain, its natural productions,
ate of society, manufactures, trade, agri-
ulture and antiquities etc. with plates and
aps. By W. Bullock, F. L. S., pro-
rietor of the late London Museum. XII
nd 532 Octavseiten.

Ein kostbares Prachtwerk mit vielen theils
uber colorierten Kupfern, theils in geätzter Ma-
ier, und mit schön gestochenen Charten und
Grundrissen; auch ein Meilenzeiger in der ge-
wöhnlichen und bekannten Form eines Dreyecks,
n Felder abgetheilt, ist über die Entfernungen
der mexicanischen Städte hier zum ersten Mal
mitgetheilt von dem Marianus Cal.
Alle diese Kostbark wir einem
unterrichteten Antiquar,
vormals Ei stmuseums
ar, je he Kunst-

Im Anhange folgt nun zuerst die Reise eines ungenannten Freundes von Tambico südwärts auf geradem Wege nach Mexico; beide Reiserouten sind auf der beygefügten, sauber gestochenen Specialkarte eines Theils von Mexico (von Herrn H. J. Tanner) genau angegeben. Dann folgt 2) die geographische Eintheilung des vormaligen Königreichs Neuspanien vor der Revolution, nebst der besonderen Eintheilung der Provinzen von Guatemala mit den Listen der Bevölkerung seit dem Jahr 1778 in dreyfach vergleichenden Colonnen in Tabellenform. Hierauf 3) die historische Skizze der Ereignisse in Mexico von den ältesten Zeiten bis 1823, theils nach Clavigero's Storia del Messico, nach Solis, Boturini, Herrera, Bernal Dias, Lorenzana u. s. w., theils nach eigenen Berichten, wo Vieles über General Mina, Odonoju, Iturbide vorkommt, so wie auch über die noch lebenden Personen des jetzigen Dramas, die Präsidenten Guerrero, Guadelupe Victoria (ein angenommener Name) General Bravo, Yanez, Garza, Echavarri, Santana oder Santa Ana, offener Gegner Iturbide's, über Negrete, Hernandez, Lobato und andere. Dann folgen vier Urkunden als Belegstücke zu dieser historischen Skizze, nämlich: Iturbide's Botschaft an den Congreß, Manifest des ersten Infanterieregiments an das Mexicanische Volk, Decret der executiven Macht gegen allen Verkehr mit Spanien, Entwurf der Constitution von 1823 für die Mexicanische Republik. Hierauf 4) Bericht des Staatssecretärs des Auswärtigen und des Innern an den Congreß von 1823, sehr ausführlich, so daß auch Missionen, Schulen, Vaccine, Alterthümer u. dergl. hier besprochen werden, unterzeichnet mit 'Lucas Alaman' nebst Tabelle über den Bestand der Milizen. 5) Auszug aus einem Bericht des Finanzministers Arril-

laga an den Congreß von 1823, mit Berechnungstabellen. 6) Handelsnachricht, besonders über die Waaren, die sich für den mexicanischen Markt eignen. 7) Tabelle der Bevölkerung und des Flächeninhalts aus Humboldts Werk entlehnt. Dann zum Schluß ein sehr unvollständiges und folglich nicht genügendes alphabetisches Register. — Als die Schrift eines unpartheyischen Augenzeugen, der alles mit geübtem practischen Blick gemustert hat und recht speciell von allem Rechenschaft gibt, verdient dieß schätzbare Werk unbezweifelt nicht nur alle Beachtung, sondern auch auszugsweise eine deutsche Uebersetzung.

C. J.

London.

Bey John Murray, Albemarle-street, 1824. Six Months' residence and travels in Mexico; containing remarks on the present state of New Spain, its natural productions, state of society, manufactures, trade, agriculture and antiquities etc. with plates and maps. By W. Bullock, F. L. S., proprietor of the late London Museum. XII und 532 Octavseiten.

Ein kostbares Prachtwerk mit vielen theils sauber colorierten Kupfern, theils in geätzter Manier, und mit schön gestochenen Charten und Grundrissen; auch ein Meilenzeiger in der gewöhnlichen und bekannten Form eines Dreyecks, in Felder abgetheilt, ist über die Entfernungen der mexicanischen Städte hier zum ersten Mal mitgetheilt von dem Spanier Marianus Cal. Alle diese Kostbarkeiten verdanken wir einem wohlunterrichteten Kunstkenner und Antiquar, welcher vormals Eigenthümer des Kunstmuseums in London war, jetzt wieder eine ähnliche Kunst-

anstalt in London errichtet hat und diese Reise in Begleitung seines Sohnes machte, um Alterthümer und Kunstsachen aufzusuchen und dadurch seine öffentliche Kunstausstellung zu bereichern oder das Publicum zur Beschauung zu reizen. Dem Verf. gebührt um so mehr Dank, da seit den Zeiten des Königs Karls I. von England keine Reisebeschreibung eines Engländers bekannt ist, der in Mexico oder Neuspanien eine Reise gemacht hätte. So sehr war es der Eifersucht des Cabinets von Altspanien gelungen, die Europäer von der näheren Bekanntschaft mit Mexico auszuschließen. Desto größer muß denn nun die Ausbeute der neuesten Landesforscher seyn, desto mehr des Wissenswürdigen hat sich seit Jahrhunderten angesammelt. Doch der Vf. fühlte auch zugleich die zunehmende Wichtigkeit dieses fernen Landes für den Handel Großbritanniens, und er hat daher auch sein Augenmerk auf die Bergwerke, Fabriken, Manufacturen, Naturgeschichte, Producte aller Art, Ackerbau, Handel, Messen und Märkte gerichtet. Obwohl sein Leben, wie er selbst sagt, sehr wenig literärischer Art gewesen ist und sein Geschäft ihn selten mit Literatur in Berührung brachte, so fühlt man diesen Mangel doch nicht beym Lesen des Werks, im Gegentheil zeigt er Bekanntschaft mit der älteren Geschichte des Landes, mit dessen Entdeckern und Geschichtschreibern. So wie der Verf. der 'Notes on Mexico' hat auch dieser die Form eines Tagebuchs beybehalten, indem er gleichfalls schon an Ort und Stelle hastig Notizen niederschrieb, wozu ihn vorzüglich Patriotismus und Diensteifer für seine Gönner und Kunstmäcene antrieb. Er segelte am 11. December 1822 aus Portsmouth über Jamaica nach Vera Cruz, ging über Jalappa, die vormalige Meßstadt, nach Puebla de los Angeles, und kommt endlich im

8.: Kapitel in der Hauptstadt Mexico an. Die Beschreibung der dortigen Merkwürdigkeiten nimmt siebenzehn Kapitel ein, worin man sehr mannigfaltig unterhalten und belehrt wird. Dann werden in sechs Kapiteln Excursionen in die benachbarten Gegenden, nach Silberminen und Alterthümern unternommen, und in den beiden letzten Kapiteln, dem 32. und 33., die Rückreise über Jalappa, Vera Cruz, Havanna, die Azoren und Portsmouth nach London beschrieben. Was diesem Buche vor vielen ähnlichen Reiseberichten einen Vorzug gibt, sind nicht bloß die guten Abbildungen der Kostüme und die wohlgerathenen landschaftlichen Darstellungen und Städteprospecte, sondern hauptsächlich die ausführlichen Nachrichten über die ältesten Werke der Sculptur in diesem Lande, von denen ebenfalls sorgfältige Abbildungen in getuschter Manier gegeben sind, bey deren Anblick man sich des Gedankens nicht erwehren kann, sie möchten vielleicht Nachahmungen alter Aegyptischer Bildwerke seyn, mit denen sie unverkennbare Aehnlichkeit verrathen, die aber wohl nur bloß zufällig und scheinbar seyn mag. Zwar ist allerdings die Möglichkeit, aber nicht die Wahrscheinlichkeit eines Verkehrs zwischen Altmexico und Altägypten vorhanden, der wenigstens niemals so lebhaft und anhaltend gewesen seyn kann, daß er Einwirkung auf die Nachbildung der Kunstwerke gehabt hätte, was auch der Reisende Sieber und andere Gelehrte über den transatlantischen Verkehr oder die Seecommunication mit dem räthselhaften Atlantis aus aufgefundenen Kunstwerken gemuthmaßt oder gefabelt haben mögen. Noch minder wahrscheinlich ist ein Verkehr zwischen diesen beiden Ländern durch den stillen Ocean; denn alsdann sollte man denken, daß auch wohl Hindostan, China und Japan

von der Aegyptischen Sculptur etwas angenommen hätten, was doch so gut als gar nicht der Fall ist. Der Verf. erwähnt zwar die Aehnlichkeit mit Aegyptischen Bildwerken, eröffnet aber nicht weiter seine Meinung darüber; auch finden wir die merkwürdigen Reste von dem alten Huanhuetlapallan hier nicht erwähnt. Daß er von sehr vielen altmexicanischen Bildwerken Abgüsse nahm und mit nach England zurückbrachte, ist sehr zu loben und hat vor ihm noch wohl Keiner dort gethan. Die zwey wichtigsten Stücke sind der steinerne Kalender oder die sogenannte Uhr des Montezuma, und der uralte Grundriß der vormaligen Stadt Altmexico, den Montezuma für Cortez aufzeichnen ließ, der aber verstümmelt wurde. Er erscheint hier in Kupfer gestochen; das Original nebst allen übrigen mit zurückgebrachten Abgüssen, Originalmalereyen und Originalsculpturen, Zeichnungen und Alterthümern hat der Verf. in der sogenannten 'Aegyptischen Halle' in London zur Schau ausgestellt, worüber am Schluß noch eine besondere Ankündigung beygefügt ist. Ein Widerspruch ist uns hierbey aufgestoßen: die zahlreichen Gemälde und Malereyen in den Prachtkirchen konnte der Verf. nicht zu sehen bekommen, weil die catholischen Priester sie ängstlich verhüllten und nicht zeigen wollten; dagegen machten sie keine Schwierigkeiten, ihm die alten Sculpturen in den Kirchen sogleich aufzudecken, und ihm sogar zu erlauben, die verschütteten Theile derselben mitten in der Kathedralkirche auszugraben, abzuzeichnen und selbst ein Gerüste zu erbauen, um Abgüsse von diesen Bildwerken zu nehmen. Wie reimt sich dieß? war er vielleicht kein so eifriger Gemäldefreund? oder waren die antiken Bildwerke und Basreliefs den Mönchen weniger heilig, als die gemalten Heiligenbilder? — In Bezug auf La-

gesgeschichte werden interessante biographische Nachrichten über den bekannten General Guadaloupe Victoria und General Santa Ana gegeben. Wie der erstere den Geyer tödtet, der ihn als vermeintliche Leiche schon verzehren will, ist ergreifend und fast mährchenhaft zu lesen. Am Schluß werden außer der Erklärung der 15 Kupfer und 2 Charten, und einem alphabetischen Register noch medicinische und diätetische Vorschriften für Reisende in Mexico von dem Englischen Arzt James Copland in London ertheilt, die der Vf. bewährt fand. Der Verf. hat auch zum ersten Mal ein Panorama von Mexico aufgenommen und gemalt, welches gleichfalls in seiner Ausstellung zu sehen ist, wo auch die aus Mexico mitgebrachten Thiere, Quadrupeden, Vögel, Fische, Reptilien, Mineralien, Zeichnungen von Pflanzen, Modelle von Häusern, Kostümen und Manufacturen gezeigt werden. Als Supplementband zu diesem Werk wird noch folgende neue Schrift angezeigt: The zoology of Mexico; illustrated by general remarks and scientific descriptions of the animals collected by Mr. Bullock in that country. By William Swainson, F. R. S. F. L. S. etc. mit 6 theils colorierten Abbildungen von Kolibri's; derselbe zeigt auch seine Zoological illustrations in 37 Heften in 8. an, so wie noch am Schluß Herr J. H. Barlow seinen neu erfundenen Dampfapparat oder Brütofen, worin er nicht weniger als 1500 Eyer verschiedener Geflügelarten zu gleicher Zeit durch Dampf künstlich ausbrüten zu lassen im Stande ist. — Papier und Druck ist unvergleichlich schön und eines Prachtwerks würdig *). C. J.

*) Am Schlusse dieses hören wir noch aus sehr lauterer Quelle durch Handelsnachrichten, die nach Bre-

Ebendaselbst.

Bey John Hearne, 81, Strand, 1823. A statistical and commercial history of the Kingdom of Guatemala, in spanish America: containing important particulars relative to its productions, manufactures, customs etc. with an account of its conquest by the Spaniards, and a Narrative of the principal events down to the present time: from original records in the archives; actual observation, and other authentic sources. By Don Domingo Juarros, a native of New Guatemala. Translated by John Baily, lieutenant R. M. with 2 maps.

Der kleine Staat Guatemala in Mittelamerica würde sehr wenig unsere Aufmerksamkeit in Europa reizen, wenn nicht erstlich die neueste dortige Revolution, die nun schon beynahe wieder gedämpft zu seyn scheint, und zweytens die beabsichtigte Durchstechung des Isthmus von Mittelamerica zur Beförderung des Welthandels, diesem kleinen Staat ein bedeutendes Interesse zuwendete *). Denn sonst würde es von diesem Ländchen wohl eben so heißen wie einst in dem bekannten Orakelspruch von dem kleinen Staat Megara, der gleichfalls am Isthmus, aber in Griechenland lag: 'Ihr kommt nicht in Betracht, drum schweigt ihr kleinen Megarenser,

men gekommen, daß Bullocks Werk nicht überall gleich glaubwürdig seyn soll, und allenfalls wohl subjective Wahrheit enthalten möge, aber nicht objective. Sein Buch ist daher mit Vorsicht zu gebrauchen. Daß er tenaebrae, agava schreibt, wollen wir nur als Druckfehler ansehen.

*) Es scheint, wir haben nun gar zwey Durchstechungen des Americanischen Isthmus zu erwarten: den Nicaraguacanal in Centralamerica, und den Bahamacanal oder vielmehr Panamacanal in Columbien.

ihr seyd hiemit ab- und zur Ruhe verwiesen.' — Nun vollends gar noch ein so blätterreiches Werk von VIII und 520 Seiten in Octav kann schwerlich für uns Deutsche so viel Interesse haben, wie für den Engländer, der seinen Handel immer weiter nach jenen Gegenden auszudehnen strebt. Doch die eben so strebsame und fleißige Muse der Geschichte wird auch dieses sorgfältig und mit Liebe zusammengestellte Werk ihres Priesters gewiß nicht zurückweisen, sondern dankbar in ihren Tempel — in die Bibliothek — niederlegen und aufbewahren. Und nur so dürfen wir hoffen, das Herz unserer Leser auch für dieses Ländchen zu gewinnen, das als ein zweytes ultima Thule noch wenig bekannt oder zugänglich geworden, und nur erst durch unseren Humboldt näher erforscht wurde.

Der Vorrede des Uebersetzers zufolge ist der Verfasser dieses Werks ein Spanischer Weltgeistlicher von höherem Stande und zugleich ein Eingeborener, welchem die Synodal- und Kirchenvisitation des Erzbisthums Guatemala übertragen war. Sein Rang verschaffte ihm Zutritt zu den Archiven der Regierung und der verschiedenen Klöster im Lande; seine Amtspflichten gaben ihm Gelegenheit, die verschiedensten Gegenden seines Vaterlandes zu besuchen nnd also genau schildern zu können; seine Verbindungen mit dem Klerus setzten ihn in den Stand, über alle Angelegenheiten specielle Auskunft zu erhalten. Da er also aus den besten Quellen schöpfen konnte, so gibt dieß seinem Werke einen hohen Grad von Glaubwürdigkeit, oder wenigstens von Gründlichkeit. Doch ließ der Spanische Verfasser als catholischer Oberhirt sich oft durch Bigotterie und geistliche Herrschsucht zu vielen nichtssagenden und langweiligen Weitschweifigkeiten verleiten, die der Englische Uebersetzer mit Recht

aus dieser Bearbeitung weggelassen hat; dieser Auswüchse waren so viele, daß sie beynahe das Buch noch einmal so dick gemacht hätten, und zum Nachtheil des Werks den Preis desselben um das Doppelte erhöht haben würden. Doch hätte der Uebersetzer noch mehr abkürzen können, denn anstatt einer versprochenen Geschichte von Guatemala wird der Leser gleich vorn mit einer weitschichtigen Geographie und Statistik des Landes empfangen, und diese beginnt wieder mit einer längst veralteten Tirade über den Nutzen der Geschichte!! Doch lernen wir hier, daß die Geschichte des Landes früher noch niemals geschrieben sey, obwohl die Spanischen Monarchen wiederholte Befehle dazu in den Jahren 1533, 1572, 1580 und 1581 ertheilten. Auch gesteht der Verfasser freymüthig, er habe keine anderen Werke zu Rathe gezogen *), weder eine allgemeine Geschichte von Indien, noch geographische Bücher, und warum? weil sie bey ihrer großen Ausdehnung nicht frey von Irrthümern und Unrichtigkeiten seyn können, wie der Verfasser sagt, was doch wohl nur ein sophistischer Scheingrund seyn möchte. Er aber habe aus authentischen Manuscripten, aus den Bibliotheken der Dominicaner- und Franciscanerklöster in der Stadt Guatemala geschöpft, könne jedoch gleichfalls nicht dafür einstehen, daß darin nicht auch manche Irrthümer enthalten seyen. Indeß will er eigentlich nur den Weg bahnen für einen künftigen Schriftsteller, der etwa Lust haben möchte, die Geschichte dieses Landes zu schreiben, und will diesem Geschichtschreiber, der noch erst kommen soll, nur vorläufige Materialien an die

*) Dennoch citiert er mehrmals ältere Spanische Geschichtschreiber, worüber er sich indeß Seite 160 rechtfertigt.

Hand geben. Um diese zu ordnen, hat er sein Werk in zwey Hauptabtheilungen zerfallen lassen: 1. in die Geographie des Landes, die aber auch schon bey jeder Ortschaft kleine eingestreute historische Notizen enthält, acht Kapitel einnimmt und 158 Seiten begreift, auch überhaupt in einem beschreibenden und angenehmen Ton abgefaßt ist; 2. in die eigentliche Geschichte oder Landeschronik, die in sieben und vierzig Kapitel eingetheilt ist und mit der Ankunft der Spanischen Eroberer in America beginnt, doch aber auch in die frühere vorspanische Geschichte zurückgeht, die in mehreren Kapiteln durchgenommen wird, eine Periode, aus welcher 17 alte Kaiser namhaft gemacht werden, die in Utatlan, der Hauptstadt von Quiesé, über die Tultecans regierten. Am interessantesten ist hier der Raub zweyer schönen Prinzessinnen, der an den Raub der Sabinerinnen und an den Sächsischen Prinzenraub erinnert. In dem Rachekrieg floß so viel Blut, daß man keinen Grashalm mehr auf dem Schlachtfelde sehen konnte. Der Mädchenräuber wird besiegt, aber nicht bestraft, vielmehr fällt der Vater und Oheim der Mädchen im Kampf, welche letztere jedoch vermählt werden, bis endlich der Räuber umkommt. Der Verf. spricht hier ganz vernünftig, und obgleich ein Priester, beurtheilt er doch jene Entführung glimpflich, weil sie mit einer Vermählung endete, weshalb er die Rache des Vaters einen unzeitigen und übereilten, sehr unpassenden Grimm nennt. So scheint denn auch überhaupt der Verf. in diesem Buche durchweg milde und unparteyisch seinen Stoff behandelt zu haben, er spricht in einem ruhigen Ton und scheint alles gewissenhaft, vollständig und genau zusammenzustellen. Nur erscheint für uns Manches allzu weitläuftig und ein deutscher Ueber-

setzer müßte noch Vieles wegschneiden, Anderes noch mit scharfer Kritik sichten. Doch wird der warme Freund der Geschichte und menschlicher Schicksale es dem Verfasser und Uebersetzer Dank wissen, so manche ganz neue Thatsachen aus der, sonst dunkeln uralten Vorzeit aufgedeckt und aus der Vergessenheit gezogen zu haben. Merkwürdig ist besonders dem Alterthumsforscher die feste Ueberzeugung, die der Verf. S. 19 und 209 ausspricht, daß die alte Stadt Palenque in Guatemala eine Kolonie der alten Aegypter gewesen; oder daß wenigstens diese Urstadt vielen Verkehr mit Aegypten gehabt haben müsse, da die Aehnlichkeit der alten Sculpturen daselbst mit denen von Aegypten zu auffallend sey. Doch kann hierbey auch der Zufall eine große Rolle spielen; die Sache ist äußerst schwer zu entscheiden. Auch die Naturgeschichte von Guatemala, besonders die Thiere und Pflanzen, sind nicht vergessen; so z. B. die gigantischen 5½ Fuß langen menschlichen (?) Schenkelknochen eines Skeletts (S. 309), die dreyjährige Springquelle (S. 483). Der Uebersetzer hat ganze Kapitel des Spanischen Originals weggelassen, z. B. das über die Klöster in der Hauptstadt, über die Mönchsorden und viele andere, die bloß religiösen Inhalts waren. Im ersten Theil ist der Gang der Beschreibung eben derselbe wie im zweyten, nämlich zuerst Guatemala im Allgemeinen, dann die südlichen, die nördlichen, und zuletzt die mittleren Provinzen. Am Schluß folgen 3 sehr ungenügende, meist alphabetische Register zum bequemen Nachschlagen, mit Angabe der Städte, Provinzen und Einwohnerzahl. Die Charte von Guatemala und der Plan des Meerbusens St. Salvador, oder der Bay von Fonseca am stillen Meer (zu Seite 32) sind deutlich gestochen. An sehr viele übelklingende, ellenlange barbarische

Namen der Personen und Ortschaften wird das deutsche Ohr sich nur schwer gewöhnen können; andere sind dagegen wohlklingend.

C. J.

Tübingen.

Bey Osiander, 1828: Dr. Christiani Friderici Schnurrer, Universitatis litterarum Tubingensis nuper Cancellarii, orationum academicarum historiam litteralem theologicam et orientalem illustrantium delectus posthumus. Piae memoriae causa addita praefatione biographica edidit D. Henr. Eberh. Gottlob Paulus, cels. Badarum magno duci a consiliis eccl. intimis, theol. ac philos. in academia Heidelbergensi professor. 268 S. in gr. 8. — Es ist schon aus frühern Schriften des als Restaurator des orientalischen Studiums in Tübingen hochverdienten, vor einigen Jahren verstorbenen Schnurrer bekannt, daß ihn, außer dem orientalischen Studium, besonders die Literärgeschichte ausgezeichneter Gelehrten oder preiswürdiger Institute seines Vaterlands beschäftigte, und die vorliegende Sammlung zeigt, wie vortrefflich und nützlich der Verewigte die vaterländische Literärgeschichte in academischen Reden zur Ermunterung und Belehrung der Nachwelt zu benutzen wußte. Denn fast alle Reden dieser Sammlung betreffen die Geschichte ausgezeichneter Theologen, Orientalisten und Philologen Tübingens, und man hört gern den Redner das Leben Melanchthons, so weit es mit Tübingen zusammenhängt; den großen Einfluß, den Tübingen auf die Universität Wittenberg (die der Verf. eine Colonie von Tübingen nennt) in den ersten Jahren ihrer Stiftung übte; das Leben des Cardinals Matth. Lang, der zu ihrer Zeit großen Theologen Joh. Bren-

lius, Jac. Heerbrand, Matth. Hafenreffer (über dessen critische Ausgabe des N. T. eine kleine Abhandlung hinzugefügt ist), und der Philologen Melch. Volmar, Ge. Burkhardt und Vit. Müller schildern. Mit besonderer Vorliebe ist beschrieben das Leben des Theologen Steph. Gerlach, durch dessen Aufenthalt in Constantinopel die Tübinger und der Herzog von Würtemberg einen gelehrten, aber für beide Theile fruchtlosen Briefwechsel mit den Patriarchen in Constantinopel über die lutherische und griechische Confession anknüpften. Aber am ausgezeichnetsten ist die Schilderung des geistvollen Mathematikers und Orientalisten Wilh. Schickhard, des berühmtesten Vorgängers des Vfs., welchen die Gräuel des dreyßigjährigen Kriegs zu früh der gelehrten Welt entrissen. Auch eine Lobrede auf den 1793 verstorbenen Herzog Carl von Würtemberg ist eingereihet. Unter den vier nicht vaterländischen Aufsätzen sind die wichtigsten ein Aufsatz über die türkische Druckerey in Constantinopel und deren Wirksamkeit (welche seit dem J. 1788, dem Datum dieser Rede, in der neuesten Zeit viel ausgedehnter geworden ist), und ein anderer über den Hitopadesa. In diesem findet sich aber bloß die gründliche Nachweisung, daß man die im J. 1473 zu Ulm gedruckte deutsche Uebersetzung des Hitopadesa unrichtig dem ersten Herzog von Würtemberg, Eberhard, als Verfasser zugeschrieben habe. Unwichtiger und für unsere Zeiten kaum noch nützlich ist die Rede vom J. 1772 über den Nutzen der arabischen Sprache zur Kritik des A. T. S. 249—254. In der biographischen Vorrede S. 1—44 hat Hr. Dr. Paulus, der die Auswahl der Reden besorgte, dem Andenken seines Lehrers und seiner dankbaren Verehrung desselben ein schönes Ehrendenkmahl gesetzt.

E.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

113. Stück.
Den 13. Julius 1829.

Halle.

Bey Ruff: Beschreibung einiger bey Radeberg im Königreich Sachsen aufgefundenen Urnen mit unbekannten Characteren, von Preusker, Rentamtmann zu Großenhayn. 1828. in 8. mit 2 Steindrucktafeln.

Eine höchst interessante Mittheilung für die Liebhaber altgermanischer Antiquitäten: zwey völlig gleichgestaltete Aschentöpfe, oben um den Rand herum mit sieben Characteren bezeichnet, die allerdings auf den ersten Anblick der davon gegebenen Abbildung eine Buchstabenschrift zu seyn scheinen. Diese beiden Gefäße wurden zwar schon vor 70 Jahren zufällig entdeckt, und sind erst jetzt in den Besitz des Verfs. gekommen; doch läßt sich bey den mitgetheilten gerichtlichen Aussagen der Personen, welche der ersten Entdeckung beywohnten, kein gegründeter Zweifel über die Echtheit der Gefäße und die Art ihrer Auffindung hegen. Am Abhange eines natürlichen Hügels nämlich ward ein viereckiges gemauertes und überwölbtes Grab, 12 Ellen lang, 10 Ellen

breit, entdeckt, das an allen vier Seiten mit Nischen versehen war, in deren jeder ein Topf mit Asche und Knochenresten stand. Zwey dieser Töpfe wurden gerettet, und sind die hier in Abbildung mitgetheilten. Sie sind braun von Farbe, von Thon, ohne Glasur, an einer Seite mit einem gewöhnlichen Henkel versehen, an der gegenüberstehenden jedoch nur mit einer Art von hervortretendem Zapfen, als Stützpunct wenn sie mit zwey Händen zugleich getragen werden sollten. Dicht unter dem obern Rande befinden sich in einer rund herumlaufenden Reihe die gedachten sieben unbekannten Charactere, so daß auf der einen Seite des Topfes drey, auf der andern vier dieser anscheinenden Buchstaben, wie mit einem scharfen Griffel eingerissen, stehen. Diese letzten viere sind übrigens auf beiden Töpfen mit einer schildförmig gezogenen Linie eingefaßt und abgeschlossen, so daß es scheint, als ob sie ein für sich bestehendes Wort ausmachen. Gegen den Fuß des Gefäßes ist auf gleiche Weise auf der einen Seite die Figur eines Pfeiles, auf der andern aber die eines Bogens mit darauf liegendem Pfeile eingerissen. Von äußerster Wichtigkeit ist die Frage: sind die erstgedachten Charactere eine Buchstabenschrift? Der Vf. behauptet solches nicht mit völliger Ueberzeugung, er hält sie indessen dafür, und bey der vor- und umsichtigen Prüfung desselben, der die Originale vor sich hatte, bezweifeln auch wir nicht, daß er recht gesehen hat, wenn er hier Buchstaben zu erblicken glaubt. Allein für Mittheilungen dieser Art ist es von größter Wichtigkeit, daß möglichst genaue Facsimiles des Ganzen gegeben werden. Auf der vorliegenden Tafel aber sind die Gefäße mit ihrer Inschrift in so verjüngtem Maßstabe, und nur zwey Buchstaben in ihrer wirklichen Größe beyspielsweise wiedergegeben, daß wenn man beide zu-

sammenhält, man über die Richtigkeit des Totaleindrucks, wie ihn die Abbildung dieser Charactere hier gibt, doch in Zweifel geräth. Die zwey Buchstaben in wirklicher Größe nämlich könnten, an und für sich betrachtet, auch ebensowohl Früchte (Beeren oder Doppelkirschen) als Buchstaben vorstellen; man müßte auch die übrigen und ihren Zusammenhang gegen einander übersehen. Daß auf beiden Gefäßen die nämlichen Charactere vorkommen (der einzige Unterschied besteht darin, daß sie auf dem einen aus einfachen, auf dem andern aus Doppelzügen bestehen) entscheidet nichts, da bey einer fabrikmäßigen Töpferarbeit nichtssagende Verzierungen eben so mechanisch-genau wiederholt zu werden pflegen, wie Schriftzüge. Bis zur Mittheilung einer getreueren und vollständigeren Abbildung der ganzen Umschrift, wozu der Hr. Verf. gewiß einmal Gelegenheit findet, wird man sich nur mit der Frage der Wahrscheinlichkeit, daß hier eine Inschrift anzutreffen sey, aus allgemeinen Gründen beschäftigen können. In dieser Hinsicht ist zu bemerken, daß unter so viel Tausenden von Graburnen and andern Gefäßen, die nach und nach in den früheren Wohnsitzen celtischer, germanischer und slavischer Völkerschaften ausgegraben und durch Abbildungen und Beschreibung bekannt geworden sind, sich noch keine einzige mit Schriftzügen gefunden hat, wenn man diejenigen ausnimmt, die offenbar Römischen Ursprungs sind und den Stempel der Fabrik an sich tragen. Die zuerst von Bayer bekannt gemachte Urne mit angeblichen Runen enthält bekanntlich nach neueren Untersuchungen keine solche. Nur Verzierungen finden wir auf diesen Urnen, die, wenn sie nicht aus einem willkührlich zusammengesetzten Muster bestehen, sondern wirkliche Gegenstände darstellen sollen, bey der Ungeschicklichkeit ihrer Zeichnung meistens schwer zu erken-

Ende nur willkührliche Verzierungen erblicken sollte, nicht römischen Ursprungs sind, zeigt schon ihre bloße Form, die von der unserer jetzigen Kochtöpfe kaum abweicht. Dennoch wirft der Vf. die Frage auf: ob das Grab, worin sie gefunden, nicht vielleicht ein römisches sey, indem germanische Grabstätten höchst selten, slavische aber nie in ähnlichen gewölbten Behältnissen gefunden worden seyn. Allein gerade umgekehrt; gemauerte Gräber sind bisher vorzugsweise in den slavischen Gegenden Deutschlands entdeckt worden, wie die Beyspiele in den wendischen Aemtern des Lüneburgischen, bey Stendal, bey Berlin, im Holsteinschen, im Mecklenburgischen und im Anhalt-Cöthenschen beweisen. Zwar gehören solche Gräber auch in gedachten Gegenden zur Ausnahme, und es ist noch kein durchgreifendes Unterscheidungszeichen zwischen germanischen und slavischen Gräbern aufgefunden worden; da aber die mehrsten Grabstätten des Meißenschen Kreises ohne Zweifel wendischen Ursprungs sind: so wird man auch in der hier beschriebenen fürs erste ein sorbenwendisches Grab erkennen müssen. Bl.

Berlin.

Bey Reimer, 1829: **Lehrbuch der historisch-kritischen Einleitung in die Bibel Alten und Neuen Testaments. Von Dr. Wilh. Martin Leberecht de Wette. Erster Theil. Die Einleitung in das A. T. enthaltend. Dritte verbesserte Auflage. XXIV u. 463 S. in gr. 8.**

Es gereicht dem Ref. zu einer nicht geringen Freude, das Erscheinen einer dritten, in einigen Theilen verbesserten Auflage dieses geschätzten Lehrbuchs in diesen Blättern anzeigen zu können. Eine völlige Umarbeitung nach den Ergebnissen neuer von Grund aus unternommener Untersuchungen gibt freylich diese neue Ausgabe nicht; der Vf.

hat fast nur in den Theilen der Wissenschaft Zusätze gegeben oder seine Meinungen etwas geändert, welche die neuesten Schriften nach der ersten Ausgabe dieses Werks in wissenschaftliche Untersuchung gezogen haben. Aber auch in dem Wenigen, was hinzugesetzt oder verändert ist, bleibt sich die schon bewährte Kritik des Vfs. gleich, so daß Ref. in den meisten Aenderungen nur einen Fortschritt zum Bessern erkennt. So ist jetzt S. 309 die Meinung aufgegeben, daß die messianische Stelle Jes. 2, 2—4 aus Mich. 4, 1—3 entlehnt sey; Ref. hat schon seit länger als vier Jahren wiederholt in Vorlesungen die Meinung ausgesprochen, daß diese Stelle beiden Propheten, sowohl dem Jesaja, als Micha, eigentlich fremd sey, und weder zu der Sprache beider Propheten stimme, noch in den Zusammenhang eng und unzertrennlich verknüpft sey; er mußte also glauben, daß beide Propheten die Stelle als eine ihren Zeitgenossen bekannte und berühmte Reminiscenz aus der Schrift eines älteren Propheten entlehnt hätten, und hier mußte sich ihm Joel als derjenige ältere Prophet zeigen, dem die Stelle den einzelnen Worten, der vollendeten Schönheit der Schilderung, und den Gedanken nach wahrscheinlich als dem Original gehören müsse. — So stimmt auch Ref. dem Vf. aus schon lange gehegter Ueberzeugung vollkommen bey, wenn er auch gegen die neuesten Bearbeiter des Hosea behauptet, daß die Aussprüche Kap. 4—14 nicht zu trennen und in verschiedene Zeiten zu verlegen seyen; die Aussprüche 4—14, 1 enthalten ja nur Schilderung der Sünden und Strafen, welche Schilderung ihre Vollendung und Erklärung erst am Schluß des Buchs, 14, 2—10 in den tröstenden Aussichten in eine bessere Zukunft findet. Nur wünschte Ref. hier nicht die Ansicht wiederholt zu sehen, welche das Buch des Hosea in

Ende nur willkührliche Verzierungen ... an-
te, nicht römischen Ursprungs ... he-
ihre bloße Form, die von der un... orm
töpfe kaum abweicht. Denno... sich
Frage auf: ob das Grab, ... sie
nicht vielleicht ein römisches ... onen
sche Grabstätten höchst selt... zur
ähnlichen gewölbten Beh... 4 —
den seyn. Allein gerad... g. Da-
Gräber sind bisher vor... zerfalle so
Gegenden Deutschlan... K. 3 — 14, daß
Beyspiele in den w... chen Handlung ein-
burgischen, bey St... zeigt sich bey genaue-
schen, im Meckle... 3 — 14 eine ganz andere
thenschen beweis... in K. 1. 2. — Daß der Vf.
auch in gedach... in Hohenliede keine Einheit der
es ist noch f... ndet, erklärt sich schwer; Ref. be-
zeichen zwis... sicherer Ueberzeugung, nicht die Er-
bern aufge... des Hohenliedes als eines Ganzen, son-
Grabstätt... die Herdersche Ansicht von Fragmenten öffne
wendisch... Willkühr der Erklärung den freyesten Lauf;
der hi... ist nichts leichteres, als eine nicht vollkommen
sches ... verstandene Schrift in kleinere unzusammenhän-
gende Stücke aufzulösen. — Ueber das Buch Hiob
spricht sich diese Ausgabe noch eben so unbestimmt
aus als die früheren; Ref., im Einverständniß
mit dem Verf. und aus noch stärkeren Gründen
gegen das Alter der Reden Elihu's stimmend, kann
unmöglich glauben, daß die wichtigste Stelle des
ganzen Buchs K. 27. 28 irgend ein gegründeter
Verdacht treffen könne, oder die Idee des Dichters verwirrt und nicht vollkommen ausgeführt zu nennen sey. Das Buch Hiob ist aber eins von denen, bey welchen die Wissenschaft einer festeren und genaueren Exegese die jetzt über ihren Sinn und Zusammenhang herrschenden Zweifel erst zerstreuen muß. G. H. A. E.

hat fast nur in den Theilen der Wissenschaft Zusätze gegeben oder seine Meinungen etwas geändert, welche die neuesten Schriften nach der ersten Ausgabe dieses Werks in wissenschaftliche Untersuchung gezogen haben. Aber auch in dem Wenigen, was hinzugesetzt oder verändert ist, bleibt sich die schon bewährte Kritik des Vfs. gleich, so daß Ref. in den meisten Aenderungen nur einen Fortschritt zum Bessern erkennt. So ist jetzt S. 309 die Meinung aufgegeben, daß die messianische Stelle Jes. 2, 2—4 aus Mich. 4, 1—3 entlehnt sey; Ref. hat schon seit länger als vier Jahren wiederholt in Vorlesungen die Meinung ausgesprochen, daß diese Stelle beiden Propheten, sowohl dem Jesaja, als Micha, eigentlich fremd sey, und weder zu der Sprache beider Propheten stimme, noch in den Zusammenhang eng und unzertrennlich verknüpft sey; er mußte also glauben, daß beide Propheten die Stelle als eine ihren Zeitgenossen bekannte und berühmte Reminiscenz aus der Schrift eines älteren Propheten entlehnt hätten, und hier mußte sich ihm Joel als derjenige ältere Prophet zeigen, dem die Stelle den einzelnen Worten, der vollendeten Schönheit der Schilderung, und den Gedanken nach wahrscheinlich als dem Original gehören müsse. — So stimmt auch Ref. dem Vf. aus schon lange gehegter Ueberzeugung vollkommen bey, wenn er auch gegen die neuesten Bearbeiter des Hosea behauptet, daß die Aussprüche Kap. 4—14 nicht zu trennen und in verschiedene Zeiten zu verlegen seyen; die Aussprüche 4—14, 1 enthalten ja nur Schilderung der Sünden und Strafen, welche Schilderung ihre Vollendung und Erklärung erst am Schluß des Buchs, 14, 2—10 in den tröstenden Aussichten in eine bessere Zukunft findet. Nur wünschte Ref. hier nicht die Ansicht wiederholt zu sehen, welche das Buch des Hosea in

zwey Theile, in einen mit symbolischen Handlungen K. 1—3, und in einen andern mit prophetischen Reden K. 4—14 zerlegt. Die äußere Form des Vortrags der älteren Propheten kann an sich keinen Grund zur Trennung geben; denn sie herrscht nicht über den Gedanken, und Visionen so wie symbolische Handlungen dienen nur zur Einleitung prophetischer Reden. Auch gehört 2, 4—25 nicht mehr zur symbolischen Handlung. Daher hat Ref. stets geglaubt, daß Buch zerfalle so in die zwey Theile K. 1—2 und K. 3—14, daß jeder Theil mit einer symbolischen Handlung eingeleitet zu denken sey; auch zeigt sich bey genauerer Betrachtung in K. 3—14 eine ganz andere Zeit geschildert, als in K. 1. 2. — Daß der Vf. auch noch jetzt im Hohenliede keine Einheit der Darstellung findet, erklärt sich schwer; Ref. behauptet mit sicherer Ueberzeugung, nicht die Erklärung des Hohenliedes als eines Ganzen, sondern die Herdersche Ansicht von Fragmenten öffne der Willkühr der Erklärung den freyesten Lauf; es ist nichts leichteres, als eine nicht vollkommen verstandene Schrift in kleinere unzusammenhängende Stücke aufzulösen. — Ueber das Buch Hiob spricht sich diese Ausgabe noch eben so unbestimmt aus als die früheren; Ref., im Einverständniß mit dem Verf. und aus noch stärkeren Gründen gegen das Alter der Reden Elihu's stimmend, kann unmöglich glauben, daß die wichtigste Stelle des ganzen Buchs K. 27. 28 irgend ein gegründeter Verdacht treffen könne, oder die Idee des Dichters verwirrt und nicht vollkommen ausgeführt zu nennen sey. Das Buch Hiob ist aber eins von denen, bey welchen die Wissenschaft einer festeren und genaueren Exegese die jetzt über ihren Sinn und Zusammenhang herrschenden Zweifel erst zerstreuen muß.

G. H. A. E.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

114. Stück.
Den 16. Julius 1829.

Berlin.

In der Voßischen Buchhandlung: Dr. Enrico di Wolmar Abhandlung über die Pest, nach vierzehnjährigen eigenen Erfahrungen und Beobachtungen. Mit einem Vorwort von C. W. Hufeland. 1827. XIV u. 382 S. in 8.

Ueber den Verfasser dieses merkwürdigen Buchs erfahren wir theils aus diesem selbst, theils aus dem Vorwort, daß er, von Geburt ein Römer, in seiner Jugend viele Länder Europas, desgleichen Kleinasien und die Barbarey besucht, längere Zeit zu Constantinopel sich aufgehalten habe, und von da nach Griechenland, nach den Inseln des Archipelagus und nach Aegypten gereist sey. Zu Groß-Kairo kam er den 10ten May 1788 an, 39 Jahre alt, gelangte zu einer ausgebreiteten Praxis und genoß die Gunst des berühmten Murat Bei, von dessen Serail er der Arzt war.

Nach der Besitznahme Aegyptens durch die Franzosen mußte er wider seinen Willen in der

ren Dienste treten. Bonaparte machte ihn, um von seinen Kenntnissen des Landes Nutzen zu ziehen, zum Mitglied des Divans zu Kairo, des obersten Gerichts, welches größtentheils aus Türken bestand. Hier mußte er aushalten, bis es den Engländern und Türken gelang, die Franzosen aus Aegypten zu vertreiben, wo er denn im Jahre 1802 nach Europa zurückkehrte und in Berlin lebte.

Seine Ansichten über die Natur, Verbreitung und Heilung der Pest, die er 14 Jahre hindurch vielfach zu beobachten, ja selbst zweymal (S. 200 und S. 313) mit großer Lebensgefahr zu bestehen hatte, theilt er hier mit, und wenn von der einen Seite seine ärztlichen Erfahrungen und Gedanken von Interesse und Wichtigkeit sind, so beleben von der andern die vielen eingestreuten Erzählungen und Characterzüge, welche Land und Volk näher bezeichnen, das ziemlich einförmige und traurige Gemälde, welches die Krankheit, die er beschreibt, darbietet. Er stellt als Hauptergebniß seiner Beobachtungen und Erkundigungen den Satz auf, daß die Pest durchaus nicht in Aegypten einheimisch sey, sondern immer aus andern Gegenden, namentlich aus Constantinopel dahin gebracht werde. (Wir bemerken hier, daß die Alten die meisten Pestepidemien aus Aethiopien nach Aegypten und von da nach Griechenland und anderen Ländern wandern ließen. Vergl. Origines Contagii p. 57. 86. Ja Plinius nennt Aegypten genitrix talium vitiorum, ebend. S. 105). Der unter den Mahomedanern allgemein herrschende Glaube an Prädestination sey die hauptsächlichste Ursache, daß die Pest in Asien, wie in dem den Türken gehörenden Theile Europa's und vorzüglich in Constantinopel einhei-

mistisch geworden sey. Aus demselben Grunde sind sie bey Vergiftungen unthätig, und die S. XI erzählte Geschichte beweist, daß sie unbedenklich ihre Gegner vergiften, mit der Entschuldigung, daß, wenn ihr Tod nicht vom Schicksal bestimmt sey, das Gift ihnen nichts schaden könne. (Daß dieser Glaube an Schicksalsbestimmung seit Jahrhunderten in Aegypten der beste Zunder und Nahrungsstoff der Pest gewesen, berichtet schon Prosper Alpinus, de Medicina Aegyptiorum cap. XV.).

Von den 15 Kapiteln sind die drey ersten den allgemeinen Betrachtungen über die Ursachen, die Beschaffenheit und die Heilung der Pest, die andern den Erzählungen von den seit 1788 in Aegypten herrschenden Pestjahren (während 14 Jahren kamen 4 Pestepidemien vor) und den damit verknüpften Schicksalen des Vfs. gewidmet.

Als Zeichen der eintretenden Pestkrankheit zählt er auf: Mattigkeit in den Gliedern, Kopfschmerz, Mangel an Appetit, beschwerliches Athemholen, Schauer im Rückgrath, allgemeine Unruhe, Neigung zum Erbrechen, krampfhafte Bewegung der Extremitäten, Betäubung, Irrereden. Ein sehr sicheres Symptom seyen glänzende Blutstreifen im inneren Augenwinkel. Sogleich nach dem ersten Fieberanfall erschienen Bubonen und Carbunkeln an verschiedenen Gegenden des Körpers. Ein guter Ausgang der Krankheit wäre zu erwarten, wenn die Fieberhitze nicht heftig, die betäubende Ermattung nicht zu groß sey, wenn mit dem Ausbruche des Exanthems ein reichlicher Schweiß über den ganzen Körper hervorkomme, wenn die Beulen nicht hart blieben und nicht zurückträten, wenn sie leicht in Eiterung übergingen und eine helle Farbe behielten. Der entgegengesetzte Zustand bringe fast immer,

zuweilen augenblicklich Tod, unter Convulsionen oder Schlagfluß, und Entstellung so wie Auflösung des Körpers folge ihm rasch nach. Durch Bubonen und Petechien befreye sich die Natur von dem Peststoffe; je leichter dieser Vorgang von Statten gehe, desto glücklicher. Der Pest sind am meisten die Armen, Niedergeschlagenen, die durch Trunksucht und Ausschweifungen Zerrütteten, so wie hinwieder die sehr starken Menschen unterworfen. Die Plethorischen erliegen schnell; ein Aderlaß zu rechter Zeit thue hier Wunder, da das Blut ungemein rasch gerinne. 'Es ist merkwürdig zu sehen, wie man einen Augenblick nach der Oeffnung der Ader, das Gefäß, worin das Blut enthalten ist, umwenden kann, ohne daß ein Tropfen herausfließt' (S. 32). Bey biliösen Kranken löse die Galle das Blut auf, und ein freywilliges oder hervorgerufenes Erbrechen sey hier heilsam. Cachectische würden in der Regel nicht oder nur in schwachem Grade von der Pest ergriffen; aber da die Zufälle alsdann in die Länge sich zögen, würden sie dadurch bösartig. Inoculation schütze nicht dagegen. Es wird (S. 45) ein Beyspiel angeführt, wo ein Schiffscapitän zum 7ten Male von der Pest befallen starb. Beyläufig wird auch (S. 9) bemerkt, daß die Blattern in Aethiopien oft die, welche sie schon einmal gehabt hätten, zum zweyten Male in hohem Alter ergriffen, wo diese dann gewöhnlich ein Opfer des Todes würden.

Der Verf. gibt bey der Behandlung die Regel: die Natur, welche mit der Verarbeitung und Ausstoßung des eingesogenen Peststoffes beschäftigt sey, so wenig als möglich mit Mitteln zu bestürmen, nach der Constitution des Kranken ein Aderlaß oder ein Brechmittel oder erweichende

Klystiere zu verordnen und kühlende Getränke wie den Aufguß von Tamarinden (die echt selten nach Europa kämen), Limonade, spiritus sulphuris u. dergl. trinken zu lassen, den Ausbruch der Petechien und die Eiterung der Carbunkeln zu befördern. Bey dieser Behandlung, bey einer strengen Aufsicht und Bedienung sey eher ein guter als schlimmer Ausgang zu erwarten. Bey den Türken trete jedoch meist letzterer ein, da ihre Vorurtheile nicht gestatten sich einer zweckmäßigen Diät zu unterziehen, und sie auf eingebildete Mittel, wie Bezoar, Mumien u. dergl. so viel halten. Die Veranlassung zu der Krankheit liege durchaus in einem von Außen mitgetheilten Contagium, zu dessen Verbreitung in der Türkey durch nubische Thürsteher, Trödelhandel, religiöse Krankenbesuche, Mönche, Reiten auf Miethesln, öffentliche Bäder, Barbierstuben, Kaffeehäuser, Moscheen, Schmutz und Unrath in den Straßen, stehende Sümpfe und Kanäle, Begräbnißplätze in der Stadt (lauter Momente, die in dem Buche einzeln ausführlich entwickelt werden) aller mögliche Vorschub und zu dessen Hemmung so viel wie nichts geschehe. Daß Sicherung möglich sey, zeigt das Beyspiel der christlichen Kaufleute in Kairo 2c., die, so bald ein Pestfall bekannt wird, sich in ihre Häuser verschließen und durchaus alle Communication mit der übrigen Stadt (die nöthigen Vorsichtsmaßregeln hierbey werden S. 340 beschrieben) vermeiden. Diese bleiben verschont, wenn sie anders strenge auf dieser Absonderung beharren. Er erzählt (S. 190), daß in 10 solcher abgeschlossener und unter sich verbundener Häuser, die bis dahin gesund waren, durch unvorsichtige Annahme von Geld die Pest aus der angesteckten Stadt importiert wurde. Uebrigens ist

zur Verbreitung und Wirksamkeit des Contagiums ein besonderer Zustand der Atmosphäre und der Winde nothwendig. Die Mittagswinde zur Zeit des Chamsin (S. 13) sind hierzu die geeignetsten; wenn diese wehen, stellen sich auch, wenn das Land von der Pest verschont bleibt, hitzige und Faulfieber ein, welche zuweilen epidemisch werden. So wie Nordwinde eintreten, verliert sich die Pest und mit ihr die allgemeine Besorgniß; die Christen öffnen ihre Häuser, und Handel und Verkehr fängt wieder an. Alle diese Thatsachen belegt der Verf. mit umständlichen Geschichten und Erzählungen theils aus seiner Praxis und seinem eigenen Leben, theils aus den Schicksalen der Franzosen und Engländer in Aegypten. Wenn nun auch aus der ganzen Schilderung eine gewisse Vorliebe für die einmal gefaßte Meinung (z. B. über den Ursprung der Pest) und eine festgewurzelte Opposition gegen die Ansichten Anderer hervorblickt; wenn man nicht undeutlich merkt, daß der Verf. ein Mann von Klugheit, nicht sowohl tiefe wissenschaftliche Kenntnisse, als einen verständigen Tact und thätiges Zugreifen besessen, so muß man doch, will man nicht dem ganzen Buche alle Wahrhaftigkeit absprechen, daraus die auch anderweitig bestätigte Ueberzeugung entnehmen, daß die orientalische Pest fast nur durch Ansteckung fortgepflanzt, und daß nur durch zweckmäßige Vorkehrungen ihrer Wuth Schranken gesetzt werden. Die neueren Vorfälle auf dem Schauplatze des Russisch-Türkischen Krieges können deshalb den Kundigen, der weiß, wie schon öfters die Geißel des Morgenlandes sich ins Herz von Europa geschlichen, mit einiger Besorgniß für die Zukunft erfüllen. Ref. darf hier wohl an die Worte erinnern, womit er in seinen Origines

Contagii die Betrachtungen über die Vorbauung ansteckender Krankheiten beschließt, daß nämlich nur durch Quarantaine-Anstalten, die mit Umsicht und Strenge gehandhabt werden, das christliche Europa vor der Wuth der Pest gesichert würde. Nur aus dem rücksichtslosesten Handelsinteresse konnte man sich in den letzten Jahren bewogen finden diese unentbehrlichen und heilsamen Anstalten nicht nur abkürzen, sondern ganz aufheben zu wollen.

M . . r.

Göttingen.

Zeittafeln der Römischen Geschichte von Erbauung der Stadt Rom bis auf den Untergang des Abendländischen Reichs, von C. L. G. Zander, Protector an der Domschule zu Ratzeburg, zweyte verbesserte Auflage. 1829. 43 S. in 4.

Das Bedürfniß einer zweyten Auflage dieser Zeittafeln muß schon ein günstiges Vorurtheil für ihre Brauchbarkeit erregen. Wir können dieses bestätigen. Die Einrichtung ist so, daß sie eine leichte Uebersicht gewährt. Auf jedem Blatt wird in zwey Columnen die doppelte Aera nach Jahren vor Christi Geburt und nach Erbauung Roms bezeichnet; die Begebenheiten aber gleichfalls in zwey Columnen, in der einen die Kriege und politischen, in der andern die übrigen wichtigen angegeben; und unter dem Text auch die Beweisstellen angeführt. Die Auswahl der Beweisstellen ist zweckmäßig, und die neuesten Erörterungen über die Römische Geschichte sind dabey benutzt. Am Ende sind

auf drey Seiten die Stammtafeln der gens Julia beygefügt.

Hn.

Marburg.

Verlag von Garthe: Systematisches Repertorium der gesammten medicinischen Literatur Deutschlands, in Verbindung mit den Herren C. Hess, Pharm., F. Hess, C. G. Hüter, G. Landgrebe, F. Robert und F. Rothhamel Drn. d. Med. herausgegeben von Dr. Dietr. W. H. Busch Prof. u. s. w. in Marburg. Jahrg. 1828 Heft III — XII. Jahrg. 1829 Heft I — II.

Von dem Erscheinen der beiden ersten Hefte des ersten Jahrgangs dieser Zeitschrift, haben wir (im 73. Stücke des vorigen Jahrganges unserer Anzeigen) bereits Nachricht ertheilt, und ihre zweckmäßige Einrichtung gerühmt. Wir begnügen uns daher den glücklichen Fortgang dieser wohlausgeführten Unternehmung anzuzeigen, und zu bemerken, daß es dem Herrn Herausgeber gefallen hat, ein vollständiges Namen= und Sach=Register, wie wir es wünschten, über den ersten Jahrgang besonders zu liefern, wodurch derselbe an Brauchbarkeit ungemein gewonnen hat. Wir wünschen daß das ärztliche Publicum diesem sehr brauchbaren Repertorium, dem der Verleger, wie es scheint, auch im Auslande Absatz zu verschaffen gewußt ferner die wohl verdiente Theilnahme schenken möge.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

115. Stück.
Den 18. Julius 1829.

Breslau.

Bey der Dissertation des Herrn Professor Huschke zum Antritt einer ordentlichen juristischen Professur ist es für den Unterz. recht auffallend, daß von diesem Schriftsteller, der sich gewiß unter den juristischen, die seit der Entdeckung der neuen Quellen aufgetreten sind, nicht nur durch den Muth und den Scharfsinn, etwas Neues zu sagen, sondern auch durch, bey ihm fast erbliche, Kenntniß der Alten, vor vielen Andern auszeichnet, in unsern Blättern so gut wie noch gar nicht die Rede gewesen ist. Und doch ist er nicht nur in einer der nächsten Städte unserer Gegend, in Münden, geboren, nicht nur hat er hier studiert, hier 1820 den juristischen Preis erhalten bey der Frage de nominis pignore, worüber gerade vorzüglich viele und vorzüglich gute Abhandlungen eingegangen waren, und hier nachher auch die Doctorwürde erlangt; sondern, nachdem er ein Jahr lang in Berlin fortstudiert hatte, ist er zu uns 1822

als Privat-Docent zurückgekehrt und hat bey dieser Gelegenheit über das Senatus Consult zu Gunsten der Fecennia Hispala eine Dissertation geschrieben. Allein gerade daß er hier Lehrer war, hielt natürlich jeden Andern ab, ihn in unsern Blättern nach Verdienst zu loben, weil es auf jeden Fall unschicklich gewesen wäre, ihn zu tadeln, und die Anzeige unterblieb um so mehr, als er seine Schrift selbst hätte anzeigen können. In Rostock, wohin er als Professor 1824 berufen wurde, schrieb er theils über das bey Cicero erwähnte Silianum judicium, theils dann auch in den von seinem Oheim, dem nun verstorbenen Philologen Professor Emanuel Huschke 1826 herausgegebenen analecta literaria die zweyte, mehr als die Hälfte des Bandes, von S. 77 bis 290, einnehmende, Abhandlung über die Ueberbleibsel von Cicero's Rede pro M. Tullio mit einem Commentar und fünf Zusätzen: 1) de vi bonorum raptorum judicio S. 183, 2) de recuperatoribus S. 208, 3) de taxationibus S. 253, 4) de finium demonstratione S. 276, 5) de probabili procuratorum origine S. 283. Die Verbindung dieser juristischen Abhandlung mit lauter nichtjuristischen konnte mit dazu beytragen, daß sie nicht leicht bemerkt und namentlich daß sie nicht angezeigt wurde. Wenn nun noch erinnert wird daß Herr Prof. Huschke Verbesserungen zu Gajus und zu Mai's Palimpsesten vorgeschlagen hat und ein Mitarbeiter an der Tübingischen Zeitschrift ist, so wäre die ihn betreffende Lücke so ziemlich ausgefüllt und der Unterz. kann mit etwas besserem Gewissen zu der durch seinen Ruf nach Breslau 1827 bey dem Abgange des Hn. Prof. Ad. Schilling nach Leipzig veranlaßten, im Eingange erwähnten XIV u. 146 S.

gr. 8. betragenden Abhandlung von 1829 übergehen, deren Titel heißt: Incerti auctoris magistratuum et sacerdatiorum p. R. expositiones ineditae . . . . . cum commentario edidit . . . . . Th. Eduardus Huschke . . . . Bey einer gelehrten Reise nach Paris suchte der Verf. weniger nach juristischen Handschriften, weil er bey diesen schon so viele Vorgänger gehabt hatte, als nach grammatischen, wo er denn in der Bibliothek des Arsenals hinter mehreren andern, eine Aufzählung von Römischen Magistrats- und gottesdienstlichen Personen auf sechs und einer halben Seite fand, welche er geneigter ist, dem 6ten als dem 15ten Jahrh. zuzuschreiben. Der Ausdruck des gemeinen Sprachgebrauchs: provisores campi, zur Erläuterung der einem Heerführer vom Senat zugegebenen legati, könnte noch am Ersten auf eine wahrscheinlich spätere Zeitbestimmung deuten, wenn nicht auch hier noch die Möglichkeit bliebe, daß es ein Zusatz sey. Die merkwürdigste Stelle nach der Erklärung des Herrn Prof. H. ist die von den praetores urbani, wie sie hier in der Mehrzahl heißen, da sonst z. B. dictator u. dergl., sogar auch Ausnahmsweise tribunus plebis, in der einfachen Zahl da steht, daß sie legibus moderandis et judicum sententiis corrigendis in urbe praeerant. Dabey wird denn den bisherigen Vertheidigern des Edicts zu Gemüthe geführt, der Prätor habe durchaus immer nur nach einer lex sprechen müssen, wie unter andern auch Griechische Stellen über νομος bewiesen, und so hätten Cujas, Thomasius, Heineccius und Bouchaud, der doch hier wohl zum ersten Male ohne persönliche Rücksicht als eine neue Autorität aufgeführt wird, ganz recht, dem Prätor eine Usurpation Schuld zu geben, wenn nicht Cicero's jus praetorium constitutum

est unleugbar auf die lex Aebutia ginge. Man wird es dem Unterz. verzeihen wenn er nach so langer Zeit, seitdem er das Prätorische Recht, auch ohne Rücksicht auf diese lex vertheidigt hat, noch immer glaubt, was in seiner Rechtsgeschichte zu lesen ist, um so mehr da nun in der Ausgabe von 1826 (Herr Prof. H. führt nur die vorletzte Ausgabe an) S. 382 die Anmerk. 2 bey Ciceros Worten steht: 'ob vielleicht die lex Aebutia Einfluß darauf hatte? aber wie wenig wissen wir von dieser.' Da kann Herr Prof. H. auch wieder über den Geist der Zeit klagen, der nicht, so wie er, satis clare, lege hic aliquid constitutum esse darin findet. Der Unterz. hingegen möchte in einem ganz andern Sinne ein aliud ejusdem argumenti hier anführen, da nämlich Herr Prof. H. sich auf den vorhin erwähnten excursus de recuperatoribus beruft und es in diesem heißt, den wahren Unterschied habe noch Niemand eingesehen. Da steht denn in der, wenigstens zu gleicher Zeit mit den Analecten selbst, erschienenen Ausgabe 'Die recuperatores beruhen nach Festus auf Verträgen mit Auswärtigen, wie Diese gegen Römer und umgekehrt (Römer gegen sie) ihre Rechte verfolgen sollten.' Die Dissertation des jetzigen Herrn Prof. Heimbach von 1823 unter Haubold's Vorsitze de C. Aelio Gallo hat in der dritten Zugabe den Unterz. auf die Stelle von Festus aufmerksam gemacht und er ist überzeugt, unser Verf. würde nicht noch jetzt seine damalige Behauptung, kein Schriftsteller habe Das, was er für richtig hält, eingesehen, wiederholen, wenn er es der Mühe werth gehalten hätte; die neueste Ausgabe zu vergleichen, was der Unterzeichnete Denen, die sein Buch kennen, leichter zu machen glaubt, als irgend Jemand. Hugo.

Leipzig.

Bey Sühring, VI und 153 S. des Formats, welches sonst so unendlich häufiger gebraucht wurde als jetzt, nämlich Folio: Tafeln der Geschichte des Römischen Rechts, als Leitfaden bey Vorlesungen und für das tiefere Studium, mit Berücksichtigung der neuesten Forschungen, so wie mit steter Beyfügung von Literatur nebst Zugaben über die neueste Zeit und einem Register, entworfen von Heinr. Rob. Stöckhardt Dr. d. Phil. u. R., K. S. Rechts-Consulenten, und vormaligen Docenten d. R. an der Universität Leipzig. Tabellen sind schon lange in sehr verschiedenen Fächern für brauchbar gehalten worden, um die Uebersicht einer Art von Kenntnissen zu erleichtern, und es ist nicht zu leugnen, daß sie dieses leisten können, freylich noch mehr, wenn man sie sich selbst entwirft, als wenn man Alles mitnehmen muß, was ein Anderer, der auf die Bedürfnisse sehr vieler Rücksicht zu nehmen hat, dabey mitnimmt. Für die Geschichte des Römischen Rechts sind die Hauboldischen bekannt genug, welche nun noch zuletzt in Herrn Prof. Otto's Ausgabe der lineamenta (des Grundrisses) zu institutiones historico dogmaticae sich finden. Die jetzt anzuzeigenden sind in deutscher Sprache und erinnern an Vater's Tabellen über die Kirchengeschichte; jede Seite enthält in sieben Spalten, in den zwey ersten, natürlich den schmalsten, die Jahrszahlen theils nach der Römischen, theils nach der christlichen Zeitrechnung, bis sich Erstere mit Constantin's Ernennung zum Cäsar verliert, 3. die politischen Begebenheiten, 4. die Gesetze und Senatus Consulta, 5. andere Veränderungen, 6. Jurisprudenz und 7. die Literatur. In der letzteren Spalte findet der Unterz. sich denn freylich sehr oft, wenn gleich in den

wird besonders dasjenige mit großer Ausführlichkeit behandelt, welches aus einer elastischen Röhre besteht, die vorn mit einem halbweichen, sehr bildsamen Wachs versehen ist, welches beym Herausziehen einen vollständigen Abdruck von dem inneren Zustande der Harnröhre gibt, und somit dem Operateur den Ort bezeichnet, wohin er seine Ätzmittel, vorzüglich Höllenstein, mit schicklichen Instrumenten zu bringen habe. Solcher Abdrücke sind, nach den angegebenen Beobachtungen, in dem Atlas nicht weniger als 540 mitgetheilt. Der Vf. legt einen großen Werth darauf, und will in fast allen Fällen Heilung dadurch erzielt haben. Jede Krankheitsgeschichte hat eine Ueberschrift, wie z. B. folgende (S. 488): quarante-trois ans; quatres blennorrhagies; blennorrhée; dysurie; dyspermasie; rétrécissement; trois cautérisations; rétablissement complet en un mois. Uebrigens haben andere Wundärzte von der obigen Behandlung den glücklichen Erfolg so unbedingt nicht gefunden. Unter verschiedenen darüber laut gewordenen Zweifeln und Widerlegungen wollen wir bloß folgende Stelle aus einem trefflichen aus eigenen Beobachtungen hervorgegangenen Aufsatze des Hn. Dr. Günther in Hamburg anführen (in Fricke's Annalen der chir. Abth. des allgem. Krankenhauses in Hamburg. 1828. Th. 1. S. 118): 'Mit dem Ätzapparat von Ducamp, den wir einigemal anwendeten, gelang es zwar weit schneller die Verengerungen zu vertreiben, allein sein Gebrauch war mit großen Schmerzen verbunden, und das Übel kam in sehr kurzer Zeit wieder zum Vorschein.' — Bey dieser Gelegenheit wollen wir auch bemerken, daß jetzt in Heidelberg, in der Fabrik des Med. Dr. Segin, außer anderm elastischen chirurg. Apparat, auch solche sondes exploratrices in großer Vollkommenheit und zu einem weit geringeren Preise, als zu Paris, verfertigt werden. M . . r.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

116. Stück.
Den 18. Julius 1829.

Göttingen.

Die Antrittsrede des Herrn Hofrath Wendt am 20. Junius handelte de vi quam philosophiá exserere debeat in vitam communem. Er lud zu derselben durch ein Programm ein: De ratione quae inter religionem et philosophiam intercedit.

Um das Verhältniß, welches zwischen Religion und Philosophie statt findet, zuerst im Allgemeinen zu bestimmen, wird zuerst eine Begriffsbestimmung beider aufgesucht, welche einestheils aus der vernünftigen Natur des Menschen, anderntheils aus der Betrachtung des Objects, auf welches jene sich nothwendig beziehen, abgeleitet wird.

Durch Betrachtung der menschlichen Natur erkennen wir ein wesentliches Streben des beschränkten Vernunftwesens, mit dem Höchsten, Gott, auf vollkommene, freye Weise in Verbindung zu stehen; dieß ist die Religion von Seiten des Subjects aus betrachtet. Durch

christlichen Religion die Idee des absolut vollkommenen Wesens, und seiner wahren Verbindung mit der menschlichen Natur dem unmittelbaren Bewußtseyn der Völker geschichtlich geoffenbart worden ist, die Philosophie der neueren Zeit aber diese Idee auf dem Wege des allgemeinen, abstracten Denkens zu entwickeln strebt, zwischen beiden ihrem Wesen nach kein Streit seyn könne, und daß die Wissenschaft der entwickelten Vernunft von dieser Religion das Historische von dem Allgemeinen nicht trenne, sondern als verschiedene Seiten der vollendeten Religion umfasse und erkenne.

London.

Bey Treuttel und Sohn, Würz und Richter: Mémoires historiques, politiques et militaires sur la révolution du royaume de Naples, en 1820 et 1821 et sur les causes qui l'ont amenée; accompagnés de pièces justificatives, la plupart inédites. Par le Général Carascosa. Mit dem Motto aus Tacitus: Haec est veritatis vis ut denique omnia vincat. 1825. XII u. 564 S. in 8.

Zwey Männer, welche in der letzten Revolution von Neapel beide eine sehr bedeutende, wenn gleich in anderer Rücksicht eine sehr verschiedene Rolle gespielt haben, haben sich wegen der, gegen sie vorgebrachten Beschuldigungen, öffentlich durch Druckschriften zu rechtfertigen gesucht, der General Wilhelm Pepe, dessen Schrift bereits in diesen Blättern angezeigt worden (1822. S. 1483) und der General Carascosa. Ref. steht keinen Augenblick an, die Rechtfertigung des Letzteren für ungleich gelungener zu erklären, als die des Generals Pepe, wie denn

auch sowohl für die Geschichte und die genauere Kenntniß der Revolution selbst, als auch des kurzen Krieges, der sie beendigte, die vorliegende Schrift bey weitem als die wichtigste und bedeutendste erscheint. Nicht bloß aber für die Geschichte der Neapolitanischen Revolution allein, sind diese Memoiren von Wichtigkeit, sie haben eben so ein ganz allgemeines politisches Interesse, indem sie durch die Erzählung der Begebenheiten auf das deutlichste und eindringlichste die verderblichen und zerstörenden Folgen geheimer politischen Gesellschaften beweisen. Alle die welche dergleichen geheime politische Verbindungen vielleicht für gleichgültig oder doch wohl für weniger gefährlich halten mögen, brauchen nur diese Memoiren zu lesen, um sich am sichersten vom Gegentheile zu überzeugen. Zugleich liefert aber auch das Schicksal Carascosa's einen neuen Beleg zu der leider nur schon zu oft gemachten Erfahrung, daß in Zeiten der Factionen und der Partheyungen, die gemäßigten gewöhnlich von beiden Theilen am heftigsten verfolgt werden. Während die Carbonari, so lange sie die Gewalt in Händen hatten, ihn wiederholt auf das heftigste anklagten, ja selbst zu verschiedenen Mahlen Attentate gegen sein Leben gemacht wurden, ward er dagegen nach der Wiederherstellung des Königs mit nicht geringerer Erbitterung von den Ultraroyalisten verfolgt und endlich in contumaciam zum Tode verurtheilt. Der Ton in dieser Schrift ist daher auch wohl allerdings der eines Mannes, der sich gegen ungerechte Beschuldigungen und hämische Anklagen vertheidigen zu müssen glaubt, jedoch zeigt sich darin keinesweges jene leidenschaftliche Heftigkeit, welche gegen die Wahrheitsliebe des Verfassers Verdacht erwecken könnte. Es erscheint derselbe viel-

auch als Freunde des constitutionellen Systems gezeigt. Bald, wie es gewöhnlich mit geheimen Gesellschaften zu geschehen pflegt, arteten sie jedoch gänzlich aus. Durch die Zahl ihrer Mitglieder suchten sie vornehmlich ihre Gegner die Calderari zu überflügeln und die Aufnahme in die Gesellschaft ward auf eine höchst unvorsichtige Weise erleichtert. Vorzüglichen Anhang fanden sie unter den Unterofficieren und den jungen Officieren, welche sich auf irgend eine Weise für zurückgesetzt hielten; manche Häupter der Secte benutzten zugleich die Aufnahme neuer Mitglieder als ein Mittel zum Gelderwerb, und bald ward ohne Unterschied alles aufgenommen, was sich nur zur Aufnahme meldete. Je mehr sich aber die Secte vermehrte, um so mehr fing sie an, einen Staat im Staate zu bilden und die Wirksamkeit und die Thätigkeit der Verwaltung ward in gleichem Maße dadurch gelähmt und gehemmt. Um so mehr ward daher unter der rechtlicheren Klasse der Nation, vorzüglich unter den Grundeigenthümern, der Wunsch nach einer festen Ordnung der Dinge, nach einer Verfassung, welche gegen die Umtriebe der Factionen eine sichere Gewähr zu leisten vermöge, immer allgemeiner; die Provinzen hofften dadurch zugleich unabhängiger von der Hauptstadt, die Communen unabhängiger von den Provinzialverwaltungen zu werden. Die Masse des Volks war jedoch weit davon entfernt durch eine Revolution eine Verfassung erzwingen zu wollen; nur bey den Carbonari reifte um so leichter ein solcher Plan, je deutlicher sich die Apathie und die Schwäche der Regierung zu erkennen gab. So brach zuerst am 2ten Julius 1820 zu Nola unter dem Cavallerieregimente Bourbon, einem der verwil-

dertsten, indem sein Obrist, als zu den Begünstigten gehörend, sich fortwährend zu Neapel aufhielt und nach seinem Beyspiele dann auch die übrigen Officiere sich größtentheils willkührlich entfernt hatten, die Insurrection aus. Der Domherr Minichini und der Obrist Deconcili waren gleich anfangs die Hauptleiter derselben, der General Pepe dagegen in der ersten Zeit derselben durchaus fremd, bis er durch das Mistrauen der Regierung beleidigt, anfangs ins geheim, dann bald öffentlich zu ihr übertrat. Die Langsamkeit und die halben Maßregeln der Regierung gaben der zuerst unbedeutenden Insurrection schnell eine größere Consistenz. Statt sogleich kräftige Maßregeln zu ergreifen, ging eine unschätzbare Zeit durch Zögern verloren. Anfangs sandte man Carascosa allein, dann erhielt er allmälich einige Truppen in kleinen Abtheilungen, während der Abfall schnell überhand nahm und als er endlich durch geschickte Unterhandlungen die Insurrection desorganisiert zu haben glaubte, ließ sich der König durch die ängstlichen Berichte des Generals Nunziante, der unvorsichtig einen vergeblichen Angriff gegen die Insurgenten unternommen hatte, ganz gegen die Meinung von Carascosa, der, wiewohl er eine Verfassung wünschte, doch dafür hielt, daß sich der König dieselbe durchaus nicht dürfe abtrotzen lassen, zu dem Versprechen verleiten, binnen acht Tagen eine Verfassung geben zu wollen. Carascosa kehrte jetzt nach Neapel zurück und ward unmittelbar darauf, alles Sträubens ungeachtet, von dem Könige an Nugent's Stelle zum Kriegsminister ernannt. Daß sich der König freywillig dazu entschlossen, eine Verfassung zu geben, glaubt der Verfasser schon deßhalb annehmen zu müssen,

weil sich im entgegengesetzten Falle der Hof so leicht hätte einschiffen, oder in das neue Schloß zu Neapel zurückziehen können. Daß nicht sogleich eine bestimmte Verfassung, etwa die Englische oder Französische verheißen ward, war unstreitig ein großer Fehler; die Unbestimmtheit des Versprechens setzte bald die Leidenschaften und die Parteyen aufs neue so sehr in Bewegung, daß der König bewogen ward, sich einstweilen gänzlich von der Regierung zurückzuziehen. Die Abwesenheit des größten Theils der Besatzung der Hauptstadt, die den Insurgenten entgegen gesandt worden war und sich alsbald mit ihnen vereinigt hatte, ließ den Carbonari freyes Spiel und vermehrte die Besorgniß vor dem zahlreichen Pöbel. So ward daher, wie der General Pepe, der sich jetzt an der Spitze der Insurgenten von Monteforte Neapel näherte, es gebieterisch verlangt hatte, die Spanische Constitutiou proclamiert und Pepe selbst zum Oberbefehlshaber der Armee ernannt. Anfangs zeigte jedoch derselbe noch ziemliche Mäßigung; daher waren auch schon in den ersten Tagen die Carbonari mit ihm höchst unzufrieden, gleichwie auch mit den Ministern, die zwar als liberal gesinnte Männer bekannt waren; allein doch nicht zu ihrer Secte gehörten. Die Armee war bereits gänzlich desorganisiert; zu tausenden hatten die Soldaten ihre Fahnen verlassen, dagegen wurden die Carbonari immer zahlreicher; wer sein Glück in der neuen Ordnung der Dinge zu machen hoffte, trat auch der Secte bey. Zu Neapel allein waren fünf und neunzig Ventas in voller Thätigkeit; eine derselben zählte nicht weniger als 28,000 Mitglieder; die öffentliche Sicherheit ward immer mehr bedroht. Vergebens suchte indessen Pepe

seine sinkende Popularität aufrecht zu erhalten; ein von ihm ausgehender Plan, den Insurgenten von Monteforte besondere Belohnungen zu bewilligen, erregte eine gewaltige Gährung unter den übrigen Truppen; daher warf er sich endlich ganz unbedingt den Carbonari in die Arme. Die Insurrection zu Palermo vermehrte die Bedrängnisse; indem man dieselbe mit Gewalt der Waffen unterdrücken zu müssen glaubte, beraubte man sich der besten Truppen, deren Abwesenheit nachmals hauptsächlich zu dem unglücklichen Ausgange beytrug. Indem man dagegen alle ausgediente Soldaten ohne Unterschied aufs neue zu den Waffen rief, belastete man sich mit einer Masse unzufriedener, unzuverlässiger Leute, die nur gezwungen dem Aufrufe folgten und die man nicht einmal gehörig zu kleiden und zu bewaffnen im Stande war. Dasselbe war der Fall mit dem Aufrufe der Milizen und Legionärs, einer Maßregel, die von Pepe nach dem Willen der Carbonari durchgesetzt wurde; nur die Carbonari selbst wußten sich dem Kriegsdienste großentheils vorsichtig zu entziehen. Vergebens hatten die Gemäßigten durch das am ersten October eröffnete Parlament, manche wesentliche Veränderung in der Verfassung, vornehmlich das System der zwey Kammern zu erhalten gehofft. Das Parlament selbst bestand großentheils aus Männern ohne Kenntniß der großen Geschäfte, war eben so großentheils unter dem Einflusse der Carbonari gewählt, und ward bald unbedingt durch sie beherrscht. Pepe hatte am ersten October sein Generalcommando niedergelegt, allein bald schien ihn sein Schritt zu gereuen; durch die Intriguen der Carbonari riß aufs neue eine gewaltige Desertion unter den Truppen ein und um

Pepe zu beschwichtigen, mußte man ihn zum Generalinspector sämmtlicher Milizen des ganzen Reiches ernennen. Die Willkühr und der Uebermuth der Carbonari stieg jedoch, nachdem am ersten October eine oberste Venta oder allgemeine Versammlung derselben zu Neapel gebildet worden; welche alle übrigen Ventas im ganzen Reiche leitete, zu einer solchen Höhe, daß Carascosa nur durch den ausdrücklichen Befehl des Prinzen Regenten vermocht werden konnte, seinen Posten zu behalten. Trotz aller hauptsächlich von den Carbonari ihm in den Weg gelegten Hindernisse gelang es ihm dennoch die Armee einigermaßen zu organisieren, nur daß freylich die Disciplin, bey den in den mehrsten Regimentern gebildeten Ventas, in denen gewöhnlich die Unterofficiere und Tambours als die ältesten Mitglieder die Großmeister machten, während die Officiere, die später beygetreten nur einfache Mitglieder waren, kaum einigermaßen wiederhergestellt werden konnte. Vergeblich bemühte er sich zugleich von dem Parlamente die Aufhebung der geheimen Gesellschaften zu erhalten. Daß das Ausland sich mit gewaffneter Hand einmischen werde, hielten sowohl Carbonari als Parlament mit unbegreiflicher Verblendung für gänzlich unmöglich, höchstens erwarteten sie bewaffnete Demonstrationen. Daher wurden auch die Minister, weil sie am siebenten December dem Parlamente die Bedingungen vorzulegen gewagt, unter deren Bewilligung allein die zu Neapel befindlichen fremden Gesandten, zur Anerkennung der neuen Ordnung der Dinge von Seiten ihrer Höfe Hoffnung gemacht, laut beschuldigt, der des Innern und der auswärtigen Angelegenheiten aber förmlich in Anklagestand versetzt. Sämmtliche Minister leg-

ten darauf ihre Stellen nieder; ihre Nachfolger wurden ganz nach dem Willen der Carbonari ernannt. Bald darauf reiste der König nach Laibach; daß das Parlament ihm dieß gestattete, betrachtet unser Verf. als eine große Unvorsichtigkeit. Selbst nachdem man bereits die Art und Weise vernommen, wie der Herzog von Gallo zu Laibach behandelt worden, wollten dennoch die Carbonari und das von ihnen beherrschte Parlament noch nicht an den nahen Ausbruch des Krieges glauben. Während der Verwaltung des Generals Parisi, des neuen Kriegsministers, nahm zugleich die Desorganisation der Armee wieder furchtbar überhand und die nöthigen Vorbereitungen zum Kriege wurden auf eine unbegreifliche Weise vernachlässigt. Erst das Schreiben des Königs von Laibach vom 28. Januar 1821, welches am 7. Februar zu Neapel eintraf, in dem er den Beschluß der verbündeten Monarchen anzeigte, die Fortdauer der neuen Ordnung der Dinge auf keinen Fall zu dulden, mußte auch den Ungläubigsten von dem nahen Ausbruche des Krieges überzeugen. Erst jetzt dachte man daher auch an die Ernennung eines Obergenerals. Man wählte dazu den Vf., der sich vergebens sträubte; er sollte ein erstes Armeecorps befehligen; um aber Pepe nicht zu beleidigen, ward auch er ebenfalls zum vollkommen unabhängigen Obergeneral eines zweyten Armeecorps ernannt. Schon dieß war ein arger Fehler, wäre auch sonst das Reich in gehörigem Vertheidigungszustande gewesen; allein das erste Armeecorps zählte nur 16,450 Mann und 1450 Pferde, das zweyte gar nur 7800 Mann unter den Waffen, im Ganzen etwa 25,000 Mann und 2000 Pferde, und außerdem war die Stimmung nicht nur unter den Truppen, sondern auch unter der Masse der Nation,

der die neue Ordnung der Dinge, statt der erwarteten Erleichterungen, nur neue Lasten gebracht, die des Jochs der Carbonari müde war, von der Art, daß sie wahrlich zu keinen großen Siegeshoffnungen berechtigte; die Carbonari hüteten sich auch jetzt noch sorgfältig, sich selbst den Gefahren des Krieges auszusetzen. Wie groß aber die Verblendung gewesen und wie man sich absichtlich über die Schwäche seiner Streitkräfte zu täuschen gesucht, davon erzählt Carascosa, dessen Armeecorps man allgemein zu 45,000 Mann angab, ein merkwürdiges Beyspiel. Als im März, nachdem schon Pepe's Corps die Katastrophe betroffen, der Prinz von L. als Abgeordneter der obersten Venta in des Verfs. Lager eintraf, war er höchlichst erstaunt, statt der erwarteten 45,000 Mann nur 17,000 zu finden; dann rieth er alles Ernstes dem General, 'durch irgend ein Phantasiestück den Mangel an Streitkräften zu ersetzen, und sich so des Sieges zu versichern.' Mühsam hatte es endlich Carascosa durchgesetzt, daß der General Colletta dem Kriegsminister zugesellt ward, allein selbst Colletta's Thätigkeit vermochte das Versäumte nur zum Theil zu ersetzen. Bitterlich beklagt sich unser Verf., der seinen eigenen Vertheidigungsplan im Buche selbst weitläuftiger entwickelt hat, daß sein College Pepe, statt sich ebenfalls auf der strengsten Defensive zu halten, wozu allein die ungeübte und muthlose Armee geschickt war, vielmehr unklugerweise die Offensive hier ergriffen und so recht eigentlich die schmäliche Katastrophe herbeygeführt habe. Schon hatten vorzüglich die wieder aufgerufenen Verabschiedeten, dann die Legionärs und die Milizen haufenweis ihre Fahnen verlassen, als das Gefecht von Rieti, am 7. März, in wenigen Tagen die gänzliche Auflösung des zweyten Armeecorps herbeyführte.

Noch hoffte jedoch Carascosa das Vordringen der Oesterreicher wenigstens einigermaßen aufhalten zu können, als auch unter seinem Armeecorps der Abfall schnell um sich griff, die wiederaufgerufenen Verabschiedeten, dann die Legionärs und die Milizen, endlich die Linientruppen selbst bataillonsweise desertierten, nicht selten unter argen Gewaltthätigkeiten gegen die Officiere, die sie zurückzuhalten versuchten, ja von den Officieren selbst binnen wenigen Tagen sich beynah 400 eigenmächtig entfernten; auf den General Filangieri, so wie auf Carascosa selbst ward wiederholt geschossen. Nur allein die Garde blieb zusammen, dagegen aber hatte sie gleich anfangs erklärt, daß sie sich gegen die Oesterreicher, die sie als Bundesgenossen des Königs betrachte, nicht schlagen werde, und nothgedrungen hatte man ihr alle ihre Bedingungen zugestehen müssen. Zu Capua angelangt, fand sich Carascosa allein mit den Generalen und den Officieren und einigen hundert Mann. So war der Krieg schon durch die That beendigt, als am 20. März zu Capua, dann am 23. März zu Aversa durch zwey Militärconventionen das ganze Königreich den Oesterreichern überliefert ward. Der Vf. kehrte nach Neapel zurück, allein bald begannen dort die Reactionen, daher begab er sich im May nach Malta, nachdem er vergeblich wiederholt eine strenge Untersuchung seines Betragens verlangt hatte. Kaum war er fort, so ward er als Theilnehmer und Begünstiger der Insurrection von Monteforte angeklagt, dann in der Mitte des nächsten Jahres, da es seinen Feinden gelungen war, unter dem Vorwande einer verrätherischen Correspondenz mit Neapel, ihn verdächtig zu machen, auch aus Malta verwiesen und nach England zu fliehen genöthigt. Erst dann erfolgte der Spruch, der ihn in contumaciam zum Tode verurtheilte.

F. S.

Braunschweig.

Bey Vieweg: Systematische Darstellung des bürgerlichen Processes im Herzogthum Braunschweig. Von C. H. P. Krüger, Herzogl. Braunschw. Garnisonauditeur und Advocaten. 1829. 182 S. in 8.

Die vor der feindlichen Occupation im Herzogthum Braunschweig bestehende Gerichtsverfassung, ist nach der Wiedereroberung dieses Landes, nur mit sehr wesentlichen Abänderungen wiederhergestellt, und selbst in dem gerichtlichen Verfahren, sind namentlich durch die Aufhebung des privilegierten Gerichtsstandes, der Actenverschickung und anderer Bestimmungen der früheren Proceßgesetze, so wie durch neuere Vorschriften über einzelne Gegenstände des bürgerlichen Processes, so tief eingreifende Reformen eingetreten, daß die früheren Schriften über den Braunschweigischen Landesproceß nur noch eine sehr geringe Brauchbarkeit behalten haben. Eine neue Darstellung desselben, mit Angabe der solchergestalt veränderten Gerichtsverfassung, so wie solche durch die Verordnungen vom 15. Jan. u. 3. Febr. 1814, und durch die Verordnungen vom 26. März 1823, und deren Erläuterungen — Verordnungen, die im Auslande weniger bekannt geworden zu seyn scheinen, als sie es doch in hoher Maße verdienen — eingeführt worden ist, war allerdings ein wahres Bedürfniß, und zwar nicht bloß für den einheimischen Rechtsgelehrten, sondern auch für Jedermann, den es interessierte, jene jetzt dort bestehende Gerichtsverfassung und Verwaltung kennen zu lernen; Ref. freuet sich, dem Verf. das Zeugniß geben zu können, daß er jenem Bedürfnisse durch diese, gewiß im Ganzen wohlgelungene Arbeit, nach Möglichkeit abgeholfen habe.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

117. Stück.
Den 20. Julius 1829.

Göttingen.

Am 4. Junius erfolgte, der hohen Stiftung gemäß, die Ertheilung der Preise für die hier Studierenden. (Die Aufgaben der vier Facultäten s. G. gel. Anz. vor. Jahres S. 1362.)

Den theologischen Preis erhielt Hr. Joh. Georg Voigt, aus Göttingen, Mitglied des Königl. homiletischen Seminars; das Accessit Hr. Carl Friedr. Merckel, aus Altbruchhausen, im Hannöverschen.

Den Prediger-Preis Hr. Heinrich Ludwig Ennecerus, aus Coldingen, Mitglied des Königl. homiletischen Seminars; das erste Accessit Herr Aug. Friedr. Otto Münchmeyer aus Gr. Brackel; das zweyte: Herr Joh. Friedrich Ludwig Körner aus Seesen.

Auf die juristische Preisfrage war nur eine Abhandlung eingegangen, die aber zu wenig Genüge that.

Altera extraordinaria exhiberi sibi jubet Enumerationem atque descriptionem accuratam instrumentorum, quae inde a Saussurii temporibus nomine hygrometrorum insignita, a physicis ad explorandam aëris atmosphaerici humiditatem inventa et in usum vocata sunt. Addantur tabulae, quibus pro peculiari hujusmodi hygrometrorum ratione opus est, ut ex eorum indiciis humiditatis, aëri competentis, gradus derivari queat.

(Tübingen.)

In der Cottaschen Buchhandlung: Die Verwandlungen des Ebu Seid von Serug oder die Makamen von Hariri in freyer Nachbildung von Friedrich Rückert. Erster Theil. 1826. XXIV u. 672 S. in 8.

Nachdem de Sacy Hariri's Werk in einer vollständigen, im Ganzen correcten, mit ausführlichen arabischen Scholien begleiteten Ausgabe (1822) den der arabischen Sprache Kundigen lesbar gemacht hat, sehen wir hier einen deutschen Gelehrten und Dichter zugleich, das arabische Werk mit künstlerischer Hand auf deutschen Boden verpflanzen. Ob das Werk allen gebildeten Deutschen lesbar gemacht zu werden verdiene, kann wohl kaum bezweifelt werden. Denn obgleich die Erzählung aus reiner Dichtung hervorgegangen ist und daher nur Unterhaltung bezweckt: so steht das Werk doch der Sprache nach als das Muster der arabischen Beredsamkeit in Prosa und Poesie unübertroffen da und es muß angenehm seyn, in einer deutschen Nachbildung das Wesen dieser Beredsamkeit kennen zu lernen und vielleicht unsere Dichtersprache selbst dadurch ge-

wandter und reicher zu bilden. Denn den hohen Vorzug, den der Orient einstimmig dem Werke Hariri's gibt, bekommt es fast bloß durch die äußere Form, durch den prächtigen Schmuck der Rede, der den ungemessenen Reichthum der arabischen Sprache entfaltet, durch den Reiz feiner Anspielungen und unerwartet oft gehäufter Reime, die das Ohr entzücken und durch Wortspiele überraschen; durch den schönen Wechsel von Poesie und Prosa, indem zwar die Prosa schon künstlich, bilderreich, voll von Wortspielen und Reimen ist, die metrische Poesie aber sich außer dem Metrum noch durch die höchste Steigerung des übrigen Redeschmucks über die poetische Prosa erhebt. Aber während so die äußere Form sich bis zum höchsten Glanz erhebt und die Bewunderung des Orients und Occidents verdient, ragt freylich der Inhalt des Ganzen nicht über das Gewöhnliche hervor, und als wenn ein so großer Aufwand der Künstlichkeit im Einzelnen einen Ueberblick über das Ganze nicht verstatte, finden sich selbst zwischen den einzelnen Makamen Widersprüche in unwichtigern Umständen. Man muß jede Makame für sich lesen und deren hohe Kunst und kurzen Sachinhalt bewundern; auch scheint Hariri selbst die Makamen einzeln bearbeitet und nur lose später verbunden zu haben.

Eine Uebersetzung dieses Werks hat ihre großen Schwierigkeiten und ist wohl ganz unmöglich, wenn sie eine getreue und gewissenhafte Copie seyn soll. Wie wäre es möglich, in unserer verhältnißmäßig viel ärmeren Sprache den Reichthum des Originals auszudrücken? oder den arabischen Himmel und die arabischen Sitten in unserer Sprache zu mahlen? oder die unendlich vielen Wortspiele und Reime zu erreichen? Wir

dürfen zwar die Hoffnung nicht aufgeben, daß unsere Sprache sich einst, wenn dieses Feld von unsern dichterischen Philologen mehr wird bearbeitet seyn, viel näher an arabische Originale wird anschließen können, wie sie sich ja auch durch Uebung und Bildung den griechischen seit 50 Jahren genähert hat: aber bis jetzt scheint es unmöglich, daß das arabische Werk völlig treu und zugleich in dichterischer Würde und Kürze übersetzt werde. Wir freuen uns daher, daß Hr. Rückert wenigstens den Versuch gemacht hat in freyer Nachbildung Hariri's Werk unter uns einheimisch zu machen; denn schon dieser erste Versuch verdient als solcher Beyfall und wird, da er ohne Zweifel dem arabischen Werke die Liebe vieler Leser gewinnen wird, die arabische Literatur unter uns gekannter und geschätzter machen und auch wohl zur Nachahmung dieses Beyspiels reizen, so daß der hier betretene Weg bald gebahnter werden wird und die Uebersetzungen sich näher den Originalen anschließen können. Was der Uebersetzung an Treue fehlt, das ersetzte das Dichtertalent des Verfassers und die des Arabischen unkundigen Leser werden so ein ziemlich getreues Bild des Originals auffassen können. Freylich konnte ein Dichter nur den Dichter trefflich nachbilden und wenn künftig ein Anderer eine gewissenhafte Uebersetzung versuchen sollte, ist zu wünschen, daß er die Schönheiten des Originals eben so empfinde und würdige als Herr Rückert in seiner Nachbildung.

Der Zweck einer solchen Nachbildung erlaubte dem Verfasser mit der freyesten Ungebundenheit sein Original zu behandeln. Er hat sich daher erlaubt, Ausdrücke, Bilder, ja einige ganze Makamen, völlig auszulassen, vorzüglich wenn sie wegen der zu stark arabischen Form selbst

eine Nachbildung nicht ertragen zu können schienen; welches nach dem Standpunct des Verfassers beurtheilt nur mit Unrecht getadelt werden würde. Aber wo der Verfasser dem Original folgt, da ist die Nachbildung fast immer viel gedehnter als das Original geworden; oft sind zwey arabische Reimsätze durch vier oder mehrere im Deutschen umschrieben, welches wohl meist die Schwierigkeit des Ausdrucks der Wortspiele und der geringere Reichthum der deutschen Reime verursacht hat. Besonders aber wird die Nachbildung der Gedichte bisweilen so frey, daß vom Original kaum einige Züge bleiben. Wir können die Freyheit, von den arabischen Metra nur die leichtesten für die Nachbildung zu wählen nicht mißbilligen; ein Haririsches Gedicht mit allen Reimen, Wortspielen, witzigen Ausdrücken getreu in demselben Metrum zu übersetzen ist eine schwere Aufgabe; bisweilen indeß sollte man eine treuere Uebersetzung für möglich halten; z. B. das letzte Gedicht in der zweyten Makame lautet fast wörtlich in demselben Metrum:

∪ – ∪ –, ∪ ∪ – –

Grau macht das schwarze Verhängniß,
Und Menschen fort immer treibt es;
Wenn's diesem heut auch gehorchet,
Doch morgen stolz wieder siegt es;
Wenn schwach von fern es auch blitzet,
Vertrau ihm nicht; immer trügt es; *)
Und wenn's dir schwere Gefahren
Aufreget, standhaft empfang es!
Denn wenn sich wendet im Feuer
Das Gold, kein Flecken beschmutzt es.

*) Anspielung auf eine schwachblitzende Wolke, von der man vergeblich den lang gehofften Regen erwartet.

Bey Herrn Rückert S. 39:

Grau macht die Zeit, die greuliche;
Trau nicht auf die untreuliche!
Sie lacht dir einen Augenblick,
Und grinst dann, die abscheuliche.
Die Jahre führen übers Haupt
Dir manches Unerfreuliche.
Die Stürme rütteln dir am Haus,
Baufällig wird das Bäuliche.
Dein Auge trübt sich, ungetrübt
Blickt droben nur das bläuliche.

Jeder Makame hat der Verfasser Anmerkungen hinzugefügt, meist aus den arabischen Scholien bey de Sacy entlehnt, und mehr für die Bedürfnisse aller gebildeten Leser als für die der Sprachgelehrten. Die Gründe S. 40. 41 nach denen die erste Makame als der erste mißlungene Versuch Hariri's, einen Anfang zu finden, bezeichnet wird, so daß sie der Verfasser hier ganz übergangen und die zweyte zur ersten nach Hariri's Absicht gemacht hat, scheinen nicht zureichend. Denn der Erzähler Hareth lernt in der ersten den Abu Seid erst kennen, den er in der zweyten schon seit geraumer Zeit kennt; die erste muß also ihre richtige Stellung und Bedeutung im Ganzen haben. Bisweilen macht der Verfasser auch auf einige Fehler in dem Sacyschen Text aufmerksam; es hätten noch mehrere bemerkt werden mögen, z. B. S. 24 wo أقاح einzig richtig ist. Der zweyte Band wird den Schluß enthalten.

E.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

118. 119. Stück.
Den 23. Julius 1829.

Göttingen.

Sumtibus Dieterichianis: J. P. Bauermeisteri Philos. et Theol. Doctoris hujusque P. P. O. in Acad. Rostochiensi Commentarius in Sapientiam Salomonis, librum V. T. apocryphum. 176 S. in 8.

Das Buch der Weisheit, an sich schon ein interessantes Product der apocryphischen Literatur des A. T., ist für die neutestam. Exegese von solcher Wichtigkeit, daß bey der offenbaren Mangelhaftigkeit der früheren Arbeiten ein neuer Commentar längst Bedürfniß geworden war. Das Handbuch von Gaab zum philologischen Verstehen der apokr. Schriften des A. T. ist nur für Anfänger in der Exegese; es gehört überdieß einer exegetischen Methode an, welche nicht mehr befriedigt. Herr Dr. Bauermeister würde schon um deßwillen allen Dank verdienen, daß er durch seine Arbeit von Neuem auf ein Buch aufmerksam gemacht hat, woraus sich durch wiederholte gründliche Forschung für die Exegese des N. T. immer noch so viel gewinnen läßt. Das wahre

Verdienst des Vfs. ist aber dieses, durch seinen wahrhaft gelehrten Commentar das Verständniß des wichtigen Buches auf eine bedeutende Weise gefördert zu haben.

Der Commentar ist Lateinisch geschrieben, mit großer Gewandtheit, im Ganzen auch mit Reinheit. Je seltener jetzt dieses Talent ist, desto mehr verdient es öffentliche Anerkennung und Auszeichnung. Ungern haben wir eine Lat. Uebersetzung vermißt; sie würde dem Commentar zu einer wesentlichen Zierde, ja zu einer nothwendigen Ergänzung gereichen. Das Buch hat für den Lat. Uebersetzer manche Schwierigkeiten; aber des Vfs. Geschicklichkeit würde sie glücklich überwunden haben. Es ist nicht Recht, daß die Forderung einer guten Uebersetzung an die Commentarien fast gar nicht mehr gemacht wird. Die wahre Uebersetzung ist die Probe und Krone der exegetischen Kunst.

In der fast zu kurzen Vorrede bemerkt der Vf. daß sein Commentar den Zweck habe, nichts Wesentliches unerörtert zu lassen, ohne minutiös zu seyn. Die gedrängte Kürze des Commentars, worin nichts Ungehöriges stört, nichts Ueberflüssiges aufhält, verdient alles Lob. Doch vermißt Ref. hie und da tieferes Eingehen, genauere exegetische und historische Entwickelung, besonders in solchen Stellen, die, wie Kap. 7, 21 ff. für die neutestamentl. Exegese classisch genannt werden können. Auch würde ein Index der grammaticalischen und lexicalischen Eigenthümlichkeiten des Buches zum Behuf der neutestam. Grammatik und Lexicographie eine erfreuliche Zugabe gewesen seyn. — Die Kritik des Textes betreffend, so erklärt Hr. D. Bauermeister, daß er aus Mangel an neuen kritischen Hülfsmitteln es vorgezogen habe, dem Texte der neuesten Ausgabe von Dr. Augusti zu folgen, nisi, fügt er hinzu, ubi alia

subsidia meliorem lectionem exhiberent. Er nennt jene Ausgabe editio Augustana, worunter man eben so gut eine Augsburger verstehen könnte. Augustiana wäre weniger zweydeutig und ist eben so gut Lateinisch. Aber jene alia subsidia — sind dieß andere, als welche Dr. Augusti hatte oder gebrauchte? — Der Ausdruck ist in seiner Kürze etwas undeutlich. Meint der Vf. etwa die alten Versionen und die ältesten kritisch wichtigen Ausgaben, die Augusti, der den Reineccischen Text nach dem Vaticanischen Codex nur mit einer auserwählten varia lectio aus dem Codex Alexandr. wieder geben wollte, nicht benutzt zu haben scheint? — Außerdem aber spricht er zu 3, 23 von vier Pariser Handschriften, ohne sie näher zu bezeichnen. Auch die Lesearten der Väter, z. B. des Athanasius und des Clemens von Alex. werden hie und da angezogen. Die nicht seltenen Citate der Kirchenväter geben, so viel Rec. hat bemerken können, keine unbedeutende kritische Ausbeute. Unleugbar aber sind dieß subsidia, die, weil sie von Augusti nicht benutzt sind, zu einer neuen Textesrecognition Stoff und Muth hätten geben können.

Die Prolegomena geben zuerst den Inhalt des Buches kurz an. Genauere Inhaltsangaben finden sich im Anfange der einzelnen Kap. oder größeren Abschnitte. Hierauf folgt die Untersuchung der Frage: utrum libri unus sit auctor an plures? Richtiger wäre die Frage vielleicht so gestellt worden, ob das Buch ursprünglich ein Ganzes gewesen, oder eine Collection mehrerer Bücher? Denn Eichhorn, mit dessen Hypothese es der Vf. besonders zu thun hat, nimmt zwar zwey verschiedene Bücher an, aber der Einheit des Verfassers ist er nicht abgeneigt. Das Resultat der scharfsinnigen Kritik der Eichhornschen und Bretschneiderschen Hypothese ist, daß die ursprüngliche

Einheit und Ganzheit des Buches zu leugnen kein hinreichender Grund sey. Rec. stimmt diesem Resultate völlig bey. Die dritte Untersuchung characterisiert den Verf. als einen Alexandrinischen Juden, und weist die Versuche, denselben namhaft zu machen, als grundlos zurück. Was aber die Abfassungszeit des Buches betrifft, so bleibt Hr. Dr. Bauermeister bey der allgemeinen Bestimmung stehen, daß es vor Christo geschrieben seyn müsse, weil es von Anfang an in der christlichen Kirche ein großes Ansehen gehabt und als ein Theil des Alex. Kanons erscheine, daß es aber nicht früher geschrieben seyn könne, als post primum saltem saeculum a divulgata Alexandriae philosophia Graeca. Die Argumentation für diese letztere Zeitbestimmung beruhet darauf, daß das Buch ganz im Geiste des unter den Ptolemäern in Alexandrien herrschenden Jüdisch-Griechischen Synkretismus verfaßt sey, auch die Meinung der Juden, daß Salomo der Gipfel aller menschlichen Weisheit sey, als verbreitet voraussetze. Jener Synkretismus aber und diese Meinung, welche aus dem eifersüchtigen Wetteifer der Juden mit den Griechen um den Vorrang in der Weisheit entsprungen sey, könnten wohl erst ein Jahrhundert nach der Verpflanzung der Griech. Philosophie nach Alexandrien entstanden seyn und sich in dem Maße verbreitet haben, wie sie in unserm Buche erscheinen. Diese Argumentation hat etwas Schwankendes. Man sieht nicht ein, warum für das Entstehen und die Ausbreitung einer so natürlichen Geistesrichtung in dem engen Raume von Alexandrien gerade ein ganzes Jahrhundert erfordert wird. Die Idealisierung des Königes Salomo aber ist gewiß älter, als der Synkretismus der Alex. Juden. Die Salomon. Bücher des Kanons setzen sie zum Theil schon voraus. Aber es ist schwer eine genauere Zeitbestimmung

und eine haltbarere Argumentation gegen den Verfasser aufzubringen und geltend zu machen.

Ueber den Zweck des Buches enthalten die Prolegomena nichts. Die Untersuchung über diesen Punct würde, auch ohne ein sicheres Resultat zu geben, in die innere Oeconomie und die literarische Form der Schrift tiefer eingeführt haben. Irret Rec. nicht, so ist der Zweck des Buches ein apologetisch-polemischer. Der Jüdische Monotheismus soll als die höchste, als die wahre Weisheit, vertheidigt, und die Thorheit des Götzendienstes dargestellt werden. Ein Zweck, den die literärische Thätigkeit der Alexandrinischen Juden in jener Zeit leicht auffassen und verfolgen konnte. Das Proselytenthum hatte bereits angefangen; dieses aber führte von selbst auf dergleichen apologetisch-polemische Productionen. Was die Auslegung selbst betrifft, so ist sie philologisch genau und gründlich. Der Commentar versucht über alles Wesentliche gründliche Auskunft zu geben. Er bleibt bey schwierigen Stellen keine Antwort schuldig; aber er hütet sich, alles entscheiden und auch das Unbestimmbare bis aufs Haar bestimmen zu wollen.

Zum Schluß einige Bemerkungen über ein Paar Stellen, wo wir von der Auslegung des Vfs. abweichen zu müssen glauben.

Gleich 1, 1 möchten wir fragen, ob es nöthig, ja ob es recht sey, ἀγαπήσατε durch ζητήσατε zu erklären. Die Liebe zur Gerechtigkeit ist immer ein Streben danach; aber mehr, als das bloße ζητεῖν. Der vollere Begriff darf und kann nicht durch den weniger vollen erklärt werden. Wir führen den einzelnen Fall auf seine allgemeine Regel zurück, wonach andere ähnliche Stellen der Auslegung beurtheilt werden können. Die δικαιοσύνη ist allerdings der Inbegriff aller Tugenden, wodurch gute Könige sich auszeichnen.

Allein auch für andere ist sie der Complexus alles tugendhaften Lebens. Der Begriff ist hier wenigstens ein rein Hebräischer und bezeichnet nichts mehr und weniger, als die gesammte Frömmigkeit im Leben nach dem Gesetze Gottes.

Die Anrede an die Könige 1, 1. 6, 1 ff. erklärt der Vf. so: lectores regum nomine auctor ornat, quia regem, cujus personam induit, decet adhortari reges. Ref. kann sich mit dieser Erklärung nicht begnügen. Dem Könige konnte auch geziemen, das Volk, oder die Völker anzureden und zu ermahnen. Uns scheint die Anrede mit dem apologetischen Zwecke des Buches zusammenzuhängen. Offenbar sind die heidnischen Könige überhaupt gemeint, welche fern von der Hebr. δικαιοσύνη über die Juden, die δίκαιοι, herrschten, diese irgendwie bedrückten oder bedrängten. Auch während der glorreichen Maccabäischen Periode ertrugen die auswärtigen Juden, selbst in Aegypten, nur sehr ungern die Herrschaft heidnischer Fürsten. Auch die mildeste Herrschaft der Heiden dünkte ihnen in ihrem frommen Nationalstolz ein Druck zu seyn und eine Ungerechtigkeit. Daß das thörichte Heidenthum herrschte und das fromme Judenthum, höchstens geduldet wurde, schien ihnen unerträglich. Die Messianischen Weissagungen schienen das Gegentheil zu verheißen; die Jüdische δικαιοσύνη und σοφία sollte dereinst den Erdboden beherrschen, und alle Heiden sich zum Herrn bekehren. So entstanden sehr natürlich wie es scheint solche apologetische und polemische Expectorationen, wie unser Buch enthält. Die heidnischen Könige werden darin angeredet als die Führer der Völker und als die Gewalthaber über das Volk Gottes. — Hr. Dr. Bauermeister behauptet dagegen, Kap. 2, 12 weise bestimmt darauf hin, daß wenigstens Kap. 2 neologische ethnisierende Juden gemeint seyen, welche

entweder dem Sadducäismus oder dem Epicureismus ergeben, das orthodoxe Judenthum verspotteten. — Allein die Sadducäische Denkweise kann auf keine Weise gemeint seyn, selbst, wenn sie in Aegypten unter den Juden verbreitet gewesen wäre, was wir nicht glauben; die Sadducäer waren ja Rigoristen, und ihr theoretischer Widerspruch bezog sich nicht auf die Unsterblichkeit überhaupt, sondern auf die den Pharisäern und dem Volksglauben eigene Lehre von der Auferstehung des Leibes. Offenbar wird die frivole heidnische Denkweise überhaupt geschildert, ähnlich wie in den Paul. Briefen die Heiden bezeichnet werden, als die welche Gott nicht kennen und keine Hoffnung haben. Mochte es nun unter den Aegypt. Juden einzelne geben, welche sich dem Heidenthum in dieser frivolen Gestalt ergeben hatten; in diesem Falle aber waren sie keine Jüdische Neologen, sondern wirkliche Heiden geworden, Abtrünnige. Wie aber ist es denkbar und wo findet sich davon auch nur eine leise historische Spur, daß ein solcher Abfall vom Judenthum in Masse Statt gefunden? Die Schilderung bezieht sich augenscheinlich auf eine ganze Masse antijüdisch Denkender. Kap. 2, 12 aber läßt sich recht gut auch daraus erklären, daß die Juden jener Zeit den Heiden anmutheten, sich dem allein wahren, göttlichen Gesetze Mosis zu unterwerfen.

Die schwierige Stelle 2, 24 faßt der Vf. so, daß er jede Beziehung derselben auf den Adamitischen Sündenfall ausschließt. Unter θάνατος sey hier nicht der leibliche Tod zu verstehen, dem wir, nach der späteren jüdischen Theologie, als Söhne Adams und Erben seines Fluches Alle unterworfen seyn sollen. Der wahre Sinn der Stelle sey: diabolus felicitati hominum, utpote ad immortalitatem creatorum, si quidem virtuti adhaerere pergerent, invidebat, atque idcirco

permovit homines, ut peccata committerent, quo ita morerentur, ut penitus perirent. Also die gänzliche Vernichtung des persönlichen Lebens der Bösen sey es, welche nach des Schriftstellers Meinung der Teufel in die Welt gebracht habe. Allerdings stellt der Schriftsteller dem seligen Leben der Frommen nach dem irdischen Tode den θάνατος der Bösen so gegenüber, daß dieser mehr ist, als das leibliche Sterben, welches ja auch nach 4, 7 die Frommen trifft. Aber, wie Hr. Dr. Bauermeister selbst zugibt, dieser θάνατος schließt den leiblichen Tod doch in sich, — und zwar so, daß er als wahre Vernichtung eine Folge der Sünde ist, wozu der Teufel die Menschheit angereitzet hat aus Neid. Darin aber liegt doch offenbar eine Anspielung auf die Erzählung vom Sündenfall in der Genesis, freylich in der Art, wie die spätere jüdische Theologie diese Erzählung auffaßte. Kap. 1, 10 und 10, 1 scheinen gegen diese Behauptung nichts zu beweisen. Denn die erste Stelle drückt den im Sündenfall geknüpften allgemeinen Zusammenhang zwischen Sünde und Tod so aus, wie er in seiner historischen Entwickelung erscheint. Die zweyte Stelle aber setzt den Fall Adams ausdrücklich voraus, denn worauf soll sich das παράπτωμα ἴδιον Adams anders beziehen? Der Sinn dieser Stelle ist offenbar, daß die Weisheit für Adam nach dem Falle das errettende erlösende Princip gewesen. Vgl. 10, 3. 4 ff. Ueberhaupt wird im Folgenden die Weisheit als das errettende und erlösende Princip in der Welt dargestellt. Diese Auslegung billigt Hr. Dr. Bauermeister selbst. Es ist dabey nicht zu übersehen und wäre zu bemerken gewesen, daß die jüdischen Pseudepigraphen bey Fabricius ausdrücklich von einer Reue Adams nach dem Falle sprechen. Allerdings enthält diese Stelle (10, 1) nichts von dem sogenannten peccatum originale.

Dieß ist überhaupt mehr ein eigenthümlich christlicher Begriff, als ein jüdischer. Daß aber der Satz 2, 24 φθόνῳ διαβόλου θάνατος εἰςῆλθεν εἰς τὸν κόσμον in seiner bestimmten Beziehung auf die Erzählung vom Sündenfall in der Genesis dem Paul. Dogma Röm. 5, 12 ff. analog ist, dürfte wohl nicht bezweifelt werden können. Der Zusammenhang, worin jener Satz in unserem Buche vorkommt, ist höchst interessant, und eine tiefere Untersuchung über die Gestalt der Lehre von der Sünde und der Strafe des Todes in unserm Buche wäre ein sehr dankenswerther Beytrag für die jüdisch-christliche Dogmengeschichte gewesen, welche, gerade was die Lehre vom Bösen betrifft, noch sehr der historischen Aufklärung und Entwickelung bedarf. Und unser Buch scheint in der That dafür und für die jüdische Soteriologie jener Zeit nicht unbedeutende Data zu enthalten.

L.

London.

For A. Constable, 1825: Narrative of a journey across the cordillera of the Andes, and of a residence in Lima and other parts of Peru, in the years 1823 and 1824. By Robert Proctor, Esq. 374 S. in 8.

Die Berichte von Reisenden aus Südamerica und besonders aus Buenos Ayres, Chile und Peru haben sich während der letzten Jahre so gehäuft, daß man nicht mehr von jeder neuen Reisebeschreibung aus jenen Ländern ganz neue Aufschlüsse erwarten kann, sondern, daß schon die Bestätigung, Berichtigung, weitere Ausführung früherer Aussagen nicht unverdienstlich erscheint; wir mögen es daher auch Hn. Proctor nicht vorwerfen, daß er auf dem bekanten Wege von Buenos

Ayres durch die Pampas, über die Anden nach Santiago, und während seines Aufenthaltes in Lima und einigen Excursionen, z. B. nach Truxillo und Pasco, über die Sitten, den Zustand, Character der Bewohner, das Aussehen des Landes rc. wenig bemerkt was nicht schon seine Vorgänger bemerkt und mitgetheilt hätten, denn deßungeachtet ist er ein aufmerksamer, unbefangener Beobachter und auch von dieser Seite betrachtet wird es Niemanden reuen sein Buch zu lesen. Daß manche Umstände, Unbequemlichkeiten und Unfälle der Reise ihm nicht so ausnehmend behagen wie unserem alten Freunde gallopierenden Andenkens, dem Capitän Head, ist sehr zu entschuldigen, wenn man bedenkt daß er mit Weib und Kindern reist. Doch verhindert ihn dieß keinesweges ganz den Augenblick zu nehmen wie er kömmt, sich an den wechselnden Scenen des häuslichen Lebens zu erfreuen, wenn auch die Englische Prüderie hier und da durchdringt; ja man möchte wetten, daß manche Bemerkungen dem Tagebuch einer Dame entlehnt sind. Dankenswerth sind einige, wenn auch sparsame und mangelhafte Bruchstücke von Volksgesängen, die unser Reisender mittheilt und es ist in der That zu bedauern und zu verwundern, daß fast alle Reisende, die doch darauf Anspruch machen Sitten und Character eines Volkes zu schildern, diese so wichtige Seite des Gegenstandes so gänzlich vernachlässigen. Wer möchte z. B. leugnen, daß folgende Stelle characteristisch ist: 'Wir mußten uns entschließen in einem elenden Rancho in der Nähe des Schlachtfeldes von Chacabuco (wo San Martin einen Sieg über die Spanier erfocht) zu übernachten. Es war bloß ein Raum da, worin die Familie des Besitzers ihre Geschäfte trieb, und wir vertrieben uns die Zeit indem wir ihnen zusahen. Drey erwachsene Dirnen waren beschäf-

tigt mit großer Anstrengung einen groben Teig zu kneten; diese beschwerliche Arbeit hinderte sie jedoch nicht mit heller Stimme das berühmte Chilesische Nationallied zu singen, von dem ich bedaure nur die erste Strophe behalten zu haben:

Ciudadanos, el amor sagrado
De la patria os convoca a la lid.
Libertad es el eco de alarma,
La Divisa triunfar ó morir.
El cadalzo o la antigua cadena
Os presenta el sobervio Espannol;
Arrancad el punnal al tirano
Quebrantad su orgullo feroz.

Coro.

Dulce patria! recibe los votos
Con que Chile en tus aras juró:
Que ó la tumba serás de los libres,
O el asilo de la libertad.

Der Chor, den alle Anwesenden mitsangen, war besonders wohlklingend.' Dieser Gegensatz zwischen der gemeinen Beschäftigung der untersten Stände, und solchen Gefühlen in einer solchen Sprache ausgedrückt kann nicht anders als auffallen. Hier müssen wir bemerken, daß es Herrn Proctor wie manchem seiner Vorgänger ergeht; d. h. während er häufig im Allgemeinen über jene Völker klagt, über die verderblichen Wirkungen der Priesterherrschaft, des ehemaligen Despotismus, der gegenwärtigen Anarchie, so findet er doch im Einzelnen selten Gelegenheit zur Klage, und das Resultat seiner persönlichen Berührungen mit diesen Menschen muß für ihn und den Leser ein im Ganzen günstiges Urtheil über dieselben seyn, besonders was die Bewohner des Binnenlandes betrifft, wogegen freylich Lima und die Seestädte sehr im Schatten stehen. Ein Zug des Volkes in Lima, möchte jedoch leicht das Herz der Eltern

zu einiger Nachsicht stimmen: 'Anfangs nahmen wir bey unsern Wanderungen durch die Stadt unsern kleinen Knaben mit, würden jedoch so oft durch die gutherzigen Leute aufgehalten, die mit ihm in ihre Häuser zu rennen pflegten, indem sie riefen: que precioso! que bonito! etc., daß wir oft Mühe hatten ihn wieder los zu machen, so, daß wir uns endlich genöthigt sahen ihn zu Hause zu lassen, obgleich ihm diese Bewunderung außerordentlich behagte.'

So empfehlenswerth aber auch diese Reisebeschreibung von der bis jetzt besprochenen Seite ist, so liegt doch ihr Hauptinteresse und was ihr eigenthümlich ist darin, daß Hr. Proctor's Aufenthalt in Peru gerade in eine für die neueste Geschichte jenes Landes wichtige Epoche fällt, über die es bis jetzt noch sehr an zuverlässigen Nachrichten fehlte; diese zu erhalten war Hn. Proctor's Stellung besonders geeignet, da er als Agent der bey der Londoner Anleihe betheiligten Häuser, Gelegenheit hatte die meisten der Männer welche damals eine Rolle spielten, persönlich kennen zu lernen, wie z. B. Bolivar, Riva Aguero, Torre Tagle, Canterac, Santa Cruz, Miller, Sucre, Rodil rc. — Wir schließen mit einer kurzen Uebersicht dieses Beytrages zur Zeitgeschichte, den wir Hn. Proctor verdanken. Nachdem San Martin Peru verlassen und die Regierung einem Congresse übergeben hatte, ernannte dieser eine Regierungsjunta aus dem General La Mar, dem Grafen von Vista Florida und Don Felipe Alvarado bestehend und es wurde eine Expedition von 4000 Mann unter General Alvarado nach Intermedios (Arequipa) gesandt. Allein die Beschränkung des Wirkungskreises dieser ausübenden Junta und Uneinigkeiten im Congreß, Umtriebe der altspanischen Partey (der Gothen) hatten das gänzliche Mißlingen dieser Unternehmung zur Folge.

Dieß führte zu einer Reaction zu Gunsten Riva-Aguero's. Eine Abtheilung des Heeres unter Santa Cruz rückte gegen Lima vor und erzwang vom Congreß die Ernennung Riva Aguero's zum Präsidenten und zum Oberbefehlshaber des Heeres. Dieser, um sich sogleich dadurch zu befestigen, daß er die Fehler seiner Vorgänger wieder gut machte, rüstete, von dem Abschluß der Anleihe in London begünstigt, eine neue Expedition von 3500 Mann aus, die den Tag nach Hn. Proctor's Ankunft in Lima nach Intermedios absegelte. Zugleich aber hatten die Spanier seit der Niederlage Alvarados solche Fortschritte gemacht, daß Riva Aguero, wahrscheinlich gegen seinen Willen, sich genöthigt sah, dringende Einladungen an Bolivar ergehen zu lassen, der auch einige Truppen unter Sucre nach Lima voraussandte. Von Riva Aguero heißt es: 'unter der Spanischen Herrschaft war er Advocat und zeichnete sich durch einen unruhigen, widerspenstigen Geist aus, weshalb er einigemale sich Gefängnißstrafe zuzog, wodurch gleich beym Ausbruch der Revolution seine Stellung bestimmt wurde. Er ist thätig und sehr geübt mit der Feder. Unter San Martin zeichnete er sich als Präsident des Districts von Lima günstig aus, obgleich seinen Umtrieben einige Unruhen jener Zeit zugeschrieben werden. Er ist ein guter Civilgouverneur aber ganz unerfahren in militärischen Angelegenheiten: trotz seines gemeinen Aeußern besitzt er großen Einfluß auf seine Landsleute, besonders die unteren Classen. In der Verwaltung der öffentlichen Gelder war er redlich und genau, und vermied alle ungesetzlichen Mittel um Geld zu erheben. Die Truppen waren regelmäßig bezahlt und die Disciplin strenger als früher.' Dennoch bildete sich im Congreß bald eine Opposition gegen den Präsidenten, die heimlich oder öffentlich seinen Schritten Hinder-

nisse bereitete, und theils von der spanischen Parten, theils von seinen persönlichen Feinden, theils von wirklich aufrichtigen Patrioten herrührte, die seine Unfähigkeit fürchteten. In dieser Lage der Dinge drangen die Royalisten von Jauja her unter Canterac gegen Lima vor, was sie ohne Widerstand besetzten, während die Columbischen Truppen sich theils nach Norden zogen, theils in Callao einschlossen und der Präsident sich mit dem Congreß oder doch seinen persönlichen Anhängern und den Patrioten nach Callao und später nach Truxillo flüchtete. Die letzteren jedoch fingen damals schon an den Sturz Riva Aguero's vorzubereiten, den sie als dem Drang der Umstände nicht gewachsen ansahen, und gewannen den General Sucre für ihre Pläne, der durch bittere Klagen über den Zustand der Truppen und Festungen es dahin brachte, daß ihm, bis zur immer dringender verlangten Ankunft Bolivar's der militärische Oberbefehl übertragen wurde. Die gänzliche Niederlage des General Santa Cruz bey Zepita, nachdem er vergeblich die Vereinigung von Valdez und Olanneta zu verhindern gesucht hatte, die Vernichtung dieser von Riva Aguero mit so großen Kosten und Hoffnungen veranstalteten Expedition versetzte die Sache der Unabhängigkeit von Peru in die verzweifeltste Lage, obgleich die Royalisten im Rücken bedroht Lima wieder verlassen hatten, und zerstörte vollends das Ansehen des Präsidenten, so daß Bolivar die einzige Hoffnung der Patrioten blieb. Riva Aguero hatte jedoch durch falsche Siegesnachrichten von Santa Cruz sich verleiten lassen den Congreß von Truxillo mit Gewalt aufzulösen, indem er einige Glieder des Einverständnisses mit den Royalisten anklagte. An seine Stelle setzte er nun einen aus seinen Anhängern bestehenden Senat, während seine Gegner in Lima einen Congreß bildeten, ihn als Verräther absetzten und den Marquis von Torre Tagle zum Präsidenten ernannten. Diese Wahl wurde besonders dem Einfluß der Gothen zugeschrieben, da Torre Tagle's Anhänglichkeit an die Sache der Freyheit verdächtig war, so wie auch sein Character und seine Fähigkeiten wenig Vertrauen verdienten. Bolivar's Ankunft in Lima veränderte bald den Stand der Dinge. Der Marquis von Torre Tagle zog sich freywillig zurück. Riva Aguero aber auf Santa Cruz und die Flotte unter Admiral Guise bauend verwarf alle Vergleichvorschläge der Columbischen Faction, wie er sie nannte und des Befreyers, der ihm, trotz der Gegenvorstellungen des Congresses die Präsidentenstelle und fast alle seine Forderungen zusagte. Nun entschloß sich Bolivar endlich Gewalt zu gebrauchen, da die Fortdauer dieses

Streites den Untergang der Republik herbeyzuführen drohte. Der wirkliche Ausbruch des Kampfes wurde durch den Verrath einiger von Riva Aguero's Officieren verhindert, die ihn verhafteten und Bolivar rückte ohne Widerstand in Truxillo ein. Der Congreß wollte Riva Aguero und einem seiner Anhänger, Herrera, hinrichten lassen, allein Bolivar sandte beide nach Guayaquil, wo sie sich nach England einschifften. — Das Betragen Riva Aguero's hat den Sieg der Unabhängigkeit von Peru um zwey Jahre verspätet, indem sein Widerstand gegen den Congreß und gegen Bolivar, und die daraus entstehende Uneinigkeit zwischen den Feldherren, die an der Spitze der verschiedenen Heeresabtheilungen standen, den unglücklichen Ausgang dieses Feldzuges herbeyführten, in welchem die Republicaner größere Streitkräfte hatten als je zuvor und den Royalisten weit überlegen waren. Der Beweggrund dieses Mannes scheint hauptsächlich Ehrgeiz gewesen zu seyn, der von Bolivar's überwiegendem Genie verdrängt zu werden fürchtete. Wirkliches Mißtrauen gegen den Columbischen Einfluß mag auch Theil daran gehabt haben. Von eigentlichem Verrath und Einverständniß mit den Royalisten spricht ihn der Verf. frey, obgleich er zugibt, daß er in Verhandlungen mit Laserna gestanden habe, deren Zweck vorgeblich die Sicherung der Unabhängiget von Peru gewesen, jedoch unter Bedingungen, die entweder seinen Fähigkeiten oder seiner Aufrichtigkeit den Stab brechen, daß die Unabhängigkeit von Peru anerkannt, die republicanischen Truppen aber entwaffnet und die royalistischen zur Handhabung der Ordnung verwandt werden sollten. Bolivar bereitete sich nun zur Fortsetzung des Krieges gegen die Royalisten und zog alle seine Streitkräfte in dem Gebirge zwischen Caxamarca und Guanuco zusammen. — Indessen hatte der Congreß den Marquis v. Torre Tagle von neuem zum Präsidenten ernannt, und statt sich mit Abschaffung der wirklichen Beschwerden und Unordnungen zu beschäftigen, verlohr er die Zeit mit der Proclamation einer neuen Constitution und mancher Gesetze die nie ins Leben traten. Die Empörung des Negerregiments von Buenos Ayres, was die Besatzung von Callao ausmachte, und diese wichtige Festung im Februar 1824 den Royalisten übergab, die zunehmende Gefahr eines neuen Angriffes von Seiten dieser letzteren auf Lima, machte endlich diesem unnützen Treiben ein Ende. Der Congreß gab Torre Tagle seine Entlassung und ernannte Bolivar zum Dictator. Die Royalisten jedoch besetzten Lima zum zweyten Male und der Congreß löste sich auf.

Einige der Mitglieder und besonders Lorre Tagle rechtfertigten durch die Art wie sie die Royalisten empfingen den Verdacht der Treulosigkeit, den sie schon lange auf sich gezogen hatten. Torre Tagle erließ sogar eine Proclamation gegen Bolivar, worin er ihn den Zerstörer und Feind des Vaterlandes, und die Spanier Befreyer nannte. Unter diesen Umständen fand der Verf. seinen längeren Aufenthalt in Lima unnütz und schiffte sich in Callao ein, nicht ohne Schwierigkeiten die ihm der General Rodil in den Weg legte, der durch seine tapfere Vertheidigung dieser Festung nach der Niederlage der Royalisten bey Ayacucho bekannt ist. Durch diesen Streit, worin Rodil uns in der That nicht ganz Unrecht zu haben scheint, hat das Urtheil des Herrn Proctor über diesen Mann ohne Zweifel etwas von seiner sonstigen Unbefangenheit verloren.

Nähere Umstände der hier kurz berichteten Begebenheiten, so wie manche interessante Nachrichten über den Character, das Leben der handelnden Personen, wird der Geschichtsforscher in dem vorliegenden Werke finden, von dem uns der Raum nicht erlaubt weitere Auszüge mitzutheilen. Zum Schlusse folge jedoch hier die Characteristik des General Valdez, die sehr von andern über diesen Mann verbreiteten Nachrichten abweicht. 'Seine Lebensart war die eines Spartaners, seine einzige Freude war der Krieg, doch war er keinesweges von grausamem Character, wie die Anhänglichkeit beweist welche die friedlichen Bewohner immer zu ihm trugen. Als er Arequipa wieder besetzte, proclamierte er eine allgemeine Amnestie obgleich die Stadt sich sehr laut für die Republicaner erklärt hatte. — Sein Character hat Aehnlichkeit mit dem der ersten Conquistadoren, ohne ihre Fehler. Tapfer, beharrlich, geduldig unter den größten Entbehrungen, kennt er kaum den Werth des Geldes, und sein Diener ist oft genöthigt einige Dollars zu borgen, um den Unterhalt des Generals zu bestreiten. Er genießt selten die Wohlthat eines Bettes; sein Reitermantel ist sein gewöhnliches Lager, und er hat sich sogar gewöhnt zu Pferde zu schlafen. Er war der hartnäckigste Feind der Unabhängigkeit von Südamerika, und war auch durch das Beyspiel Laserna's und anderer Royalisten nie zu bewegen, mit den Republicanern in Unterhandlungen zu treten.'

B. A. H.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

120. Stück.

Den 25. Julius 1829.

London.

For John Murray, 1828: History of the war in the Peninsula and in the South of France, from the year 1807 to the year 1814. By W. F. P. Napier, C. B. Lieut. Colonel h. p. forty-third Regt. Vol. I. 600 Seiten. Appendix XCVI Seiten.

A Paris. Chez Treuttel et Würtz, 1828: Histoire de la guerre dans la Peninsule, depuis l'année 1807, jusqu'à l'année 1814; publiée à Londres par W. F. P. Napier Lieut. Col. Traduction revue, corrigée et enrichie de notes, par le Lieut. Général Comte Mathieu Dumas, auteur des précis des évenemens militaires. Tome I. 495, Tome II, 374 Seiten.

Unter den vielen Geschichten die bereits in England über den Krieg in der Halbinsel erschienen sind, zeichnet sich die des Englischen Oberst-Lieutenants Napier durch eine deutliche Darstellung der kriegerischen Ereignisse und kri-

tische Bemerkungen über selbige aus. Besonders verdient bemerkt zu werden, daß der Verf. viele Englische auch Französische handschriftliche Quellen, unter diesen vorzüglich Mittheilungen des Marschalls Soult, benutzt hat; Napoleons militärische Pläne finden an ihm einen eifrigen Bewunderer. Ein geschätzter Französischer militärischer Schriftsteller, der General-Lieut. Dumas, hat gleichzeitig mit der Erscheinung des Originals eine Französische Uebersetzung, versehen mit Noten, herausgegeben.

Ein militärischer Geschichtschreiber kann aus einem dreyfachen Gesichtspuncte beurtheilt werden: aus dem des Referenten, des Lehrers in der Kriegskunst und des Kritikers. Den Verdiensten des Verfs., insofern es auf eine klare Darstellung und sorgfältige Aufsuchung von Quellen ankommt, haben wir bereits Gerechtigkeit widerfahren lassen. Die einem jeden Kapitel angehängten Bemerkungen über die von ihm erzählten Ereignisse verrathen Scharfsinn und Kenntnisse. Jedoch bedarf es für aufmerksame Leser wohl kaum der Bemerkung, daß indem der Vf. allgemeine Grundsätze für die Kriegführung aufstellt, er oft mit sich selbst in Widerspruch geräth. Wenn er z. B. (nach unserer Ansicht richtig) das Gelingen des Aufstandes in der Halbinsel als nothwendige Folge moralischer Ursachen darstellt, so scheint damit nicht im Einklange zu stehen, wenn er an einem andern Orte behauptet: das Schicksal des Krieges würde eine ganz verschiedene Wendung genommen haben, wenn König Joseph nach der Schlacht von Salamanca die ihm von Soult gemachten Vorschläge befolgt hätte. Weise, wie Soult's Rathschläge gewesen seyn mögen, so konnten sie (nach der obigen Behauptung des Verfs.) vielleicht auf den Feldzug,

aber nicht auf den Ausgang des grossen Kampfes entscheidenden Einfluß haben. — Während der Verf. den Angriff en colonne verwirft, will er: Dupont hätte bey Baylen seine Truppen in eine Angriffs-Colonne formieren sollen. Wenn er bey dieser nämlichen Gelegenheit Dupont tadelt, daß er sich zu ängstlich an die Regeln der Kriegskunst haltend, eine erste und zweyte Linie in seiner Schlachtordnung, und außerdem noch eine Reserve zur Beobachtung des Tredras-Flusses aufgestellt habe, sagt er an einem andern Orte von dem Spanischen General Caldagues, der durch eine gewagte Unternehmung Gerona entsetzte: dieser habe statt zu siegen, gänzlich aufgerieben zu werden verdient, weil er die Regeln der Kriegskunst aus den Augen gesetzt habe. Diese wenigen Beyspiele, die wir gleich aus den ersten Kapiteln entlehnen, zeigen, wie mißlich es sey, Regeln die auf alle Fälle passen sollen, für die Kriegskunst aufstellen und sie als Stützpuncte der Kritik annehmen zu wollen. Wenn diese Bemerkung schon bey gewöhnlichen Kriegen Gewicht hat, so verdient sie besonders bey einem Revolutionskriege, wie der in der Halbinsel war, berücksichtigt zu werden. Da, wo der Verf. als eigentlicher Kritiker auftritt, überschreitet er nicht selten die Grenzen der Kritik. Selbst sein Uebersetzer, Graf Dumas, findet seine Kritik zu strenge.

Der Geschichtschreiber, der über das Verhalten der handelnden Personen Lob oder Tadel aussprechen will, muß nothwendig den Gesichtspunct, den diese bey ihren Handlungen vor Augen hatten, zum Maßstabe seiner Beurtheilung nehmen; die Acten müssen geschlossen seyn, ehe der Richter sein Urtheil sprechen darf. Gegen beide Bedingungen hat der Vf. nicht selten angestoßen:

Der dieser Anzeige bestimmte Raum verstattet uns nicht, die Darstellung des Verfs. Schritt vor Schritt zu verfolgen. Wir beschränken uns nur auf einige Bemerkungen über seine bittere Kritik des Verfahrens der Englischen Minister und ihrer Agenten, da diese seiner Geschichte vorzüglich Celebrität gegeben zu haben scheint. Er klagt das Ministerium an, den Operationsplan zu dem Feldzuge von 1808 (der erste Theil schließt sich mit dieser Campagne) schlecht entworfen und noch schlechter ausgeführt zu haben.

Wie sehr die Verfassung Englands der Führung eines Krieges auf dem Europäischen Continente Fesseln anlege, lehrt die Englische Geschichte. Es bedarf immer eine geraume Zeit ehe eine bedeutende Armee auf die Beine gebracht werden kann. Die Verantwortlichkeit, der die Minister ausgesetzt sind, gibt den Entwurf zu dem Operationsplan in die Hände der Minister, die der Regel nach nicht Krieger vom Handwerk sind. Die Departements-Einrichtung im Ministerio selbst, deren Grenzen nicht genugsam bezeichnet sind, wirkt nachtheilig auf die so nothwendige Einheit bey den Ausrüstungen und sogar Entwürfen zu den Kriegsunternehmungen, vorzüglich dann, wenn unter den Ministern Uneinigkeit herrscht, oder kein Mann von überwiegenden Talenten, gleich einem Chatham oder Pitt, an der Spitze steht. Diese in der Verfassung liegende Mängel entkräften an sich schon die Kritik, und lassen keine unbedingte Vergleichung des Verfahrens der Englischen Minister mit dem von Napoleon zu. Wenn diese bemerkten Nachtheile schon bey gewöhnlichen Kriegen sich auf eine auffallende Art bey dem Gebrauche der Landmacht äußern, um so fühlbarer mußten sie bey solchen außergewöhnlichen Ereignissen,

wie der Aufstand in der Halbinsel war, hervorgehen. Niemand vermochte vorauszusehen, welches Schicksal der Aufstand in der Spanischen Halbinsel haben werde. Hiezu kommt daß das Englische Gouvernement zu allen Zeiten, verleitet durch die insularische Lage des Reichs und die Ueberlegenheit der Seemacht, den sogenannten Expeditionskrieg, d. h. mit Corps auf einzelnen Puncten der feindlichen Küsten zu landen, und sich nach erreichtem Zweck zu einer andern Unternehmung wieder einzuschiffen (im letzten nordamericanischen Kriege sahen wir davon ein Beyspiel) einem regelmäßigen Landkriege vorzog. Beym Ausbruche des Aufstandes in Spanien glaubte das Ministerium um so weniger zu den Kosten der Unterhaltung einer starken Landarmee schreiten zu dürfen (obwohl dieses gleich anfangs die Ansicht des Herzogs von York war, der aber als Commander in Chief keine Stimme im Cabinette hatte), als die im Aufstande begriffenen Provinzen nur um Hülfsleistung an Geld, Waffen, Kleidung und Munition, nicht um Truppen nachsuchten. Es beschloß daher diese Erfordernisse zu leisten, auch Expeditionen zur Unterstützung von Truppen, auf den Puncten wo es nöthig seyn möchte, bey der Hand zu haben. Der bey Gibraltar mit 5000 Mann auf Schiffen befindliche General Spencer (vorher zu einer Unternehmung auf Ceuta bestimmt) bot seine Dienste den Andalusiern an, ward aber in Cadix nicht aufgenommen. Es ereigneten sich zwey Vorfälle, die ganz geeignet waren, die Begriffe über die Natur des Spanischen Aufstandes zu verwirren. Der Französische General Moncey mußte sich aus Catalonien zurückziehen; ein Französisches Heer unter Dupont sich in Andalusien ergeben. Jetzt glaubten die Spanier sich unüberwindlich; Eng-

land, ganz Europa erblickte eine Wiederholung des ersten Feldzugs der Allierten gegen die Französische Revolution. Die moralische Wirkung der Niederlage Duponts, die der Verf. sehr schön entwickelt, hatte lange Zeit höchst nachtheilige Folgen für die Sache der Spanier, wenn sie gleich als das Fundament ihres nachmaligen Gelingens betrachtet werden muß.

Anders ward das Verhältniß als auch in Portugal der Aufstand ausbrach. Die seit langer Zeit zwischen diesem Lande und England bestehenden Verhältnisse sind zu bekannt, um hier eine Erörterung zu erfordern. Der Aufstand in Portugal war durch die dort alles vermögende Geistlichkeit, an deren Spitze der Bischof von Oporto stand, längst im Geheim vorbereitet worden. Als dieser Aufstand auf vielen Puncten in Portugal, unterstützt von den Spaniern, ausgebrochen war, wandte sich der Bischof von Oporto um Hülfe nach England und ersuchte zugleich ihm einen General zu seiner Assistenz zu schicken. Das Englische Cabinet beorderte sogleich den Sir Arthur Wellesley (Wellington) mit seinem vorher nach Südamerica bestimmten Corps nach Portugal abzugehen. Sir Arthur begab sich zuerst nach Corunna und darauf nach Oporto, von woaus er, nachdem er mit dem Bischof die erforderlichen Verabredungen getroffen hatte, auf der portugiesischen Küste landete. Der General Decken ward nach Oporto mit dem Befehl geschickt, den Bischof daselbst bey Führung der Angelegenheiten der von ihm etablierten Regierung zu assistieren. Aus der bekannten, auch in Napiers Geschichte abgedruckten Instruction des Sir Arthur Wellesley aus dem Kriegsdepartement ergibt sich, daß Lord Castlereagh dem Sir Arthur den Oberbefehl über alle nach Portugal zu sen-

benden Truppen bestimmte. Als das Englische Cabinet nicht lange nachher, in der Idee Sir A. Wellesley sey noch zu sehr in der Anciennität zurück, um die bedeutende Anzahl von Truppen, die noch und nach nach Portugal bestimmt wurde, zu commandieren, dem damaligen Gouverneur von Gibraltar Sir Hew Dalrymple den Oberbefehl übertrug, beging, nach unserer Ansicht, Lord Castlereagh ein Versehen, diesem die Weisung zu geben, sich in schwierigen Fällen Sir A. Wellesley's Rath zu bedienen. Wenn es an sich schon als ein Mißgriff betrachtet werden muß, den Sir Hew Dalrymple (der noch kein Commando von Bedeutung im Felde geführt hatte) von einem Posten, dem er mit Ehren vorstand, und in welchem er sich auch für den Aufstand der Spanier thätig bezeigt hatte, zu entfernen, und mit dem höchst schwierigen Auftrage des Oberbefehls der Armee in Portugal zu belasten, so machte Lord Castlereagh durch jene Weisung das Uebel noch ärger. Der Verf. sagt hierüber folgendes: 'When Sir Hew Dalrymple was appointed to the command, Sir Arthur Wellesley was privately recommended to him by the minister as a person who should be employed with more than usual confidence; and this unequivocal hint was backed up with too much force by the previous reputation and recent exploits of the latter. — Sir Hew would have forfeited all claims to independence in his command, if he had not exercised the right of judging for himself. — Dieß Verhältniß scheint uns vieles, was über die Convention von Cintra und die darauf folgenden Schritte des Sir Hew bemerkt worden ist, zu erklären. Ueber die Verhältnisse des Sir Hew Dalrymple zu den Portugiesischen Autoritäten,

nisse bereitete, und theils von der spanischen Parthey, theils von seinen persönlichen Feinden, theils von wirklich aufrichtigen Patrioten herrührte, die seine Unfähigkeit fürchteten. In dieser Lage der Dinge drangen die Royalisten von Jauja her unter Canterac gegen Lima vor, was sie ohne Widerstand besetzten, während die Columbischen Truppen sich theils nach Norden zogen, theils in Callao eingeschlossen und der Präsident sich mit dem Congreß oder doch seinen persönlichen Anhängern und den Patrioten nach Callao und später nach Truxillo flüchtete. Die letzteren jedoch fingen damals schon an den Sturz Riva Aguero's vorzubereiten, den sie als dem Drang der Umstände nicht gewachsen ansahen, und gewannen den General Sucre für ihre Pläne, der durch bittere Klagen über den Zustand der Truppen und Festungen es dahin brachte, daß ihm, bis zur immer dringender verlangten Ankunft Bolivar's der militärische Oberbefehl übertragen wurde. Die gänzliche Niederlage des General Santa Cruz bey Zepita, nachdem er vergeblich die Vereinigung von Valdez und Olanneta zu verhindern gesucht hatte, die Vernichtung dieser von Riva Aguero mit so großen Kosten und Hoffnungen veranstalteten Expedition versetzte die Sache der Unabhängigkeit von Peru in die verzweifeltste Lage; obgleich die Royalisten im Rücken bedroht Lima wieder verlassen hatten, und zerstörte vollends das Ansehen des Präsidenten, so daß Bolivar die einzige Hoffnung der Patrioten blieb. Riva Aguero hatte jedoch durch falsche Siegesnachrichten von Santa Cruz sich verleiten lassen den Congreß von Truxillo mit Gewalt aufzulösen, indem er einige Glieder des Einverständnisses mit den Royalisten anklagte. An seine Stelle setzte er nun einen aus seinen Anhängern bestehenden Senat, während seine Gegner in Lima einen Congreß bildeten, ihn als Verräther absetzten und den Marquis von Torre Tagle zum Präsidenten ernannten. Diese Wahl wurde besonders dem Einfluß der Gothen zugeschrieben, da Torre Tagle's Anhänglichkeit an die Sache der Freyheit verdächtig war, so wie auch sein Character und seine Fähigkeiten wenig Vertrauen verdienten. Bolivar's Ankunft in Lima veränderte bald den Stand der Dinge. Der Marquis von Torre Tagle zog sich freywillig zurück. Riva Aguero aber auf Santa Cruz und die Flotte unter Admiral Guise bauend verwarf alle Vergleichvorschläge der Columbischien Faction, wie er sie nannte und des Befreyers, der ihm, trotz der Gegenvorstellungen des Congresses die Präsidentenstelle und fast alle seine Forderungen zusagte. Nun entschloß sich Bolivar endlich Gewalt zu gebrauchen, da die Fortdauer dieses

Streites den Untergang der Republik herbeyzuführen drohte. Der wirkliche Ausbruch des Kampfes wurde durch den Verrath einiger von Riva Aguero's Officieren verhindert, die ihn verhafteten und Bolivar rückte ohne Widerstand in Truxillo ein. Der Congreß wollte Riva Aguero und einem seiner Anhänger, Herrera, hinrichten lassen, allein Bolivar sandte beide nach Guayaquil, wo sie sich nach England einschifften. — Das Betragen Riva Aguero's hat den Sieg der Unabhängigkeit von Peru um zwey Jahre verspätet, indem sein Widerstand gegen den Congreß und gegen Bolivar, und die daraus entstehende Uneinigkeit zwischen den Feldherren, die an der Spitze der verschiedenen Heeresabtheilungen standen, den unglücklichen Ausgang dieses Feldzuges herbeyführten, in welchem die Republicaner größere Streitkräfte hatten als je zuvor und den Royalisten weit überlegen waren. Der Beweggrund dieses Mannes scheint hauptsächlich Ehrgeiz gewesen zu seyn, der von Bolivar's überwiegendem Genie verdrängt zu werden fürchtete. Wirkliches Mißtrauen gegen den Columbischen Einfluß mag auch Theil daran gehabt haben. Von eigentlichem Verrath und Einverständniß mit den Royalisten spricht ihn der Verf. frey, obgleich er zugibt, daß er in Verhandlungen mit Laserna gestanden habe, deren Zweck vorgeblich die Sicherung der Unabhängiket von Peru gewesen, jedoch unter Bedingungen, die entweder seinen Fähigkeiten oder seiner Aufrichtigkeit den Stab brechen, daß die Unabhängigkeit von Peru anerkannt, die republicanischen Truppen aber entwaffnet und die royalistischen zur Handhabung der Ordnung verwandt werden sollten. Bolivar bereitete sich nun zur Fortsetzung des Krieges gegen die Royalisten und zog alle seine Streitkräfte in dem Gebirge zwischen Caxamarca und Guanuco zusammen. Indessen hatte der Congreß den Marquis de Torre Tagle von neuem zum Präsidenten ernannt, und statt sich mit Abschaffung der wirklichen Beschwerden und Unordnungen zu beschäftigen, verlohr er die Zeit mit der Proclamation einer neuen Constitution und mancher Gesetze die nie ins Leben traten. Die Empörung des Negerregiments von Buenos Ayres, was die Besatzung von Callao ausmachte, und diese wichtige Festung im Februar 1824 den Royalisten übergab, die zunehmende Gefahr eines neuen Angriffes von Seiten dieser letzteren auf Lima, machte endlich diesem unnützen Treiben ein Ende. Der Congreß gab Torre Tagle seine Entlassung und ernannte Bolivar zum Dictator. Die Royalisten jedoch besetzten Lima zum zweyten Male und der Congreß löste sich auf.

zu einiger Nachsicht stimmen: 'Anfangs nahmen wir bey unsern Wanderungen durch die Stadt unsern kleinen Knaben mit, wurden jedoch so oft durch die gutherzigen Leute aufgehalten, die mit ihm in ihre Häuser zu rennen pflegten, indem sie riefen: que precioso! que bonito! etc., daß wir oft Mühe hatten ihn wieder los zu machen, so, daß wir uns endlich genöthigt sahen ihn zu Hause zu lassen, obgleich ihm diese Bewunderung außerordentlich behagte.'

So empfehlenswerth aber auch diese Reisebeschreibung von der bis jetzt besprochenen Seite ist, so liegt doch ihr Hauptinteresse und was ihr eigenthümlich ist darin, daß Hr. Proctor's Aufenthalt in Peru gerade in eine für die neueste Geschichte jenes Landes wichtige Epoche fällt, über die es bis jetzt noch sehr an zuverlässigen Nachrichten fehlte; diese zu erhalten war Hn. Proctor's Stellung besonders geeignet, da er als Agent der bey der Londoner Anleihe betheiligten Häuser, Gelegenheit hatte die meisten der Männer welche damals eine Rolle spielten, persönlich kennen zu lernen, wie z. B. Bolivar, Riva Aguero, Torre Tagle, Canterac, Santa Cruz, Miller, Sucre, Rodil ꝛc. — Wir schließen mit einer kurzen Uebersicht dieses Beytrages zur Zeitgeschichte, den wir Hn. Proctor verdanken. Nachdem San Martin Peru verlassen und die Regierung einem Congresse übergeben hatte, ernannte dieser eine Regierungsjunta aus dem General La Mar, dem Grafen von Vista Florida und Don Felipe Alvarado bestehend und es wurde eine Expedition von 4000 Mann unter General Alvarado nach Intermedios (Arequipa) gesandt. Allein die Beschränkung des Wirkungskreises dieser ausübenden Junta und Uneinigkeiten im Congreß, Umtriebe der altspanischen Partey (der Gothen) hatten das gänzliche Mißlingen dieser Unternehmung zur Folge.

Dieß führte zu einer Reaction zu Gunsten Riva-Aguero's. Eine Abtheilung des Heeres unter Santa Cruz rückte gegen Lima vor und erzwang vom Congreß die Ernennung Riva Aguero's zum Präsidenten und zum Oberbefehlshaber des Heeres. Dieser, um sich sogleich dadurch zu befestigen, daß er die Fehler seiner Vorgänger wieder gut machte, rüstete, von dem Abschluß der Anleihe in London begünstigt, eine neue Expedition von 5500 Mann aus, die den Tag nach Hn. Proctor's Ankunft in Lima nach Intermedios absegelte. Zugleich aber hatten die Spanier seit der Niederlage Alvarados solche Fortschritte gemacht, daß Riva Aguero, wahrscheinlich gegen seinen Willen, sich genöthigt sah, dringende Einladungen an Bolivar ergehen zu lassen, der auch einige Truppen unter Sucre nach Lima voraussandte. Von Riva Aguero heißt es: 'unter der Spanischen Herrschaft war er Advocat und zeichnete sich durch einen unruhigen, widerspenstigen Geist aus, weshalb er einigemale sich Gefängnißstrafe zuzog, wodurch gleich beym Ausbruch der Revolution seine Stellung bestimmt würde. Er ist thätig und sehr geübt mit der Feder. Unter San Martin zeichnete er sich als Präsident des Districts von Lima günstig aus, obgleich seinen Umtrieben einige Unruhen jener Zeit zugeschrieben werden. Er ist ein guter Civilgouverneur aber ganz unerfahren in militärischen Angelegenheiten: trotz seines gemeinen Aeußern besitzt er großen Einfluß auf seine Landsleute, besonders die unteren Classen. In der Verwaltung der öffentlichen Gelder war er redlich und genau, und vermied alle ungesetzlichen Mittel um Geld zu erheben. Die Truppen waren regelmäßig bezahlt und die Disciplin strenger als früher.' Dennoch bildete sich im Congreß bald eine Opposition gegen den Präsidenten, die heimlich oder öffentlich seinen Schritten Hinder-

Einige der Mitglieder und besonders Torre Tagle rechtfertigten durch die Art wie sie die Royalisten empfingen den Verdacht der Treulosigkeit, den sie schon lange auf sich gezogen hatten. Torre Tagle erließ sogar eine Proclamation gegen Bolivar, worin er ihn den Zerstörer und Feind des Vaterlandes, und die Spanier Befreyer nannte. Unter diesen Umständen fand der Verf. seinen längeren Aufenthalt in Lima unnütz und schiffte sich in Callao ein, nicht ohne Schwierigkeiten die ihm der General Rodil in den Weg legte, der durch seine tapfere Vertheidigung dieser Festung nach der Niederlage der Royalisten bey Ayacucho bekannt ist. Durch diesen Streit, worin Rodil uns in der That nicht ganz Unrecht zu haben scheint, hat das Urtheil des Herrn Proctor über diesen Mann ohne Zweifel etwas von seiner sonstigen Unbefangenheit verloren.

Nähere Umstände der hier kurz berichteten Begebenheiten, so wie manche interessante Nachrichten über den Character, das Leben der handelnden Personen, wird der Geschichtsforscher in dem vorliegenden Werke finden, von dem uns der Raum nicht erlaubt weitere Auszüge mitzutheilen. Zum Schlusse folge jedoch hier die Characteristik des General Valdez, die sehr von andern über diesen Mann verbreiteten Nachrichten abweicht: 'Seine Lebensart war die eines Spartaners, seine einzige Freude war der Krieg, doch war er keinesweges von grausamem Character, wie die Anhänglichkeit beweist welche die friedlichen Bewohner immer zu ihm trugen. Als er Arequipa wieder besetzte, proclamierte er eine allgemeine Amnestie obgleich die Stadt sich sehr laut für die Republicaner erklärt hatte. — Sein Character hat Aehnlichkeit mit dem der ersten Conquistadoren, ohne ihre Fehler. Tapfer, beharrlich, geduldig unter den größten Entbehrungen, kennt er kaum den Werth des Geldes, und sein Diener ist oft genöthigt einige Dollars zu borgen, um den Unterhalt des Generals zu bestreiten. Er genießt selten die Wohlthat eines Bettes; sein Reitermantel ist sein gewöhnliches Lager, und er hat sich sogar gewöhnt zu Pferde zu schlafen. Er war der hartnäckigste Feind der Unabhängigkeit von Südamerica, und war auch durch das Beyspiel Laserna's und anderer Royalisten nie zu bewegen, mit den Republicanern in Unterhandlungen zu treten.'

B. A. H.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

120. Stück.
Den 25. Julius 1829.

London.

For John Murray, 1828: History of the war in the Peninsula and in the South of France, from the year 1807 to the year 1814. By W. F. P. Napier, C. B. Lieut. Colonel h. p. forty-third Regt. Vol. I. 600 Seiten. Appendix XCVI Seiten.

A Paris. Chez Treuttel et Würtz, 1828: Histoire de la guerre dans la Peninsule, depuis l'année 1807, jusqu'à l'année 1814; publiée à Londres par W. F. P. Napier Lieut. Col. Traduction revue, corrigée et enrichie de notes, par le Lieut. Général Comte Mathieu Dumas, auteur des précis des événemens militaires. Tome I. 495, Tome II, 374 Seiten.

Unter den vielen Geschichten die bereits in England über den Krieg in der Halbinsel erschienen sind, zeichnet sich die des Englischen Oberst-Lieutenants Napier durch eine deutliche Darstellung der kriegerischen Ereignisse und kri-

tische Bemerkungen über selbige aus. Besonders verdient bemerkt zu werden, daß der Verf. viele Englische auch Französische handschriftliche Quellen, unter diesen vorzüglich Mittheilungen des Marschalls Soult, benutzt hat; Napoleons militärische Pläne finden an ihm einen eifrigen Bewunderer. Ein geschätzter Französischer militärischer Schriftsteller, der General-Lieut. Dumas, hat gleichzeitig mit der Erscheinung des Originals eine Französische Uebersetzung, versehen mit Noten, herausgegeben.

Ein militärischer Geschichtschreiber kann aus einem dreyfachen Gesichtspuncte beurtheilt werden: aus dem des Referenten, des Lehrers in der Kriegskunst und des Kritikers. Den Verdiensten des Verfs., insofern es auf eine klare Darstellung und sorgfältige Aufsuchung von Quellen ankommt, haben wir bereits Gerechtigkeit widerfahren lassen. Die einem jeden Kapitel angehängten Bemerkungen über die von ihm erzählten Ereignisse verrathen Scharfsinn und Kenntnisse. Jedoch bedarf es für aufmerksame Leser wohl kaum der Bemerkung, daß indem der Vf. allgemeine Grundsätze für die Kriegführung aufstellt, er oft mit sich selbst in Widersprüche geräth. Wenn er z. B. (nach unserer Ansicht richtig) das Gelingen des Aufstandes in der Halbinsel als nothwendige Folge moralischer Ursachen darstellt, so scheint damit nicht im Einklange zu stehen, wenn er an einem andern Orte behauptet: das Schicksal des Krieges würde eine ganz verschiedene Wendung genommen haben, wenn König Joseph nach der Schlacht von Salamanca die ihm von Soult gemachten Vorschläge befolgt hätte. Weise, wie Soult's Rathschläge gewesen seyn mögen, so konnten sie (nach der obigen Behauptung des Verfs.) vielleicht auf den Feldzug,

aber nicht auf den Ausgang des großen Kampfes entscheidenden Einfluß haben. — Während der Verf. den Angriff en colonne verwirft, will er: Dupont hätte bey Baylen seine Truppen in eine Angriffs-Colonne formieren sollen. Wenn er bey dieser nämlichen Gelegenheit Dupont tadelt, daß er sich zu ängstlich an die Regeln der Kriegskunst haltend, eine erste und zweyte Linie in seiner Schlachtordnung, und außerdem noch eine Reserve zur Beobachtung des Tredras-Flusses aufgestellt habe, sagt er an einem andern Orte von dem Spanischen General Caldagues, der durch eine gewagte Unternehmung Gerona entsetzte: dieser habe statt zu siegen, gänzlich aufgerieben zu werden verdient, weil er die Regeln der Kriegskunst aus den Augen gesetzt habe. Diese wenigen Beyspiele, die wir gleich aus den ersten Kapiteln entlehnen, zeigen, wie mißlich es sey, Regeln die auf alle Fälle passen sollen, für die Kriegskunst aufstellen und sie als Stützpuncte der Kritik annehmen zu wollen. Wenn diese Bemerkung schon bey gewöhnlichen Kriegen Gewicht hat, so verdient sie besonders bey einem Revolutionskriege, wie der in der Halbinsel war, berücksichtigt zu werden. Da, wo der Verf. als eigentlicher Kritiker auftritt, überschreitet er nicht selten die Grenzen der Kritik. Selbst sein Uebersetzer, Graf Dumas, findet seine Kritik zu strenge.

Der Geschichtschreiber, der über das Verhalten der handelnden Personen Lob oder Tadel aussprechen will, muß nothwendig den Gesichtspunct, den diese bey ihren Handlungen vor Augen hatten, zum Maßstabe seiner Beurtheilung nehmen; die Acten müssen geschlossen seyn, ehe der Richter sein Urtheil sprechen darf. Gegen beide Bedingungen hat der Vf. nicht selten angestoßen.

Der dieser Anzeige bestimmte Raum verstattet uns nicht, die Darstellung des Verfs. Schritt vor Schritt zu verfolgen. Wir beschränken uns nur auf einige Bemerkungen über seine bittere Kritik des Verfahrens der Englischen Minister und ihrer Agenten, da diese seiner Geschichte vorzüglich Celebrität gegeben zu haben scheint. Er klagt das Ministerium an, den Operationsplan zu dem Feldzuge von 1808 (der erste Theil schließt sich mit dieser Campagne) schlecht entworfen und noch schlechter ausgeführt zu haben.

Wie sehr die Verfassung Englands der Führung eines Krieges auf dem Europäischen Continente Fesseln anlege, lehrt die Englische Geschichte. Es bedarf immer eine geraume Zeit ehe eine bedeutende Armee auf die Beine gebracht werden kann. Die Verantwortlichkeit, der die Minister ausgesetzt sind, gibt den Entwurf zu dem Operationsplan in die Hände der Minister, die der Regel nach nicht Krieger vom Handwerk sind. Die Departements-Einrichtung im Ministerio selbst, deren Grenzen nicht genugsam bezeichnet sind, wirkt nachtheilig auf die so nothwendige Einheit bey den Ausrüstungen und sogar Entwürfen zu den Kriegsunternehmungen, vorzüglich dann wenn unter den Ministern Uneinigkeit herrscht, oder kein Mann von überwiegenden Talenten, gleich einem Chatham oder Pitt, an der Spitze steht. Diese in der Verfassung liegende Mängel entkräften an sich schon die Kritik, und lassen keine unbedingte Vergleichung des Verfahrens der Englischen Minister mit dem von Napoleon zu. Wenn diese bemerkten Nachtheile schon bey gewöhnlichen Kriegen sich auf eine auffallende Art bey dem Gebrauche der Landmacht äußern, um so fühlbarer mußten sie bey solchen außergewöhnlichen Ereignissen,

wie der Aufstand in der Halbinsel war, hervorgehen. Niemand vermochte vorauszusehen, welches Schicksal der Aufstand in der Spanischen Halbinsel haben werde. Hiezu kommt daß das Englische Gouvernement zu allen Zeiten, verleitet durch die insularische Lage des Reichs und die Ueberlegenheit der Seemacht, den sogenannten Expeditionskrieg, d. h. mit Corps auf einzelnen Puncten der feindlichen Küsten zu landen, und sich nach erreichtem Zweck zu einer andern Unternehmung wieder einzuschiffen (im letzten nordamericanischen Kriege sahen wir davon ein Beyspiel) einem regelmäßigen Landkriege vorzog. Beym Ausbruche des Aufstandes in Spanien glaubte das Ministerium um so weniger zu den Kosten der Unterhaltung einer starken Landarmee schreiten zu dürfen (obwohl dieses gleich anfangs die Ansicht des Herzogs von York war, der aber als Commander in Chief keine Stimme im Cabinette hatte), als die im Aufstande begriffenen Provinzen nur um Hülfsleistung an Geld, Waffen, Kleidung und Munition, nicht um Truppen nachsuchten. Es beschloß daher diese Erfordernisse zu leisten, auch Expeditionen zur Unterstützung von Truppen, auf den Puncten wo es nöthig seyn möchte, bey der Hand zu haben. Der bey Gibraltar mit 5000 Mann auf Schiffen befindliche General Spencer (vorher zu einer Unternehmung auf Ceuta bestimmt) bot seine Dienste den Andalusiern an, ward aber in Cadix nicht aufgenommen. Es ereigneten sich zwey Vorfälle, die ganz geeignet waren, die Begriffe über die Natur des Spanischen Aufstandes zu verwirren. Der Französische General Moncey mußte sich aus Catalonien zurückziehen; ein Französisches Heer unter Dupont sich in Andalusien ergeben. Jetzt glaubten die Spanier sich unüberwindlich; Eng=

worüber Napier sich weitläuftig verbreitet, glauben wir folgendes bemerken zu müssen. Als der Prinz Regent sich nach Brasilien einschiffte, hatte er für Portugal eine Regentschaft niedergesetzt. Napier entwirft von diesem Prinzen und dieser Regentschaft folgende Schilderung: The Prince regent after having degraded himself and his nation by performing every submissive act which France could devise to insult his weakness, was still reluctant to forego the base tenure by which he hoped to hold his crown. Alternately swayed by fear and indolence, a miserable example of helpless folly, he lingered until the reception of a moniteur, announcing that the house of Braganca had ceased to reign, awoke all the energy he was capable of. — A powerful British fleet was at the mouth of the harbour; the Commander Sir Sydney Smith had urged the court to resist, his offers were declined, but Sir Sydney seizing the favorable moment, threatened to commence hostilities and thus urged the Prince and the Royal family embarked, delegating the sovereign authority to a council of regency, but the members were of the same leaven as the court they emanated from. — The people disgusted with the pusillanimous conduct of their rulers, evinced no desire to impede the march of events. Thus three weak battalions of the French sufficed to impose a foreign yoke upon Lisbon, which contained 300,000 inhabitants and where 14,000 regular troops were collected. — Diese Regentschaft hatte an dem Aufstande in Portugal keinen Antheil genommen, dieser war, wie schon bemerkt, von dem Bischof von Oporto

ausgegangen, dessen Autorität alle in der Insurrection befindliche Landestheile bis auf Setaval anerkannten. Es geht aus Napiers Darstellung hervor, daß ihm die Verhandlungen, die zwischen dem Bischofe von Oporto, als dem Oberhaupte der daselbst etablierten Regierung, dem Englischen Cabinette, dem in London residierenden portugiesischen Gesandten, die Communication dieses letzteren und des Bischofs mit dem Prinzen Regenten in Brasilien und endlich die welche zwischen dem Bischof und Sir A. Wellesley Statt gefunden hatten, unbekannt geblieben sind. Doch scheint uns daß schon das auch von ihm abgedruckte officielle Schreiben Sir A. Wellesley an den Gen. Lieut. Sir Harry Burrard vom 8. August 1808 klar besagt, daß dieser General die Junta in Oporto, als die damalige Regierung Portugals anerkannte. Und wenn der Verf. den General Decken wegen seines dem Sir Hew Dalrymple gemachten Vorschlags, dem Bischof von Oporto nebst denjenigen Mitgliedern der vorigen Regierung die dem Volke am wenigsten anstößig waren, die provisorische Regierung von Portugal bis zur erfolgten Bestimmung des Prinz Regenten aus Brasilien, anzuvertrauen, tadelt, so hätte die nachfolgende Verfügung dieses Prinzen, nach welchem er den Bischof zur Würde des Patriarchen von Portugal erhob und zum Präsidenten der Regierung dieses Landes ernannte, ihn aufmerksam machen sollen, daß der General hinreichende Gründe für seinen Vorschlag gehabt haben müsse. Die Protestation des Bischofs gegen die Convention von Cintra, welche vorzüglich die Zurückforderung der von den Franzosen aus den Klöstern und Kirchen geraubten heiligen Gefäße (deren Werth auf viele Millionen geschätzt ward)

zum Zweck hatte, erbitterte den General Sir Hew Dalrymple ungemein: er erklärte den Bischof für einen Revolutionär und die Junta in Oporto für ein revolutionäres Gouvernement; statt dessen setzte er die von dem Prinzen Regenten zurückgelassene Regierung wieder in Function. Abgesehen von der angeführten nachtheiligen Schilderung die der Verf. von dieser Regentschaft, so wie von der gegen sie herrschenden ungünstigen Stimmung des Volks macht; abgesehen davon, daß bey dem damaligen aufgeregten Zustande der Portugiesen, schon jeder der nur mit den Franzosen Umgang gehabt hatte, als Verräther angesehen und behandelt ward, so trat noch der Umstand ein, daß der Präsident der alten Regentschaft schon seit geraumer Zeit sich bey der Person Napoleons in Paris befand. Die Abrufung Sir Hew Dalrymples aus Portugal und die Wiederanstellung Wellingtons zum Commando der dasigen Armee verhinderte die Ausbrüche der Unzufriedenheit mit den Verfügungen des ersteren, von denen sich jedoch beunruhigende Symptome gezeigt hatten, die der Verf. sehr irrigerweise auf Rechnung der Intriguen des Bischofs setzen will. — Wir können diesen Gegenstand nicht verlassen, ohne auf einen anderweitigen Widerspruch des Verfs. mit seinen eigenen Behauptungen aufmerksam zu machen. Indem er die Vertheidigung des Sir Hew Dalrymple, die von dem Prinz Regenten zurückgelassene Regentschaft wieder einzusetzen aus dem Grunde führt, daß diese die allein gesetzmäßige gewesen sey, bemerkt er an einem andern Orte: das Englische Gouvernement habe bey seiner activen Theilnahme an dem Kriege in der Halbinsel nur den einzigen Zweck vor Augen gehabt, die Macht Napoleons zu Boden

zu drücken; und an einer andern Stelle: es habe die Gelegenheit gänzlich verabsäumt die es in Händen gehabt hätte, auf eine liberalere und bessere Verfassung der Portugiesen und Spanier zu wirken. Wie verträgt sich diese letzte Ansicht aber mit der Behauptung: England habe die Verpflichtung gehabt, ein von ihm selbst als unfähig erkanntes, kein Vertrauen gewinnendes und verdienendes Ministerium wieder einzusetzen, weil der Prinz Regent solches bey seiner Abreise zurückgelassen habe? Es scheint in der That kein so gewaltsamer Eingriff in die Rechte eines abwesenden Monarchen zu seyn, zu dessen eigenem Vortheile, Minister, die sich als unfähig bewährt haben, so lange bis sein Wille bekannt sey, von den Geschäften entfernt zu halten, und fähigeren Händen anzuvertrauen, als eigenmächtig auf die Verfassung seines Landes wirken zu wollen.

Nächst der Cintra-Convention ist Sir John Moore's Expedition nach Spanien, der Gegenstand, der dem Verf. Stoff zum Tadel der Englischen Minister leihet. Die officielle Communication Canning's an die Spanischen Deputierten in London: 'The conduct of the campaign in Portugal is unsatisfactory and inadequate to the brilliant successes with which it opened,' reizt den Zorn des Verfs. als Militär, er wirft Sir John Moore's Mißgeschick ausschließlich auf die fehlerhaften Verfügungen der Minister und vergleicht selbige mit Napoleon's Dispositionen. Gegen Canning, der den Britischen Agenten, Mr. Stuart, drey Monate ohne Antwort ließ, lesen wir folgenden heftigen Ausfall: 'The tardy abortive measures demonstrated, how wide the space between a sophist and a statesman, and how dan-

gesonnen sind. Ueber das letzte Versprechen sind wir freylich bey dem Gedanken an die ungeheure Masse, aus welcher es eine Auswahl voraussetzt, etwas erschrocken: doch wir wissen ja nicht, aus wie vielen Heften jeder Band bestehen soll, und wie das Unternehmen gedeihet, so wird es wohl auch der Verlagshandlung auf einen oder auf ein paar Bände weiter nicht ankommen.

Das vorliegende erste Heft des ersten Bandes enthält acht Homilien von Origenes oder Fragmente von solchen, eine von Euseb von Cäsarea bey der Einweihung der neuen Kirche zu Tyrus gehaltene Rede, und drey Homilien des Bischofs Zeno von Verona. In Beziehung auf die von den Herausgebern hinzugefügten historischen Notizen und kritisch-exegetischen Bemerkungen, gebührt der weisen und musterhaft-enthaltsamen Sparsamkeit ein eigenes Lob, womit sie sich dabey auf das gerade Nothwendige beschränkt haben; und wenn wir uns auch über die Aufnahme des Eusebianischen Panegyricus, der unter ein ganz anderes Redengeschlecht gehört, besonnen haben würden, so billigen wir dafür desto mehr die aus den Werken Zeno's von Verona getroffene Auswahl, je weniger Aufmerksamkeit frühere Patristiker darauf zu richten schienen, bis die Ballerinische Ausgabe davon erschien. Recht gerne fügen wir deßwegen noch die kleine Notiz hinzu, daß im Jahre 1784 ein gelehrter und edler Landsmann von Zeno, Herr Marchese Dionysii seine Werke auch in das Italiänische übersetzte, und in einer Prachtausgabe der Welt mittheilte.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

121. Stück.
Den 27. Julius 1829.

London.

Narrative of a tour through Hawaji or Owhyee, with observations on the natural history of the Sandwich Islands, and remarks on the manners, customs, traditions, history, and language of the inhabitants, by William Ellis, missionary from the society and Sandwich Islands. 1827. 480 Seiten in 8.

Der Umstand daß binnen kurzer Zeit schon eine dritte Auflage dieses Werks, die wir vor uns liegen haben, nöthig ward, kann nicht anders als eine günstige Meinung für dasselbe erregen. Der Verf. der von der Britischen Missionsgesellschaft hingesandt wurde, (neben der auch eine Americanische in Boston sich gebildet hat, die seit 1819 auch Missionare nach jenen Inseln sendet) war acht Jahre lang als Missionar, theils auf den Societäts- theils auf den Sandwich-Inseln, und erlernte ihre Sprache hinreichend,

um selbst Predigten darin halten zu können. Es sind jetzt über 56 Jahre, daß diese Inselgruppe zuerst von Cook entdeckt wurde, in deren Nähe die Spanische Manilla-Galeone seit zwey Jahrhunderten vorbeygefahren war, ohne sie zu erblicken; wodurch ihre Reise doch so sehr würde erleichtert worden seyn. Cook und seine Begleiter schilderten die Inseln als ein Paradies, von einem glücklichen und schuldlosen Volke bewohnt; denn so erschienen sie ihnen auf den ersten Anblick; die genauere Bekanntschaft zeigte freylich, daß darin Manches anders sey. Die damalige Zahl der Einwohner ward auf 400,000 angeschlagen; wohl zu hoch meint der Verf., jetzt beträgt sie zwischen 130 bis 150,000, wovon 85,000 auf die Insel Owyhi kommen. Die Farbe der Einwohner ist röthlich-braun; das Haar schwarz, aber meist kraus; der Wuchs schlank, das Profil wohlgebildet. — Der Verf. gibt nun zuerst eine Beschreibung der einzelnen Inseln, es sind ihrer zehn, von denen jedoch nur acht bewohnt sind. Owyhi ist die größte; die Höhe des Manu Roa, an dessen Fuß die Ortschaften liegen, schätzt der Verf. auf 16,000 Fuß; aber die Insel Oahu, auf der sich der Verf. längere Zeit aufhielt, übertrifft sie an Schönheit und Fruchtbarkeit. Als die dritte Insel kann Tauai angesehen werden; bey deren Oberhaupt die Missionare eine freundliche Aufnahme fanden. Im März 1822 langte der Verf. in Owyhi an. Der berühmte König Tamahama, der 30 Jahre lang die Inseln beherrscht hatte, lebte damals nicht mehr. Die Oberfläche des Bodens zeigt deutlich den vulcanischen Ursprung. Sie wurden zuerst von einem Häuptling Kamakau empfangen, der bereits zum Chri-

stenthum übergegangen war. Die alten Götzenbilder lagen zerstört da. Die Sagen der Einwohner haben viele Aehnlichkeit mit denen von Tahiti, (auch ist die Sprache nur als Dialect verschieden); von einer früheren Bekanntschaft mit den Societäts-Inseln wußten sie indeß nichts zu sagen; sie betrachten sich vielmehr als Autochthonen. — Am 15ten Julius begann der Verf. die Wanderung in das Innere der Insel. Man fand bald die Ueberreste einer alten Festung von Steinen; aus den Zeiten als mehrere Häuptlinge auf der Insel herrschten; wovon die Abbildung beygefügt ist. So auch von einem Tanz- und Musikfest, das den Reisenden zu Ehren angestellt ward. Die Tänzer waren ein neunjähriger Knabe und Mädchen. Bey einer darauf folgenden Mahlzeit sang ein vierzehnjähriger Barde die Thaten der Vorfahren. Die Wauti-Pflanze, aus deren Rinde die Gewänder verfertigt werden, wird sorgfältig in Gärten gezogen. Die abgeschälte Rinde wird zuerst aufgerollt, die innere Seite nach außen, um sie weich und zart zu machen. Dann wird die innere Rinde, aus der die Zeuge gemacht werden, in Wasser gelegt, dann auf eine hölzerne Tafel ausgebreitet und mit einem gekerbten Instrumente geschlagen. Die Gewänder sind bald mehr bald weniger fein. Bey den stärkeren (Paiis) werden fünf Lagen Rinde über einander gelegt. Gewöhnlich werden die Gewänder gefärbt; die Farben sind aus Vegetabilien bereitet. Von einem Missionar wird man vor allem Aufklärungen über religiöse Gegenstände, und den früheren Glauben der Einwohner erwarten; und diese Erwartung wird auch nicht getäuscht. Sie hatten allerdings den Glauben an ein künftiges Leben und eine Unter-

um selbst Predigten darin halten zu können. Es sind jetzt über 56 Jahre, daß diese Inselgruppe zuerst von Cook entdeckt wurde, in deren Nähe die Spanische Manilla=Galeone seit zwey Jahrhunderten vorbeygefahren war, ohne sie zu erblicken; wodurch ihre Reise doch so sehr würde erleichtert worden seyn. Cook und seine Begleiter schilderten die Inseln als ein Paradies, von einem glücklichen und schuldlosen Volke bewohnt; denn so erschienen sie ihnen auf den ersten Anblick; die genauere Bekanntschaft zeigte freylich, daß darin Manches anders sey. Die damalige Zahl der Einwohner ward auf 400,000 angeschlagen; wohl zu hoch meint der Verf., jetzt beträgt sie zwischen 130 bis 150,000, wovon 85,000 auf die Insel Owayhi kommen. Die Farbe der Einwohner ist röthlich=braun; das Haar schwarz, aber meist kraus; der Wuchs schlank, das Profil wohlgebildet. — Der Verf. gibt nun zuerst eine Beschreibung der einzelnen Inseln, es sind ihrer zehn, von denen jedoch nur acht bewohnt sind. Owayhi ist die größte; die Höhe des Manu Roa, an dessen Fuß die Ortschaften liegen, schätzt der Verf. auf 15,000 Fuß; aber die Insel Oahu, auf der sich der Verf. längere Zeit aufhielt, übertrifft sie an Schönheit und Fruchtbarkeit. Als die dritte Insel kann Tauai angesehen werden; bey deren Oberhaupt die Missionare eine freundliche Aufnahme fanden. Im März 1822 langte der Verf. in Owayhi an. Der berühmte König Tamahama, der 30 Jahre lang die Inseln beherrscht hatte, lebte damals nicht mehr. Die Oberfläche des Bodens zeigt deutlich den vulcanischen Ursprung. Sie wurden zuerst von einem Häuptling Kamakau empfangen, der bereits zum Chri-

stenthum übergegangen war. Die alten Götzenbilder lagen zerstört da. Die Sagen der Einwohner haben viele Aehnlichkeit mit denen von Tahiti, (auch ist die Sprache nur als Dialect verschieden); von einer früheren Bekanntschaft mit den Societäts-Inseln wußten sie indeß nichts zu sagen; sie betrachten sich vielmehr als Autochthonen. — Am 15ten Julius begann der Verf. die Wanderung in das Innere der Insel. Man fand bald die Ueberreste einer alten Festung von Steinen; aus den Zeiten als mehrere Häuptlinge auf der Insel herrschten; wovon die Abbildung beygefügt ist. So auch von einem Tanz- und Musikfest, das den Reisenden zu Ehren angestellt ward. Die Tänzer waren ein neunjähriger Knabe und Mädchen. Bey einer darauf folgenden Mahlzeit sang ein vierzehnjähriger Barde die Thaten der Vorfahren. Die Wauti-Pflanze, aus deren Rinde die Gewänder verfertigt werden, wird sorgfältig in Gärten gezogen. Die abgeschälte Rinde wird zuerst aufgerollt, die innere Seite nach außen, um sie weich und zart zu machen. Dann wird die innere Rinde, aus der die Zeuge gemacht werden, in Wasser gelegt, dann auf eine hölzerne Tafel ausgebreitet und mit einem gekerbten Instrumente geschlagen. Die Gewänder sind bald mehr bald weniger fein. Bey den stärkeren (Paiis) werden fünf Lagen Rinde über einander gelegt. Gewöhnlich werden die Gewänder gefärbt; die Farben sind aus Vegetabilien bereitet. Von einem Missionar wird man vor allem Aufklärungen über religiöse Gegenstände, und den früheren Glauben der Einwohner erwarten; und diese Erwartung wird auch nicht getäuscht. Sie hatten allerdings den Glauben an ein künftiges Leben und eine Unter-

welt (Miru). In dieser seyen zwey Götter, welche die Geister der verstorbenen Häuptlinge in den Himmel führten, von wo sie nachher auf die Erde zurückkehrten. So hätte auch, nach dem Versprechen der Priester Tamahama zurückkehren sollen, aber die Prophezeiung sey unerfüllt geblieben. Den Predigten der Missionare hörten sie mit Aufmerksamkeit zu. Sie hatten vormals ihre Extispicien, die besonders vor dem Anfange von Kriegen genommen wurden, indem die Priester die Opferthiere schlachteten. Die Art, wie diese starben, und die Eingeweide, wurden als Anzeichen betrachtet. Bey wichtigen Kriegszügen wurden Menschenopfer gebracht, um die Kriegsgötter zu gewinnen. Wenn sie Kriegsgefangene hatten, wurden die Opfer aus diesen genommen; wenn nicht, aus solchen die das Tabu gebrochen hatten. Die Zahl stieg oft bis gegen zwanzig. Sie wurden schnell getödtet, ohne es vorher zu wissen. Die Krieger bildeten keinen abgesonderten Stand; jeder trug die Waffen der dazu fähig war. War der Krieg erklärt, bestimmte der König, die Häuptlinge und die Priester, wo und wie er anfangen sollte, und schickten durch Boten den Befehl zum Erscheinen an die Districte und Dörfer. Zuweilen ward das Volk in Masse aufgeboten. Die Bilder ihrer Kriegsgötter, abenteuerliche Gestalten, wurden mit in die Schlacht getragen. Die Gefangenen waren Eigenthum des Siegers; ihr Leben hing von ihm ab. Doch war die Wohnung des Königs ein Asyl, wenn er nicht die Hinrichtung befahl. — Die Gebeine der Könige werden in einem Begräbnißhause aufbewahrt, vor welchem herum roh geschnitzte menschliche Gestalten stehen. Den größten Werth erhält diese Reise jedoch durch

die genaueren Nachrichten, welche über den vulcanischen Zustand der Insel, und die dadurch bewirkten Erscheinungen gegeben werden. Als die Missionare in das Innere der Insel unter Begleitung mehrerer Führer vordrangen, gelang es ihnen den Crater des Hauptvulcans Kiranea zu erreichen. Schon ehe man dahin gelangte sah man ähnliche Erscheinungen als die Solfatara bey Neapel darbietet. Der Boden bey Panahoa in der Ebene klang hohl, und Rauchwolken stiegen aus den Ritzen und Oeffnungen auf. Der große Crater kündigte sich durch Feuersäulen in der Nacht und sich jagende Rauchwolken schon aus weiter Ferne bey Tage an. Mit großer Anstrengung gelangten sie endlich an den Rand einer Ebene, die 2 bis 300 Fuß tiefer lag und 15 bis 16 Engl. Meilen im Umfang hatte. In der Mitte derselben war der große Crater; viele kegelförmige Hügel, 51 an der Zahl, von denen 22 stets Säulen von Rauch und Flammen auswarfen, waren über die Ebene zerstreut. Der Anblick von dem Hochrande herunter war über alle Beschreibung furchtbar. Der ungeheure Schlund hatte 2 bis 3 Engl. Meilen im Umfange. Noch vor kurzem hatte die Lava ihn bis zum Rande angefüllt und Verwüstungen angerichtet. Ohne die beygefügte Abbildung ist es nicht möglich eine anschauliche Beschreibung des gewaltigen Schauspiels zu geben. Bey den Eingeborenen knüpften sich daran religiöse Begriffe, von denen sie sich selbst nach der Bekehrung nur mit Mühe los machten. Der Feuerschlund ist der Sitz der furchtbaren Pélé, der Göttin der Vulcane; die beleidigt Erdbeben und Feuerströme schickt; und durch Geschenke versöhnt werden muß. Sie hatte ihre eigenen Priesterinnen,

jedoch nur im freyen Auszuge übersetzt), περὶ κόσμου (welche bestrittene Schrift David für echt hält) und περὶ τῶν ἀρετῶν καὶ κακιῶν. Auch aus anderen Uebersetzungen und Schriften David's gibt der Verfasser wichtige Auszüge in griechischer und armenischer Sprache, wie Seite 47 die Meinungen der Alten über unechte Verse im Homer, Seite 46 über die Entstehung unechter Schriften bey den Alten und deren verschiedene Arten. So sind auch, bey der jetzt noch herrschenden Unbekanntschaft des wahren Wesens und Umfangs der armenischen Literatur, die allgemeineren Bemerkungen im Anfang dieser Schrift sehr belehrend; über die armenischen Metra besonders, über welche selbst Saint Martin in der Vorrede zu der Prise d'Edesse ein festes Urtheil nicht finden konnte, verbreiten die vom Verfasser Seite 16 gegebenen Auszüge aus armenischen Quellen das erwünschte Licht. Möchten doch bald mehrere unserer Gelehrten, dem rühmlichen Beyspiele des fleißigen Verfassers folgend, der armenischen Sprache und Literatur ein eifriges Studium widmen, das sie in so vielen Rücksichten verdient. — Vorliegende Abhandlung ist zwar auch im Januarheft des Nouveau Journal asiatique vom Jahr 1829 Seite 49 — 86 gedruckt, aber mit völliger Auslassung des, besonders für die griechischen Philologen wichtigsten, speciellen und größeren Theils.

G. H. A. E.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

122. Stück.
Den 30. Julius 1829.

Paris.

A l'imprimerie royale, 1828: Description des monumens musulmans du cabinet de M. le duc de Blacas; par M. Reinaud, employé au cabinet des manuscripts orientaux de la bibliothèque du Roi etc. T. I. XV u. 400 S. T. II. avec (10) planches 488 S. in gr. 8.

Wenn die muhammedanische Münzkunde in unsern Zeiten sehr bedeutende Fortschritte gemacht hat, so war dagegen die Kenntniß der übrigen Kunstmonumente der Muhammedaner, der geschnittenen Steine, der Vasen, Spiegel u. dergl. vernachlässigt und noch nie in einem allgemeineren und größeren Werke ihr Umfang und wahres Wesen erklärt. Zwar muß Ref. gestehen, daß ihm diese übrigen Monumente weniger wichtig scheinen. Die strengen Gesetze des orthodoxen Muhammedanismus, jedes Bild auf Denkmählern, besonders den Siegelringen und Amuleten, als dem Monotheismus gefährlich zu

vermeiden, kein kostbares Metall zu der Arbeit zu gebrauchen u. dergleichen mehrere, konnten nicht zu einer Ausbildung der Kunst und des Kunstsinnes führen; und wenn sich auf Vasen, Spiegeln, magischen Bechern, Teppichen und öffentlichen Monumenten feinere Kunst und Figuren zeigen, besonders in Monumenten aus der Zeit der Blüthe der arabischen Herrschaft: so ist diese Kunst doch von Fremden zu den Muhammedanern gebracht und von ihnen selbst nie ausgebildet. Die Siegelringe und andere Denkmahle sind fast stets nur mit Sprüchen aus dem Koran, mit Legenden und den Namen heiliger Personen bedeckt, und zeigen selten den wirklichen und vollen Namen und Titel der Bes[itzer] oder das Datum; sind also für die Gesch[ichte] weniger wichtig. Jedoch auch so bringt die Ke[nnt]niß dieser Denkmahle dem Orientalisten und [Al]terthumsforscher überhaupt sehr wesentliche Vortheile; und Herr Reinaud hat das Verdienst, in dem obigen Werke zuerst diesen Theil der Kunde des Orients ausführlich behandelt zu haben. Er hat nicht bloß die Reichthümer des im Titel genannten Cabinets; auch die Sammlungen anderer Cabinete und viele einzelne Denkmahle untersucht und zum Theil hier beschrieben. Durch diese große Menge und Mannigfaltigkeit der zur Untersuchung freystehenden Kunstsachen unterstützt glaubt der Verf. schon allgemeinere Grundsätze über das Einzelne aufstellen, also die Wissenschaft begründen zu können, und der erste Band enthält nur solche allgemeine Vorbereitungen. Dankbar wird jeder Freund des Orients und Alterthums diesen Versuch aufnehmen; nur wird der Kenner des Orients hier sehr vieles zu ausführlich erörtert finden, und dagegen die Bemerkung machen, daß ohne eine umfassende und

allseitigere Kenntniß des alten Orients die Ansichten und Urtheile über den neueren oft zu einseitig und unbegründet werden müssen. Uebersehen wir kurz das Einzelne der gelehrten Arbeit.

Im ersten Theil S. 1 — 131 stellt der Verf. über die Art der Steine und ihre Bearbeitung, ihre Inschriften und ihren Gebrauch alles zusammen, was ihm die Kenntniß des neueren Orients darbot. Die geschnittenen Steine dienen zu Amuleten oder Siegelringen; wie wichtig und ausgebreitet der Gebrauch von Siegelringen im Orient von jeher war, zeigt schon das A. T., und der Verf. hätte zur Bestätigung seiner Darstellung auch noch besonders anführen können, daß nach diesem weiten Gebrauch der Siegel die Wörter ختم חתם nicht bloß 'versiegeln' sondern auch überhaupt 'verschließen, einschließen' bedeuten. Die Inschriften sind meist aus dem Koran oder der Geschichte der heiligen Personen entlehnt; oft aber auch aus dem schönsten Lobgedicht auf Muhammed, Elbußiri's Borda (vgl. diese Anz. 1825 S. 999 ff.). Die Behauptung einiger späten Araber, daß dieses Gedicht Elborda d. h. der Mantel, genannt sey, weil es auf den Körper gelegt von allen Krankheiten heile, wünschten wir nicht S. 50 wiederholt zu sehen; denn sie ist deutlich erst lange Zeit nach dem Dichter aus dem abergläubischen Gebrauch mehrerer seiner Verse zu Talismanen entstanden, und der Dichter hat seinem Gedicht nach der Kaßide Caab's, seinem Vorbilde, diesen Namen gegeben; die Scholiasten zu dieser Kaßide haben das Richtige. — Im zweyten Theil S. 132 — 400 redet der Verf. nur über die heiligen Personen, deren Namen sehr oft auf den Denkmahlen wiederkehren; über die in den muhammedanischen Legenden geheiligten Personen vor Muhammed,

dann über den Propheten der Araber S. 189 — 299, und zuletzt über die vier ersten Chalifen und die zwölf Imame oder rechtmäßigen Nachfolger des Chalifen Ali mit diesem Chalifen selbst. Lesern, welche die älteste Geschichte des Mohammedanismus und die den Arabern von Christen und Juden überbrachten heiligen Legenden wenig kennen, wird dieser, der Idee des Werkes selbst eigentlich fremde, Theil nützlich seyn; einige neue Notizen, welche der Verf. aus einer persischen Uebersetzung eines der ältesten Historikers, Thabari's, und aus einer anonymen Geschichte Muhammed's mittheilt, sind auch dem Kenner des Orients wichtig. Eine allseitigere oder kritische Geschichte Muhammeds hat aber der Verf. in der weitläufigen Darstellung des Lebens des arabischen Propheten nicht geliefert; denn wenn man, nach den unter uns Christen stetig gewordenen Vorurtheilen, Muhammed nur durch Ehrgeiz und Eigenliebe geleitet alles denken und unternehmen läßt, wenn man in ihm vom ersten Anfange seines öffentlichen Auftritts an nur den planmäßigen Betrieger findet, wie ihn der Verf. stets imposteur u. s. w. nennt, und nach solchen Namen seine Gedanken und Handlungen beurtheilt: so mag man sehen, wie zu einer solchen Totalansicht vom Wirken Muhammeds eine große Menge seiner von ganz entgegengesetzten Bestrebungen ausgegangenen Thaten stimmt (vergl. z. B. was der Verf. selbst S. 273 und sonst erzählt), und man mag bedenken, ob ein solcher Muhammed, bloß von solchen Bestrebungen geleitet, so Großes theils selbst theils durch seinen in seinen nächsten Nachfolgern fortwirkenden Geist habe bewirken können. Ref. wenigstens ist, je mehr er die ältesten Berichte über Muhammed und die ersten Chalifen gelesen hat, desto weiter von je-

ner Art über Muhammed zu urtheilen, abgeführt worden. S. 313, wo der Vf. den Befehl Omar's zur Verbrennung der Bibliothek Alexandriens anführt, wünschten wir, der Verf. hätte, wie er sonst thut, seine arabische Quellen genannt; Ref. hat in den ältesten und ausführlichsten Quellen, gedruckten und handschriftlichen, vergeblich diese Anecdote gesucht, und zweifelt an ihrer Echtheit. Die Traditionen der Araber über die vormuhammedanischen großen Männer erzählt der Verf. nur dem äußern Inhalte nach, nicht nach ihrem Ursprunge und mit Rücksicht auf den Geist des Alterthums. Eine solche Methode kann aber, so wenig man hier auch eine ausführlich-kritische Darstellung der Traditionen erwarten kann, leicht zu minder richtigen Urtheilen auch in dem Wenigen führen, wo man sich ein Urtheil oder eine Reflexion über die Tradition erlaubt. So wenn der Verf. S. 137 glaubt, daß die den Orientalen so häufige Redensart 'den Todesbecher trinken' aus der in Keßai's Geschichte der Patriarchen erwähnten Tradition, ein Engel habe Adam den Todesbecher gereicht, ihren Ursprung genommen habe, so muß Ref. das gerade Gegentheil behaupten. Denn die Redensart ist keine historische, so zu sagen, sondern eine rein bildliche, und erst spät zur Schilderung unhistorischer Zeiten so gebraucht, daß das Bild den Spätern allmählich historisch ward, wie eine große Menge mythischer Traditionen der Hebräer und Araber durch historisch gewordene bildliche Redensarten entstanden ist.

Der dritte Theil S. 1 — 296 B. 2. umfaßt die Beschreibung der geschnittenen Steine, welche nicht nach ihrem vermuthlichen Alter, sondern nach einer Aehnlichkeit des religiösen Inhalts der Inschriften mitgetheilt sind; auch sind unter den

126 hier beschriebenen wenige alte. In dem oft sehr schwierigen Lesen der Inschriften zeigt der Verf. eine durch die Ansicht so vieler Steine wohlerworbene große Sicherheit und Richtigkeit; nur sehr selten wird man versucht die Lesarten dieses geübten Kenners zu verlassen, wie S. 35, №. 11, wo der Stein nach dem Abdruck Tab. I. nicht تعالي, sondern das auch zum Reim allein passende المتعال hat; der vom Verf. S. 28 — 33 als unlesbar bezeichnete Theil der Inschrift eines sehr alten Steins mit kufischen Buchstaben möchte, da die Züge noch deutlich sind, am richtigsten قل من لاله فلا حذر (dic: qui dei est, ei non timor) zu lesen seyn. Eben so ist die Erklärung der Inschriften im Ganzen sehr richtig, wie sie sich von einem geübten Kenner des Arabischen erwarten läßt; nur möchte man der Erklärung größere Kürze wünschen. Die Erklärung eines neueren arabischen Siegels eines muhammedanischen Gelehrten (wahrscheinlich eines bey einer Medreße d. h. einer höheren Schule in Mekka oder Medina angestellten) S. 116 ist sehr gezwungen, und Ref. vermißt den Beweis, daß الروضة 'Garten' auch Grab eines Heiligen bedeute. Das persische Distichon auf dem Siegel des bekannten Tippu-Saheb S. 232 hat schwerlich den bizarr scheinenden Sinn: Depuis que j'ai mis mon aide dans la victoire qui était le symbole du sultan Hayder-schah, le monde, ainsi que le soleil et la lune, a été soumis à mon anneau, sondern diesen: seitdem Sultan Haider's Zeichen (Siegel) meine Stütze in der Eroberung geworden ist, d. h. seit dem glücklichen Anfang meiner Regierung nach

der glorreichen des Vaters, ist meinem Ringe (Siegel, Macht) die Welt wie der Sonne und dem Monde unterworfen. Daß der Verf. die Metra der auf Inschriften häufigen Verse berücksichtigte, ist für die richtige Auffassung des Sinnes sehr nützlich geworden; nur sieht er in einem oft wiederholten (S. 168 — 171. 302) bloß gereimten Spruche unrichtig ein Metrum; keins der arabischen oder persischen Metra paßt. — Der wichtigste und lehrreichste Theil scheint dem Ref. der letzte S. 297 — 476, wo der Vf. mit großer Gelehrsamkeit die Inschriften und das Wesen magischer Spiegel und Gefäße, talismanischer Tafeln, astrologischer Bilder, so wie die Inschriften anderer Gegenstände der Kunst, unter denen einige einen höheren Werth haben; auch die Bilder und Inschriften auf Waffen und Teppichen, ausführlich erklärt. Wer unter andern eine richtige Vorstellung vom magischen Becher Joseph's Gen. c. 44 haben will, lese diese Beschreibungen. — Zahlreiche und gut ausgeführte Zeichnungen der vorzüglichsten Steine und andern Monumente erhöhen die Nützlichkeit dieses Werks, dessen Fortsetzung die Beschreibung der zahlreichen Münzen des reichen Cabinets des Herzogs von Blacas enthalten wird. Ref. fügt die Erklärung eines ihm mitgetheilten, in Sicilien gefundenen Siegelringes hinzu, der keinem der vielen hier beschriebenen gleicht. Man liest: نصر لي عبد علي 'Sieg mir, dem Diener Ali's'. Der Besitzer war also wahrscheinlich ein Feldherr Ali, der den Schutz des Chalifen Ali anfleht.

G. H. A. E.

Zürich.

Bey Orell, Füßli u. s. w.: Helvetische Ichthyologie, oder ausführliche Naturgeschichte der in der Schweiz sich vorfindenden Fische. Herausgegeben von Georg Leonhard Hartmann. 1827. XII u. 240 S. in 8.

Der Rec. ist fest überzeugt, daß vorliegendes Buch eine bedeutende Lücke in der Schweizerischen Fauna ausfüllt. Nicht allein hat der Verf. seit längerer Zeit selbst beobachtet, sondern auch das, was er bey andern Schriftstellern vorgefunden hat, benutzt. Zuerst steht im Allgemeinen jedesmal der deutsche und lateinische Name; dann Hinweisung (vorzüglich auf die Schweizer-) Literatur; dann Beschreibung, hierauf Zergliederung, Verbreitung und Aufenthalt, Fortpflanzung und Wachsthum, Nahrung, Naturell und Eigenheiten, Nutzen, Schaden, Fang und endlich Krankheiten und Feinde. Ein deutsches, lateinisches, französisches und italiänisches Register beschließt das Werk, an dem wir nur auszusetzen haben, daß es zu breit abgefaßt und in einem oft kaum verständlichen Style geschrieben ist. So z. B. heißt es S. 11: Wenn es in den höheren Thierclassen keine Zwitter gibt, anders als Mißstaltungen, so scheinen unter den Fischen, nach Cavolini's Beobachtungen, Arten vorhanden zu seyn, bey welchen diese Eigenschaft (sic!) Regel ist.' Störend sind manche nicht mehr gebräuchliche Wörter, z. B. innert st. innerhalb, alldieweil st. weil oder zumal da, benennt und genennt st. des nur zuweilen vorkommenden benannt und genannt ꝛc. Schließlich bemerken wir, daß nach vorliegendem Buche 44 Arten von Fischen in den Seen und Flüssen der Schweiz angetroffen werden; nämlich 4 Knorpelfische, 1 Kahlbauch, 1 Halsflosser, 4 Brustflosser und 34 Bauchflosser.

Bd.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

123. Stück.
Den 1. August 1829.

London.

For Colburn, 1828: Mexico in 1827, by H. G. Ward, Esq. His Majesty's chargé d'affaires in that country during the years 1825, 1826 and part of 1827. In two Volumes. Vol. I. 591, Vol. II. 730 S. in 4.

Nach Humboldt's Werk über Neuspanien darf man nicht erwarten, über die natürliche Beschaffenheit jenes Landes, seine geographische Structur, Klima, Producte und seine damalige Statistik viel Neues zu erfahren, und die Aufgabe der neuesten Schriftsteller und Reisebeschreiber über diesen Gegenstand muß sich hauptsächlich darauf beschränken, die Veränderungen darzustellen, welche in den bürgerlichen Einrichtungen dieses Theils der ehemaligen spanischen Colonien, in den Sitten, Ansichten, dem ganzen Zustande der Bewohner durch ihre Emancipation und deren Folgen hervorgebracht worden sind; wobey freylich nicht vergessen werden darf, daß diese Begebenheiten auch auf die natürliche Beschaffenheit des Landes und seine Producte, insofern

sie von Bergbau und Landbau abhängen, nicht ohne Einfluß geblieben sind. Von dieser Seite nun betrachtet ist das vorliegende Werk von um so größerer Wichtigkeit, da wir gerade über Mexico nicht so viel neuere Nachrichten besitzen als über die meisten andern der ehemaligen spanischen Colonien, und da des Verfs. Verhältnisse ihm Gelegenheiten und Leichtigkeit zur genauen Erforschung des Gegenstandes sicherten, deren wenig andere Reisende sich rühmen können. Herr Ward besuchte Mexico zuerst im Herbst 1823 als Mitglied der Commission, welche von der britischen Regierung abgeschickt wurde um den Zustand jenes Landes zu untersuchen und deren Bericht die Anerkennung seiner Unabhängigkeit von Seiten Englands zur Folge hatte. Im Jahre 1825 kehrte Herr Ward als britischer chargé d'affaires nach Mexico zurück und das Resultat seiner Beobachtungen und Untersuchungen während eines fast dreyjährigen Aufenthalts legt er in diesem Werke dem Publicum vor. Die günstige Aufnahme, die er bey den Mexicanern fand, die Bereitwilligkeit der Behörden sowohl als der Privatpersonen ihm alle gewünschten Aufschlüsse zu geben, läßt sich aus seinem amtlichen Verhältnisse, wodurch der sehnlichste Wunsch der Mexicaner erfüllt wurde, leicht erklären, und zugleich ist es begreiflich, daß Herr Ward im Allgemeinen die günstigste Seite seines Gegenstandes heraushebt, da ihm daran liegen muß, gegen die Klagen derjenigen, die bey den Minen- und Handelsspeculationen sich zu Grunde richteten, welche in Folge der Anerkennung Statt fanden, zu zeigen, daß diese Anerkennung von Seiten der britischen Regierung nicht übereilt war. Ueber diesen Punct bemerken wir bloß, daß es ihm allerdings nicht schwer werden kann, die beyspiellose Thorheit vieler dieser Speculanten darzu-

thun, daß es aber nicht so leicht seyn möchte auf eine günstige Art zu erklären, weshalb die britische Nation Nichts that, oder doch den rechten Zeitpunct — die bedrängte Lage der constitutionellen Regierung von Spanien 1823 — nicht benutzte, um Spanien zum Beytritt bey der Anerkennung der Unabhängigkeit der neuen Staaten zu bewegen. Die Würdigung und Beantwortung dieser Frage dürfte für die Beurtheilung des Staatsmannes, der damals die britische Politik leitete, einen besseren Maßstab geben, als die lobpreisenden Declamationen seiner Verehrer, und die liberalen Phrasen denen er dieselben besonders verdankt; auch scheint es, daß man gegenwärtig in England einzusehen anfängt, daß der fortdauernde Kriegszustand gegen Spanien, die drohende Stellung von Cuba, der Hauptgrund ist, der die Vortheile vereitelt, die man sich von dem Verkehr mit jenen Staaten versprach. Dem sey wie ihm wolle, so schließt doch Herrn Ward's Persönlichkeit jede enthusiastische Uebertreibung hinlänglich aus, und man möchte schwerlich ein ähnliches Werk finden, was alle Bürgschaften der Glaubwürdigkeit in höherem Grade vereinigte als dieses.

Das erste Buch des Werkes enthält eine gute Uebersicht der natürlichen Beschaffenheit der Producte des Landes und des spanischen Colonialsystems, die wir jedoch aus oben angeführtem Grunde übergehen, da sie wenig Neues enthält.

Das zweyte Buch enthält eine gedrängte Darstellung des Ursprungs und Fortgangs der Empörung der Creolen und Indier gegen die Altspanier in Mexico. Diese historische Skizze ist sehr willkommen, da bisher gerade dieser Theil der neuesten Geschichte von America fast ganz unbekannt war, indem die öffentliche Aufmerksamkeit in Europa sich fast ausschließlich auf die

südamericanischen Staaten, besonders auf Columbien und seinen Befreyer gewendet hat, während der kühne aber unglückliche Zug des jüngeren Mina fast die einzige Begebenheit aus dem mexicanischen Freyheitskriege ist, deren nähere Umstände durch Robinsons Werk einigermaßen bekannt geworden sind, und doch ist dieser Kampf so reich an ausgezeichneten Männern (z. B. Hidalgo, Morelos, Rayon, Victoria, die Bravos, Guerrero u. s. w.), an Zügen der Vaterlandsliebe, des Heldenmuthes, der Großmuth, aber auch der furchtbarsten Grausamkeit, des wüthendsten Partephasses, als irgend eine Epoche der Geschichte der neuen Welt. Herr Ward schöpft theils aus den mündlichen Berichten mehrerer Männer, die einen ausgezeichneten Theil an diesen Begebenheiten nahmen, theils aus Actenstücken, von denen er einige im Appendix mittheilt, besonders aber aus einer, unseres Wissens sehr wenig bekannten Geschichte dieser Revolution von Bustamante, die an Umständlichkeit und Glaubwürdigkeit nichts zu wünschen übrig zu lassen scheint, und worauf wir hier aufmerksam machen. Der Raum verbietet uns auch den magersten Auszug dieses Theils von Hn. W. Buch und wir begnügen uns mit einigen Zügen, welche den Character dieses Kampfes vielleicht mehr als den der Menschen bezeichnen. So findet sich z. B. im Kriegsarchiv zu Mexico ein Bericht Iturbide's vom stillen Freytag 1814, worin er dem Vicekönig meldet: 'er habe so eben zur Feyer des Tages 300 gefangene Insurgenten erschießen lassen' *). Die Creolen blieben in

*) Iturbide focht anfangs gegen die Insurgenten mit großer Auszeichnung und stellte sich erst 1820 an die Spitze derselben. Persönliche Gründe, Ehrgeiz, scheinen übrigens die einzigen Triebfedern seines Betragens gewesen zu seyn.

solchen Grausamkeiten hinter ihren Gegnern nicht zurück, und Hidalgo führte selbst zuerst das System ein, die Gefangenen in kleinen Haufen nach abgelegenen Plätzen führen und ihnen dort die Kehle abschneiden zu lassen, um Pulver zu sparen und Geräusch zu vermeiden; dieß nannte er: sie in Vergessenheit begraben. Neben solcher Strenge finden sich aber auch Züge wie folgender. Der Vater des tapfern D. Nicolas Bravo war den Spaniern in die Hände gefallen, und Morelos bot dem Vicekönig Venegas 300 spanische Gefangene für seine Befreyung an. Dieser aber ließ seinen Gefangenen dennoch hinrichten, worauf Bravo sogleich die 300 Spanier in Freyheit setzte; 'indem er, wie er sagte, wünsche sich der Versuchung zu entziehen den Tod seines Vaters zu rächen, der er vielleicht im Augenblicke des ersten Schmerzes unterlegen wäre.' Die Stimmung der Hauptstadt auch zu der Zeit, wo an einen glücklichen Ausgang der Insurrection nicht zu denken war, bezeichnet folgende Anecdote. Als General Callejo 1812 seine vergebliche Belagerung von Cuautla Amilpas, was Morelos nach einer der denkwürdigsten Vertheidigungen ohne bedeutenden Verlust räumte, als einen Sieg darzustellen suchte, wurde auf dem Theater in Mexico unter dem Hohngelächter der Zuschauer ein Stück aufgeführt, worin der Held seine Thaten berichtet und seinem Fürsten einen Turban überreicht: 'hier ist der Turban des Mohren den ich gefangen habe!' 'Und wo ist denn der Mohr?' — 'oh der ist mir unglücklicherweise entwischt!' — Fast unglaublich, wenn sie nicht so gut verbürgt wären, sind die Abenteuer des General Guadelupe Victoria (später Präsident der Republik) als 1816 die Sache der Unabhängigkeit gänzlich verloren schien. Obgleich

möglich gehalten. Seiner Meinung nach haben die Yorquinos eben so Unrecht wie diese Democraten, wenn sie ihren Gegnern die Absicht zuschreiben, an die Stelle der Republik eine Monarchie und besonders eine spanisch-bourbonische Monarchie zu setzen, während er jedoch zugibt, daß auch die Yorquinos in manchen Puncten Recht haben, und daß z. B. die strengen Maßregeln gegen die Altspanier, die besonders von dieser Partey ausgehen, in mancher Hinsicht gerechtfertigt werden können. Herr Ward scheint übrigens überzeugt, daß, trotz der Menschlichkeiten, die freylich nirgends fehlen, im Ganzen beide Parteyen von aufrichtiger Vaterlandsliebe getrieben werden, und er verließ Mexico mit der Hoffnung, daß es der großen Anzahl von einflußreichen und gemäßigten Männern, an denen es in beiden Parteyen nicht fehlt, gelingen werde, einen gewaltsamen Ausbruch zu verhindern; um so mehr da Ermattung nach so langen furchtbaren Anstrengungen und Verlusten, Sehnsucht nach Ruhe das vorherrschende Gefühl bey der großen Mehrzahl des Volkes ist. Diese Hoffnung ist bekanntlich durch den Gewaltstreich zerstört worden, wodurch die Yorquinos dem General Guerrero zur Präsidentschaft verholfen haben. Das Gelingen dieses Streiches muß gerade durch das unerwartete desselben erklärt werden, indem gerade jener allgemeine Wunsch nach Ruhe sich leicht in eine willkommene Ueberzeugung von ihrer Dauer verwandelte, und der Partey, welche zuerst wieder zu den Waffen griff, den augenblicklichen Erfolg sicherte.

(Der Beschluß im nächsten Stücke.)

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

124. Stück.
Den 1. August 1829.

London.

Beschluß der Anzeige: Mexico in 1827. By H. G. Ward, Esq. etc. etc.

Uebrigens bestätigen des Verfs. Bemerkungen unsere Ansicht, daß auch diese Umwälzung nur sehr unpassend eine militärische genannt werden kann, so wie denn überhaupt der Ausdruck militärischer Despotismus in diesen letzten 50 Jahren nebst so vielen andern sonderbar gemißbraucht worden ist. Wo fast alle Bürger durch den Drang der Umstände zu Kriegern wurden, mußten die Krieger auch umgekehrt zu Bürgern werden, an den bürgerlichen Streitigkeiten Theil nehmen, und deren Entscheidung herbeyführen, die Gegenstände des Streites sind aber keinesweges von militärischem Interesse, sondern von rein bürgerlichem.

Was die Finanzen betrifft so gibt Ward nach amtlichen Documenten die Ausgaben im Anschlag für 1828 auf 13,363,098, die Einnahme auf 13,667,637 Pesos an, was einen Ueberschuß der

Einnahme von 304,539 Pesos erwarten ließe. Daß diese Berechnung, wie so viele ähnliche, ein ministerielles Blendwerk ist, daß an keine Deckung der Ausgaben, geschweige denn an einen Ueberschuß zu denken ist, beweist die gänzliche Zerstörung des Credits dieses Staates auf allen europäischen Geldmärkten. Dennoch aber kann man mit Hn. Ward annehmen, daß ohne sehr große Veruntreuung oder Unordnung die Hülfsmittel des Landes vollkommen hinreichen würden, um die nothwendigen Ausgaben zu decken. Dieß führt uns wieder auf die verderbliche Wirkung des gegenwärtigen Verhältnisses dieser neuen Republiken zu dem Mutterlande. In ihm liegt die wesentliche Ursache der Zerrüttung ihrer Finanzen, der Zerstörung ihres Credits, indem es z. B. Mexico zwingt über drey Viertel seiner Ausgaben den Bedürfnissen der Land- und Seemacht zuzuwenden, nämlich 10,382,977 Pesos. Zwar meint Hr. Ward, daß diese Ausgabe sehr vermindert werden könnte, wenn man z. B. die Flotte, die, so unbedeutend sie ist, dennoch 1,309,045 Pesos jährlich kostet, bis auf einige kleine Küstenfahrzeuge eingehen ließe; er hält das gegenwärtige Vertheidigungssystem und noch mehr die vom Commodore Porter ausgehenden Angriffspläne auf Cuba für eben so unnütz als verderblich durch die großen Kosten. Was er über die natürlichen Vertheidigungsmittel des Landes und besonders der Ostküste sagt ist beachtenswerth. 'Wenig Länder, sagt er, können einer bedeutenden stehenden Kriegsmacht, auch unter den jetzigen Umständen, so gut entbehren, als Mexico. An ihren ausgedehnten Küsten ist kaum ein Punct wo ein feindliches Heer landen könnte, und wäre dieß geschehen so sind die Schwierigkeiten, welche sich dem Vordringen ins

Innere entgegenstellen würden, und die, abgesehen von jedem thätigen Widerstand, aus dem Mangel an Lebensmitteln und Straßen und besonders aus dem verderblichen Clima entstehen, so groß, daß der Untergang eines solchen Heers beynahe unvermeidlich seyn müßte. Ein Monat Aufenthalt in der Tierra caliente würde dem Verlust einer Hauptschlacht gleich kommen, und diese Zeit würde auch unter den günstigsten Umständen kaum hinreichen um ein europäisches Heer von der Küste nach dem höheren Binnenlande hinaufzuführen, und hier würde doch der eigentliche Widerstand erst anfangen und ein allgemeiner Aufstand der im kleinen Krieg so erfahrenen Bevölkerung würde in einem solchen Lande über kurz oder lang jedes fremde Heer aufreiben. So könnte auch das stärkste Heer, was Spanien auszurüsten fähig wäre, zwar einige Provinzen verwüsten, und die Beruhigung und Erholung des Landes um einige Jahre hinausschieben, aber niemals, dieß ist meine feste Ueberzeugung, würde die geringste Wahrscheinlichkeit eines günstigen Erfolges vorhanden seyn. Die Besetzung der wenigen befestigten Puncte, wo eine Landung überhaupt möglich ist, würde übrigens hinreichen um auch jeden Versuch einer Landung zu verhindern.' Man könnte vielleicht gegen diese Ansicht die lange Dauer des Kampfes gegen die Altspanier und das entschiedene Uebergewicht was sie bis 1821 behaupteten, anführen, allein dieß ist leicht erklärlich wenn man bedenkt, daß dieselben damals im Besitz waren, und besonders daß sie ihre Siege größtentheils den Creolen-Regimentern verdankten, welche aus mancherley Ursachen, die Ward anderswo ausführlich darthut, bis 1821 den Altspaniern mit dem größten Eifer treu blieben. Von dem Augenblick an, wo Itur-

bide sich an ihrer Spitze gegen [illegible] Herren erklärte, war an Widerstand [illegible] der Spanier nicht mehr zu denken.

Wichtig ist das Kapitel über den [illegible] die Verhältnisse der Kirche, der hohen [illegible] deren Geistlichkeit. Wir heben nur [illegible] die Zahl und die Einkünfte der Weltgei[illegible] seit der Emancipation sich um die H[illegible] mindert hat, und die der Klostergeistlichen [illegible] mehr. — Bemerkenswerth und treffend [illegible] W. über den Einfluß der Stellung der Ge[illegible] keit unter dem spanischen Colonialsystem [illegible] nachherigen Ereignisse und auf die gegen[illegible] Verhältnisse sagt. Bekanntlich war der [illegible] telbare Einfluß der römischen Curie auf die [illegible] lichen Angelegenheiten der spanischen Co[illegible] sehr gering, da ohne das regium exequ[illegible] keine Bulle gesetzliche Kraft hatte, und dem [illegible] nig das Recht zustand selbst die hohen geist[illegible] Würden zu vergeben. Hieraus entstand ein [illegible] wisser Geist der Unabhängigkeit von Rom [illegible] der mexicanischen Geistlichkeit, die auch in [illegible] letzten Verhandlungen mit Rom so bedeutsa[illegible] hervortritt, daß die päpstliche encyclica von 18[illegible] mit vollkommner Beystimmung der Geistlichk[illegible] eine Antwort erhielt, worin deutlich genug a[illegible] die Möglichkeit eines Schismas hingewiesen wird. Auch haben von 37 päpstlichen Bullen nur 22 das pase der mexicanischen Regierung erhalten, was an die Stelle des regium exequatur getreten ist. Da jedoch anderseits alle hohen geistlichen Würden ausschließlich mit Altspaniern besetzt wurden, während die Creolen nur zu den, oft sehr spärlich bedachten Pfarrstellen zugelassen wurden, so erklärte sich die niedere Geistlichkeit, deren Einfluß auf das Volk so außerordentlich groß ist, mit Eifer und Erfolg für die Sache

theilung und Ausbreitung derselben über alle Theile der Republik, durch die Eröffnung so vieler neuer Verbindungspuncte. Hierdurch wird zwar die inländische Indüstrie, so weit sie sich seit dem Aufhören des Bürgerkrieges wieder erholt hat, bey dem niedrigen Preise europäischer Fabrikwaaren gänzlich zerstört, allein dagegen die Entwickelung der natürlichen Hülfsmittel, die Hervorbringung roher, für den europäischen Markt geeigneter Erzeugnisse in so hohem Grade befördert, daß jener Nachtheil gar nicht in Betracht kömmt, da die Hände und das Capital, die bisher bey den inländischen, in den letzten Jahren doch nur sehr geringen Manufacturen beschäftigt waren, sehr leicht in diesem neuen Erwerbszweige angewandt werden können, und gewiß wird Niemand leugnen, daß diese neuen Staaten zunächst in dem Austausch ihrer rohen Producte gegen europäische Indüstrieerzeugnisse, nicht aber in irgend einer Art von Concurrenz mit diesen ihren Vortheil finden müssen. Der Vortheil des europäischen Handels hängt aber besonders davon ab, daß die Einfuhr europäischer Indüstrieproducte mit der Entwickelung der natürlichen Hülfsmittel jener Länder, mit ihrer Zahlungsfähigkeit gleichen Schritt halte; die Nachtheile einer voreiligen Ueberfüllung des Marktes haben wir uns selbst zuzuschreiben. Was in diesem Augenblicke der größtmöglichen Entwickelung der ungeheuern Productionsfähigkeit dieses Landes und der entsprechenden des vortheilhaften Absatzes der europäischen Indüstrie im Wege steht, ist der Mangel an Capitalien, erzeugt durch die Unterbrechung der Bergwerkarbeiten während des Krieges und durch die Auswanderung der Spanier und ihrer Capitalien. Die Beseitigung dieses Hindernisses hängt nun hauptsächlich von dem

Verminderung ihrer Zahl und Einkünfte vermindert worden, so ist dieser doch noch bedeutend genug um bey den über kurz oder lang unvermeidlichen Collisionen mit der weltlichen Macht, welche ihrer ganzen Stellung nach nothwendig immer mehr in das sogenannte liberale System eingehen muß, Besorgnisse zu erregen.

Das vierte Buch enthält eine vergleichende Uebersicht des gegenwärtigen und des früheren Zustandes des Handels und der Indüstrie in Mexico und ist, wie leicht zu erachten, von großer Wichtigkeit. Was den ehemaligen spanischen Colonialhandel betrifft, so beruft sich der Verf. fast ausschließlich auf Humbold, den er jedoch in einigen Puncten berichtigt. Für den mexicanischen Handel jener Zeit lassen sich leicht zwey Epochen unterscheiden: während der ersten bis 1778 wurde der Handel ausschließlich mit dem Mutterlande durch die von Sevilla, später Cadix alle vier Jahre auslaufenden Registerschiffe, in dem Hafen von Vera Cruz betrieben (der gegen 3 Millionen jährlich betragende Verkehr von Acapulco mit China kommt hier nicht in Betracht), und auf diese Art die rohen Erzeugnisse der Colonie, besonders an edlen Metallen, gegen Indüstrie- und Naturproducte des Mutterlandes mit einem Durchschnittsprofit von 150 Procent für letztere ausgetauscht. 1778 hörte der Handel mit Registerschiffen auf, es wurde Privatleuten gestattet nach eigenem Gutdünken Schiffe zu diesem Handel auszurüsten und demselben mehrere spanische Häfen geöffnet, während jedoch in Mexico Vera Cruz der einzige Verbindungspunct blieb. Die Folge war eine so schnelle Zunahme der Ausfuhr und Einfuhr, daß in den letzten zwölf Jahren des alten Systems die Einnahme des Zollhauses und das königliche Fünftheil

131,135,286 Pesos, in den ersten zwölf Jahren des neuen Systems 233,302,557 Pesos betrug. Im Anfang des 19ten Jahrhunderts betrug der jährliche Durchschnittswerth der Einfuhr funfzehn, der Ausfuhr zwey und zwanzig Millionen, wovon fünf Sechstel edle Metalle. Um diese Zeit hatte auch die Indústrie in Mexico selbst eine nicht unbedeutende Entwickelung erhalten, und der Verbrauch ihrer Erzeugnisse war demjenigen der Erzeugnisse der Indústrie des Mutterlandes fast gleich. Diese Entwickelung der Colonialindústrie muß, obgleich Herr Ward diesen Punct übersieht, unstreitig der Beschränkung des Verkehrs auf Vera Cruz zugeschrieben werden, wodurch die Erzeugnisse des Mutterlandes in den entfernteren Theilen der Colonie durch hohe Preise mehr oder weniger unzugänglich, und sie für die nothwendigeren Artikel auf sich selbst angewiesen wurden. — Der furchtbare Kampf gegen das Mutterland mußte, wie sich denken läßt, für den mexicanischen Handel mit Europa und für die inländische Indústrie die verderblichsten Folgen haben; als jedoch in dem Jahr 1816 — 17 die Herrschaft der Spanier in fast allen Theilen der Colonie wieder hergestellt war, hob sich der Verkehr mit dem Mutterlande ziemlich schnell wieder, und im Jahr 1821 betrug die Ein- und Ausfuhr von Vera Cruz schon wieder 17,244,569 Pesos. Die Ereignisse des Jahrs 1821, die entschiedene Trennung der Colonie vom Mutterlande führte zwar zu der gänzlichen Abschaffung des alten Handelssystems; der Verkehr mit allen europäischen und americanischen Nationen wurde in allen Häfen der neuen Republik frey gegeben, aber dennoch war eine auffallende Abnahme des Handels die nächste Folge jener Veränderung. Die Ein- und Ausfuhr von 1822 betrug in

Vera Cruz nur 14,030,478, die von 1823 nur 6,259,209 Pesos, und in den neu eröffneten höchstens 3 Millionen. Dieses auf den ersten Anblick auffallende Resultat erklärt sich leicht daraus, daß einerseits die meisten spanischen Häuser, welche bis dahin fast ausschließlich im Besitz des Handels gewesen waren, sich in Folge der Trennung vom Mutterlande vom Handel zurückzogen, und ihre Capitalien größtentheils nach Europa verpflanzten, während andrerseits nicht nur die Mexicaner, die ihre Stelle einigermaßen hätten ersetzen können, sondern auch die europäischen Speculanten erst einiger Zeit bedurften, um sich zur Benutzung einer so unerwarteten neuen Ordnung der Dinge einzurichten. Bald nahm auch die Sache ein anderes Ansehen. Zwar hörte wegen der Belagerung von San Juan de Ulloa der Handel von Vera Cruz fast ganz auf, dagegen betrug die Ein- und Ausfuhr von Alvarado im Jahr 1824 schon 15,156,941, und die Gesammt-Ein- und Ausfuhr der Ostküste wenigstens 21 Millionen. Was die beiden folgenden Jahre betrifft, so ist es Hn. Ward nicht gelungen, sich genauere Angaben des Werths zu verschaffen, allein da von 1824 bis 1826 die Zahl der in mexicanischen Häfen der Ostküste eingelaufenen Schiffe von 210 auf 629 stieg, so muß die Zunahme im Werth der Ein- und Ausfuhr sehr bedeutend gewesen seyn, und es ist nicht der geringste Zweifel, daß in sehr kurzer Zeit der Werth derselben, demjenigen der besten Jahre unter dem Colonialsystem gleich kommen wird, während für eine fernere Zukunft die Ausdehnung des Handels fast grenzenlos erscheint. Das wichtigste Resultat des neuen Systems ist nicht sowohl die Zunahme des Werths und der Menge der Einfuhr, und der entsprechenden Ausfuhr als die größere Ver-

theilung und Ausbreitung derselben über alle Theile der Republik, durch die Eröffnung so vieler neuer Verbindungspuncte. Hierdurch wird zwar die inländische Indüstrie, so weit sie sich seit dem Aufhören des Bürgerkrieges wieder erholt hat, bey dem niedrigen Preise europäischer Fabrikwaaren gänzlich zerstört, allein dagegen die Entwickelung der natürlichen Hülfsmittel, die Hervorbringung roher, für den europäischen Markt geeigneter Erzeugnisse in so hohem Grade befördert, daß jener Nachtheil gar nicht in Betracht kommt, da die Hände und das Capital, die bisher bey den inländischen, in den letzten Jahren doch nur sehr geringen Manufacturen beschäftigt waren, sehr leicht in diesem neuen Erwerbszweige angewandt werden können, und gewiß wird Niemand leugnen, daß diese neuen Staaten zunächst in dem Austausch ihrer rohen Producte gegen europäische Indüstrieerzeugnisse, nicht aber in irgend einer Art von Concurrenz mit diesen ihren Vortheil finden müssen. Der Vortheil des europäischen Handels hängt aber besonders davon ab, daß die Einfuhr europäischer Indüstrieproducte mit der Entwickelung der natürlichen Hülfsmittel jener Länder, mit ihrer Zahlungsfähigkeit gleichen Schritt halte; die Nachtheile einer voreiligen Ueberfüllung des Marktes haben wir uns selbst zuzuschreiben. Was in diesem Augenblicke der größtmöglichen Entwickelung der ungeheuern Productionsfähigkeit dieses Landes und der entsprechenden des vortheilhaften Absatzes der europäischen Indüstrie im Wege steht, ist der Mangel an Capitalien, erzeugt durch die Unterbrechung der Bergwerkarbeiten während des Krieges und durch die Auswanderung der Spanier und ihrer Capitalien. Die Beseitigung dieses Hindernisses hängt nun hauptsächlich von dem

Gelingen der verschiedenen Minenspeculationen ab, worin britische, deutsche und nordamericanische Gesellschaften ihre Fonds angelegt haben.

Diesem wichtigen Gegenstande ist das vierte Buch des Werkes gewidmet, welches Alles enthält was darüber gesagt werden kann. Wir müssen uns hier mit einer kurzen Uebersicht der Haupt-Resultate begnügen. Der jährliche Ertrag der Minen in den letzten funfzehn Jahren vor der Revolution (1810) kann auf vier und zwanzig Millionen angeschlagen werden, wovon jährlich zwey und zwanzig Millionen ausgeführt wurden; rechnet man nun diesen in Mexico zurückgebliebenen Ueberschuß von 30 Millionen zu den 42 Millionen, die man als den im Anfang dieser funfzehn Jahre vorhandenen Ueberschuß ansehen kann, so beläuft sich das 1810 in Mexico vorhandene Capital auf 72 Millionen. Der jährliche Ertrag der Minen in den letzten funfzehn Jahren nach Ausbruch der Revolution (von 1810 bis 25) kann auf 11 Millionen angeschlagen werden, oder in funfzehn Jahren 165 Millionen, wogegen die Ausfuhr durch den Handel in derselben Zeit über 167 Millionen betrug, so daß schon hierdurch das 1810 vorhandene Capital angegriffen werden mußte. Rechnet man aber nun zur Ausfuhr noch die von altspanischen Häusern seit 1821 dem Handel und dem Lande entzogenen Capitalien, welche in jener Angabe nicht mit begriffen sind, und welche von Einigen zu 140, von Andern zu 80 Millionen angeschlagen werden, so würde beym letzten, geringsten Anschlage, dennoch das 1826 in Mexico vorhandene Capital zehn Millionen weniger als Nichts betragen. Daß dieß nicht möglich sey leuchtet ein, dennoch aber scheint uns Hr. Ward nicht ganz gerechtfertigt, wenn er statt jener achtzig Millio-

tien, die von Spanien seit 1821 dem Lande entzogenen Capitalien nur auf 36 Millionen, und danach das 1826 vorhandene Capital auf etwa 33 Millionen anschlägt. In der That ist es kaum glaublich, daß der niedrigste Anschlag des sachkundigen Publicums dennoch um mehr als die Hälfte zu hoch seyn sollte, und der ganze Zustand der Dinge in den Jahren 1824, 25, 26, wie Hr. Ward ihn selbst bezeichnet, wenn er von drey Procent monatlich mit den beßten Sicherheiten für das Capital spricht, berechtigt uns zu glauben, daß sein Anschlag des Betrags des Capitals in dieser Epoche um vieles, vielleicht um ein Drittel zu hoch ist, und daß dasselbe richtiger auf etwa 20 Millionen angeschlagen werden kann, wobey jedoch zu bedenken ist, daß auch die neuesten Ereignisse eine große Anzahl von Altspaniern mit ihren Capitalien aus dem Lande getrieben haben. Das einzige Mittel diesem großen Mangel an Capital abzuhelfen, lag in der Wiederbelebung des Bergwesens, was, wie auch der Vf. anerkennt, unter der spanischen Verwaltung eine musterhafte Einrichtung genoß, aber aus leicht zu erachtenden Gründen während des Krieges in den größten Verfall gerathen war. Auch zu dieser Wiederbelebung fehlte es in Mexico an Capital, und dieß mußte zum Theil von Europa herüber gebracht werden, was um so leichter war, da die Eröffnung des freyen Verkehrs mit England und seine Sicherung durch die Anerkennung der Unabhängigkeit der neuen Staaten, gerade in eine Epoche fiel, wo eine wahre Raserey von Speculationen in England herrschte. Von den vielen Gesellschaften, die sich damals zur Bearbeitung der mexicanischen Minen bildeten, haben nur folgende die jener Epoche folgende Crise überlebt: die Real del Monte

company mit einem wirklich angewandten Capital von 400,000 L. — Bolannos company: 150,000 L. — Tlalpujahua comp.: 180,000 L. — Anglo-mexican comp.: 800,000 L. — United mexican comp.: 800,000 L. — Mexican comp.: ? — Calorce comp.: 60,000 L. — Hierzu kommen zwey americanische Compagnien mit sehr geringem Capital und die deutsche Bergwerksgesellschaft mit 127552 L. — Von diesem Gesammtcapital waren im Jahr 1827 gegen 12 Millionen Pesos schon in Circulation gesetzt, was freylich nicht heißen kann, daß diese ganze Summe aus Europa nach Mexico in specie eingeführt worden, sondern man muß annehmen, daß ein großer Theil davon nur in Mexico zurückgehalten wurde, der sonst nach Europa ausgeführt worden wäre. Was nun den Erfolg dieser Unternehmungen betrifft, so erlaubt uns der Raum nicht, Hn. Ward in seiner sehr ausführlichen und gründlichen Untersuchung über deren Character, Ausdehnung, Schwierigkeiten, Fortschritte, gegenwärtigen Zustand und Aussichten für die Zukunft zu folgen, und wir begnügen uns mit einer kurzen Uebersicht. Alle diese Gesellschaften, wenigstens die englischen, haben anfangs ihre Unternehmungen auf die allerverkehrteste Weise begonnen, indem sie ohne Rücksicht auf physische und moralische Localitäten mit eben so blinder Verachtung der einheimischen Verfahrungsarten als Ueberschätzung der englischen, überall und in allen Dingen diese letzteren einführen, und sich nur englischer Arbeiter bedienen wollten. Alle haben diese Fehler theuer bezahlt und ungeheure Summen weggeworfen, bis sie die Erfahrung belehrte, daß die Verwaltung dieser Unternehmungen zwar europäisch seyn, die Ausführung aber, besonders in den Details, mexicanisch bleiben müsse, und

daß es nicht darauf ankomme das landesübliche Verfahren zu verbannen, sondern es durch Anwendung verbesserter Maschinen rc. zu vervollkommnen, besonders aber, daß einheimische Arbeiter für alle gröberen Arbeiten in jeder Hinsicht den englischen vorzuziehen seyen *). Trotz dieser sehr kostbaren Fehler glaubt sich Hr. Ward berechtigt, zu behaupten — und seine Gründe und Thatsachen sind in der That überzeugend — daß schon 1827 die laufenden Kosten dieser Unternehmungen gedeckt waren, und daß man von dem Jahre 1830 an auf eine jährliche Ausbeute von zwölf Millionen rechnen könne, was mit der schon 1825 11 Millionen betragenden Ausbeute der mexicanischen Minen, dieselbe auf 23 Millionen bringen würde, also nur eine Million weniger als in den letzten funfzehn Jahren vor 1810. Dieß jedoch wohlgemerkt ist Ausbeute, nicht Ertrag für die Gesellschaften, denn der mögliche Belauf des letzteren läßt sich unmöglich auch nur einigermaßen genau angeben, da er zu sehr von dem Betrag des in derselben Zeit angewandten Capitals abhängt. Doch zweifelt Hr. Ward durchaus nicht, daß wenn sie auf dem begonnenen guten Wege fortschreiten, sie auf außerordentlich günstige Erfolge in einigen Jahren mit Sicherheit rechnen können, denn die Minen sind noch dieselben wie sie 1810 waren, und nicht

*) Herr Ward gesteht selbst, daß die deutsche Gesellschaft solche und ähnliche Fehler fast ganz vermieden und mit den geringsten Mitteln am meisten gethan habe, und ist überzeugt, daß es nur dem Mangel an bedeutenden Fonds zuzuschreiben sey, wenn sie nicht sehr bald durch den glänzendsten Erfolg belohnt werde. Dieß unparteyische Zeugniß sollte den Actienhaltern beweisen, daß nichts thörichter wäre als dem Unternehmen ihre Hülfe zu entziehen, statt sie im Gegentheil zu verdoppeln.

und eine genaue Aneinanderreihung derselben nach Maßgabe der Jahrszahlen und Daten, durch historische, genealogische, geographische und chronologische Excurse erläutert; denn als solche, sind die dem Texte der Darstellung untergesetzten, aber denselben oft bey weitem überflügelnden Anmerkungen anzusehen. Mühsamer mag wohl selten in einem historischen Werke das Material zusammengetragen, das kleinste Detail der erzählten Thatsachen erforscht, die vielfachen Dunkelheiten in Bezug auf die Verhältnisse und den Güterbesitz der auftretenden Personen, aufgehellt, die sich so zahlreich darbietenden Widersprüche mit wahrhaft diplomatischer Kritik zu lösen versucht seyn, als in dem vorliegenden; und so wenig es möglich seyn dürfte, in diesen Blättern, Auszüge aus demselben mitzutheilen, eben so wenig bezweifelt Ref., daß dem Verf. nicht die gerechte Anerkennung seines in demselben dargelegten Fleißes und der Gründlichkeit seiner Arbeit, fehlen werde. Auch der, fast die Hälfte des Buchs einnehmende Anhang, die Gaugeographie der sorbischen Mark, oder des Herzogthums Thüringen und der zu der Ostmark gehörenden Marken, ist auf ähnliche Weise, aus Urkunden u. s. w. zusammengetragen, und schließt sich auf die würdigste Weise an die von dem Vf. seinem 'Blick auf die Geschichte des Königreichs Hannover. Zweyte Auflage. 1827.' angehängte, und von dem Herrn Landdrosten von Wersebe in seinem neuesten Werke über die Gauverfassung der bezeichneten Länder, so rühmlich erwähnte, Gaugeographie des alten Herzogthums Sachsen an.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

125. Stück.

Den 3. August 1829.

Göttingen.

In der Versammlung der Königl. Societät der Wissenschaften am 4ten Julius hielt Herr Professor Otfr. Müller die Vorlesung, wovon die Anzeige im nächsten Stücke folgen wird.

Zur Beantwortung der von der Königlichen Societät der Wissenschaften für den diessjährigen Julius aufgegebenen, öconomischen Preisfrage, eine Prüfung der Methoden betreffend, welche man in verschiedenen Ländern und Gegenden bey der Knochendüngung anwendet (ausführlich bestimmt in den gel. Anz. vom vorigen Jahre S. 1174) ist keine Schrift eingegangen.

In Hoffnung glücklicheren Erfolgs werden nun nachstehende, für die nächsten vier Termine ausgesetzten Aufgaben, theils wiederholt, theils aufs Neue bekannt gemacht.

Für den November d. J.:

Obgleich der Flachsbau für das nördliche Deutschland und zumal für das Königreich Hannover von großer Wichtigkeit ist, so läßt sich doch nicht verkennen, daß dieser Culturzweig in den mehrsten unserer Gegenden von dem Grade der Vollkommenheit, den sein Betrieb in einigen anderen Gegenden, besonders in den Niederlanden erreicht hat, noch weit entfernt und daher wesentlicher Verbesserungen fähig ist. Da nun gerade in der jetzigen Zeit der Wunsch sich lebhaft aufdringt, daß auf die Vervollkommnung des vaterländischen Flachsbaues möglichste Aufmerksamkeit und Sorgfalt gerichtet werden möge; so macht die Königl. Societät d. W. zum Gegenstande einer Preisfrage:

'Eine gründliche Erörterung der Mängel, die sich in den mehrsten Gegenden von Norddeutschland bey dem Flachsbau finden, nebst Angabe der Maaßregeln, wodurch derselbe wesentlich verbessert werden könnte, um das zu erzielende Product, der Güte des in den Niederlanden gewonnenen, möglichst zu nähern.'

Die Königl. Societät wünscht, bey Beantwortung dieser Frage, auch die zur Erzielung von gutem Leinsamen dienlichen Maaßregeln beleuchtet und nicht bloß die eigentliche Cultur des Flachses, sondern auch seine Zubereit[illegible]t zu sehen.

Für den Julius 1830:

Die Ueberzeugung, daß zur Belebung des Kunstfleißes und zur Vervollkommnung der technischen Gewerbe, eine bloß mechanisch-practische Bildung der Gewerbetreibenden nicht zureichen kann, sondern daß für dieselben, in verschiedenem Grade, auch die Erwerbung gewisser theoretischer Kenntnisse Bedürfniß ist, hat in neuerer Zeit in mehreren Staaten auf die Gründung von technischen Lehranstalten, sogenannten polytechnischen Instituten, Gewerbe- oder Handwerks-Schulen geführt. Wenn nun gleich nicht zu verkennen ist, daß manche dieser Lehranstalten einen überaus vortheilhaften Einfluß auf die Verbesserung und Hebung der technischen Gewerbe einiger Länder, Gegenden und Städte bereits gehabt haben, so wird doch nicht bey Allen ein gleichmäßiger Erfolg bemerkt, welches unstreitig theils in der verschiedenen Einrichtung jener Institute und der abweichenden Beschaffenheit und Größe der dabey zu Gebote stehenden Mittel, theils aber auch wohl in der verschiedenen Empfänglichkeit des Volkes für technische Ausbildung gegründet ist. Daß die zweckmäßige Einrichtung und Leitung technischer Lehranstalten, selbst wenn die nöthigen Mittel leicht sich darbieten und jene Empfänglichkeit vorhanden ist, mannigfaltigen und großen Schwierigkeiten
liegt, darf eben so wenig bezweifelt
sehen werden. Diese Schwierig-

keiten müssen um so größer seyn, je mannigfaltiger und verschiedenartiger die zu berücksichtigenden Zweige des Gewerbewesens, je größer daher auch der Umfang des zu ertheilenden Unterrichtes ist. Das richtige Mittel zwischen dem zu Vielen und zu Wenigen in der theoretischen Ausbildung, so wie die beste Art, solche mit der practischen Ausbildung zu verknüpfen, ist eben so schwer zu treffen, als es selten ist Lehrer zu finden, welche sich hinsichtlich ihrer Kenntnisse und der Gabe der Mittheilung, gerade für die Klasse von Schülern, für welche jene Institute bestimmt sind, vollkommen eignen.

Obgleich in letzterer Zeit manches Treffliche über die zweckmäßigste Einrichtung technischer Lehranstalten geschrieben worden, so ist es doch gewiß wünschenswerth, daß jener wichtige Gegenstand noch mehr zur Sprache gebracht werde. Die Königliche Societät der Wissenschaften verlangt daher eine gründliche und so viel wie möglich auch die bey technischen Lehranstalten verschiedener Länder gesammelten Erfahrungen berücksichtigende Beantwortung der Frage:

'Welche Einrichtung müssen technische Lehranstalten (sogenannte polytechnische Institute, Gewerbschulen, Handwerksschulen) haben, damit sie ihren Zweck, eine angemessene, theoretisch-practische Ausbildung der Gewerbetreibenden zu bewirken, bestmöglichst erfüllen können?'

Für den November 1830:

'Eine möglichst vollständige und auf Erfahrung gegründete Anleitung, wie die natürlichen und künstlichen Schafweiden am besten zu cultivieren und zu verbessern, und wie die letzteren in unserem Clima am vortheilhaftesten anzulegen sind?'

Für den Julius 1831 ist folgende, oben bereits angeführte, unbeantwortet gebliebene Preisfrage von neuem aufgegeben:

'Die sehr vortheilhafte Anwendung, welche man in England, Frankreich und in einigen Gegenden Deutschlands von den Knochen zur Düngung macht, ist allgemein bekannt. Die maschinellen Vorrichtungen aber, deren man sich zur Zerkleinerung der Knochen bedient, so wie die Verfahrungsarten bey ihrem Gebrauch, z. B. in Hinsicht verschiedenartiger Zusätze, sind abweichend und die Meinungen darüber getheilt. Auch ist es nicht zu verkennen, daß man in Norddeutschland und namentlich im Königreich Hannover, die Knochendüngung noch viel weniger, als sie es verdient, benutzt; welches u. A. daraus hervorgehet, daß noch immer bedeutende Quantitäten von Knochen, die dem vaterländischen Boden zu Gute kommen könnten, dem Auslande überlassen werden.

Die Königl. Societät d. Wissenschaften wünscht dahin zu wirken, daß die Aufmerksamkeit der

keiten müss
mannigfaltig
zu berücksicht
bewesens, je
fang des zu
Das richtige
len und zu
Ausbildung,
mit der prac
knüpfen, ist
als es selten
sich hinsichtli
Gabe der N
Klasse von Sch
stitute bestimm

Obgleich in letz
liche über die zw
technischer Lehran
den, so ist es d
werth, daß jener
noch mehr zur Sp
Die Königliche Soci
ten verlangt daher
so viel wie möglich
schen Lehranstalten ve
gesammelten Erfahrung
gende Beantwortung der

'Welche Einrichtu
sche Lehranstalten
technische
Handwe
ren Zw
practis
bende
füllen

ttingische
rte Anzeigen
unter der Aufsicht
. Gesellschaft der Wissenschaften.

126. 127. Stück.
en 6. August 1829.

Göttingen.

rsammlung der Königl. Societät
iten am 4ten Julius hielt Herr
r eine Vorlesung unter dem
tatio, qua Myrinae Amazo-
aticano asservatum signum
atur.
derselben war die berühmte
e, unter allen Werken der
und vollendetste, im Mu-
num, welche in dem
l. Tafel 38 abgebildet
mannigfach die eigen-
an dieser Statue
t sich recht, wie
achdenkende Ar-
drucke der Sin-
nem genaueren
bleiben, daß
und es
rüber.
der

zweifelhaften Fällen sind in den Anmerkungen die abweichenden Meinungen der Gelehrten über Verschiedenheiten der Lesearten bloß angegeben ohne entscheidendes Urtheil. Diese kritische Vorsicht und Besonnenheit, das Resultat einer langen Erfahrung und gründlichen Forschung, ist besonders denjenigen Philologen als nachahmenswerth zu empfehlen, welche ohne geübten Sinn und geschärften Blick sich selbst bey den größten Schwierigkeiten zum voreiligen Abstimmen für gelehrt und geschickt genug halten. Auf der andern Seite darf aber eine solche kritische Bescheidenheit nicht über ihre Grenzen hinaus die ihr bey einer geringen Anzahl von Fällen zugestandenen Rechte geltend zu machen, und diese auch auf solche Sachen anzuwenden suchen, wo Urtheil und gelehrte Umsicht scharf und gerecht entscheiden müssen; sonst möchte ein solches Verfahren wohl leicht in kritische Gleichgültigkeit, welche allem ferneren Fortschreiten in Kunst und Wissenschaft ein Ende macht, ausarten.

Buttmanns eigene Zugaben erläutern größtentheils den Sprachgebrauch, und sind in gedrängter Kürze mitgetheilt. Auf Sacherklärung ist bey der ganzen Bearbeitung weniger Rücksicht genommen. Die wenigen Nachträge zu den Anmerkungen, welche den Griechischen und Lateinischen Wortregistern vorangehen, sind sehr reichhaltig. Besonders ist hier die gelehrte Untersuchung über eine schwierige Stelle im Phaidros (§. 56 u. f.) als sehr gelungen auszuzeichnen.

G. H. B.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

126. 127. Stück.
Den 6. August 1829.

Göttingen.

In der Versammlung der Königl. Societät der Wissenschaften am 4ten Julius hielt Herr Professor Müller eine Vorlesung unter dem Titel: Commentatio, qua Myrinae Amazonis in Museo Vaticano asservatum signum Phidiacum explicatur.

Der Gegenstand derselben war die berühmte Amazonen-Statue, unter allen Werken der Art wohl das schönste und vollendetste, im Museum Pio-Clementinum, welche in dem Viscontischen Werke Bd. II. Tafel 38 abgebildet ist. Es ist bekannt, wie mannigfach die eigenthümliche Haltung der Arme an dieser Statue erklärt worden ist. Hiebey zeigt sich recht, wie sehr sich auch besonnene und nachdenkende Archäologen oft von dem ersten Eindrucke der Sinne bestechen lassen. Es konnte keinem genaueren Betrachter der Bildsäule verborgen bleiben, daß die Arme ziemlich ganz angesetzt sind; und es fehlt jetzt nicht an genauen Angaben darüber. Weil es aber einmal dem Ergänzer gefallen, der

legt, Helm, Beil, Schild; diese befinden sich neben den Füßen der Figur auf der Basis; woraus doch wohl am klarsten erhellt, daß an Kampf und Krieg hier gar nicht gedacht werden soll. Das Gewand aber, ein Chiton, der an sich schon möglichst leicht und dünn ist, ist noch auf eine eigenthümliche Weise von dem linken Knie emporgenommen und in den Gürtel unter der Brust hineingesteckt; diese sonst nirgends vorkommende Aufsteckung des Gewandes hat offenbar den Zweck, die Beine beym Aufschwunge von jeder Hemmung zu befreyen und vor jeder Verwickelung zu sichern. Der Verf. sucht sich hiebey möglichst in die Falten des Gewandes hineinzufinden und kömmt zu dem Resultat, daß, wenn nicht alle Abbildungen der Statue, die er sich verschaffen konnte, täuschen, die eine Reihe von Falten, welche deutlich durch einen zweyten untern Gürtel gebildet war, vom restaurierenden Künstler auf eine ungeschickte Weise behandelt worden ist.

Wenn solchergestalt Alles, was diese Statue Eigenthümliches und Besonderes hat, in der angegebenen Erklärung aufgeht: so bietet sich als die nächste Aufgabe, zu zeigen, wie diese Handlung mit der Beschaffenheit der Gymnastik des Alterthums, und wie sie mit der mythisch geschilderten Lebensweise der Amazonen stimmt. Hier muß nun zuerst eingestanden werden, daß, so ausgebildet auch die gymnische Uebung des Sprunges bey den Griechen war, so riesenhafte Sprünge auch die ersten ihrer Athleten gethan haben sollen: doch die Erwähnung eines Voltigierstabes dabey etwas Seltenes ist. Dagegen ist häufig von den Schwunggewichten (ἁλτῆρες) die Rede, über die Welcker so gründlich und interessant gehandelt hat. Indessen konnten diese [illegible] wohl nur beym Sprunge in die Weite ge-

braucht werden; beym Höhensprunge dagegen war der Gebrauch einer Stange so natürlich, daß man auch ohne Zeugnisse an dem Vorkommen desselben im Alterthum nicht zweifeln dürfte. Doch findet sich auch bey Schriftstellern, daß Helden mit Hülfe der Lanze auf Bäume hinaufspringen, daß man im Römischen Amphitheater mit Stangen (κόντοι) über wilde Thiere hinwegsprang; ja im Justinianischen Codex ist diese Art des Sprunges als ein eigenes gestattetes Spiel unter dem Namen κοντομονόβολον erwähnt. Für unsern Fall zeigt sich aber noch eine neue Beziehung, in welche diese Sprungübung gesetzt werden muß. Die in Rede stehende Uebung war von der größten Wichtigkeit für die alte Reitkunst. Man voltigierte mit den Lanzen auf den Rücken der Pferde hinauf, nur mit dem Unterschiede, daß die Hand, welche den Stab sonst unten fassen würde, sich dabey auf den Bug des Pferdes am untern Ende der Mähne stemmt, während die andere Hand, gerade eben so wie beym Kontomonobolon, die Lanze möglichst hoch gefaßt hält. Nun waren aber die Amazonen weltberühmte Reiterinnen, und keine Seite ihrer Lebensweise ist so hervorstechend. Wir sehen also offenbar die Vaticanische Amazone in einer Vorübung, von der sie als Reiterin im Kampfe wohl Gebrauch machen kann. Und daß dieß wirklich die Intention des Künstlers war, dem wir dieses Werk verdanken, beweist aufs klarste der Riemen am linken, erhaltenen, Fuße, der von allen Archäologen, die dessen erwähnen, als der Riemen, durch den der Sporn angeschnallt wurde, erkannt worden ist, und auch wohl schwerlich anders erklärt werden kann. Wir werden daraus zwar nicht schließen dürfen, daß die Amazone noch ein Roß, auf das sie hinaufspringen wollte, neben sich gehabt hätte, indem

damit ihre Stellung eben so wenig übereingestimmt hätte, als sich daraus eine passende Gruppe bilden ließe: aber das sehen wir deutlich, daß der Künstler die gymnische Uebung, in welcher er die Amazone auffaßte, in Beziehung zur Reitkunst setzen, die Amazone als eine ritterlich beschäftigte darstellen wollte.

Wenn hiermit die Aufgabe der Erklärung beendet, und zu einem einleuchtenden Resultat geführt scheinen konnte: so ist doch auch die Nachforschung, welche speciellere Benennung etwa dieser Statue gebühre, und der Versuch, ob sich über Zeit und Person des Urhebers etwas ausmitteln lasse, nicht ganz ohne Erfolg geblieben. Der Verf. schlägt vor, in unserer Figur die berühmte Amazonenfürstin, die Troische **Myrina**, zu erkennen. Homer bezeichnet einen Hügel auf dem Felde vor Ilion, vom Volke Batieia genannt, als das Denkmahl der vielspringenden Myrina, *πολυσκάρθμοιο* Μυρίνης. Warum, fragt der Verf., wollen wir noch länger diesen Namen auf eine gezwungene Weise von der Schnelligkeit der Amazone im Kriege, oder der Schnellfüßigkeit ihrer Rosse erklären, da eine einfachere, dem Worte anpassendere Erklärung in dieser Statue vorliegt. Wenigstens scheint der Künstler, der eine springende Amazone bildete, den Vater der Poesie auf keine andere Weise verstanden zu haben.

Dieser Künstler war nach der Meinung des Verfs. **Phidias**. Nichts ist bekannter als die Erzählung, wie fünf Künstler, darunter Polyklet, Phidias, Ktesilaos, in einem plastischen Wettstreite zu Ephesos mit Amazonen-Statuen um den Preis kämpften. Polyklet erhielt ihn; Phidias wurde als der nächste anerkannt. Polyklets Amazone, deren Stellung Niemand im Alterthum [illegible] wieder aufzufinden ist wohl unmög-

lich; daß man die unsere für eine Nachbildung derselben genommen, hat keinen Grund als das richtige Gefühl, daß sie in diese Zeit der edelsten und reinsten Kunst gehöre. Ktesilaos verwundete Amazone hat eine Capitolinische und eine im Louvre befindliche Statue zu Copien. Phidias Amazone war nach Lukian ἐπερειδομένη τῷ δορατίῳ, an die Lanze gestützt. Ohne die Vaticanische Figur und die Nattersche Gemme daneben zu haben, würde man eine Bildsäule, nach Art der Achilleischen Statuen darunter denken, ein Werk, welches vortrefflich in der Ausführung seyn konnte, aber in der Anlage des Ganzen, dem Grundgedanken, eben nicht Phidias erfindungsreichen Geist bewähren würde. Nun aber, da die richtige Stellung der Vaticanischen Statue ausgemittelt worden ist, da diese Stellung von einem Schriftsteller, der nur Bekanntes mit einem Worte bezeichnen wollte, vollkommen richtig durch ἐπερειδομένη τῷ δορατίῳ beschrieben werden konnte: ist es wohl höchst natürlich sich Phidias Werk nach der Vaticanischen Statue vorzustellen. Früher, vor den neueren Umgestaltungen der Kunstgeschichte, würde man freylich Mancherley hiegegen eingewendet haben; man würde von Phidias Werk mehr Härte und Strenge, mehr Steinernes in der Behandlung der Draperie, erwartet haben. Jetzt sind diese Einwürfe durch die Bildwerke vom Parthenon (deren Abgüsse wir durch die besondere Gnade S. M. des Königs auch bald zu den werthvollsten Schätzen unserer Universität werden zählen dürfen) durchaus abgeschnitten; gerade diese dünnen Gewänder und zarten Falten, wie an dieser Amazone, finden sich auch an jenen; und eine volle blühende kräftige Schönheit des weiblichen Körpers darzustellen, lag vollkommen im Bereich der Phidiasischen Kunst. Auch will man an der Arbeit

der Haare noch etwas Strenges und Alterthümliches wahrgenommen haben, und allerdings gelangte darin die Kunst am spätesten zu einer leichten und natürlichen Behandlung. Auch die Proportionen der Natur stimmen, nach den genauesten Abbildungen, wohl mit denen überein, welche Phidias und Polyklet anwandten; sie sind kürzer, die Figur stämmiger, als wir es an den späteren Werken finden, die nach Lysippos neuem Kanon gearbeitet sind.

Dabey versteht es sich indeß von selbst, daß die Vaticanische Statue nicht insoweit ein opus Phidiacum genannt werden soll, daß sie selbst aus Phidias Werkstatt hervorgegangen gedacht würde. Phidias Amazone war von Erz; die Vaticanische ist in Marmor von einem jener geistreichen Copisten gearbeitet worden, deren Einfluß auf die vorhandene Welt der alten Kunst man nicht überall gehörig beherzigt hat, in Zeiten da tausend geübte und in guten Schulen gebildete Hände geschäftig waren, die Kunstschöpfungen der besten Periode, wovon neun Zehntel in Erz ausgeführt waren, in das später beliebt gewordene Material, den Marmor, zu übertragen. Ihre Namen deckt Vergessenheit, wenn nicht Einer sich etwa selbst durch eine Inschrift an seinem Werke nennt, wie Glykon an der Marmor-Copie des ehernen Herakles von Lysippos; wo sich dann alle Welt wundert, wie ein so edler und trefflicher Künstler bey seinen Zeitgenossen und den Kunstkennern des Alterthums so ganz unbeachtet bleiben konnte.

Doch dieß beyläufig. Der Verf., der bey der künftigen Herausgabe der Abhandlung Umrisse der Statue nach den besten Stichen, so wie der Gemme nach Natter, beyfügen will, benutzt indeß gern diese Gelegenheit, seine Erklärungshypothese den Kennern des Fachs vorzulegen, und

wird Aeußerungen darüber, besonders Angesichts der Statue in Rom gemachte Bemerkungen, wohl beherzigen und sich möglichst zu Nutze machen. Wie indeß auch die Meinungen sich über manches hier in der Kürze Ausgesprochenes vernehmen lassen werden: so wird doch von nun an das Eine stets der sichere und unerschütterliche Grundstein der Auslegung dieser Statue bleiben: **die Identität der Figur auf der Gemme und der Vaticanischen Statue.**

Freyburg.

In der Herderschen Kunst- und Buchhandlung: Zeitschrift für die Geistlichkeit des Erzbisthums Freyburg. 1828. Erstes Heft 299 S. Zweytes Heft 299 S. in 8. mit 2 Steintafeln.

Mit wahrem Vergnügen übernimmt Ref. für unsere Blätter die Anzeige dieser neuen theologischen Zeitschrift, die, obgleich sie zunächst für den katholischen Clerus des Erzbisthums Freyburg bestimmt ist, doch ein allgemeineres Interesse hat. Ihre Erscheinung ist eins von den erfreulichen Zeichen der Zeit, daß die Reformation im wahren Sinne des Wortes auch in der Römisch-catholischen Kirche unsers Vaterlandes unaufhaltsam forschreitet, auf dem stillen, geräuschlosen Wege, auf welchem sie seit der Epoche ihres gewaltsamen und spaltenden Ursprungs allein fortschreiten kann, und in der That je unsichtbarer, desto gewisser fortschreitet.

Die Veranlassung der neuen Zeitschrift enthält zugleich die sicherste Bürgschaft für das Gedeihen derselben. 'Der hochwürdigste Herr Erzbischof von Freyburg nämlich', so wird in der Vorrede zum ersten Hefte berichtet, 'äußerte bey dem Antritt seines Amtes (im October 1827) den Wunsch, daß eine Zeitschrift für den Clerus der

gesammten Erzdiöcese zu Stande gebracht werden möchte, welche die merkwürdigsten neuesten Erscheinungen in der theologischen Gelahrtheit demselben mit Beurtheilung zur Kenntniß brächte, um es den älteren Geistlichen zu erleichtern, mit den wissenschaftlichen Fortschritten der Zeit in Bekanntschaft zu bleiben und ihnen zugleich den Stoff einer angenehmen Unterhaltung in den Stunden der Erholung in die Hände zu legen; den jüngern Geistlichen aber zu ihrer Fortbildung und zur Erweiterung ihrer Kenntnisse, die sie in ihrem schönen und wohlthätigen Berufe leiten und unterstützen, Anregung zu geben und behülflich zu seyn."

In einer Zeit, wo das hierarchische Regiment an andern Orten jeden Fortschritt des Lichtes zu hemmen sucht, ist diese Aeußerung eines römisch-catholischen Prälaten doppelter Ehre werth, und wir können dem Clerus, dem ein so edles Oberhaupt zu Theil geworden, nicht anders als von Herzen Glück wünschen. Die Geistlichkeit der Freyburger Diöces, schon längst als eine der freysinnigsten und gebildetsten bekannt, hat auch nicht gesäumt, den Wunsch ihres ehrwürdigen Erzbischofs alsobald ins Werk zu richten. Wo sich so die Freunde des Guten einander die Hand reichen, muß das Gute gedeihen. Die Gesinnung, woraus die neue Zeitschrift hervorgegangen ist, verbürgt ihr den nöthigen Schutz gegen die Dunkelmänner der Zeit, die nicht verfehlen werden, auch hieran Aergerniß zu nehmen.

Die Zeitschrift verbreitet sich über das ganze Gebiet der Theologie. Die literarische Kritik schließt keinen Theil der Theologie aus, weil, wie die Vorrede bemerkt, für die geistliche Praxis keine theologische Disciplin entbehrlich sey. Jedes Heft soll mit einer größeren oder ein paar kleineren theologischen Abhandlungen eröffnet wer-

den. So die beiden vorliegenden Hefte, von denen das erste eine Abhandlung über das Mosaische Gesetz vom Jubeljahr enthält, das zweyte aber zuerst einen kritisch-diplomatischen Bericht über eine Alkuinische Handschrift des A. und N. T., sodann kurze Bemerkungen über einige oft wiederholte Klagen gegen die Katholiken enthält. Dann folgen Recensionen, meist protestantischer Schriften, nach der systematischen Ordnung der theologischen Disciplinen in der heutigen theologischen Encyclopädie. Die Anhänge enthalten theils erzbischöfliche Verordnungen, theils Nachrichten verschiedenen Inhalts, welche den Kirchensprengel von Freyburg und die mit ihm verbundenen Suffragandiöcesen betreffen, und endlich Todesanzeigen verdienter Seelsorger mit kurzen biographischen Notizen.

Dieß ist die sehr schickliche äußere Einrichtung der Zeitschrift, die, nach Art der trefflichen Tübinger Quartalschrift, durch die Mannigfaltigkeit und Tüchtigkeit ihres Inhalts nicht verfehlen wird, auch in weiteren Kreisen die Aufmerksamkeit der Besseren auf sich ziehen. Etwas Störendes hat allerdings der süddeutsche Provinzialismus, den wir auch sonst in Schriften süddeutscher catholischer Theologen bemerkt zu haben glauben. Wir meinen Ausdrücke, wie Lebensbeschrieb, beynebens, entgegen für hingegen, nicht so fast, und dergleichen mehr, die in die allgemeine Schriftsprache nicht aufgenommen worden sind, und woran wir uns stoßen. Doch das sind Nebendinge. Die Hauptsache ist, daß sich überall eine religiös- und wissenschaftlich-lebendige Theologie zu Tage legt, so in den Abhandlungen, wie in den Recensionen. Unter jenen zeichnen wir die über die Alkuinische Handschrift wegen ihrer Gründlichkeit besonders aus. Die Handschrift, die hier beschrieben wird, ist im Besitz,

des Herrn Heinrich von Speyr Passavant in Basel. Die diplomatische Beschreibung ist sehr genau, und gibt das Resultat, daß die Handschrift wahrscheinlich in Gallien unter Karl dem Kahlen geschrieben sey, zwischen 845 — 875. Der Beweis dafür, besonders aus der Unterschrift, ist überzeugend. Unter den Eigenthümlichkeiten der Handschrift scheint besonders bemerkenswerth, daß auch sie 1 Joh. 5, 7, nämlich die Stelle von den drey himmlischen Zeugen, nicht hat, obgleich in dem Prolog zu den catholischen Briefen bemerkt wird, daß infideles translatores die drey himmlischen Zeugen in jener Stelle ausgelassen hätten. Dieselbige Erscheinung bietet sich auch in andern lateinischen Handschriften vor dem 10ten Jahrhundert dar. Mabillons Vermuthung, daß der widersprechende Prolog nicht von Hieronymus sey, ist mehr als wahrscheinlich. — Was die Recensionen betrifft, so sind sie zwar alle, wie natürlich, von römischcatholischen Standpuncten aus gemacht, aber sehr rühmenswerth ist die Unbefangenheit, Zurückhaltung und Ruhe, womit im Ganzen die Werke protestantischer Theologen beurtheilt werden. Nur in der Recension von Dr. Paulus Leben Jesu vermissen wir, gerade je mehr sie fern von aller Confessionsverschiedenheit den allgemeineren theologischen Standpunct zu gewinnen sucht, desto mehr diejenige wissenschaftliche Ruhe und Schärfe der Untersuchung, der allein es gegeben ist, diesem allerdings auffallenden Producte der neuesten theologischen Literatur sein volles Recht zu geben ohne Unrecht. L.

London.

A practical Treatise on Diseases of the Skin, comprehending an account of such Facts as have been recorded on these sub-

jects with original Observations. The whole arranged with a view to illustrate the constitutional causes of these diseases as well as their local characters, by Samuel Plumbe, Member of the R. College of Surgeons of London etc. 1826. 392 S. in 8. mit zwey ausgemahlten Kupfern.

Der etwas anmaßend auftretende Vf. betrachtet das Studium der Hautkrankheiten als noch in seiner Kindheit, und meint Dr. Willan habe nichts Nützliches geleistet, weil seine unendlichen Distinctionen von Gattungen, wo nur unbedeutende Variationen statt hätten, den Anfänger mehr abschreckten als daß sie die Kenntniß der Sache beförderten. Ihm sey es bey seiner Classification hauptsächlich um Deutlichkeit und Kürze zu thun, und klare Ideen durch Kupferstiche zu verschaffen, nebenher habe er sich genöthigt gesehen über Chevalier's hieher gehörige Lectures Bemerkungen zu machen. Mikroskopische Instrumente beschuldigt er, nur irrige Begriffe zu veranlassen; von der Nützlichkeit der von Hn. Ch. zwischen der Oberhaut und dem rete mucosum mittelst desselben angeblich entdeckten Schleimdrüschen und Wachsdrüschen, sey es schwer sich einen Begriff zu machen. Uebrigens sey es doch wunderbar, daß während man bis dahin unbekannte Dinge beschrieb, man dem bloßen Auge sichtbare, für die Verrichtungen der Haut wichtige Apparate, nämlich die unter der Benennung sebaceous follicles vom Vf. beschriebene Organe wenig beachtete. Die Muttermäler habe er übergangen, weil sie keine eigentliche Krankheit ausmachten und Abernethy nebst John Bell alles darüber zu sagende bereits erschöpft hätten. Preliminary Remarks of the Anatomy and Physiology of the Skin. Im Europäer vermochte er nicht das sogenannte rete mucosum als eine besondere Mem-

terschieden. Zu warm und zu unreinlich halten, schlechte Nahrung und örtlicher Reiz, z. B. Flanel, brächten allerhand Verschlimmerungen dieser Hautübel hervor. - Schwefeldampfbäder nutzten gegen Flechen. 9. On Urticaria. Daß der Genuß verdorbener Fische Nesselsucht erzeugt, wird hinreichend bewiesen. 10. Herpes. Blasenpflaster schienen zu nützen. 11. Of Aphtha or Thrush. Ganz nach Bateman. 12. Of the Furunculus or Boil. Schwefelsäure wird empfohlen. 13. Of Lepra. Richtig mitunter nach eigenen Ansichten geschildert. ⅛ Gran Sublimat in Tinct. Cort. Peruviani soll nach einer Handschrift A. Cooper's helfen. 14. Of Psoriasis. Sey eine von Dr. Willan übelgewählte Benennung für ein Hautübel, welches sich kaum von Lepra unterscheiden lasse. Ohnehin hieß bey den Griechen psora die Krätze. - Arsenikfsolution und Schwefeldampfbäder helfen in verzweifelten Fällen von psoriasis inveterata. 15. Pityriasis. Zincum acetatum sey das beste Mittel dagegen. Pellagra, ganz nach Dr. Holland. Ichthyosis heilte der Vf. durch Druck mittelst Heftpflasterstreifen und kalte Lotionen; auf gleiche Art behandelte man die Elephantiasis oder das sogenannte Barbadoes leg. Warzen würden am schnellsten durch Spanischfliegenpflaster weggeschafft. 16. Impetigo. Fette Salben vermehrten das Uebel. Der Vf. bestätigt den Nutzen der von Thompson angerathenen Hydrocyansäure. Of Scabies. Schwefeldämpfe nach Gales Methode angewendet gewähren sichere Heilung. Of Eczema. Der Unterschied zwischen diesen Hitzblattern und der Krätze wird deutlich auseinandergesetzt. Concluding Remarks. Diese Bemerkungen enthalten die Gründe welche den Vf. bewegten unter die Hautkrankheiten Erysipelas, Elephantiasis, Erythema, Roseola, Venereal Eruptions, Lupus und Porrigo decalvans nicht aufzunehmen.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

128. Stück.
Den 8. August 1829.

Paris.

Bey Firmin Didot u. s. w. Bibliotheca classica Latina sive collectio auctorum classicorum Latinorum cum notis et indicibus. Colligebat Nicolaus Eligius Lemaire, poeseos Latinae professor. Neun und dreyßigste Lieferung. Vol. 78. Albii Tibulli quae supersunt opera omnia. Varietate lectionum, novis commentariis, excursibus, imitationibus Gallicis, vita auctoris et indice absolutissimo instruxit Philipp. Amat. de Golbéry, e regia antiquariorum societate et in suprema Alsatiae curia consiliarius etc. 1826. CXVI und 580 Seiten in gr. 8.

Während die Philologen Deutschlands mit unverdrossenem Fleiße unter einander wetteifern, für das Studium der Alterthumswissenschaft durch stets sich verjüngende Forschungen neue und reichere Gesichtspuncte zu gewinnen, glaubt man in Frankreich die Ansprüche des größeren philologischen Publicums zum Theil dadurch befriedi-

gen zu können, daß man die Leistungen anderer, besonders deutscher, Gelehrten mit einander vergleicht, das meist einseitigen Zwecken Entsprechende auswählt, zusammenstellt, und durch leichte Zusätze zu verbinden sucht. Dieses, bey dem so großen Reichthume an den schätzbarsten philologischen Hülfsmitteln zu Paris kaum zu entschuldigende Verfahren zeigt sich vorzüglich in den Bearbeitungen der Römischen Klassiker, welche in die Lemaire'sche Sammlung aufgenommen sind. Und doch hat diese Sammlung, welche 34 Schriftsteller in mehr als 100 Bänden enthalten wird, so weit bey den einzelnen Autoren eine glückliche Auswahl der besten deutschen Commentare getroffen ist, noch immer mehr Werth, als die andern drey neuen Sammlungen, welche gleichzeitig in Paris erscheinen; 1) bey Malepeyre unter der lockenden Ankündigung von Pottier: Collection des auteurs Latins, publiés et collationnés sur les manuscrits de la bibliothèque du roi; 2) bey Gosselin: Auteurs classiques Latins avec des commentaires anciens et nouveaux et des index complets; publiés par des professeurs de l'Académie de Paris et de l'ancienne université; 3) bey Pancoute: Bibliothèque Latine Française, ou traduction des classiques Latins avec le texte en regard, par M. Jules Pierrot; und selbst diese sind im Ganzen erträglicher, als die in der zu London von Valpy veranstalteten bändereichen Sammlung enthaltenen Ausgaben in usum Delphini, deren unüberlegte und unzeitige Wiederholung zwar in England durch schöne typographische Ausstattung noch Glück machen kann; in Deutschland aber selbst mit ähnlichen äußeren Vorzügen und Lockungen gewiß keine Aufmunterung finden würde. Auf den Character

und philologischen Werth einzelner Theile der Französischen Sammlungen ist schon zu verschiedenen Zeiten in den kritischen Blättern Deutschlands aufmerksam gemacht worden. Es liegt uns jetzt ob, bey der Anzeige des zu der Lemaire-schen Sammlung gehörigen Tibullus ein Aehnliches zu versuchen.

Um den Gesichtspunct anzudeuten, in welchem die Kritik und Auslegung Tibulls, und das Verhältniß der eigenen Bearbeitung zu früheren Ausgaben dieses Elegikers zu betrachten sey, läßt Golbery in einer wunderlichen Vorrede Tibullus und Delia vor seinem Bette auftreten, und sich, dem Träumenden, in einer thränenvollen Nacht die Schicksale erzählen, welche die unglücklichen Elegien unter den Händen gelehrter und ungelehrter Herausgeber erfahren haben; dann vor ähnlichen Ungerechtigkeiten warnen, und endlich beym Scheiden einige Winke geben, nach denen sich der neue Herausgeber zu richten habe. Besonders zeigt sich Delia durch das, freylich bis jetzt noch von niemand gebilligte, Verfahren von J. H. Voß tief gekränkt; indem dieser, wie sie bemerkt, zu andern groben Beleidigungen auch noch diese gefügt habe, daß er in Bezug auf sie, anstatt descendere lecto, sage derepere lecto (1, 2, 19); was allerdings eine empfindliche weibliche Seele nicht so leicht verschmerzt, da derepere, nach der eigenen Bemerkung der beleidigten Römerinn, ehe einer abgelebten Alten, oder, wie Huschke andeutet, einer Katze ansteht, als einem jungen Mädchen. Auch Tibullus stellt sich trostlos wegen des Vossischen Lygdamus, welcher ihn um einen Theil seiner besten Verse zu betriegen drohete. Unter uns wurden freylich des erdichteten Lygdamus Ansprüche von Unparteyischen gleich beym ersten Auftreten mit gerechter

Mißbilligung zurückgewiesen (Eichstädt's, Gierzens, Wernicke's und Bellermann's Beystimmung blieb, wie billig, unbeachtet, weil durch sie kein neuer Beweis hinzukam); und seit Spohn ist der kühne Einfall nur noch beyläufig als merkwürdige Erscheinung in der Litterärgeschichte erwähnt worden; wie so manche andere Behauptung jener Periode, in der sich ein ganz eigener Geist der Philologen bemächtigt hatte, welcher, von Wolf angeregt, selbst bey dem größten Scharfsinne und dem größten Aufwande von Gelehrsamkeit, wodurch sich viele blenden ließen, sich dennoch an den Grundsätzen der höheren Kritik sehr versündigt hat. Jene Periode ist zu wichtig, als daß man nicht wünschen sollte, sie einst besonders geschildert zu sehen.

So sonderbar und burlesk auch immer Golbery's Vorrede seyn mag, so enthält sie doch außer dem schon Ausgehobenen noch einen guten und wahren Gedanken, nämlich daß Heyne und Huschke für Tibulls Kritik und Auslegung am besten vorgearbeitet, und Spohn des Elegikers Leben am besten zu beschreiben angefangen habe. — Um von der Französischen Kraft und Energie im Lateinschreiben eine Probe zu geben, wollen wir hier den Anfang der Vorrede hersetzen: Somniis agitatus infestissimis integram noctem de typographorum in me delictis cogitabam. Sinnentstellende Druckfehler sind freylich für uns alle höchst unangenehm; doch in Deutschland wird deßwegen gewiß niemand von schrecklichen Träumen heimgesucht, wenn nicht zugleich etwas anderes drückt. Golbery hatte behauptet, die Celten seyen ursprünglich Persische Emigranten. Da man nun dieser ganz neuen Ansicht wegen in ihn drang und den Beweis verlangte, fiel es ihm ein, er habe die Katten

gemeint; und so schob er die Schuld auf den Setzer. Hinc illae lacrimae! oder nach Golbery ista trepidam mentem exagitant.

Ausdrücke in der Vorrede, wie vocabula locare von der Wortstellung; peritae lectiones (gelehrte oder gesuchte Lesearten); subintelligere; consentire alicui; firmiter in opinione remanere; nimium dicacem evadere (zu bitter werden); oder tentamentum (Versuch); latiore tractatu aliquid explicare und orbe angustiori contrahere (S. 352); res nominatu abominabilis (S. 354); Tibullo annus 711 ad nascendum conceditur (S. 435); versus inducere i. e. anführen (S. 450); ferner den fast durchgängig falschen Gebrauch des sin, immo, non si und nisi, und Manches, in Uebersetzungen Mitgetheilte, sollte der Herausg. selbst lieber wünschen, zu den Setzfehlern rechnen zu können, als sich von andern zur Last legen lassen.

Der kritische Bericht über die Handschriften und Ausgaben des Tibullus (S. XIX — LXXXVIII) ist nach Heyne's Entwurf mit Huschke's Berichtigungen abgedruckt, und mit einigen neuen Zusätzen bereichert worden.

Tibulls namenlose Biographie aus einem Pariser Codex, und die des Hieronymus von Alexandrien erscheinen hier beide wieder in derselben Gestalt, und mit denselben Bemerkungen, wie sie in Huschke's Ausgabe zuerst gedruckt worden sind. Zu den bekannten Zeugnissen der alten und neuen Zeit von der Vortrefflichkeit der Tibullischen Elegien ist hier aus dem großen Reichthume von Lobsprüchen, welche die Franzosen unserm Dichter gezollt haben, noch das Urtheil Laharpe's, den die Nation ihren Quinctilian nennt, hinzugekommen.

Die kurze Inhaltsanzeige der einzelnen Elegien, welche dem Ganzen vorangeschickt ist (S. c — cx), hat zugleich den Zweck, die Zeitfolge anzugeben, in der Tibullus seine Gedichte geschrieben haben soll. Die Gründe für diese Anordnung, die schon Ayrmann's, von Heyne berichtigte, Synopsis chronologica zum Theil angibt, zu der auch nachher Eichstädt rieth, und Voß zwar seine Stimme gab, aber sie nicht einzuführen wagte (denn sonst müßte ja die Büchereintheilung von Virgil's Idyllen, Horazens Oden rc. mit gleichem Rechte eine ähnliche Umwälzung erfahren, als Wieland und, nach dessen Beyspiele, Schütz in der alten Anordnung der Ciceronischen Briefe angerichtet haben), sind theils in dieser Inhaltsanzeige kurz angedeutet, theils in der Abhandlung über Tibulls Leben und Gedichte (S. 453 ff.) ausführlicher dargelegt worden. Golbery hielt es jedoch auch für bedenklich, die hergebrachte Büchereintheilung durch wirkliche Anwendung der vermeinten chronologischen Ordnung zu zerstören. Daher ist diese nur in einer Tabelle aufgeführt (S. cxi. die beiden folgenden Tabellen über die Anordnung der Elegien und Verse in verschiedenen Ausgaben sind bloße Wiederholungen aus der letzten Heyne'schen Ausgabe B. 2. S. 413 ff.), auf die der Herausg., wegen der Neuheit seiner in derselben aufgestellten Meinung, selbst einen hohen Werth legt. Die Zeitfolge der Elegien, welche Delia besingen, gab Voß, wiewohl sehr unbestimmt, so an: 1. 11. 3. 4. 2. 7. 6. (nach seiner eigenen Ausgabe). Spohn, von den Vossischen Ansichten sehr abweichend, war nach gründlicher Einsicht auf einem glücklichern Wege zu eigenen Resultaten gelangt. Was davon der gelehrten Welt bekannt geworden ist, hat Golbery ohne weiteres Forschen

willkührlich gestaltet, und die Untersuchung leichtsinnig fortgesetzt. Nach ihm gehören Tibulls Elegien vier Perioden an: 1) während der Dichter Delia liebt (727 — 732) I, 10. 3. 1. IV, 13. II, 1. I, 7. III, 2. 3. 4. 1. 6. 7. 5. I, 2. 5. IV, 14. I, 6. — 2) während seiner Neigung zu Marathus (732) I, 4. 8. 9. — 3) in welcher er Sulpicia's Leidenschaft für Cerinthus besingt (732. 733) IV, 2. 3. 4. 5. 6. 7. 8. 9. 10. 11. 12. II, 2. — 4) während er Nemesis liebt (733 — 735 oder 736) II, 3. 4. 5. 6. — Schon Heyne erklärte nach triftigen Gründen die letzte Elegie des ersten Buchs der Zeitfolge nach für die erste; und die erste nach Bentley's Urtheil für die letzte. Golbery weicht nun darin von allen seinen Vorgängern ab, daß er Tibulls Geburtsjahr 710 setzt (Heyne 705, Spohn 695, andere 690, noch andere 700). Nach dieser Annahme richtet sich aber die Zeitbestimmung der ersten Elegie, deren Entstehung Heyne kurz vor Messala's Aquitanischen Feldzug, dem Tibullus im zwanzigsten Lebensjahre sich anschloß; Golbery aber erst vor Messala's Aegyptischen Feldzug (auf welchem Tibullus auf Corcyra erkrankte, dann nach seiner Genesung nach Rom zurückkehrte, und den Rest seines kurzen Lebens in erwünschter Muße zubrachte), setzt, weil er glaubt, der Elegiker sey zur Zeit des ersten Feldzugs noch nicht dienstfähig gewesen. Hierdurch gewinnt er aber nur Ein Jahr; denn Messala's zweyter Feldzug folgte unmittelbar auf den ersten (jener fällt in 724; dieser in 725). Tibullus ist also noch immer nicht älter als 15 Jahre. Wie unbillig aber ist es, das ohnehin so kurze Leben des Gefühlvollsten der Liebesdichter bloß deßwegen noch mehr abkürzen zu wollen (denn Golbery läßt ihn, seiner Annahme eines so späten Geburtsjahres zu-

folge, schon im 26sten Lebensjahre sterben, da man ihm doch gewöhnlich 31 Jahre einräumt), um eine neue Meinung mit schlecht angewandter Gelehrsamkeit zu vertheidigen, und um Tibullus schon im 15ten Jahre die zärtlichsten Elegien dichten zu lassen? Bey der ganzen Untersuchung scheint mehr Neuheit, als Wahrheit, der Zweck gewesen zu seyn; was auch die so oft wiederholte rühmende Versicherung, die Ansicht sey ganz neu, und weiche von allen früheren Meinungen ab, deutlich genug ausspricht.

Die Zeitfolge der Elegien ist, so weit sie sich bestimmen läßt, von Spohn am besten angegeben. Was in Golbery's Anordnung haltbar ist, gehört Spohn; was neu in ihr ist, beruht auf unsichern und willkührlichen Annahmen, die keine weitere Beachtung verdienen.

Zur Berichtigung und festern Begründung des zu allen Zeiten so vielfach angefochtenen Textes hielt es Golbery nicht für nöthig, neuen kritischen Hülfsmitteln nachzuforschen. Zwar ist der Gewinn aus unverglichenen Handschriften oder alten Ausgaben nicht immer gleich heilbringend für Tibulls Text gewesen. So hat namentlich J. H. Voß seinen bedeutenden kritischen Apparat, den er aus elf Handschriften, und einer Menge älterer Ausgaben zusammentrug, selbst bey der größten Anstrengung, etwas Brauchbares zu liefern, nicht zur Herstellung, sondern öfters zur Verschlimmerung des Textes verarbeitet. Huschke's Recension hingegen, die sich mehr den ältesten Ausgaben, als den Handschriften, anschließt (denn bey Tibull stehen jene diesen an Ansehen gar nicht, an Alter wenig nach; ja einige, z. B. die von 1472 ohne Namen des Druckorts, von der es ungewiß ist, ob sie, oder die sogenannte Venetianische desselben Jahrs, oder die Pinelli-

sche oder die Bartolinische die princeps zu nennen sey, deuten auf einen, von allen bisher verglichenen Handschriften verschiedenen, Ursprung hin), stellt sich bey einer weit geringern Anzahl von Hülfsmitteln (neben einigen der ältesten Ausgaben besaß er nur von zwey Handschriften, einer Pariser und einer Leipziger, glaubwürdige Collationen) der Vossischen siegreich gegenüber. Es könnte also wohl jemand, innig vertraut mit des Dichters Sprache und Denkweise und mit dem Geiste des Alterthums überhaupt, sich aus Heyne's und Huschke's reichen kritischen Schätzen mit scharfem Urtheile und feinfühlendem Dichtersinne einen eigenen Text bilden, ohne weiter nach andern Hülfsmitteln zu fragen. Dieß hat Golbery versucht, aber ohne durch anhaltendes Studium in des Elegikers Geist eingeweiht zu seyn, ohne eigenes Dichtergefühl und ohne consequent durchgreifende Kritik. Sein Text schwankt zwischen Heyne's und Huschke's Recensionen; theilweise schließt er sich dieser genau an, oft wird er jener bis zur Täuschung ähnlich; so wie etwa Bach's bange Wahl zwischen Heyne's und Vossen's Texten unsicher schwebt. — In der ersten Elegie weicht Golbery nur an Einer Stelle (v. 25) von Heyne ab, wo bey der großen Unsicherheit der Lesearten noch keine Kritik über die Verschiedenheit der Meinungen entschieden hat: jam modo non possum, jam modo nunc possum, possum quippe ego jam und possum quippe ego nunc (alle 4 nach Handschriften). Die erste Leseart paßt mit keiner der versuchten Erklärungen und Interpunctionen in den Zusammenhang, und ist offenbar eine Corruption, welcher die dritte und vierte nachzuhelfen suchte; steht aber dennoch in Golbery's Texte. Die zweyte (von Bach aufgenommen) hat ebenfalls weder Kritik noch Aus-

legung zu empfehlen vermocht. Guyet's Conjectur jam modo jam possum, die Heyne billigte, Wunderlich und Voß im Texte drucken ließen, hebt zwar auch noch nicht alle Scrupel einer gerechten Kritik (denn der Gebrauch des modo ist hier nicht Lateinisch), scheint aber der Wahrheit weit näher zu seyn, als Huschke's gewaltsame Versetzung der Worte jam possum modo non (ehemals non modo jam possum, oder gar jam volo, nam possum). Modo scheint fehlerhaft zu seyn; man lese jam ego nunc possum; oder man nehme modo non für tantum non, i. e. fere.

In der zweyten Elegie sind nur zwey Abweichungen von Heyne's Recension, v. 49 ciet. und v. 52 aestivas-ore. Ciet steht zwar in alten Handschriften und Ausgaben, ist auch von Muret, Joseph Scaliger, Dousa und Volpi der andern Leseart teneat (Statius sagt omnes fere veteres libri teneat), die Brouckhuysen, Heyne und Huschke mit Scharfsinn und Gelehrsamkeit vertheidigen, vorgezogen; doch, wäre es die ursprüngliche Leseart, wie hätte es einem Abschreiber einfallen können, teneat an dessen Stelle zu setzen? Wohl aber konnte ihn der vorhergehende Vers an das gewöhnliche ciere manes erinnern. Und so entstand eine neue Leseart, die Voß empfahl, und Golbery, ohne sie zu prüfen, mit Bach's unkritischer Note aufnahm. — Aestivas-ore schrieb Brouckhuysen nach Handschriften, ungeachtet Statius den spätern Ursprung dieser Leseart schon nachgewiesen hatte. Volpi's, Heyne's, van Santen's und Vossen's Handschriften haben das echte aestivo-orbe aufbewahrt, das sich bis jetzt noch immer gegen alle kritischen Anfechtungen behauptet hat. Golbery, ohne der Sache weiter nachzuforschen, sagt: de his omnibus ipse decernas, und warnt

bloß vor Vossen's Conjectur. Ein ähnlicher leichtsinniger unschlüssiger Ton herrscht überall in den Anmerkungen, wo billig strenger Ernst und eigenes Urtheil nach Kräften entscheiden sollte. Was vorliegende Ausgabe überhaupt Brauchbares enthält, verdankt sie besonders Heynen und Huschken, deren Namen jedoch nicht immer, wo es nöthig ist, genannt werden. Eine Wiederholung der Heyne'schen Ausgabe würde unter Golbery's Landsleuten mehr Nutzen stiften als diese unkritische Compilation. J. Naudet und J. B. Gail trugen ja kein Bedenken, die ebenfalls zu der Lemaire'schen Sammlung gehörigen Ausgaben des Catullus und Phädrus mit Döring's und Schwabe's vollständigen Commentaren abdrucken zu lassen; und Golbery selbst hat Vossens Erläuterungen zu Virgil's Eclogen und Wieland's Abhandlungen zu Horazen Satiren und Briefen in Uebersetzungen derselben Sammlung einverleibt.

Unter den zahlreichen Liebesdichtern der Franzosen hat Mancher dem Tibullus in elegischen Klagen trefflich nachgeseufzt. Sehr gelungene Proben Parny's und Bertin's werden beyläufig in Golbery's Noten mitgetheilt. Außerdem stehen am Ende des Bandes drey Nachahmungen der ersten Elegie des ersten Buchs von Laharpe, Lebrün und Loyson; ferner Nachahmungen der zweyten, dritten und zehnten des ersten, und der dritten des zweyten Buchs von Lebrun und Andrieux; endlich die schon von Heyne mitgetheilte Griechische Uebersetzung der zehnten des ersten Buchs von Fedor Morelli.

Hierauf folgen zehn Excurse über die von Tibullus erwähnten Gottheiten. Obgleich Golbery Mythologie in Heidelberg studiert hat, und selbst einst den kühnen Entschluß faßte, Creutzer's Sym-

bolik in seine Muttersprache zu übertragen (worin ihm aber Guigniaut zuvor kam), so wagte er es doch nicht, eigene mythologische Abhandlungen zu schreiben. Der erste Excurs über Isis gehört Creutzer's Symbolik; 2) über die Libitinische Venus der Symbolik und den Commentationes Herodoteae; 3) über Priapus, und 4) über die bona dea der Symbolik; 5) über Bellona Lilius Gyraldus; 6) über Osiris den Commentationes Herodoteae; 7) über Ceres und Bacchus der Symbolik und Gail's Schrift über Bacchus; 8) über die Genien Varro, Censorinus und Creutzer; 9) über die Sibyllen Lactantius; endlich 10) über die prophetischen Gottheiten Brouckhuysen und der Symbolik.

Das Ganze beschließt Heyne's Index, den auch Huschke beybehielt mit der bescheidenen Bemerkung passim emendatus; Golbery aber, der gewiß nicht mehr daran änderte, als Huschke, sagt immensa opera auctus.

G. H. B.

Leipzig

Apud Leopoldum Voss: De foetu humano adnotationes anatomicae quibus viro perill. S. T. de Sömmerring, doctoratus in medicina impetrati semisaecularia gratulatur Universitas Literarum Regiomontana interprete Dr. Carol. Frid. Burdach, P. P. O. acc. tabul. aenea. VI pag. in fol. max. MDCCCXXVIII.

Der Titel dieser schon in typographischer Hinsicht prächtig ausgestatteten Schrift sagt uns, daß sie zur Feyer des Jubeltages eines mit Recht hochberühmten Mannes erschien, auf Den auch wir stolz sind, und Den wir um so mehr zu den unsrigen zählen, als Er nie aufgehört

hat, der Georgia Augusta, und besonders der Facultät, die ihm vor funfzig Jahren den Doctor-Kranz reichte, und der nun das Glück wurde, ihn mit allen Blüthen und Früchten, mit denen sein würdiger Träger ihn geschmückt hatte, in dem Tempel des Ruhms aufzuhängen, bey jeder Gelegenheit seine fortdauernde Theilnahme zu beweisen. Mit innigem Antheil und Freude stimmen wir daher in die am Schlusse ausgesprochenen, so wohl verdienten als herzlichen Glückwünschungen ein.

Der wissenschaftliche Inhalt der Schrift liefert zuerst die Beschreibung einer menschlichen Leibesfrucht, die nach dem kleinen Gehirne und nach ihrer Länge zu urtheilen, sechs Wochen, nach ihrer sonstigen Entwickelung aber nur fünf Wochen alt war; und darauf die des Strahlenkranzes (coronae radiatae) des Gehirns einer fünfmonatlichen Frucht. Bey der ersteren stellt der Vf. einige für die Entwickelungsgeschichte der Frucht nicht unwichtige Bemerkungen auf, die freylich zum Theil durch die ertheilte schöne Abbildung des kleinen Embryos bestätigt werden, im Allgemeinen aber doch erst durch fortgesetzte Untersuchungen bewiesen werden müssen. Ref. erlaubt sich dreyerley dabey zu bemerken: 1) Die meisten, ja, mit seltenen Ausnahmen, wohl alle menschlichen Eyer aus den frühesten Schwangerschaftsperioden, die man zur Untersuchung bekommt, sind krank, und die Früchte, die sie einschließen, nehmen an diesem krankhaften Zustande stets Antheil. Man kann an ihnen daher niemals genau erkennen, was in ihrer Bildung von ihrem gewöhnlichen, und was von ihrem krankhaften Zustande abhängt. Selbst der auf der hier gelieferten schönen Kupfertafel abgebildete Embryo scheint bey seinem Abgange, wenn man

nach Vergleichung mit anderen gleich alten urtheilen darf, nicht ganz gesund und vollkommen gewesen zu seyn. Hierüber wird jedoch der würdige Jubelgreis am besten urtheilen können. 2) Je zarter die Frucht ist, je unbestimmter ist, der Zeit nach, das Sichtbarwerden ihrer einzelnen Bildungsmomente. Bey einer Frucht erscheint dieß ein wenig früher, als bey der anderen, und jenes wieder etwas später. Daher findet man auch in jedem Embryo, daß, wenn einzelne Theile einer späteren Bildungsperiode, andere doch immer wieder einer früheren anzugehören scheinen. Ob dieß nicht vielleicht von dem angedeuteten krankhaften Zustande abhängt, weiß Ref. nicht. 3) Die vom Dr. Rathke an der menschlichen Frucht, der Angabe nach, entdeckten Kiemen, die unser Vf. auch an dem hier abgebildeten Embryo gesehen haben will, scheinen noch höchst zweifelhaft zu seyn. Ref. fand etwas Aehnliches als hier beschrieben wird, um dieß aber mit Kiemen zu vergleichen, wäre doch in der That ein sehr hoher Grad der Einbildungskraft nöthig gewesen. Wer indessen einmal anzunehmen geneigt ist, die thierische Bildung, als eine niedere, müsse sich auf den früheren Bildungsstufen des Menschen nothwendig wiederholen, der sieht leicht so Etwas, und dem kann es denn auch an augenscheinlichen Beweisen für seine vorgefaßte Meinung nicht leicht fehlen. Wenn der gute Glaube in dieser Sache so fortgeht, als er angefangen hat, so werden wir bald wieder hören, daß Weiber, wie es ja im guten Alterthume schon geschehen seyn soll, Wesen geboren haben, die zur Hälfte Mensch und zur Hälfte Fisch oder Vogel sind. Es bedarf hierzu ja nichts als daß ein Theil eines solchen Geschöpfes sich in der Richtung der niederen Bildungsstufe fortentwickelte, während der andere der höheren folgte.

Wer wollte so Etwas nicht für recht möglich und glaublich halten?! —

Ueber den Strahlenkranz (Stabkranz) des Gehirns hat sich der berühmte Hr. Vf. ausführlicher in seinem größeren Werke: vom Baue und Leben des Gehirns Bd. II. S. 12. 152 ff., erklärt. Er hat ihn hier an dem Kopfe einer fünfmonatlichen Leibesfrucht dargestellt, weil er sich daran vorzüglich leicht, und viel leichter als bey Erwachsenen zeigen läßt. Die Abbildung ist sehr schön. Wir schließen mit dem Wunsche für den edlen Jubelgreis, mit dem diese interessante Schrift endet: 'Macte virtute. Diu felicitate hac fruere, quam praebent dulce et honestissimum otium, liberorum et nepotum pietas ac suavissima consuetudo, civium observantia, orbis literarii reverentia, naturae, qua nunquam non delectaris, contemplatio, vitae tandem bene probeque actae conscientia. Ita vale. Mde.

Berlin.

Bey Dümmler: Von der Entstehung und Bedeutung der deutschen Herzogsämter nach Karl dem Grofsen. Ein Beytrag zur Geschichte des deutschen Staatsrechts, von Dr. Heinrich Leo. 1827. XIV u 82 S. in 8.

Die verschiedenen Muthmaßungen über die Entstehung der herzoglichen Aemter und Würden in Deutschland, nach Karl d. Gr., hat der Vf. noch mit einer neuen vermehrt, indem er zu zeigen versucht hat, erstlich, daß die deutschen Herzogsämter nach Karl d. Gr., aus Abfindungen solcher Glieder der königlichen Familie hervorgegangen seyen, die nicht selbst Anspruch auf die königliche Würde gehabt hätten; zweytens, daß die eigentliche Bedeutung dieser Aem-

ter in dem zu Deutschland gewordenen Theile des Karolingerreichs, durch den Character der Staatsumwälzung, welche Karl d. Dicken gestürzt habe, bestimmt worden sey. Sowohl für die erstere als diese letztere Behauptung vermißt jedoch Ref. allen Beweis. Denn wenn sich der Vf. in ersterer Hinsicht auf den Herzog Boso von Lombardien, den Herzog Arnulph von Kärnthen, den Herzog Hugo vom Elsaß bezieht, aus diesen Beyspielen aber schließt, daß der Normännische Fürst Gottfried, Friesland, und Fürst Berengar das Friaul als Herzogthum, zur Abfindung bekommen habe, so übersieht er, daß weder die Lombardey, noch das Elsaß noch endlich Friesland und Friaul damals zu Deutschland gehörten, und daß des nachmaligen Kaisers Arnulph, Herzogsamt in Kärnthen keinesweges erwiesen ist, da Rhegino nur sagt: Concessit autem idem rex (Ludovicus) Arnolpho Curantanum, quod ei pater jampridem concesserat, in quo situm est castrum munitissimum, quod Mosburgk nuncupatur. Unmöglich kann daher aus diesen Beyspielen der von dem Vf. behauptete Satz erwiesen werden. Aber auch in letzterer Hinsicht fehlt es an allem Beweise, daß die Wahl Arnulphs auf die, unter seinen Nachfolgern ersichtlich werdende höhere Bedeutung der herzoglichen Würde Einfluß gehabt habe, indem es an allen Zeugnissen ermangelt, daß durch jene Wahl die früheren Rechte der Herzöge erweitert worden seyen, und worin etwa diese Erweiterung bestanden habe, so daß man vielmehr bey dem Stillschweigen aller Urkunden und Annalisten annehmen muß, Arnulph habe auf dieselbe Weise geherrscht wie Karl d. Dicke, und daß die nachmalige Erweiterung der herzoglichen Gewalt aus der in den spätern Zeiten eintretenden Erschlaffung der kaiserlichen Macht nach und nach entstanden sey.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

129. Stück.
Den 10. August 1829.

Göttingen.

Herr L. v. Breithaupt, Obristlieutenant bey der Königl. Würtembergischen Artillerie, hat der K. Societät der Wissenschaften einen Aufsatz übersandt, worin er, in Beziehung auf die von der Societät im J. 1816 aufgegeben gewesene physicalische Preisfrage, seine Ansichten über die chemische Natur des Schießpulvers und seine Wirkungen mittheilt. Der Verf. betrachtet das Schießpulver nicht als ein bloßes mechanisches Gemenge aus Salpeter, Kohle und Schwefel, in welchem diese Bestandtheile etwa nur durch gegenseitige Adhäsion verbunden seyen, sondern vielmehr als einen Körper in welchem diese Bestandtheile durch chemische oder electrochemische Adfinitäten zu einer vollkommen homogenen Masse vereinigt seyen. Wäre das Pulver nur ein mechanisches Gemenge, so müsse es nothwendig seines Aggregatzustandes beraubt werden, wenn man es in Wasser bringt. Der darin enthaltene Salpeter müsse sich in dem Wasser

auflösen, und die beiden andern Bestandtheile würden nach Maßgabe ihres specifischen Gewichtes, wie es beym Schlemmen mechanisch gemischter Substanzen geschehe, einzelne Bodensätze bilden müssen, welches aber dem Verf. nie habe gelingen wollen. Selbst Kohle und Schwefel vereinigten sich schon innigst, wenn man sie nur einige Stunden recht fein zusammenreibe, und ließen sich durch die von dem Verf. angewandten mechanischen Mittel nicht wieder von einander trennen. Wenn nun das Schießpulver nach Hn. Hofr. Munke's Versuchen bey der Erhitzung in einem luftleeren Raume ohne alle Explosion sich zersetze, dagegen unter dem Druck der Atmosphäre sich in Dämpfe und Gasarten verflüchtige, so könne man daraus wohl die Folge ziehen, daß durch die Erhitzung des Pulvers im leeren Raume sich bloß die electrische Flüssigkeit von den Bestandtheilen desselben entferne, hingegen unter dem Druck der Atmosphäre, nach Berzelius Theorie der Verbrennung, erst derjenige electrische Proceß einträte, wobey die entgegengesetzten Electricitäten des Pulvers und des Sauerstoffs der atmosphärischen Luft sich verbänden, und diejenige Hitze erzeugten, wodurch die Bestandtheile des Pulvers zu Gasarten und Dämpfen sich verflüchtigten, und die heftige Explosion derselben bewirkt werde, welche die Entzündung des Pulvers begleitet, wenn es zumahl in einem Raume (der Geschützkammer) eingeschlossen ist, dessen Wände die entstehende Hitze sowohl, als auch die Electricität sehr schlecht ableiteten. Der Verf. erläutert dieß durch eine zahlreiche Menge hier mitgetheilter Versuche, welche in den Jahren 1825 — 1827 bey den Schießübungen der Würtembergischen Fußartillerie angestellt wurden. So zeigte sich z. B. daß wenn die Pulverladungen

in einem Mörser, mit einer Papierhülse, als einem schlechten Wärme- und Electricitätsleiter umgeben waren, die Explosionen immer viel stärker waren und eine Kugel weiter trieben, als wenn die Ladungen nur mittelst der Ladschaufel eingeführt wurden. Bey Ladungen von 12; 16; 20 Lothen und Elevationswinkeln von 20; 30; 40 Graden betrugen die Unterschiede in den Wurfweiten an 100 bis 200 Schritte und darüber, je nachdem die Ladungen sich in einer Papierhülse befanden, oder nur mit einer Schaufel eingetragen waren. Z. B. bey einer Ladung von 20 Lothen und einem Elevationswinkel von 40 Graden, waren jene Weiten des Wurfs (einer 10pfündigen Kugel) 1480 Schritte und 1250, also um 230 Schritte, etwa dem 6ten Theil der größeren Wurfweite, von einander unterschieden. So zeigte sich auch bey andern Versuchen, daß die Ladung in einem eisernen Rohre vollkommener verbrannte, als in einem Rohre von Bronze. Nun sey aber nach Bequerel's Versuchen das Eisen nicht allein ein schlechterer Electricitätsleiter als Kupfer, sondern es sey anzunehmen, daß das Eisen wegen seiner Schwerflüssigkeit auch ein schlechterer Wärmeleiter sey, so wie überhaupt die Metalle nach Verhältniß ihrer Schmelzbarkeit und Wärmeleitungsfähigkeit auch bessere Electricitätsleiter zu seyn schienen. Wenn sich demnach ein Pulverrückstand nach dem Abfeuern eines Geschützes offenbare, also das Pulver nicht vollkommen verflüchtiget werde, so rühre dieß immer zum Theil von der allzuguten Leitungsfähigkeit der Masse des Geschützes, sowohl in Rücksicht der Hitze als auch der Electricität, her. Hätte nur allein der Sauerstoff der Luft Einfluß auf die Verbrennung des Pulvers, so müsse eine in einem Geschützrohre eingeschlossene

Ladung in dem Verhältniß eine geringere Kraft äußern, als die Zwischenräume zwischen den Pulverkörnern sich verminderten. Dieß sey aber nach vielfältig angestellten Versuchen über die Größe und Gestalt der Pulverkörner, und der davon abhängenden Zwischenräume derselben, gar nicht der Fall. Demnach beruhe die außerordentlich schnelle Bildung der aus einer entzündeten Geschützladung sich entwickelnden Gasarten und Dämpfe hauptsächlich auf dem bey der Entzündung rege gewordenen electro-chemischen Proceß, nämlich den entgegengesetzten Electricitäten des Sauerstoffs der atmosphärischen Luft und des Pulvers, und der dadurch bewirkten Hitze, wobey denn insbesondere der Schwefel in dem Pulver auch insofern eine wichtige Rolle mitspiele, daß durch ihn eine mehr angehäufte Electricität in dem Pulver bewirkt werde, und somit auch bey jenem Proceß eine um so größere Wärmequelle zur Bildung jener elastischen Flüssigkeiten sich eröffne. Wir sind der Meinung, daß die lebhaftere Verbrennung von Geschützladungen, wenn sie z. B. mit einer Papierhülse, als einer etwas rauhen Substanz, umgeben sind, vielleicht von der größeren Reibung mit herrühren könnte, welche die ganze Ladung an der inneren Wand des Geschützes erfährt, insofern durch diese Reibung die allzuschnelle Fortrückung der Pulvermasse in der Höhlung des Geschützes beym Anfang der Entzündung verhindert wird, und also die Pulvermasse an Zeit gewinnt, sich desto vollständiger zu zersetzen, so wie auf eine ähnliche Weise beym Sprengen von Gestein vermittelst des Pulvers, der Sand, womit man dasselbe bedeckt, durch seine Reibung an der inneren Fläche des Bohrlochs, zumahl wenn die bey der Entzündung sich entwickelnden elastischen Flüssig-

keiten zum Theil in seine Zwischenräume eindringen, und ihn dadurch um so stärker an die innere Wand pressen, die bekannten verstärkten Wirkungen hervorzubringen scheint. Was die von dem Verf. angenommene oder zum Grund gelegte Berzelius'sche Theorie der Verbrennung anbelangt, so sind die Erinnerungen, welche sich bey der Anwendung derselben auf die Theorie des Schießpulvers und seiner Wirkungen machen lassen, zu weitläuftig, als daß sie hier mitgetheilt werden könnten. Aber immer bleiben die von dem Vf. angestellten Versuche über den Einfluß der Hülle, womit die Pulverladung umgeben ist, auf die Stärke der Explosion desselben, in practischer Hinsicht sehr interessant und schätzbar, wenn auch die Theorie über den eigentlichen Proceß, wodurch sich die bey der Entzündung des Pulvers entstehende Hitze entwickelt, noch immer manchen Schwierigkeiten ausgesetzt bleibt, wenn man alles genau erörtern will.

Paris

Bey Seligue: Rapport et recherches sur le procès et jugemens relatifs aux animaux. Par M. Berriat-Saint-Prix. Lu à la Société royal des Antiquaires de France, séance des 29 mars, 10 avril et 9 mai 1820. — 1829. 47 Seiten Octav, nebst einem Bogen Tabellen.

Daß nicht allein in Frankreich, sondern auch in Deutschland, den Feldfrüchten schädliche Insecten, Ratten, Mäuse rc. in den Bann gethan, so wie andere Thiere — selbst abgesehen von solchen, mit welchen widernatürliche Wollust ausgeübt worden — welche Kinder zerrissen, oder Menschen beschädigt hatten, mittelst förmlichen Processes, zum Tode verurtheilt worden, und diese Strafe an ihnen vollzogen ist, war

theils aus Chroniken, theils und in Bezug auf Frankreich, durch die Consilia Chassanaei, unter denen sich eines befindet, ubi tractatur quaestio illa de excommunicatione animalium insectorum, bekannt. Hr. Prof. Berriat-Saint-Prix, dem wir so manche schätzbare, und durch eine Genauigkeit und Gründlichkeit sonder Gleichen ausgezeichnete Untersuchung über Gegenstände der Geschichte und des Alterthums verdanken, hat seine Aufmerksamkeit auch dieser Thatsache gewidmet, und gestützt auf mehrere ungedruckte Actenstücke, dieselbe nach allen ihren Richtungen erläutert. Sollten jene schädlichen Thiere mit dem Bann belegt werden, so gehörte die Sache vor das geistliche Gericht; andere, welche Menschen getödtet oder beschädigt hatten, waren den weltlichen Gerichten unterworfen; ein förmlicher Anklageproceß, mit Ladung, Bestellung eines Vertheidigers, der sich aller Rechtsausflüchte bedienen konnte, Zeugenvernehmungen etc. ging der condemnatorischen Sentenz voraus. Wurde der Bann ausgesprochen, so geschah solches so, daß er nicht eher als nach einer bestimmten Frist, binnen welcher jene schädlichen Thiere, unter Berücksichtigung der schwachen, gebährenden oder kranken, und deren Bequemlichkeit sich aus der von ihnen beschädigten Feldmark zurückziehen konnten, in Wirksamkeit treten sollte, auch wurde ihnen oft ein District reserviert, wohin sie sich zu begeben hätten; wurden Thiere zum Tode verurtheilt, so wurde ihnen bisweilen bey Vollstreckung der Strafe menschliche Kleidung angelegt. Der Vf. weiset in der angehängten Tabelle 92 solcher in Deutschland und Frankreich ergangener Erkenntnisse gegen Thiere nach, von denen 2 dem elften, 1 dem dreyzehnten, 4 dem vierzehnten, 16 dem funfzehnten, 25 dem sechszehnten, 37 dem siebenzehnten,

und sogar 1. noch dem achtzehnten Jahrhundert (1741 ward noch eine Kuh in Poitou gerichtet), angehören. Von den mehreren Actenstücken über Processe solcher Gattung, möge hier eines der kürzern, nämlich ein, gegen ein Schwein, welches ein Kind getödtet hatte, erkanntes Todesurtheil mitgetheilt werden: Le Lundi 18 avril 1499. Veu le procès criminel faict par devant nous à la requête du procureur de messieurs les religieux, abbé et couvent de Josephat (bey Chartres), à l'encontre de Jehan Delalande et sa femme, prisonniers ès prisons de céans, pour raison de la mort advenue à la personne d'une jeune enfant, nommée Gilon, agée de un an et demi ou environ, la quelle enfant avoit été baillée à nourrice par sa mère; l'edict meurtre advenu et commis par un pourceau de l'aage de trois mois ou environ, aulxdits Delalande et sa femme appartenent; les confessions desdicts Delalande et sa femme; les informations par nous et le greffier de la dite jurisdiction faictes; à la requêt dudict procureur; le tout veu et eu sur ce conseil aulx saiges, le dit Jehan Delalande et sa femme, avons condampnés et condampnons en l'amende envers justice de dix-huit Franz, qu'il a convenus pour ce faire, tel que de raison, et à tenir prison jus'qu'à plein payement et satisfaction d'iceulx. Et en tant que touche ledict pourceau, pour les causes contenues et établies audict procès, nous le avons condampne et condampnons a être pendu et executé par justice, en la jurisdiction de mes dicts seigneurs, par notré sentence definitive et a droit. Donné sous le contrescel aux causes dudict baillage, les an et jour que susdicts. Signé O. Briseg avec paraphe.

Hildesheim.

Im Verlage der Gerstenbergschen Buchhandlung. Medicinische Beobachtungen nebst Bemerkungen über einige besondere Heilmethoden. Von W. Elwert, der Med. Dr. zu Hildesheim. 1827. VIII und 160 Seiten in 8.

Der Vf., durch mehrere Schriften practisch-medicinischen Inhalts vortheilhaft bekannt, theilt hier wieder mehrere Resultate seiner Erfahrungen mit. Die mitgetheilten Beobachtungen betreffen 1) 7 Fälle von Delirium tremens, das der Verf. antiphlogistisch, einmal mit kalten Uebergießungen, glücklich behandelte. Er gibt (S. 42) eine ziemlich vollständige Literatur dieses Uebels. 2) Ueber Verwandlung der linken Lunge in eine Speckmasse mit acuter Brustwassersucht bey einem 20jährigen Mädchen beobachtet; 2 Fälle von Verdickung der linken Herzhälfte ohne Erweiterung; von einem sehr großen Herzen mit 2 Polypen; von einem großen Sarcom im Magen. Ueber Magenkrampf; febris intermittens larvata, wobey (S. 105) die China als ein erprobtes Mittel gegen periodische Augenschmerzen gerühmt wird. Ueber die Heilung einer heftigen Coxarthrocace durch (nach Trautwein's Vorschrift bereitete) Blausäure. Mehrere Fälle, wo der von Peschier bey entzündlichen Brustbeschwerden gerühmte Brechweinstein sich erfolglos und ungünstig erwies. Dagegen bewährten sich Waschungen mit kaltem Wasser in hitzigen Fiebern während der heftigsten allgemeinen Schweiße. Von der Jodine, bey scirrhöser Entartung der Achsel- und Brustdrüsen, erfuhr der Verf. in verschiedenen Fällen der Anwendung einen erwünschten Erfolg.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

130. Stück.
Den 13. August 1829.

Mailand.

In der Königlichen Druckerey, 1829: Vlphilae gothica versio epistolae divi Pauli ad Corinthios secundae, quam ex Ambrosianae bibliothecae palimpsestis depromptam cum interpretatione, adnotationibus, glossario edidit Carolus Octavius Castillionaeus. XII und 84 Seiten in 4.

Von dem im Jahr 1819 herausgekommenen specimen Ulphilae partium ineditarum haben diese Anzeigen (Jahrg. 1820. St. 40. 41.) Nachricht gegeben. Die vorliegende neue Mittheilung aus den Palimpsesten der Bibliothek zu Mailand, ursprünglich des Klosters Bobbio, ist noch reichhaltiger und liefert den ganzen zweyten Brief an die Corinther. Seitdem Mai nach Rom versetzt ist, wo er aber auch noch einige gothische Ueberbleibsel entdeckt haben soll, hat er sich von der Mitherausgabe des Ulphilas, zufrieden mit dem Ruhm ihn wieder aufgefunden zu haben, zurückgezogen, und die Bekanntmachung

desselben ganz dem gelehrten Grafen Castiglioni überlassen. Dieser war durch eine mehrere Jahre anhaltende Kränklichkeit bisher verhindert worden, das ausgesetzte Werk vorzunehmen und fand sich nach seiner Wiederherstellung einstweilen bewogen, den zweyten Brief an die Corinther, welcher in einem Codex vollständig, in einem andern großentheils erhalten ist, während von dem ersten Brief an die Cor. sowohl, als von andern Paulinischen Briefen nur größere oder kleinere Stücke gerettet sind, besonders erscheinen zu lassen. Wir müssen es geduldig ertragen, daß nicht mehr auf einmal und schneller gedruckt wird; dem Herausgeber gebührt für seine mühevolle Arbeit und für die darauf gewandte Sorgfalt der aufrichtigste Dank.

Mit welcher Spannung, Freude und Aufmerksamkeit Rec. dieses kleine Stück des Neuen Testaments (es sind aber doch dreyzehn Kapitel und hier 26 Seiten) zum erstenmal gothisch gelesen hat, braucht er nicht zu versichern. Für das deutsche Sprachstudium ist die glückliche Ergänzung des Ulphilas, wenn sie gleich noch lange nicht vollständig seyn wird, von unberechenbar wichtigen Folgen, niemand zweifelt daran, und überhaupt ein Ereigniß, das sich in der Geschichte einer andern Sprache noch gar nicht zugetragen hat. Wir betrachten und sammeln wohl Waffen und Geräthe, die aus den Hügeln unserer Vorfahren gegraben werden, mit wehmüthigem Gefühl; wie viel erhebender ist es, die lange Jahrhunderte hindurch verschollenen Wörter und Formen ihrer Sprache, Zeugen ihres wahren und inneren Lebens, nicht bloß einer vergänglichen äußeren Gewohnheit, rein und unverrostet wieder zu empfangen und vollständig zu verstehen! Und dazu der edelsten deutschen Mundart, wo-

von wir Kunde haben. Der Wahn, unsere heutige Sprache sey vollkommner, als die der Vorzeit und überhebe, diese zu erforschen, ist längst der Ueberzeugung gewichen, daß unseren Stammeltern, die wir Barbaren nennen, vor tausend und funfzehnhundert Jahren eine unvergleichbar feinere grammatische Form und eine weit größere Wortfülle zu Gebot gestanden hat.

Rec. wird an einem andern Ort umständlichen Bericht erstatten von dem bedeutenden Ertrag des vorliegenden gothischen Textes für die deutsche Grammatik. Es sey ihm erlaubt hier nur die wichtigsten Wörter, ohne weitere Erklärung auszuheben, die neu gewonnen oder neu bestimmt und bestätigt worden sind.

Aírknitha ingenuitas. alis alius. anapraggan, premere, stringere, Praet. páipragg. binah oportet. ganah sufficit. bifaíhôn decipere. gadars, audeo, ahd. kitar. gáidv defectus. gáiru stimulus. gazds virga. gatêvjan ordinare. digrs spissus (nicht unser dick). divan, dáu mori. qvaírris quietus. háutrs sincerus. háuns humilis. háifsts susurrus. hlas hilaris (vielleicht das lat. clarus). hnûthô stimulus. hulistr velum. thlahsjan terrere. threihsl angustia. iusila remissio. lasivs infirmus. lêv opportunitas. mins minus (genau wie máis magis). mûks mitis. muns cogitatio. jiuks animositas. usháista egenus. usfarthô exitus e navi. ufjô superfluum. riurs corruptibilis. stiviti tolerantia. stôma substantia. svartiza atramentum. svôgatjan ingemiscere. tundvjan uri. trigô moeror. tvisstandan separare se. vaggs campus, d. i. paradisus. váihjô pugna und veihan váih pugnare. váilaqviss benedictio wie usqviss perditio, samaqviss con-

sensus. váinei, eine unbezahlbare Partikel, die das griech. ὄφελον ausdrückt. vandus virga. filudeisei astutia. frasts filius. freihals libertas. frisahts exemplum, ganz ähnlich unserm 'Beyspiel'. hvôpan Praet. hváihvôp, gloriari. hvôftuli gloria.

Zuweilen theilt der Herausgeber aus andern unedierten Briefen einzelne Wörter mit und wir sind ihm verbunden dafür, weil sonst noch Jahre lang darauf müßte gewartet werden, z. B. gabaúr collecta, dius bestia, eine lohnende Bestätigung der Vermuthung des Rec. (Jahrg. 1820. S. 398) daß Marc. 1, 13 diuzam für dihzam zu lesen sey. Dafür ist sein Zweifel an hairthr viscus, Eingeweide (daselbst S. 399) durch die deutliche Wiederkehr desselben Wortes hier 6, 12 gestraft worden, und er war es schon lange vorher durch das aufgefundene ahd. hërdar.

Das von S. 55 — 82 gehende Glossarium ist weit sorgfältiger ausgearbeitet als das kurze, welches dem ersten Specimen beygegeben war. Misverständnisse kommen z. B. bey den Worten handans und vôthi vor. Wir finden aber den Herausgeber zu leichtgläubig und ausschweifend in unsicheren Etymologien, die reinen, strengen gothischen Lautverhältnisse vielfach verkennend. Möge er seinen Fleiß und Scharfsinn, die auch durch eine solche falsche Anwendung hervorleuchten, bald auf die Herausgabe des gesammten unedierten Vorraths richten; er wird sich dadurch Ruhm erwerben und Anspruch auf die lauteste Dankbarkeit aller deutschen Sprachforscher. Jac. Gr.

Berlin.

Bey F. Dümmler: Gegen eines Ungenannten Schrift über die Preußische Me-

dicinal-Verfassung. Von Dr. J. L. Casper. 1829. 32 Seiten. in 8.

Das Preußische Medicinalwesen, nach seiner Verfassung, Gesetzgebung und Einrichtung steht bekanntlich auf einer so hohen Stufe der Ausbildung, daß es als ein Muster eines zweckmäßigen, organisch-gegliederten Ganzen, welches alle Verhältnisse des Staatslebens, des Gemeinwohls wie der Wissenschaft berücksichtigt, von jedem Sachkenner angesehen wird. Daß ein solches mit so vielen Personen und Umständen in Conflict kommendes Institut manchen und verschiedenartigen Kritiken, ja Anfechtungen und Beschuldigungen ausgesetzt seyn werde, ist ebenso begreiflich, als es der Würde einer höheren Landesbehörde angemessen scheint davon im Allgemeinen keine Notiz zu nehmen, und im Bewußtseyn ihres Rechthandelns und ihrer Kraft ruhig die vorgezeichnete Bahn zu verfolgen. Es gibt zwar eine Weise der Beurtheilung öffentlicher Institutionen, die für den einzelnen Staatsbürger belehrend und aufmunternd, so wie für die Behörde selbst anregend und von Einfluß seyn kann; das wäre eine solche, die mit gehöriger Sachkenntniß das Vorhandene zu prüfen, den Gewinn der Gegenwart gegen die Vergangenheit abzuwägen, auf jeden möglichen Fortschritt in der nächsten Zukunft aufmerksam zu machen, und besonders die Vorzüge, welche den Einrichtungen verschiedener Länder und Völker eigenthümlich sind, hervorzuheben und das allgemein Brauchbare und Anwendbare daraus abzusondern verstände. Von dem Ziel einer solchen Beurtheilung scheint die anonyme (1828 zu Altenburg erschienene) Schrift, mit deren Widerlegung sich vorliegende Abhandlung beschäftigt, weit entfernt gewesen zu seyn, und wir müssen

sensus. váinei, eine unbezahlbare Partikel, die das griech. ὄφελον ausdrückt. vandus virga. filudeisei astutia. frasts filius. freihals libertas. frisahts exemplum, ganz ähnlich unserm 'Beyspiel'. hvôpan Praet. hváihvôp, gloriari. hvôftuli gloria.

Zuweilen theilt der Herausgeber aus andern unedierten Briefen einzelne Wörter mit und wir sind ihm verbunden dafür, weil sonst noch Jahre lang darauf müßte gewartet werden, z. B. gabaúr collecta, dius bestia, eine lohnende Bestätigung der Vermuthung des Rec. (Jahrg. 1820. S. 398) daß Marc. 1, 13 diuzam für dihzam zu lesen sey. Dafür ist kein Zweifel an hairthr viscus, Eingeweide (daselbst S. 399) durch die deutliche Wiederkehr desselben Wortes hier 6, 12 gestraft worden, und er war es schon lange vorher durch das aufgefundene ahd. hërdar.

Das von S. 55 — 82 gehende Glossarium ist weit sorgfältiger ausgearbeitet als das kurze, welches dem ersten Specimen beygegeben war. Misverständnisse kommen z. B. bey den Worten handans und vôthi vor. Wir finden aber den Herausgeber zu leichtgläubig und ausschweifend in unsicheren Etymologien, die reinen, strengen gothischen Lautverhältnisse vielfach verkennend. Möge er seinen Fleiß und Scharfsinn, die auch durch eine solche falsche Anwendung hervorleuchten, bald auf die Herausgabe des gesammten unedierten Vorraths richten; er wird sich dadurch Ruhm erwerben und Anspruch auf die lauteste Dankbarkeit aller deutschen Sprachforscher. Jac. Gr.

Berlin.

Bey F. Dümmler: Gegen eines Ungenannten Schrift über die Preußische Me-

dicinal-Verfassung. Von Dr. J. L. Casper. 1829. 32 Seiten. in 8.

Das Preußische Medicinalwesen, nach seiner Verfassung, Gesetzgebung und Einrichtung steht bekanntlich auf einer so hohen Stufe der Ausbildung, daß es als ein Muster eines zweckmäßigen, organisch-gegliederten Ganzen, welches alle Verhältnisse des Staatslebens, des Gemeinwohls wie der Wissenschaft berücksichtigt, von jedem Sachkenner angesehen wird. Daß ein solches mit so vielen Personen und Umständen in Conflict kommendes Institut manchen und verschiedenartigen Kritiken, ja Anfechtungen und Beschuldigungen ausgesetzt seyn werde, ist ebenso begreiflich, als es der Würde einer höheren Landesbehörde angemessen scheint davon im Allgemeinen keine Notiz zu nehmen, und im Bewußtseyn ihres Rechthandelns und ihrer Kraft ruhig die vorgezeichnete Bahn zu verfolgen. Es gibt zwar eine Weise der Beurtheilung öffentlicher Institutionen, die für den einzelnen Staatsbürger belehrend und aufmunternd, so wie für die Behörde selbst anregend und von Einfluß seyn kann; das wäre eine solche, die mit gehöriger Sachkenntniß das Vorhandene zu prüfen, den Gewinn der Gegenwart gegen die Vergangenheit abzuwägen, auf jeden möglichen Fortschritt in der nächsten Zukunft aufmerksam zu machen, und besonders die Vorzüge, welche den Einrichtungen verschiedener Länder und Völker eigenthümlich sind, hervorzuheben und das allgemein Brauchbare und Anwendbare daraus abzusondern verstände. Von dem Ziel einer solchen Beurtheilung scheint die anonyme (1828 zu Altenburg erschienene) Schrift, mit deren Widerlegung sich vorliegende Abhandlung beschäftigt, weit entfernt gewesen zu seyn, und wir müssen einen

neuen Beweis der Aufmerksamkeit, den die Preußische Regierung der öffentlichen Meinung gönnt, darin erkennen, daß ein so ausgezeichneter Gelehrter, der zugleich Mitglied eines Medicinal-Collegiums ist, auf (wie er selbst S. 4 bemerkt) höhere Veranlassung mit der Berichtigung und Abweisung der Rügen und Ausstellungen eines ungenannten Schriftstellers sich beschäftigt. Es geht daraus augenfällig hervor, daß letzterer aus unlauteren Quellen geschöpft, nach Hörensagen oder eigenen individuellen Erfahrungen, öffentliche Anordnungen beurtheilt und tadelt, die meist sich ganz anders verhalten, als er angibt, oder deren Veranlassungen und Beweggründe er gänzlich verkennt und mißdeutet. Hierher gehören die Wirkungssphäre der Medicinal-Collegien und Räthe in den Provinzen, die Stellung der Kreis-Physiker und Chirurgen, die Prüfung der Candidaten und Doctoren (wobey S. 16 treffend und überzeugend auseinander gesetzt ist, warum solche in der Regel in der Hauptstadt abgelegt werden sollen und von welcher Art die Ausnahmen seyen), und das Verhältniß der Civil-Aerzte zu den Wundärzten. Die Widerlegung geschieht mit urkundlichen Belegen und in dem ruhigen gemäßigten Ton, der schon von vorn herein anzeigt, daß er die Kraft innerer Beweise für sich hat.

M . . r.

Heidelberg.

Savigny's Schrift vom Berufe unserer Zeit für Gesetzgebung und Rechtswissenschaft, ist dem Unterz. von Anfang an viel zu lieb gewesen, als daß er nun die zweyte

vermehrte Auflage nicht auch anmelden möchte, welche bey Mohr auf X und 197 Seiten gr. 8. 1828 erschienen ist. Der Abdruck geht bis S. 162 ganz unverändert fort, dann aber folgt mit viel kleinerer Schrift der vom Unterz. zu seiner Zeit auch schon mit herzlicher Zustimmung angezeigte Aufsatz aus dem dritten Bande der Zeitschrift: Stimmen für und wider neue Gesetzbücher und dann die Bemerkung des Appellations-Gerichts von Montpellier über den Code im Ganzen aus Crussaire's Analyse. Daß die Antwort auf Gönner's seyn sollende Widerlegung nicht auch mit aufgenommen worden ist, darüber rechtfertigt sich der Verfasser mit Gründen, die ihm Ehre machen; Mancher wird aber doch den Aufsatz vermissen.

Ueber ein paar Aeußerungen in der Vorrede sey es erlaubt, hier noch Etwas zu sagen. Die Absicht des Unterdrückers von Deutschland sey die Vernichtung unserer Nationalität gewesen, und diese heißt hier die größte aller Gefahren. Dabey muß man aber doch auch an die berühmten Worte: 'der Uebel Größtes aber ist die Schuld' denken. Auch das Leben einer Nation, als solcher, ist der Güter Höchstes nicht; wenn eine Verfassung, ohne daß die Menschen sich dabey Selbstsucht irgend einer Art oder Unklugheit vorzuwerfen haben, z. B. durch die rechtmäßige Erbfolge, mit einer andern Verfassung zusammenschmilzt und in dem Laufe der Zeit mit dieser völlig eins wird, so ist es eine Begebenheit, in die man sich fügen muß, d. h. wobey nun nur wieder die Frage ist, was die Pflicht jedem Einzelnen auch unter diesen Umständen gebiete. Dann heißt es, erst durch die Abwendung dieser Gefahr 'sey es 'wieder möglich geworden' über öffentliche Dinge nach freyer

Ueberzeugung öffentlich zu reden. Der Unterz. glaubt, daß dieses auch früher nicht nur möglich, sondern auch Pflicht gewesen sey, und es wird ihm hoffentlich nicht verdacht werden, wenn er eine Thatsache anführt, welche, so viel er weiß, noch nie in diesem Lichte dargestellt worden ist. Die hiesige juristische Promotions-Facultät hat einen der größten Fehler des Code, man könnte sagen: in wissenschaftlicher Rücksicht den Größten von Allen, die gänzliche Vernachlässigung des Unterschieds zwischen einem Rechte an einer Sache und einer Forderung, eines Unterschieds, der doch gewiß durch den Code nicht aufgehoben werden sollte, im Jahr 1811, also unter der westphälischen Herrschaft und ehe menschliche Augen das Ende der französischen Uebermacht so nahe sehen konnten, als Preisfrage aufgegeben und im November des folgenden Jahrs den Preis wirklich zuerkannt.

Wie bekannt übrigens die hier in einer neuen Auflage anzuzeigende vortreffliche Schrift in ihrer ersten Ausgabe geworden ist, ergibt sich nicht nur aus mehreren seitdem erschienenen deutschen Büchern, welche ihr die Gründung der geschichtlichen Behandlung des Rechts zuschreiben, wenigstens der rechten, denn was man vorher davon gehabt habe, sey nicht nennenswerth, sondern auch aus ganz neuen ausländischen Büchern, die der Unterz. vor sich hat und von denen er nächstens Nachricht zu geben gedenkt, aus mehreren in England gedruckten, für, und einem von Rey in Paris gegen die hier vertheidigte Ansicht.

Hugo.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

131. Stück.

Den 15. August 1829.

Heidelberg.

Bey Winter, 1829: Abhandlungen aus dem Gebiete des Civilrechts vom Dr. C. J. Guyet, außerord. Professor d. R. zu Heidelberg und ordentl. Beysitzer des Spruchcollegiums daselbst. VIII und 294 S. in 8.

In der sehr bescheidenen Vorrede bittet der als Schriftsteller rühmlichst bekannte Verf., diese Abhandlungen nur als Versuche zu betrachten, zur Förderung der wissenschaftlichen Erkenntniß einzelner Theile des Römischen Rechts. Was die einzelnen Erörterungen anbetrifft, so war bey mehreren derselben Ref. durch die gänzliche Uebereinstimmung der Ansichten des Verfs. mit den seinigen sehr angenehm überrascht. Namentlich gilt dieses von der ersten Abhandlung, welche die Regel des Römischen Rechts: servitus in faciendo consistere nequit, aus dem Begriffe der Servituten erklärt. Die Servituten gelten rechtlich als einzelne aus dem Complex der Eigenthumsrechte losgerissene, und als selbstständige jura auf Dritte übertragene Partikeln der im

Eigenthum selbst liegenden Befugnisse. Bey den Prädialservituten sind es einzelne Nutzungsrechte, welche der Eigenthümer von seinem Eigenthum abtrennte, beym Nießbrauch ist das ganze Nutzungsrecht 'a proprietate separatum', so daß der Eigenthümer nur noch die nuda proprietas hat, aber selbst gar kein Nutzungsrecht. Nur das Eine hätte Ref. gewünscht, daß der Vf. sich nicht darauf beschränkt hätte, aus diesem Begriffe der Servituten bloß den Satz: servitus in faciendo consistere nequit, zu erklären, sondern daß es ihm gefallen haben möchte, daraus weiter die juristische Natur der Servituten und deren gänzliche Verschiedenheit von andern s. g. dinglichen Rechten zu entwickeln. Denn nur darauf beruhete die Möglichkeit einer Begründung der Servituten durch in jure cessio und mancipatio, als einzelner Theile der Eigenthumsrechte, welche gleich dem ganzen Eigenthum übertragen, welche gleich diesem ferner durch eine vindicatio juris verfolgt werden konnten, darauf die Möglichkeit einer possessio juris, welche im Römischen Recht bey Servituten allein Statt fand, darauf die juristische Unmöglichkeit einer Servitut an eigener Sache, während ja bekanntlich ein Pfandrecht an eigener Sache möglich ist, und viele andere Sätze. — In № II. beweiset der Vf. aufs bündigste — was kürzlich auch Ref. in seinen Beyträgen auszuführen suchte — daß im Römischen Recht bey der Erbfolge der Halbgeschwister eine Theilung des Vermögens in paternae und maternae res niemals Statt gefunden hat. — Die dritte Abhandlung von der 'subscriptio und superscriptio testium' schließt sich der Erörterung Löhrs im 'civilistischen Archiv Bd. V. S. 144 an, welche gegen Savigny und Spangenberg die gewöhnliche Meinung in Schutz nimmt, wonach eine doppelte Unterschrift der

Zeugen, im Innern und auf der Außenseite des Testaments, nicht erfordert werden kann. Jedoch kann Ref., so sehr er auch von der Richtigkeit der gewöhnlichen Meinung überzeugt ist, der vom Vf. versuchten neuen Erklärung der l. 30 D. qui testam. fac. nicht beystimmen, nach welcher es Sitte beym prätorischen Testamente gewesen seyn soll, daß die Zeugen, welche dasselbe besiegelten, in einem besondern Instrumente ihren und des Testirers Namen niederschrieben. Danach wären zwey Instrumente beym prätorischen Testament nöthig gewesen. Die Sprache ist aber wohl gegen diese Erklärung; das 'proprio chirographo adnotare' kann nur heißen, durch eigene Handschrift dabey bemerken; denn proprio bezeichnet nicht etwas Besonderes, für sich Bestehendes, sondern etwas Eigenes. Ferner dürfte bey des Vfs. Erklärung das 'in' nicht fehlen vor proprio; und wenn gleich chirographum in unsern Quellen in der Regel für das Document selbst gebraucht wird, so konnte doch Paulus es sehr wohl auch in seiner ursprünglichen Bedeutung gebrauchen. Zweckmäßiger war auf jeden Fall eine Verbindung der Unterschrift mit den Siegeln; und sagt nicht auch l. 22 §. 4 Qui testam., welche der Vf. nur zu sehr in den Hintergrund gestellt hat, ganz dasselbe für das prätorische Testament? Und aus dem hier beym Siegeln erwähnten adscribere nomen wird man doch schwerlich machen können, daß dieses Beyschreiben in einem besondern Instrumente geschehen sey. — Die vierte Abhandlung 'über die Rescripte der Römischen Imperatoren hinsichtlich ihrer Bedeutung und der bey ihnen Statt findenden Auslegung' erörtert zuerst die Geschichte derselben, vornehmlich die Frage, in wie weit ihnen Gesetzeskraft beygelegt, und eine Ausdehnung derselben zugelassen wurde, und gehet dann über auf die in

cher vielleicht bloß aus Uebermuth den Eigenthümer aus dem Besitze verdrängt. Daß aber der Pfandgläubiger, Emphyteuta und Superficiar, wenn sie gleich einen Andern als dominus anerkennen, dennoch die possessio haben, hat seinen positiven Grund, weil sie gleich dem dominus eine vindicatio der Sache haben, und zwar gegen den dominus selbst, weshalb sie auch im Besitz der Sache, und zwar auch gegen den dominus, geschützt werden mußten, und mit in rem actiones sind überall im Römischen Recht possessorische Rechtsmittel verbunden, und nicht weniger liegt die Möglichkeit eines Besitzes beym Sequester und dem, welchem eine Sache precario überlassen wurde, in der Natur dieser Verhältnisse selbst begründet, was jedoch hier weiter auszuführen unmöglich ist. — In der 7ten Abhandlung 'über das Verhältniß der Auslegung nach dem Grunde des Gesetzes und der Absicht des Gesetzgebers' nimmt der Vf. nur eine Interpretation ex mente legislatoris an, während die ratio legis nur zum Erkennen dieser Absicht des Gesetzgebers dienen kann. In der 8ten wird überzeugend dargethan, daß ein wegen lata culpa removierter Tutor nicht infamis wird. Weniger gelungen scheint die 9te Abhandlung, in welcher die Meinung vertheidigt wird, daß bey jeder societas im Zweifel ein Miteigenthum an den von den sociis inferierten Sachen anzunehmen sey, und nicht bloß die Absicht, diese Sachen gemeinschaftlich zu nutzen. Denn von der societas omnium bonorum, deren Zweck totale Gemeinschaft des Vermögens ist, kann gar nicht auf andere Societätsverträge geschlossen werden; und für diese ist nirgend jene Präsumtion in unsern Quellen ausgesprochen. Und ist doch überhaupt die Frage, ob durch Tradition Eigenthum übergehet, von der Absicht der Parteyen und der Natur des Geschäfts, demzufolge tradiert wird, allein abhängig. Viele Contracte freylich

dem Bedachten die testamenti factio nur erst beym Anfall des Vermächtnisses verlangen. Die Einwürfe dagegen sind sehr gut widerlegt. Der scheinbarste war, daß die Fideicommisse als gültig nur betrachtet würden, wenn der Erblasser seinen Willen nicht geändert. Darin habe man damals eine Bestätigung und neue Errichtung sehen können, da die Fideicommisse formlos waren. Aber der bloße Umstand, daß sie nicht widerrufen werden, kann als Act der Errichtung nicht betrachtet werden, da sie auch damals nicht durch den bloßen Willen, sondern durch dessen Erklärung errichtet wurden, und solche Erklärung wird in unsern Quellen niemals verlangt. — Die sechste Abhandlung, über den animus possidendi, bestreitet die Ansicht Savigny's, wonach dieser ein animus domini ist. Darin hat der Verf. sicher Recht, daß der Wille, Eigenthümer zu seyn, nicht nothwendig ist zu dem Begriff der possessio. Denn wer den Eigenthümer aus dem Hause wirft, nur um darin, vielleicht bestimmte Zeit, qua Eigenthümer zu schalten, hat allerdings den Eigenthümer ex possessione dejiciert, und ist Besitzer, weil er den Willen hat, über die Sache aus eigener Machtvollkommenheit zu schalten, wenn er auch nicht daran dachte, sich das Eigenthum anzumaßen, aber es scheint, daß auch Savigny durch den animus domini gar nichts Anderes bezeichnen wollte (Besitz S. 92 Note 1 der 5ten Aufl.). Der Begriff, welchen aber der Vf. vom animus possidendi gibt, als dem Willen, in irgend einem rechtlichen Verhältniß zu der detinierten Sache zu stehen, ist sicher ungenau und viel zu umfassend. Es scheint doch bey dem Miether, oder dem, welcher ein Retentionsrecht üben will an einer fremden Sache, dieser Wille, in einem rechtlichen Verhältniß zu der detinierten Sache zu stehen, nicht minder vorhanden zu seyn, wie bey dem Pfandgläubiger, dem Dieb, oder dem, wel-

Spur vorhanden. — Die 10te Abhandlung handelt von der Entschädigungspflicht bey der durch Naturkräfte bewirkten Accession. Sehr gut ist ausgeführt, daß von solcher Pflicht nicht nur unsere Quellen nichts wissen, sondern auch, daß die Aussprüche derselben gegen die Annahme einer solchen Verbindlichkeit sind. — Den Beschluß macht ein Aufsatz über Nachlaßverträge bey Correalobligationen. Wenn nun Ref. auch gern zugestehet, daß dieser einzelne treffende Bemerkungen enthält, so muß er aber doch bemerken, daß der Vf. mehrere Stellen zu flüchtig interpretiert hat, sowohl die l. 93 pr. §. 1 D. de solut., welche derselbe auf Nachlaßverträge beziehet, während sie nur von einem Stundungsvertrage spricht (temporalis exceptio pacti conventi), als auch ferner die l. 27 pr. de pactis. Aus dieser leitet der Vf. her, daß ein correus credendi eine Novation nicht gültig eingehen könne, ohne l. 31 §1 de novat. irgend zu berücksichtigen, welche das Gegentheil aufs deutlichste ausspricht. Die richtige Erklärung der l. 27 de pactis hätte der Vf. aus Kraut Diss. de argentariis cap. V. oder Hübel Diss. Reus stipulandi num paciscendo et novando correo noceat? § 15 (Lips. 1822), welche überhaupt in dieser ganzen Lehre eine Berücksichtigung verdient hätte, entnehmen können. Ebenso ist mit Unrecht angenommen, daß l. 2 C de duob. reis jedem correus debendi, der das Ganze zahlte, eine Regreßklage gegen die übrigen gegeben, und Nov. 99 diesen Satz wieder aufgehoben habe. In der Novelle ist von dieser Aufhebung, und überhaupt von einem Regreß gar nicht die Rede. Und die l. 2 C cit. ist ein bloßes Restript, durch welches ein Rechtsfall, in dem die correi durch ihre gegenseitigen Verhältnisse als socii (sie hatten nämlich gemeinschaftlich Geld geliehen) einander zum Ersatz verpflichtet waren, nur nach dem bestehenden Rechte entschieden wird.

W. F.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

132. Stück.
Den 15. August 1829.

Erlangen.

Zeitschrift für die Staatsarzneikunde. Herausgegeben von Adolph Henke. Neunter Jahrgang. 1829. Zweytes Vierteljahrheft.

Die erste Abhandlung in diesem Hefte enthält einen weiteren Beytrag des Herrn Hofraths Henke zur Lehre von der sogenannten Wuth ohne Wahnsinn (Mania sine delirio) in Bezug auf Psychologie, gerichtliche Medicin und Gesetzgebung. Da derselbe nun darin besonders auch auf des Unterzeichneten Commentatio de mania sine delirio (welche in den Commentation. Societat. Reg. Scient. Gottingens. recentior. Vol. VI. 1828. abgedruckt ist) Rücksicht genommen, und seine früher über diesen Gegenstand geäußerten Ansichten gegen die in dieser Commentatio gemachten Bemerkungen zu vertheidigen gesucht hat, so sieht sich der Unterz., indem er sich übrigens auf das, was er auch in diesen Blättern (1824. S. 1321 flg.)

des Selbstbewußtseyns und der Freyheit im Allgemeinen zu sprechen, sondern daß die Frage hier eigentlich die sey, ob in den von Pinel u. A. angegebenen Fällen bey der Manie zugleich wahrer Wahnsinn im engeren Sinne (wobey die durch die kranke Einbildungskraft erzeugten falschen Vorstellungen oder Einbildungen für wahr gehalten werden oder die Vorstellungen und Urtheile verkehrt sind) Statt finde, ob der Fehler in dem Vorstellungsvermögen begründet sey, oder ob er nicht vielmehr in den Begierden und Trieben liege? Daß Jenes durch das von Henke Gesagte keineswegs dargethan werde, habe ich schon in meiner Abhandlung über diesen Gegenstand gezeigt. Es wurde gegen Henke insbesondere auch bemerkt, daß selbst wenn, wie er behauptet, das Bewußtseyn bey dieser Manie verdunkelt wird, deßhalb doch nicht wahrer Wahnsinn im engern Sinne anzunehmen sey. Ich bemerke hier übrigens noch, daß wenn man das Wort Delirium im weitesten Sinne nimmt, wie z. B. Gaub inst. path. med. §. 732 sagte: 'Delirare dicitur, qui cum vigilat, somnianti tamen similis, ideas, sibi ab internis causis natas, ad res externas refert, percipitque adeo ac existimat praesentia esse, quae absunt: tum qui ideas undecunque ortas praepostere componit, disjungit, judicium ferens a communi sensu aberrans: et qui praeter rationem, vi morbi, alienos a suis mores induit, motibusque animi abstrahitur insolitis, effrenatioribus', dann wenigstens nur die letzte Art als bey dieser Manie hervorstechend angenommen werden kann. Hier gilt das, was Celsus (Lib. III. c. 18) von manchen von der Phrenitis Befallenen sagt: 'Atque ex his ipsis alii nil nisi impetu peccant',

es sind hier nicht sowohl verkehrte Vorstellungen und Urtheile als vielmehr ein blinder Trieb (ἄλογος ὁρμὴ, brutus animi impetus, wie Galenus von den Leidenschaften sagt) hervorstechend, wodurch solche Unglückliche zu gewaltsamen Handlungen getrieben werden, welche sie auch wohl selbst verabscheuten, oder vor denen sie die Umstehenden warnten. Uebereinstimmend hiermit ist auch die neuerlich mitgetheilte Erklärung von dem verewigten Berends (Vorles. üb. pract. Arzneywissensch. B. 6. Abth. 1. S. 160) über solche Fälle, daß sie nicht sowohl in Unrichtigkeiten des Verstandes und Vorstellungsvermögens bestehen, sondern sich vielmehr durch einen impetus animae, gerichtet auf gewaltsame Handlungen, äußern. Mit Recht hat man solche Fälle mit manchen Fällen der Wasserscheu verglichen, bey welcher nämlich auch nicht immer Wahnsinn Statt findet, wobey manchmal die Kranken, welche die heftige Neigung zum Beißen nicht überwinden konnten, die Umstehenden vor sich warnten und gebunden zu werden begehrten, oder nach dem Anfalle ihren schrecklichen Zustand einsahen und beklagten, auch wohl durch das Gefühl desselben zur Verzweiflung gebracht und zu Versuchen, sich umzubringen, verleitet wurden.

Henke selbst sagt jetzt (S. 252), er habe nie behauptet, daß ausgebildeter allgemeiner Wahnsinn dabey zugegen seyn müsse. Auch gebe er gern zu, daß die Art der Manie, welcher Pinel den Namen Manie sans délire gegeben habe, eine eigene, von der gewöhnlichen, aus der Melancholie hervorgehenden, oder nach und mit allgemeinem Wahnsinne eintretenden Manie, zu trennende Art und Form sey. Ein Hauptzweck meiner Abhandlung war aber gerade der, zu zeigen, daß die frühere Mei-

meinem Handbuche der spec. Pathologie und Therapie, 3te Ausg. B. 1. §. 195. Anmerk. 1. angeführt, daß unter Phrenitis von den Alten besonders ein anhaltendes Delirium mit Fieber verbunden verstanden worden sey. Es war also bey der Anführung jener Stelle mein Zweck nur der, darauf aufmerksam zu machen, daß ein ähnliches Verhältniß, wie es Pinel bey der Manie beobachtet, von den Alten schon bey dem phrenitischen Zustande beobachtet worden sey. Wenn nun aber selbst von den alten Aerzten Phrenitis und Mania (im weiteren Sinne) nur in Ansehung des Fiebers für verschieden gehalten wurden, wenn es bey Galenus (Comment. III. in libr. III. Epidem.) heißt: 'Hoc enim discrimine solo cum febre phrenitim accipimus, nulla re alia distantem a mania, id est insania, quam febre. Mentis siquidem utraque noxa est, sed proprium insanientium (μαινομένων) est febre liberos esse, ut febricitare phreniticorum', sollte man denn das bey Phrenitischen in Bezug auf Delirium oder Manie beobachtete nicht auch auf die chronischen Fälle der Manie anwenden dürfen?

In Bezug auf Henke's Behauptung, daß Pinel seine Ansicht von der Manie in der zweyten Ausgabe seiner Schrift sur l'aliénation mentale geändert habe, und demnach deutsche Aerzte und Psychologen mit vieler Wärme noch fortdauernd eine Behauptung Pinel's vertheidigten, die dieser treffliche Arzt mit ehrenwerther Aufrichtigkeit längst als falsch zurückgenommen habe, ist von mir in der Commentatio de mania gezeigt worden, daß Henke Pinel's Worte mißverstanden habe, und scheint Henke dieß nun selbst eingesehen zu haben, da er diese Behauptung nicht weiter vertheidigt hat.

Was aber Esquirol betrifft, auf dessen früheren Ausspruch, daß er die Manie sans délire nicht als eine eigene Art der Manie annehme, sich Henke bezogen hatte, so füge ich dem in meiner Commentatio darüber Gesagten hier nur hinzu, daß Esquirol nach dem, was er neuerdings in seiner hier auch schon von Henke angeführten Note sur la Monomanie homicide geäußert hat, wohl nicht mehr als ein Gegner von Pinel's Lehre von der Manie angesehen werden kann, indem er sich hier nicht nur auf die Beobachtungen von Pinel bezieht, sondern selbst sagt, daß man bey einer Art dieser sogenannten Monomanie keine Affection des Verstandes erkennen könne; daß dabey der Mörder durch eine unwiderstehliche Gewalt, einen blinden Trieb, der nicht Folge irgend einer Reflexion sey, getrieben werde rc. Ich führe übrigens dieß nur an, in wiefern Esquirol's Ansicht der von Pinel entgegengesetzt worden ist, und ohne deshalb so Manches was in seiner neuesten Schrift vorkommt, vertheidigen zu wollen.

Wenn außerdem Henke sich (Zeitschrift f. d. Staatsarzneyk. 1827. H. 1. S. 211) auf Heinroth bezieht, der in seinem Systeme der psychisch-gerichtlichen Medicin S. 12 u. 16 erklärt habe, daß die Annahme (von Hoffbauer rc.) einer Tollheit ohne Verstandesverrückung von Henke gründlich widerlegt worden sey, so ist dabey wohl auch auf die Stellen dieser Schrift (S. 215 flg.) Rücksicht zu nehmen, wo Heinroth ex professo von der Tollheit handelt, und wo er, der früher in seinem Lehrbuche der Seelenstörungen die Mania sine delirio unter dem Namen Mania simplex angenommen hat, immer noch (§. 53) die einfache Tollheit annimmt, und in den Erläuterungen zu diesem § selbst sagt, daß

hat, in Bezug auf den ich übrigens früher schon erklärt habe, daß ich so manche angebliche Fälle desselben für sehr zweydeutig halte.

Daß diese Art der Manie, wo sie wirklich vorkommt, bey der Zurechnung in Anschlag zu bringen sey, ist gewiß auch Henke's Meinung. Auch ist gerade auf manche Fälle dieser Art anzuwenden, was Henke in dieser Abhandlung (S. 268) sagt: 'Mag er (der Maniacus) kurz vorher oder nachher zur richtigen Empfindung und zum Bewußtseyn seines unglücklichen Zustandes gelangen; im Anfalle selbst ist jede Fähigkeit des Widerstandes erloschen und er vollbringt automatisch, oder wie ein reißendes Thier, wozu der innere Drang ihn treibt. Wie ihm nicht zugerechnet werden kann, was er gegen die Gesetze vollbringt, so ist es auch nicht sein Verdienst, wenn die unglückliche That unterbleibt oder verhütet wird.'

Daß aber auch mit der Annahme dieser Art der Manie in gerichtlichen Fällen von Defensoren und Aerzten Mißbrauch getrieben werden kann, ist nicht zu leugnen. Dieß hat sie indessen mit anderen Seelenkrankheiten, die überhaupt zu den am häufigsten vorgeschützten und nachgemachten Krankheiten gehören, gemein, und so sehr es zu wünschen ist, daß dieser Mißbrauch von Defensoren und Aerzten vermieden werden möge, so ist doch deshalb, wie auch Berends mit Recht sagt, die Thatsache nicht zu leugnen. Es ist hier nicht von denen Fällen die Rede, wo irgend ein Trieb zum Bösen, dem ein Mensch sich überläßt, nach und nach überhand nimmt und ihn zu Verbrechen hinreißt. Was von achtungswerthen Männern gegen die in der neuesten Zeit so sehr gemißbrauchte Annahme von mancherley Trieben gesagt worden, verdient gewiß Beachtung.

Allerdings ist dem Menschen die Vernunft gegeben, um auch die Triebe zu beherrschen, er soll dadurch zur rechten Zeit gegen sie kämpfen, sie nicht zur That kommen lassen, er wird strafbar, wenn er dem Triebe sich überläßt, ihn zu weit kommen und sich dann zu Verbrechen hinreißen läßt. Dagegen glaube ich aber auch, daß man zu weit gehen würde, wenn man nicht auf die Fälle, wo durch Krankheit ein mit Manie verbundener unwiderstehlicher Trieb erzeugt und die Herrschaft der Vernunft über denselben verhindert wird, Rücksicht nehmen wollte. Durch Krankheit kann überhaupt auch die Vernunft, die Besonnenheit, die Standhaftigkeit des Philosophen überwältigt werden. Vortrefflich sagt in der Hinsicht Gaub (Serm. I. de regimine mentis, quod medicorum est p. 22): 'Potuit olim Canus Julius, quum Caji Caesaris imperio proxime periturum se certo sciret, pacato tamen Animo esse, latrunculis ludere, ad mortem vocatus cum sodale suo et centurione jocari, moestos amicos consolari, atque ad supplicii tumulum usque, et fere in ipsa morte tranquillus philosophari. Nimirum excusserat dudum mortis metum Sapientiae studio; nec Corporis debilitas eo tempore Mentem stringebat. At si Caligulae aeque facile fuisset inferre morbum huic homini, quam mortem indicere; si hypochondria Philosophi spissato humore obstruere potuisset; si in corpore ejus excitare causas anxietatis: hac via, opinor, certius de summa illa Animi firmitate triumphasset etc.' Diejenigen Fälle, wo körperliche Zustände im Spiele sind oder zum Grunde liegen, sind auch von Clarus (der gewiß seine Besonnenheit in Ansehung der Anwendung der

Lehre von den Seelenkrankheiten in gerichtlichen Fällen bewährt hat) wie von Henke und Anderen zu denjenigen gerechnet worden, wo ein blinder Antrieb zu verbrecherischen Handlungen angenommen und zu deren Entschuldigung angeführt werden könne. Nach meiner Ueberzeugung finden jedoch in Bezug auf solche Fälle, wo die angeblich Kranken ruhiges Betragen vor der That gezeigt und mit Ueberlegung zu derselben geschritten seyn sollen, wie bey der Brandstiftung, Giftmischung rc., wohl oft gegründete Zweifel Statt. Ganz anders verhält es sich dagegen mit den von mir vertheidigten Fällen der Manie. Hier sind nicht nur die physischen Merkmale wie bey der gewöhnlichen Manie wahrzunehmen, sondern es ist die heftigste Aufwallung, die wildeste Raserey vorhanden (wie bey den von Hippokrates sogenannten θηριώδεες παρακρούσιες, ferinae desipientiae et mentis emotiones, in quibus ferarum more efferuntur aegri, aut calcitrant, aut mordent, aut feriunt et adstantes impetunt), wobey der Rasende nicht nur jeden ohne Unterschied, der ihm in den Weg tritt, anfällt oder mordet, sondern auch oft gegen sich selbst wüthet. — Der eine Unglückliche, dessen Geschichte Pinel erzählt, wurde manchmal durch den Kampf zwischen seiner Vernunft und dem blutdürstigen Drange zur Verzweiflung gebracht und versuchte wiederholt sich selbst umzubringen und dadurch jenem Kampfe ein Ende zu machen. Einer hatte vor seiner Ankunft in Bicêtre mit einem Hackemesser sich die Hand abgehauen, er suchte auch, als er gebunden war, mit den Zähnen seinen Schenkel zu zerfleischen und starb in einem Anfalle von Raserey. — Wie nach älteren und neueren Gesetzen bey entschiedener Manie überhaupt Zurechnung und Strafe

wegfällt (Cessabit igitur Aquilia actio, quemadmodum si quadrupes damnum dederit etc.), so sind auch von dieser Art befallene Unglückliche, die durch Krankheit zu gewaltsamen, von ihnen wohl selbst verabscheuten, Handlungen hingerissen werden, wohl unschädlich zu machen, in ein Irrenhaus zu bringen, nicht aber gleich wahren Verbrechern hinzurichten.

G. W. H. Conradi.

Stuttgart und Tübingen.

In der Cottaischen Buchhandlung ist 1828 der zweyte Theil des Bayerischen Wörterbuches von J. Andreas Schmeller erschienen, 722 Seiten in groß Octav. Dieser zweyte Theil begreift die Buchstaben G; H; J (Cons.); K; L; L; M; N. Dieselbe Gelehrsamkeit, derselbe Fleiß, dasselbe richtige Urtheil, die wir in dem vorigen Jahrgange unserer Anzeigen S. 180 und flg. an dem ersten Theile dieses Werkes gerühmt haben, zeichnen auch diesen zweyten aus. Selbst Quellen und Bemerkungen, die erst während des Abdruckes desselben bekannt wurden, sind gehörigen Ortes benutzt: der beste Beweis, wie unablässig der Verfasser bemüht ist, seiner Arbeit die höchste Vollendung zu geben. Reiche Mittheilungen aus ungedruckten Glossen, alten Schriften und Urkunden wechseln auch in diesem Theile mit Beyspielen, die aus Volksliedern, sprichwörtlichen Redensarten u. s. w. genommen sind, und selbst die Stimme herzlicher Empfindung läßt sich bisweilen vernehmen, wie z. B. bey der Erwähnung des Geburtsortes, oder des alten, biedern Va-

ters des Verfassers. — Wörter und Ausdrücke, die, gleich gewissen Pflanzen, nur auf einer einzigen kleinen Stelle leben, können allerdings selbst dem fleissigsten Sammler entgehen, und müssen an Ort und Stelle aufgelesen werden. Nachträge dieser Art lassen sich jedoch größtentheils erst dann erwarten, wenn das Werk mit dem versprochenen alphabetischen Wortregister geschlossen ist; denn die meisten derjenigen Personen die vorzugsweise dergleichen liefern können, möchten wohl zu bequem seyn, sich mit den Lautreihen und der etymologischen Ordnung so vertraut zu machen, daß sie aus dem Buche selbst sich belehren könnten, ob sie wirklich etwas neues entdeckt haben.

Aarau.

Von der Bibliothek der neuesten Weltkunde, herausgegeben von Malten, von der wir nach der Erscheinung der ersten Stücke in diesen Blättern Nachricht gaben (Gött. gel. Anz. 1828. St. 124), haben wir jetzt bereits sechs Theile in 18 Heften vor uns liegen. Wir können versichern, daß sie das damals gefällte Urtheil bestätigt, und sich eben so sehr durch zweckmäßige Auswahl, als durch Mannigfaltigkeit der darin enthaltenen Artikel empfiehlt.

Hn.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

133. Stück.
Den 17. August 1829.

Göttingen.

Bey Vandenhoeck und Ruprecht: Studien des Göttingischen Vereins Bergmännischer Freunde. Im Namen desselben herausgegeben von Joh. Friedr. Ludw. Hausmann, Königlich Großbritannisch-Hannoverschem Hofrathe und Professor zu Göttingen. Zweyter Band. Mit einer petrographischen Charte. 1828. IV und 482 Seiten in groß Octav.

Der Göttingische Verein Bergmännischer Freunde hat durch die Herausgabe des vorliegenden, zweyten Bandes seiner Studien, einen Beweis von der Fortdauer seiner Thätigkeit gegeben. Aus dem Inhalte der darin mitgetheilten Arbeiten ist zu ersehen, wie das Bestreben des Vereins vorzüglich dahin gerichtet ist, das Fortschreiten in der technischen Praxis, mit dem theoretischen Studium möglichst zu vereinigen,

in der Ueberzeugung, daß die Theorie erst durch die Anwendung erhöheten Werth erhält, daß aber die Praxis von der Theorie geleitet werden muß, um Fortschritte machen zu können. Die in dem vorliegenden Bande enthaltenen Aufsätze sind folgende.

I. Versuch einer Darstellung der auf den Harzer- und Weserhütten (den Herrschaftlichen Königlich-Hannöverschen und Herzoglich-Braunschweigischen Werken) üblichsten Eisenfrischprocesse, von Fr. K. L. Koch. S. 1 — 92. Eine genaue Beschreibung der auf den Harzer und Weserhütten üblichen Frischprocesse muß besonders nützlich erscheinen, nicht allein wegen der Mannigfaltigkeit der dort betriebenen Processe, aus deren genauer Vergleichung lehrreiche Resultate zu ziehen sind, sondern auch, weil man auf jenen Werken im Allgemeinen sehr bemühet gewesen ist, den Betrieb, zumal in Hinsicht der Oeconomie, zu vervollkommnen. 1. Einleitung. Die auf den Harzer und Weserhütten eingeführten Frischmethoden gehören sämmtlich zum Warmfrischen. Die äußersten Grenzen ihrer verschiedenen Modificationen werden durch das Klump- und Durchbrechfrischen gebildet. Zwischen beiden steht eine Frischmethode, welche von dem Verf. die combinierte genannt wird, indem sie aus dem Klump- und Durchbrechfrischen zusammengesetzt ist. 2. Allgemeine Bemerkungen. Von den Frischhütten; den Essen und Herden; dem Hammerwerke; von dem Feuer und Feuerbau; von den Werkzeugen bey dem Frischen und Schmieden; von den Materialien, dem Roheisen und den Kohlen; von den Abfällen bey dem Frischen;

von der Eintheilung des Arbeiter-Personals. 3. Nähere Betrachtung der Frischprocesse. Sie zerfällt in den chemisch-technischen und in den mechanisch-technischen Theil. 4. Von den Proben des Stabeisens, der Beschaffenheit desselben, Abnahme, Controle, Principe u. dergl.

II. Versuche über die Anwendung der Fichtensaamenzapfen (Tannenzapfen), als Surrogat der Kohle bey dem Eisenfrischproceß, nebst einigen Bemerkungen über den Verlust an Eisen beym Frischen. Mitgetheilt von Fr. K. L. Koch. S. 93—106. Für die Technik ist die Kunde der Resultate mißlungener Versuche oft nicht minder wichtig, als die der gelungenen und nie sollte man sich durch einen ungünstigen Erfolg, von rationellen Versuchen abschrecken lassen, welche die Technik nicht entbehren kann, wenn sie Fortschritte machen soll. Ein großer Ueberfluß von Tannenzapfen am Harz veranlaßte die Königlich-Hannöversche Bergwerksdirection, Versuche über deren Anwendbarkeit bey verschiedenen metallurgischen Processen anstellen zu lassen. Bey dem Eisenfrischproceß zeigten sie sich nicht vortheilhaft, wie aus diesem Berichte hervorgeht, in welchem die Versuche beschrieben werden, die in Rothehütter Administration im Winter $18\frac{1}{1}\frac{7}{8}$ und in Gittelder Administration im Sommer 1818 angestellt sind. Bey den ersteren scheint zwar eine Ersparung an Kohlen durch den Zusatz von Tannenzapfen bewirkt worden zu seyn; was aber den Erfolg an Stabeisen betrifft, so hat sich in dieser Hinsicht jener Zusatz sowohl bey dem Schmieden, als auch bey dem Schmelzen, im höchsten Grade unvortheil-

ters des Verfassers. — Wörter und Ausdrücke, die, gleich gewissen Pflanzen, nur auf einer einzigen kleinen Stelle leben, können allerdings selbst dem fleißigsten Sammler entgehen, und müssen an Ort und Stelle aufgelesen werden. Nachträge dieser Art lassen sich jedoch größtentheils erst dann erwarten, wenn das Werk mit dem versprochenen alphabetischen Wortregister geschlossen ist; denn die meisten derjenigen Personen die vorzügsweise dergleichen liefern könnten, möchten wohl zu bequem seyn, sich mit den Lautreihen und der etymologischen Ordnung so vertraut zu machen, daß sie aus dem Buche selbst sich belehren könnten, ob sie wirklich etwas neues entdeckt haben.

Aarau.

Von der Bibliothek der neuesten Weltkunde, herausgegeben von Malten, von der wir nach der Erscheinung der ersten Stücke in diesen Blättern Nachricht gaben (Gött. gel. Anz. 1828. St. 124), haben wir jetzt bereits sechs Theile in 18 Heften vor uns liegen. Wir können versichern, daß sie das damals gefällte Urtheil bestätigt, und sich eben so sehr durch zweckmäßige Auswahl, als durch Mannigfaltigkeit der darin enthaltenen Artikel empfiehlt.

Hn.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

133. Stück.
Den 17. August 1829.

Göttingen.

Bey Vandenhoeck und Ruprecht: Studien des Göttingischen Vereins Bergmännischer Freunde. Im Namen desselben herausgegeben von Joh. Friedr. Ludw. Hausmann, Königlich Großbritannisch-Hannoverschem Hofrathe und Professor zu Göttingen. Zweyter Band. Mit einer petrographischen Charte. 1828. IV und 482 Seiten in groß Octav.

Der Göttingische Verein Bergmännischer Freunde hat durch die Herausgabe des vorliegenden, zweyten Bandes seiner Studien, einen Beweis von der Fortdauer seiner Thätigkeit gegeben. Aus dem Inhalte der darin mitgetheilten Arbeiten ist zu ersehen, wie das Bestreben des Vereins vorzüglich dahin gerichtet ist, das Fortschreiten in der technischen Praxis, mit dem theoretischen Studium möglichst zu vereinigen,

in der Ueberzeugung, daß die Theorie erst durch die Anwendung erhöheten Werth erhält, daß aber die Praxis von der Theorie geleitet werden muß, um Fortschritte machen zu können. Die in dem vorliegenden Bande enthaltenen Aufsätze sind folgende.

I. Versuch einer Darstellung der auf den Harzer- und Weserhütten (den Herrschaftlichen Königlich-Hannöverschen und Herzoglich-Braunschweigischen Werken) üblichsten Eisenfrischprocesse, von Fr. K. L. Koch. S. 1 — 92. Eine genaue Beschreibung der auf den Harzer und Weserhütten üblichen Frischprocesse muß besonders nützlich erscheinen, nicht allein wegen der Mannigfaltigkeit der dort betriebenen Processe, aus deren genauer Vergleichung lehrreiche Resultate zu ziehen sind, sondern auch, weil man auf jenen Werken im Allgemeinen sehr bemühet gewesen ist, den Betrieb, zumal in Hinsicht der Oeconomie, zu vervollkommnen. 1. Einleitung. Die auf den Harzer und Weserhütten eingeführten Frischmethoden gehören sämmtlich zum Warmfrischen. Die äußersten Grenzen ihrer verschiedenen Modificationen werden durch das Klump- und Durchbrechfrischen gebildet. Zwischen beiden steht eine Frischmethode, welche von dem Verf. die combinierte genannt wird, indem sie aus dem Klump- und Durchbrechfrischen zusammengesetzt ist. 2. Allgemeine Bemerkungen. Von den Frischhütten; den Essen und Herden; dem Hammerwerke; von dem Feuer und Feuerbau; von den Werkzeugen bey dem Frischen und Schmieden; von den Materialien, dem Roheisen und den Kohlen; von den Abfällen bey dem Frischen;

von der Eintheilung des Arbeiter-Personals. 3. Nähere Betrachtung der Frischprocesse. Sie zerfällt in den chemisch-technischen und in den mechanisch-technischen Theil. 4. Von den Proben des Stabeisens, der Beschaffenheit desselben, Abnahme, Controle, Principe u. dergl.

II. Versuche über die Anwendung der Fichtensaamenzapfen (Tannenzapfen), als Surrogat der Kohle bey dem Eisenfrischproceß, nebst einigen Bemerkungen über den Verlust an Eisen beym Frischen. Mitgetheilt von Fr. K. L. Koch. S. 93—106. Für die Technik ist die Kunde der Resultate mißlungener Versuche oft nicht minder wichtig, als die der gelungenen und nie sollte man sich durch einen ungünstigen Erfolg, von rationellen Versuchen abschrecken lassen, welche die Technik nicht entbehren kann, wenn sie Fortschritte machen soll. Ein großer Ueberfluß von Tannenzapfen am Harz veranlaßte die Königlich-Hannöversche Bergwerksdirection, Versuche über deren Anwendbarkeit bey verschiedenen metallurgischen Processen anstellen zu lassen. Bey dem Eisenfrischproceß zeigten sie sich nicht vortheilhaft, wie aus diesem Berichte hervorgeht, in welchem die Versuche beschrieben werden, die in Rothehütter Administration im Winter 18$\frac{17}{18}$ und in Gittelder Administration im Sommer 1818 angestellt sind. Bey den ersteren scheint zwar eine Erfparung an Kohlen durch den Zusatz von Tannenzapfen bewirkt worden zu seyn; was aber den Erfolg an Stabeisen betrifft, so hat sich in dieser Hinsicht jener Zusatz sowohl bey dem Schmieden, als auch bey dem Schmelzen, im höchsten Grade unvortheil-

haft gezeigt, indem drey bis vier Procent weniger als bey den Gegenversuchen ausgebracht worden.

III. Versuche über das Rösten und die Benutzung der Eisenfrischschlacken bey den Rothehütter Eisenwerken. Von F. Meyer, Hüttenschreiber zu Elend am Harz. S. 107 — 120. Die Betrachtung, daß bey den als Zuschlag bey dem Eisen-Hohofenbetriebe anzuwendenden Frischschlacken eine vorgängige Röstung, besonders hinsichtlich der dadurch bewirkten Auflockerung und Verminderung ihrer glasigen Beschaffenheit, vielleicht auch durch Vermehrung der Oxydation, vortheilhaft seyn dürfte, veranlaßte den Verf. eine Röstung der Frischschlacken im Kleinen vorzunehmen, welche einen Versuch in größerer Quantität und im Freyen zur Folge hatte. Die im kleinen Feuer angestellten Schmelzversuche ergaben fast durchgehends ein höheres Ausbringen bey Anwendung von gerösteter, als bey dem Zusatze von nicht gerösteter Frischschlacke und diesem entsprechend war auch das Resultat von dem im Großen vorgenommenen Versuche.

IV. Geognostische Betrachtung der am Hirschberge bey Großalmerode abgelagerten tertiären Gebilde, nebst einigen Bemerkungen über den daselbst im Betriebe stehenden Bergbau, vom Baron Waitz von Eschen zu Cassel und vom Bergmeister Strippelmann am Habichtswalde bey Cassel. S. 121 — 168. Die Braunkohlenablagerung am Hirschberge bey Großalmerode in Hessen ist nicht allein durch ihre große Mächtigkeit, sondern auch durch man-

nigfaltige andere Verhältnisse u. A. durch die damit in Berührung stehenden, basaltischen Massen, im hohen Grade merkwürdig. Das Studium derselben wird dadurch erleichtert, daß die Ablagerung durch ausgedehnte Tagebaue aufgeschlossen ist. Die Lage in der Nähe der von Cassel nach Witzenhausen und nach Eisenach führenden Straßen, verschafft manchen Reisenden die Gelegenheit, jenen Ort ohne besonderen Aufwand von Zeit und Mühe zu besuchen. Es mußte daher eine genaue Schilderung der geognostischen Verhältnisse jener auch in bergmännischer und technologischer Hinsicht interessanten Gegend, wodurch die frühere, von dem Herrn Prof. Mohs entworfene, treffliche Beschreibung des Hirschberges vielseitig vervollständigt und erweitert wird, als ein nützliches Unternehmen erscheinen. Auf eine ausführliche geognostische Darstellung des Hirschberges und seiner Umgebungen, folgen Beschreibungen des Ringkenkuhler Alaun- und Braunkohlenwerks, des sogenannten Hirschberger oder Rüppelschen und des Faulbacher Braunkohlenwerks; ferner, Nachrichten von dem am Hirschberge Statt findenden, unterirdischen Kohlenabbau, von der Grubenförderung, Wetterlösung, dem Grubenbrande und den Betriebserfolgen. Im Anhange sind einige Notizen über die verschiedenen Arten von Thon mitgetheilt, die zu Großalmerode zu so mannigfaltigen Zwecken verarbeitet werden.

V. Versuche mit Abschwählung von Braunkohlen und Anwendung des erhaltenen Products zu Kleinfeuerarbeiten, angestellt auf dem Braunkohlenwerke am Habichtswalde bey Cassel, durch den Kurhessischen Bergmeister

Strippelmann. S. 169 — 194. Wenn gleich auf manchen Braunkohlenwerken mit dem Abschwählen von Braunkohlen Versuche angestellt seyn mögen, um das erhaltene Product zum Betriebe von Kleinfeuern oder zu ähnlichen Zwecken zu benutzen, so ist doch über die Resultate derselben bisher so gut wie nichts zur öffentlichen Kunde gelangt. Dieß gab die Veranlassung zur Bekanntmachung der Versuche, welche von dem Verfasser in den Jahren 1826 und 1827 mit verschiedenen Arten von Braunkohlen und den daraus gewonnenen Coaks angestellt wurden. Gemeine Braunkohle und Pechkohle lieferten eine sehr dichte, auf dem Bruche metallisch glänzende, hellklingende Kohle. Die holzförmige Braunkohle erlitt keine Umänderung des Aggregatzustandes und gab ebenfalls eine sehr dichte, klingende Kohle. 100 Cubikfuß Braukohle lieferten im Durchschnitt 44,13 Cubikfuß Coaks. Die mit denselben über ihre Wirksamkeit bey Schmiedearbeiten angestellten, vergleichenden Versuche, haben sowohl in Beziehung auf Zeit, als auch in Hinsicht auf Brennmaterial-Aufgang, günstige Resultate gegeben und besonders vortheilhaft stellen sich die Erfolge im Vergleich zu Holzkohlen.

VI. Beschreibung der geognostischen Verhältnisse des Ahnegrabens am Habichtswalde bey Cassel, mit besonderer Berücksichtigung der dabey vorkommenden, basaltischen Ausfüllungsmassen, nebst einer petrographischen Skizze, vom Kurhessischen Bergcommissär Schwarzenberg. S. 195 — 214. In der an geognostischen Merkwürdigkeiten reichen Umgegend von Cassel, ist der sogenannte

Ahnegraben besonders beachtungswerth. Das Ahnethal zieht sich vom Habichtswalde herab und da wo es sich öffnet, ruhet Muschelkalk auf den oberen Lagen der Formation des bunten Sandsteins. Er dient tertiären Gebilden, namentlich der Braunkohlenformation und einer zum Grobkalk gehörigen, von Petrefacten erfüllten, kalkigen Sandmasse zur Unterlage. Basalt und Basaltconglomerat haben die secundären und tertiären Gebilde durchbrochen und zeigen sich in mannigfaltigen und überaus merkwürdigen Verhältnissen. Der Muschelkalk wird von dem Basalte durchsetzt. Zugleich erscheint derselbe aber auch auf eine räthselhafte Weise, in schmalen Lagen mit den Muschelkalk-Schichten abwechselnd, ohne daß man eine Verbindung zwischen diesen Massen und den größeren in der Nähe wahrnehmen kann, die doch aber nach aller Wahrscheinlichkeit vorhanden ist. Eine besondere Beachtung verdient die Wahrnehmung, daß der Kalkstein in der Nähe des Basaltes nicht wesentlich verändert ist. Eine beygefügte petrographische Skizze nebst einem Profile, dienen zur Erläuterung der genauen und von Hypothesen frey gehaltenen Beschreibung.

VII. Uebersicht der jüngeren Flötzgebilde im Flußgebiete der Weser, mit vergleichender Berücksichtigung ihrer Aequivalente in einigen anderen Gegenden von Deutschland und in der Schweiz. Nach eigenen Beobachtungen entworfen von dem Herausgeber. (Schluß des im ersten Bande abgebrochenen Aufsatzes.) S. 215 — 482. Seitdem diese Uebersicht im ersten Bande der Studien unvollendet, in besonderen Abdrücken aber

vollständig erschien, ist die Kunde der jüngeren Flötzgebilde bedeutend fortgeschritten. Dadurch mußte dasjenige, was die erste Bearbeitung geliefert hatte, erweitert und in einigen Stücken berichtigt werden. Besonders hat dieß die unter den Benennungen von Quadersandstein und weißem Kalk aufgeführten Gebilde, mithin den Inhalt dieser zweyten Abtheilung der Uebersicht getroffen. Hinsichtlich des Ersteren wurde bey der früheren Bearbeitung der Unterschied zwischen dem Eisenstein und Steinkohlen führenden Quadersandstein nur angedeutet. Späterhin hat sich aber ergeben, daß die zuvor unter der Benennung von Quadersandstein zusammengestellten Gebilde, eine wesentliche Verschiedenheit zeigen; daß der Steinkohlen führende sich dem Gryphitenkalke anschließt, wogegen der eigentliche Quadersandstein zu den Gebilden gehört, die der Kreide zunächst vorangehen. In der früheren Darstellung des weißen Kalkes, fand eine Verwechselung zwischen dem eigentlichen Jurakalke und anderen, zur Kreideformation gehörigen Gliedern Statt; welcher Irrthum später aufgeklärt wurde, wodurch die letzteren Abtheilungen der Uebersicht in dieser neuen Bearbeitung bedeutend verändert erscheinen. Aber auch die übrigen Theile derselben haben durch die fortgesetzten, eigenen Beobachtungen des Verfassers und die gütigen Mittheilungen mehrerer Freunde, nicht unbedeutende Zusätze und Verbesserungen erhalten.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

134. 135. Stück.
Den 20. August 1829.

Paris, Montpellier und Brüssel.

Bey Gabon: Chirurgie clinique de Montpellier, ou observations et réflexions tirées des travaux cliniques de cette école, par Delpech. Tome second. 1828. XXXVII u. 627 S. in 4. Mit 19 Kupfertafeln.

Der zweyte Theil dieser Sammlung klinischer Erfahrungen des berühmtesten Chirurgen der Schule zu Montpellier ist zwar reich an Beobachtungen und Krankengeschichten, so wie an guten Bemerkungen über die beobachteten Krankheiten, auch zeigt sich darin der Verf. als ein tüchtiger Operateur; indeß hätte man doch erwarten sollen, daß auf den trefflichen ersten Theil (welcher im Jahre 1824 S. 1497 dieser Blätter von einer andern Hand angezeigt wurde) zum wenigsten ein eben so guter hätte folgen sollen. Schwerlich kann man aber von diesem zweyten ganz dasselbe rühmen. Es ist nicht zu verkennen, daß der Verf. genau und scharf beobachtete, noch genauer erzählte, und daß er hin und wie-

der scharfsinnige Bemerkungen macht. Ebenso zeichnet sich dieser Theil durch mehrere sehr merkwürdige Krankheitsfälle aus. Allein diese trefflichen Bemerkungen gehen unter in einem Wuste weitschweifiger und häufig wiederholter Redensarten, und die merkwürdigen Fälle werden erdrückt von einer viel größeren Anzahl der unbedeutendsten Observationen, von welchen die meisten sich sehr ähnlich sind. Rechnet man dazu eine große Selbstgefälligkeit, welche auf jeder Seite des Werkes sichtbar ist, so muß dieß den guten Eindruck sehr stören, welchen viele Bemerkungen allerdings auf den Leser machen. Die große Weitschweifigkeit des Verfs. erschwert namentlich die Benützung des Werkes, und legt zugleich dem Ref. die Pflicht auf, nur über die Hauptsachen Bericht zu erstatten.

Den Anfang macht die Beobachtung einer großen Geschwulst des Hodensackes, die der Verf. für ein Symptom der Elephantiasis hält. Ein Soldat, welcher mit Ausnahme einer leichten Gonorrhoe an keiner Krankheit gelitten hatte, bekam in seinem 25sten Jahre ein Geschwür an der Vorhaut, welches geätzt und mit Einreibungen von Quecksilber behandelt wurde. Das Aussetzen der Behandlung und sein Dienst zu Pferde waren indeß Schuld daran, daß heftige Entzündung und Anschwellung entstand. Die Vorhaut und der Hodensack nahmen an Umfang bedeutend zu, die Haut wurde braun, mit Knollen besetzt, rissig und sehr hart. Nach sieben Jahren war die Haut des Gliedes und des Hodensackes, so wie das Zellgewebe des letzteren zu einer birnförmigen, nicht schmerzhaften Masse angeschwollen, welche aus drey Lappen bestand, sich besonders nach hinten hin ausdehnte und bis unter die Wade hinabreichte. Mit dem Mittel-

fleische und dem Hypogastrio stand sie durch einen Hals in Verbindung, welcher an seiner dünnsten Stelle 18 Zoll im Umfange maß. Die Oeffnung der Harnröhre war von der sehr angeschwollenen Vorhaut ganz verdeckt. Uebrigens war der Mann ganz gesund. Dieß bestimmte den Verf. die dem Anscheine nach gesunden Genitalien von ihren krankhaften Bedeckungen durch eine Operation zu befreyen. Zwey Schnitte wurden von dem Bauchringe an zu beiden Seiten des Halses der Geschwulst bis zum After hin geführt; zwey andere fingen an jeder Seite von den ersten Schnitten an und endigten sich 4 Zoll tiefer, wo sie durch einen fünften Schnitt mit einander vereinigt wurden. Hierdurch wurden drey Hautlappen gebildet, zwey Seitenlappen und ein mittlerer zwischen ihnen. Die unversehrten Hoden, die Samenstränge und die Ruthe wurden dann gänzlich heraus präpariert, das Mittelfleisch von der Geschwulst befreyet und diese dann abgeschnitten. Nach der Exstirpation wog die Geschwulst 54 Pfund. Während derselben flossen gegen 6 Pfund Serum aus, mit welchem ein Theil des Zellgewebes angefüllt gewesen war. Die Hoden, nebst den bedeutend verlängerten Samensträngen wurden mit den beiden Seitenlappen der Haut bedeckt, die Ruthe in den mittleren eingehüllt, und hierauf alles durch die blutige Nath vereinigt. Die Heilung gelang vortrefflich, bis auf einen kleinen Theil des mittleren Hautlappens, welcher eine künstliche Vorhaut bilden sollte. Dieser wurde brandig. Als der Kranke das Hospital verließ, hatte der künstliche Hodensack und die Hülle des Gliedes eine Gestalt, welche der normalen sehr nahe kam. Sehr kurze Zeit nachher starb aber dennoch der freylich etwas geschwächte Mann nach

Fasergewebe ähnlich ist. Ihre innere Hülle, welche in früheren Perioden die einzige ist und welche es auch zuweilen bleibt, ist dagegen eine serose, seltener eine fast mucose Haut und die ganze Bildung der Bälge überhaupt eine abnorme Entwickelung seröser Häute. Der Name 'hornichte Bälge' eignet sich höchstens nur für solche, welche — wie man in seltenen Fällen gefunden hat — wirkliche Hornsubstanz enthalten.) Eine dritte Art von Bälgen wird vom Verf. 'albuminose Bälge' genannt, weil innerhalb mehrerer Lagen eines äußerlich fibrosen, gegen das Innere hin aber an Dichtigkeit abnehmenden Gewebes eine der coagulabeln Lymphe ähnliche, oder auch gallertartige Masse angetroffen wird. (Dieß sind doch wohl Atherome oder Meliceriden.) Eine vierte Art sind die 'fibrosen Bälge', aus einem zellicht-fasrigen Gewebe bestehend, in welchen bald eine gallertartige, bald eine eyweißartige, bald eine steinichte Masse steckt. Delpech's Behandlung der Balggeschwülste besteht in der Regel in einem Einstich, Herauslassen des krankhaften Productes und Ausstopfen mit Charpie, um durch Granulationen oder partielle Adhäsionen die Höhle zu vernichten. Selten fand er es nöthig, durch reizende Einspritzungen Entzündung hervorzubringen, oder durch alkalische Brand des Balges zu bewirken. Er zieht diese Art der Behandlung der Exstirpation vor, weil sie ihren Zweck vollständig erfüllt und auch bey sehr großen, tief zwischen wichtigen Theilen liegenden Geschwülsten anwendbar ist. Entzündet sich ein sero-mucoser Balg ohne vorläufige Oeffnung desselben, so wird er entweder beträchtlich verdickt, oder es entsteht Brand, ein Absceß, und zuletzt geht der Balg unversehrt aus der entstandenen Oeffnung heraus. Dasselbe findet zuwei-

len Statt, wenn man die Krankheit durch ein auf die Haut gelegtes Cauterium zu heilen sucht. Sitzt ein solcher Balg zwischen weichen Theilen, und hat man seine Flüssigkeit entleert, so bewirkt dagegen die Entzündung ein allmähliches Zusammenschrumpfen seiner Wände, die Höhle verschwindet, und es bleibt eine Zeit lang eine härtliche runde Masse zurück. Innerhalb eines Knochens ist ein solcher Heilungsproceß unmöglich. Der Verf. gibt daher als Regel an (S. 139): in sero-mucosen Bälgen, welche zwischen weichen Theilen sitzen, nur eine geringe adhäsive Entzündung zu erregen, solche hingegen, welche in einem Knochen (z. B. Observation V. in der Dicke der unteren Knochenwand des sinus maxillaris in der Nähe des Eckzahns) oder in einer Knochenhöhle (z. B. Obs. VI — X. im sinus maxillaris) sitzen, in einen höheren Grad von Entzündung und in Gangrän zu versetzen. (Die als Balggeschwülste der Kinnbackenhöhle angegebenen Fälle sind sicher nicht solche, sondern Entzündung, Eiterung und abnorme Absonderung der Schleimhaut.) Die hornichten Bälge Delp. vertragen eine solche Behandlung nicht, sie gehen dabey leicht in eine böse Verschwärung über, und bekommen oft ein krebsartiges Ansehen. Der Verf. exstirpierte sie immer, namentlich auch deshalb weil die lockere Anheftung an ihre Umgebung diese Operation sehr erleichterte. Am merkwürdigsten unter den Fällen von serosen Bälgen ist die Obs. IV. Eine in der Augenhöhle sitzende Geschwulst mit Acephalocystis hatte Exophthalmos und Blindheit hervorgebracht. Nachdem die Geschwulst eingestochen und die Hydatide herausgelassen war, kehrte das Gesicht wieder zurück. Dabey wird die richtige Bemerkung gemacht, daß Lähmung eines Nerven weniger

leicht nach einem Zerren desselben in die Länge, als nach einem Drucke von der Seite her entsteht. In einem anderen, auch abgebildeten, Falle hatte eine solche Geschwulst das Auge, die obere Wand der Augenhöhle, das Joch- und Oberkieferbein bereits zu sehr aus der natürlichen Lage gebracht, als daß der Normalzustand hätte gänzlich hergestellt werden können. — Die Obss. XIII — XXI. beziehen sich auf die Bildung und Heilung der Balggeschwülste in den Eyerstöcken. Der größte Theil betrifft die kystes fibreux; die k. sero-muqueux und cornés kommen seltener in den Eyerstöcken vor. Die neunzehnte Krankengeschichte zeichnet sich vor allen übrigen durch die Ausdehnung des Uebels und durch die kräftigen Mittel aus, welche dagegen versucht wurden. Das kranke Ovarium hatte nach dem Tode 10 bis 12″ im Durchmesser und wog 20 Pfund. Es bestand aus mehreren höckerigen Geschwülsten, den übermäßig ausgedehnten Bläschen, deren Wände zum Theil vereitert waren. Einige enthielten eine eitrige, andere eine blutige, schwärzliche Flüssigkeit. Bey Lebzeiten der Kranken waren sie so beträchtlich ausgedehnt gewesen, daß eine einzige Punction 30 Pfund bräunlicher klebriger Flüssigkeit entleerte! Es wurde die Punction überhaupt binnen 8 Monaten 14 Mal verrichtet und dadurch 380 Pfund ausgeleert! Der Verf. zieht aus seinen Beobachtungen, welchen er zur Vergleichung noch zwey Fälle von Entzündung der Gebärmutter und des Eyerstockes beyfügt, folgende Schlüsse: die serofibrosen Bälge des Eyerstockes sind das Product einer eigenthümlichen Organisation, und keineswegs einer allmählichen Ausdehnung der Graafschen Bläschen (Man muß unterscheiden zwischen den wirklichen Afterorganen, wahren Bälgen

des Eyerstocks und der übermäßigen Ausdehnung und Entartung eines oder mehrerer Bläschen wegen zu großer Absonderung der in ihnen enthaltenen Flüssigkeit, dem sogenannten hydrops ovarii. Dieß hat der Verf. nicht genug gethan wie Obs. XIX. beweiset); die Erfahrung hat noch nicht hinreichend gelehrt, ob diese Bälge ohne begleitende Veränderung des Eyerstockes entstehen können; es entwickelt sich fast immer zu gleicher Zeit ein krebsartiger Zustand (?); es sind immer (?) mehrere Bälge in einem Eyerstocke, deren Contentum aber oft verschieden ist; gewöhnlich wird einer bedeutender ausgedehnt, so daß er die Bauchhöhle ausfüllt, die andern bleiben kleiner; ihre Wände werden um so dicker, je bedeutender die Ausdehnung wird; die Bälge eines und desselben Eyerstockes stehen der Regel nach nicht mit einander in Verbindung; die erste Entstehung der Krankheit ist meistens ganz verborgen, erst nachdem die Geschwulst beträchtlicher geworden, entstehen flüchtige Schmerzen in der Gegend des Eyerstockes oder der Gebärmutter, ein hauptsächlicher Unterschied von der Entzündung; die Krankheit versetzt die Eingeweide des Unterleibes in eine Irritation, welche den inneren Gebrauch von Excitantien verbietet; zuweilen kommt Entzündung hinzu, bald ohne besondere Veranlassung, bald durch unzeitigen Gebrauch stark wirkender Arzneymittel; in Folge einer solchen Entzündung entstehen zuweilen Adhäsionen des Eyerstockes mit den Eingeweiden und Wänden des Bauches, wodurch das erkrankte Organ so bedeutende Festigkeit erlangen kann, daß es Jahre lang auf demselben Puncte stehen bleibt; der Balg kann platzen und durch den Erguß seiner Flüssigkeit hierauf eine heftige Peritonitis verursachen, oder auch nur eine Ascites

secundaria; eine solche Ruptur entstand aber immer nur wenn keine Adhäsion vorhergegangen war; sie ist dann zu befürchten wenn die Geschwulst rasch und unter heftigen Schmerzen wächst. Man kennt bis jetzt keine Mittel, welche diese krankhafte Bildung heilen könnten; die Punction darf man nur dann versuchen, sobald der Sack zu platzen drohet, indeß folgte zuweilen plötzlicher Tod. Dreister kann man sie vornehmen, wenn sie schon einmal gemacht war und man dann den ersten Einstichspunct wählt. Entsteht darnach keine Entzündung, so kann man durch eine biegsame Röhre eine Fistel hervorzubringen suchen, weil solche Säcke fast nie zusammenschrumpfen, sondern sich immer wieder füllen. (Auch aus diesen Schlüssen des Verfs. scheint hervorzugehen, daß derselbe den hydrops ovarii häufig mit den wahren Bälgen verwechselte.)

Es folgen hierauf Beobachtungen und Bemerkungen über die Rhinoplastik, auf welche sich acht Kupfertafeln beziehen. Es werden drey Operationen beschrieben; der Lappen wurde aus der Stirnhaut gebildet, und durch ihn nicht allein die Nase, sondern in einem Falle auch der Thränensack so wie ein Theil des unteren Augenliedes einigermaßen ersetzt. Ein angeborener Mangel der einen Nasenhälfte und des ductus lacrymalis wurde auf diese Weise weniger auffallend gemacht. (Außer den genannten weichen Theilen fehlten auch das Os unguis und die apophysis nasalis ossis maxillaris superioris.) Der Verf. schlägt vor, durch ein ähnliches operatives Verfahren den angeborenen Mangel an Vereinigung beider seitlicher Hälften der Harnblase, die vordere Harnblasenspalte (fälschlich prolapsus vesicae urinariae genannt) zu heilen. (Es läßt sich die Möglichkeit denken, daß die Vorderwand

er Harnblase durch ein Stück der Bauchdecken
ebildet werden könnte, sobald man im Stande
väre theils die vorgetriebene Hinterwand zurück-
u drücken, theils den Harn gänzlich abzuhalten.
Schwerlich wird aber dieß durch einen in die
Harnröhre gelegten elastischen Catheter erreicht
verden können, wie der Verf. meint; eher durch
inen Apparat welcher die beiden Oeffnungen der
Harnleiter umfaßt.) Beyläufig werden sehr weit-
chweifige Bemerkungen gemacht über das Zu-
ammenschrumpfen und Krauswerden (crispation)
er Haut, sobald diese getrennt, entzündet und
icht zeitig vereinigt ist. Der Verf. erklärt diese
Erscheinung durch die suppurative Entzündung
es Unterhautzellgewebes, in Folge deren ein
eues Fasergewebe in demselben entsteht und die
olches Zusammenschnüren bewirkt.

Von S. 295 bis 352 werden sehr ausführliche Bemerkungen über die Trichiasis und deren Heilung gemacht. Der Verf. findet alle bis jetzt vorgeschlagene Operationsmethoden unzulänglich, was namentlich auch daraus hervorgehen soll, daß in früherer Zeit Bartisch u. a., in der neueren Saunders den ganzen Rand des Augenlides wegzuschneiden empfohlen hätten, eine Verstümmelung, gegen die sich D. mit Recht erhebt. Statt zu diesem äußersten Mittel zu schreiten, hält er es für angemessener sich mit dem von Zeit zu Zeit wiederholten Ausziehen der Haare zu begnügen, und Ref. kann ihm darin nur beypflichten. Der Verf. hat aber gewiß darin Unrecht, daß er das Ausschneiden eines Stückchens Haut aus dem Augenlide ebenfalls bey der Trichiasis nicht angewandt wissen will. Es soll nur bey dem Entropium passen; nicht bey einer fehlerhaften, gegen den Augapfel hin gekehrten, Lage der Wimpern, welche in einer

abnormen Beschaffenheit der Haarwurzeln ihren Grund hat. Unter Entropium scheint er bloß eine Infiltration und Erschlaffung der äußeren Haut des Augenlides zu verstehen, (S. 346) welche eine bis unter den Rand hinabreichende Falte bildet und so die Haare nach innen drängt. Dieß ist aber nur eine von den vielen Ursachen des Entropii. Das Ausschneiden der Haut, besonders wenn es mit einem Durchschneiden des M. orbicularis verbunden wird, verfehlt sehr selten seinen Zweck, sowohl wenn die Wimpern nach innen stehen in Folge einer Umrollung des Augenlid-Randes (Entropium), als auch wenn eine ursprünglich falsche Richtung der Haarwurzeln und Haarbälge die Ursache ist (Trichiasis); denn man kann durch ein kunstmäßiges Verfahren ein künstliches Ectropium hervorbringen, welches die Wimpern nach außen bringt und dennoch das Auge nicht zu sehr entblößt. Als ganz zuverlässig wird die Anwendung des weißglühenden Eisens angegeben. Nachdem der Augapfel durch ein nasses Läppchen geschützt worden, zieht D. mit einem lanzettförmigen Eisen einen Strich auf der äußeren Fläche des Augenlides über den Wimpern, so daß die Cauterisation bis auf den tarsus durchdringt. Durch die nachfolgende Vernarbung wird dann das Augenlid verkürzt und sein Rand nach außen gekehrt. Das Cauterisieren der inneren Fläche wird getadelt, weil bey der Vernarbung im Gegentheil ein Entropium entsteht, und die Haarbälge dadurch nie so gänzlich zerstört werden, daß nicht die Haare dennoch wieder hervorwüchsen.

Hierauf folgt eine Abhandlung über einige Erscheinungen bey der Entzündung, mit neun und dreyßig Krankengeschichten. Da sie im Ganzen nicht viele neue Ansichten enthalten, so

nögen einige Auszüge genügen. Die suppurative Entzündung ist eine solche, welche eine Pseudomembran erzeugt, und von dieser wird dann der Eiter abgesondert. Selbst bey eitrigen Ausschwitzungen in serösen Höhlen ist das Abgesonderte beständig (?) das Erzeugniß einer früher gebildeten Pseudomembran, desgleichen bey eiternden Wunden. Tuberkeln sind nur dann von einem Balge umgeben, wenn sie schon erweicht sind. Sie selbst sind nicht Producte der Entzündung; erst späterhin kommt diese hinzu und bildet die Pseudomembran im Umfange des Tuberkels. Das Fasergewebe, welches die Narben bildet, nennt der Verf. inodule. Das allmähliche Zusammenziehen einer eiternden Fläche auf einen kleineren Raum, die Verkürzung und Verkrümmung der Glieder nach Verbrennungen ꝛc. führt von diesem Gewebe her; ebenso die Verengerung der einen Hälfte des Thorax nach einem Empyem, sobald nämlich eine gänzliche Verwachsung der Lungen mit dem Brustkasten vermittelst dieses Fasergewebes darauf folgte; die Unebenheiten der Narben nach Verbrennungen. Das Einlegen eines goldenen Röhrchens in den Thränenkanal erfüllt oft seinen Zweck nicht, weil der Thränensack zu sehr ausgedehnt ist, als daß die Thränen hinabgepreßt werden könnten. Man soll deshalb zuvor den Thränensack nach Scarpa's Anweisung spalten, seine innere Fläche cauterisieren, dadurch jenes Fasergewebe (inodule) erzeugen, wodurch der Sack Festigkeit bekommt und das Röhrchen nützlich wird. S. 433 wird eines Falles erwähnt, wo ein solches Röhrchen nach einem Jahre durch seine eigene Schwere den harten Gaumen nach und nach durchbohrt hatte, so daß es die Zunge berührte. Manche Verengerungen der Harnröhre und des Mastdarms

an in der Substanz des Uterus entwickelt hatte durch einen fehlerhaften Bildungstrieb der Geschlechtstheile selbst. Fett, Haare, Zähne, Zahnhöhlen und Haut bilden sich zuweilen auch außerhalb der Genitalien, und sind Erzeugnisse einer erstaunenswürdigen plastischen Kraft, die sich auch ohne geschlechtliche Vereinigung äußern kann.

Den Beschluß der Zusätze machen Bemerkungen über Rhinoplastik und über die Ersetzung einer verloren gegangenen Lippe (achyloplastique).

W. Hy.

Bremen.

Rückblick auf den ehemaligen Zwinger am Osterthore in Bremen vom Senator Dr. Deneken, nebst einer Abbildung des Aeußern und Innern dieses Gebäudes. 1829. 12 S. in 4. Eine zur rechten Zeit erschienene Gedächtnißschrift auf eins der vorzüglichen jetzt abgetragenen Gebäude der Stadt Bremen. Es machte einen Haupttheil der vormaligen Festungswerke aus, und zeichnete sich nicht bloß durch seine Stärke, sondern auch durch seine Architectur aus. Es war erbaut im J. 1514. Man gebrauchte das Gebäude zur Aufbewahrung des Pulvers, welches erst nachdem zweymal der Blitz eingeschlagen hatte, aufhörte; außerdem zum Gefängniß. Die Verschönerung der Stadt veranlaßte dessen Abbruch. Jetzt ist an seiner Stelle ein Detentionshaus gebaut. Die der Schrift vorgesetzte getreue Abbildung hat jetzt einen so viel größern Werth, da sie die Gestalt eines nicht mehr vorhandenen Gebäudes, das so sehr es verdiente, der Nachwelt erhält.

Hn.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

136. Stück.
Den 22. August 1829.

Turin.

Memorie della Reale Accademia delle Scienze di Torino. Tomo XXVII. XXVIII. XXIX. XXX. XXXI. (1823—1827). Diese Bände enthalten außer den gewöhnlichen historischen Einleitungen folgende:

Zur Mathematik und Naturwissenschaft gehörige Abhandlungen. Tom. XXVII. I. Continuazione del Saggio intorno ad alcuni Fenomeni elettro-magnetici von V. Michelotti. Eine Reihe von electromagnetischen Versuchen, um die Bedingungen näher zu erforschen, unter denen diese oder jene Flüssigkeiten fähig sind, den sogenannten electrischen Strom eines Electromotors aufzuhalten oder durchzulassen. Nicht auf die electrische Leitungsfähigkeit des angewandten flüssigen Zwischenmittels, sondern vielmehr auf die Zersetzbarkeit desselben im Conflict der erregenden Metalle komme es an, ob der Strom mehr oder weniger durchgelassen, und nach welcher Richtung er sich be-

wegen werde. Der Verf. hat sich dabey nur eines einfachen Electromotors, und eines damit verbundenen Multiplicators bedient, um die Beschaffenheit und Wirkung des Stromes sowohl auf eine Magnetnadel, als auch auf Froschschenkel, welche in die Verbindung gebracht wurden, zu beobachten. II. Note sur des dents du grand Mastodonte trouvées en Piemont et sur des machoirés et dents fossiles prises dans la mine de Houille de Caribona, proche Savone von Borson. Die Beschreibung dieser fossilen Knochen durch mitgetheilte Abbildungen erläutert. III. Mémoire sur la construction d'un Voltimètre multiplicateur, et sur son application à la détermination de l'ordre des métaux rélativement à leur Electricité par Contact, von A. Avogadro. Dem Multiplicator gibt der Vf. die Form eines dreyeckigen Prisma, indem der mit Seide übersponnene Drath neben einander zu wiederholten Malen um drey Glasstäbchen gewickelt wird, welche die Seitenlinien des Prisma bilden, dem dann ein zu den Versuchen bequemes Stativ noch hinzugefügt wird. Die mit diesem Apparat angestellten Versuche reihen sich an die obigen von Michelotti, haben jedoch hauptsächlich den Zweck die relative electrische Positivität und Negativität der Metalle, womit auch bereits Volta, Bellingeri u. A. sich beschäftigt haben, noch weiter zu berichtigen, und die Ursachen der dabey beobachteten Anomalien zu erforschen. IV. Expériences sur divers cas de la Contraction de la Veine fluide, et remarques sur la manière d'avoir égard à la Contraction dans le Calcul de la dépense des orifices, von G. Bidone. Ein schon vielfältig durch Theorie und Versuche besprochener Gegenstand in der

Hydraulik. Hier sind besonders Versuche und theoretische Betrachtungen über die Zusammenziehung des Wasserstrahles für den Fall mitgetheilt, daß das Wasser durch eine rectanguläre Oeffnung strömt, zugleich mit Formeln zur Berechnung der während einer gewissen Zeit ausströmenden Wassermenge, mit Berücksichtigung jener Zusammenziehung des Strahles. V. Osservazioni intorno a due Porzioni di Sanguisuga, von Rossi. VI. Recherches analytiques sur la densité des couches de l'Atmosphère, et la théorie des refractions astronomiques, von Plana. Eine sehr weitläuftige Abhandlung (von S. 143 — 323), welche nach einer Einleitung über die Ursachen der abnehmenden Temperatur unserer Atmosphäre von unten nach oben, sich ausführlich mit der Entwickelung und Zusammenstellung der vorzüglichsten Bemühungen um das Gesetz des von unten nach oben abnehmenden Drucks der Luft und ihrer Dichte, mit der Bestimmung des Coefficienten der astronomischen Refraction, mit der Horizontal-Refraction nach Maßgabe des Barometer-, Thermometer- und Hygrometerstandes u. dergl. beschäftiget, und also vorzüglich das Geschichtliche dieser Untersuchungen zum Gegenstande hat. Zuletzt auch über die terrestrischen Refractionen. VII. Illustratio generis Dysodii, addita icone nondum cognitae speciei quam divaricati nomine designarunt botanici, von Aloys. Colla.

Tom. XXVIII. Premier Mémoire sur l'affinité des corps pour le Calorique et sur les rapports d'affinité qui en resultent entre eux, von A. Avogadro (S. 1 — 123). Nach einigen vorausgeschickten Betrachtungen des Verfs. über die Unzulänglichkeit aller bisher bekannt gewordenen Bemühungen, die Affinitätsverhält-

nisse der Körper gegen einander nach sichern Principien festzusetzen und durch Zahlen auszudrücken, eine Scale für die Grade der Acidität und Alcalinität; Oxigeneität und Basicität; Electropositivität und Electronegativität, oder wie diese Gegensätze, welche sich zu neutralisieren streben, nach den verschiedenen Ansichten auch genannt werden mögen, zu entwerfen, sucht nun derselbe die neue Ansicht annehmbar zu machen, daß es nämlich bey diesen Bestimmungen lediglich auf die Affinität der Substanzen zum Calorique, und auf ihre lichtbrechende Kraft im gaßförmigen Zustande derselben, ankomme, und bemüht sich nun aus den hierüber bekannt gewordenen Versuchen, nicht nur eine Echélle d'affinité pour le Calorique für die verschiedenen Substanzen zu entwerfen, sondern diese auch auf die Bestimmung ihres gegenseitigen pouvoir neutralisant selbst auszudehnen und anzuwenden, wobey er denn das pouvoir neutralisant des Sauerstoffs zur Einheit annimmt. Wenn man in den Principien mit dem Verf. einig ist (gegen welche jedoch unseres Erachtens noch manches einzuwenden ist) so wird man sich leicht auch in das übrige finden, was er zur Erläuterung seiner Ansichten über diesen Gegenstand noch ferner mittheilt, und in einem folgenden Memoire noch weiter auszuführen gedenkt. S. 123—250. De medulla spinali nervisque ex ea prodeuntibus, annotationes anatomico-physiologicae, von C. F. Bellingeri. Mehrere interessante Bemerkungen besonders über die dispositio substantiae cinereae in centro medullae spinalis über die praesentia sulcorum collateralium anteriorum, über die Theilung der medulla sp. in sechs Fascikel, über den Ursprung der radicum anteriorum et posteriorum nervorum

spinalium, und des nervi accessorii ad par vagum, Alles ausführlich auch durch Zeichnungen erläutert. S. 251—280. Mémoire sur divers points d'Analyse, von G. Libri. Zuerst über die auch bereits von Fourier und Poisson entwickelten Ausdrücke für $d^n \varphi(t)$; $\Delta^n \varphi(t)$; $\int^n \varphi(t) dt^n$; $\Sigma^n \varphi(t)$, wenn $\varphi(t)$ eine beliebige Function von t bedeutet. Der Verf. gelangt zu jenen Ausdrücken auf einem eigenen Wege durch die Anwendung eines bekannten von Parseval gegebenen Theorems, auf die Taylorische Reihe, und stellt sie durch Integrale innerhalb bestimmten Gränzen (integrales definies) dar, wodurch sie noch eine größere Allgemeinheit als die, in einer ganz anderen Form von Poisson mitgetheilten, erhalten, und dadurch auch für den Fall gelten, wenn die veränderliche Größe imaginär ist, welches zu verschiedenen anderen Untersuchungen gebraucht werden kann. Hierauf beschäftigt sich der Verf. mit den Polynomial-Coefficienten, und gibt einen allgemeinen Ausdruck, wodurch jeder Coefficient auch außer der Ordnung direct ohne Beyhülfe der vorhergehenden gefunden werden kann. Sodann über den bereits von Euler erwiesenen Lehrsatz, daß nämlich die Summe der Divisoren einer gegebenen Zahl n sich durch die Summe der nten Potenzen der Wurzeln von $x - 1 = 0$ $x^2 - 1 = 0$; $x^3 - 1 = 0$; .... $x^n - 1 = 0$ ausdrücken lasse, welche Untersuchungen denn den Verf. auf gewisse symbolische Ausdrücke rücksichtlich der Primzahlen führen, die uns aber eben von keinem grossen Nutzen zu seyn scheinen, so wie denn auch das im 5ten Artikel von dem Vf. aufgestellte allgemeine Princip, welches die ganze Theorie der Zahlen umfassen soll, von ihm selbst nur als ein objèt de pure curiosité betrachtet

nisse der Körper gegen einander nach sichern Principien festzusetzen und durch Zahlen auszudrücken, eine Scale für die Grade der Acidität und Alcalinität; Oxigeneität und Basicität; Electropositivität und Electronegativität, oder wie diese Gegensätze, welche sich zu neutralisieren streben, nach den verschiedenen Ansichten auch genannt werden mögen, zu entwerfen, sucht nun derselbe die neue Ansicht annehmbar zu machen, daß es nämlich bey diesen Bestimmungen lediglich auf die Affinität der Substanzen zum Calorique, und auf ihre lichtbrechende Kraft im gaßförmigen Zustande derselben, ankomme, und bemüht sich nun aus den hierüber bekannt gewordenen Versuchen, nicht nur eine Echélle d'affinité pour le Calorique für die verschiedenen Substanzen zu entwerfen, sondern diese auch auf die Bestimmung ihres gegenseitigen pouvoir neutralisant selbst auszudehnen und anzuwenden, wobey er denn das pouvoir neutralisant des Sauerstoffs zur Einheit annimmt. Wenn man in den Principien mit dem Verf. einig ist (gegen welche jedoch unseres Erachtens noch manches einzuwenden ist) so wird man sich leicht auch in das übrige finden, was er zur Erläuterung seiner Ansichten über diesen Gegenstand noch ferner mittheilt, und in einem folgenden Memoire noch weiter auszuführen gedenkt. S. 123—250. De medulla spinali nervisque ex ea prodeuntibus, annotationes anatomico-physiologicae, von C. F. Bellingeri. Mehrere interessante Bemerkungen besonders über die dispositio substantiae cinereae in centro medullae spinalis über die praesentia sulcorum collateralium anteriorum, über die Theilung der medulla sp. in sechs Fascikel, über den Ursprung der radicum anteriorum et posteriorum nervorum

spinalium, und des nervi accessorii ad par vagum, Alles ausführlich auch durch Zeichnungen erläutert. S. 251 — 280. Mémoire sur divers points d'Analyse, von G. Libri. Zuerst über die auch bereits von Fourier und Poisson entwickelten Ausdrücke für $d^n \varphi(t)$; $\Delta^n \varphi(t)$; $\int^n \varphi(t)\, dt^n$; $\Sigma^n \varphi(t)$, wenn $\varphi(t)$ eine beliebige Function von t bedeutet. Der Verf. gelangt zu jenen Ausdrücken auf einem eigenen Wege durch die Anwendung eines bekannten von Parseval gegebenen Theorems, auf die Taylorische Reihe, und stellt sie durch Integrale innerhalb bestimmten Gränzen (integrales definies) dar, wodurch sie noch eine größere Allgemeinheit als die, in einer ganz anderen Form von Poisson mitgetheilten, erhalten, und dadurch auch für den Fall gelten, wenn die veränderliche Größe imaginär ist, welches zu verschiedenen anderen Untersuchungen gebraucht werden kann. Hierauf beschäftigt sich der Verf. mit den Polynomial-Coefficienten, und gibt einen allgemeinen Ausdruck, wodurch jeder Coefficient auch außer der Ordnung direct ohne Beyhülfe der vorhergehenden gefunden werden kann. Sodann über den bereits von Euler erwiesenen Lehrsatz, daß nämlich die Summe der Divisoren einer gegebenen Zahl n sich durch die Summe der nten Potenzen der Wurzeln von $x - 1 = 0$ $x^2 - 1 = 0$; $x^3 - 1 = 0$; .... $x^n - 1 = 0$ ausdrücken lasse, welche Untersuchungen denn den Verf. auf gewisse symbolische Ausdrücke rücksichtlich der Primzahlen führen, die uns aber eben von keinem großen Nutzen zu seyn scheinen, so wie denn auch das im 5ten Artikel von dem Vf. aufgestellte allgemeine Princip, welches die ganze Theorie der Zahlen umfassen soll, von ihm selbst nur als ein objèt de pure curiosité betrachtet

wird, hinsichtlich der großen Schwierigkeit die sich in der Anwendung der höchst allgemeinen Ausdrücke auf einzelne Fälle darbieten, wovon der Verf. noch in einem folgenden Memoire das weitere mitzutheilen gedenkt. S. 281 — 330. Expériences sur la dépense des reversoirs et sur l'accelération et la courbure, qu'ils occasionnent à la surface du courant, von G. Bidone. Wenn Wasser aus einer verticalen aber zuoberst nicht begränzten Oeffnung an der Seitenwand eines Behältnisses ausfließt, so fängt die Wasserfläche an, schon in beträchtlicher Entfernung von jener Oeffnung sich unter das entferntere Niveau herabzusenken, und eine Krümmung anzunehmen, wodurch nicht allein die Wasserhöhe über der unteren Gränze der Oeffnung sich erniedrigt, sondern auch die Wassertheilchen an der Oberfläche selbst schon mit einer erheblichen Geschwindigkeit an der Oeffnung anlangen. Dieser Umstand verursacht eine beträchtliche Abweichung der aus einer solchen Oeffnung ablaufenden Wassermenge, von derjenigen, welche man nach der gewöhnlichen Regel berechnet. Weitere Betrachtungen und Versuche über diesen Gegenstand, machen den Inhalt dieses Memoire aus. S. 331 — 337. Supplément à la Monographie du Genre Hirundo, von H. Carena.

Tom. XXIX. S. 1 — 76. Recherches anatomiques sur la moelle alongée, von Rolando. Enthält eine große Menge feiner Bemerkungen und Beobachtungen über den Ursprung der Nerven, besonders aus der medulla oblongata, deren Function und organische Bildung weniger als diejenige anderer Theile des Gehirns bisher untersucht worden sey. Auf 9 Kupfert. wird das Vorgetragene ausführlich erläutert. S. 79 — 162. 2me Mémoire sur l'affinité des corps pour le Calorique et sur les rapports d'affinité qui

en resultent entre eux, von Avogadro. Nach den oben (Tome XXVIII) angeführten Principien entwickelt nun der Vf. sehr ausführlich die Affinitätsverhältnisse des Oxygens, Fluors, Chlors, Azots, Schwefels, Phosphors, Kohlenstoffs gegen den Wärmestoff, so wie auch das Pouvoir neutralisant dieser Stoffe, welche Bestimmungen man jedoch wohl noch auf sich beruhen lassen darf. S. 163 — 183. Osservazioni sul cervelletto, von Rolando. Comparative Beobachtungen über die Beschaffenheit dieses Organs n dem Encephalon eines Menschen, eines Hühnchens und einiger Hayfische (des Squalus griseus und glaucus) nebst Bemerkungen über die allmähliche Ausbildung dieses Organs, erläutert durch Zeichnungen auf 3 Kupfertafeln. S. 184 — 219. De animalculis microscopicis seu infusoriis, von M. Losana. Eine durch viel neue und interessante Beobachtungen sich auszeichnende Abhandlung, in welcher zugleich die wunderbaren Gestalten dieser Thierchen nebst den Veränderungen die sie erleiden, möglichst systematisch geordnet, und mit den hierher gehörigen Beobachtungen und Bemühungen Leuwenhoeks, Spallanzanis, Hills, Rösels, Müllers, Lamarks u. m. A. verglichen werden, nebst 5 Kupfertafeln, worauf insbesondere die zum Genus Proteus und Kolpada gehörigen Species mit ihren Veränderungen ausführlich abgebildet sind. S. 221 — 229. Essai chimico-medical de l'existence du Iode dans les eaux minerales sulphureuses, particulièrement dans celles de Castelnuovo d'Assi, von J. L. Cantu. Nach den Beobachtungen des Verfs. ist es wahrscheinlich, daß die Jode sich in allen schwefelhaltigen Mineralwassern vorfindet, und man habe daher bey der Verferti-

gung der künstlichen Wasser dieser Art auch diesen Bestandtheil mit zu berücksichtigen, wenn ihr Gebrauch nicht mit Nachtheil soll verknüpft seyn. S. 228 — 234. Specimen chemico-medicum de praesentia mercurii in urinis syphiliticorum mercurialem curationem patientium, von Demselben. S. 235 — 242. Saggio di alcune esperienze analitiche tentate sopra un fluido latteo reso dalle vie urinarie d'una giovine Donna, von S. Canobio. Die folgenden Abhandlungen enthalten die Beschreibung eines Hippopotamus im Turiner Museum von F. A. Bonelli und eine Fortsetzung der Orittographia Piemontese welche Hr. St. Borson bereits in den frühern Bänden dieser Memorie angefangen hat.

Tom XXX. S. 1—34. Osservazioni anatomico-patologiche con esperienze sopra l'Idrofobia e sopra la Rabbia, von Rossi. Enthält außer den Fällen wo die Wasserscheu durch den Biß von Thieren entstanden war, auch Beobachtungen wo dieselbe von andern Ursachen herrührte. S. 35—44. Experimenta in nervorum antagonismum, von F. G. Bellingeri. Die hier angestellten Versuche leiten den Verf. zu der Schlußfolge: Substantiam albidam medullae spinalis et filamenta nervea ex eadem substantia enascentia motibus dicata esse, cineream vero substantiam et nervea filamenta ex ipsa prodeuntia, sensibus, tactui praeprimis famulari. S. 49 — 80. Nuovo metodo per determinare le radici immaginarie delle equazioni numeriche, von S. Poletti. Wenn $\alpha \pm \beta \sqrt{-1}$; $\alpha' \pm \beta' \sqrt{-1}$ u. s. w. die imaginären Wurzeln einer Gleichung darstellen, so besteht das Verfahren des Verf. darin, aus der vorgegebenen Gleichung zwey andere abzuleiten

eren eine die reellen Werthe von α, α' ꝛc. und ie andere diejenigen von β, β' ꝛc. enthält. Die ieher gehörigen Methoden von La Grange, Euler, Le Gendre und Budan hält der Verf. nicht für genügend. S. 81 — 154. Sur a densité des corps solides et liquides, von Avogadro. Wenn man die Dichtigkeiten der Körper mit der Größe oder Masse ihrer Molecüls (den Atomgewichten), so wie sich solche aus hemischen Betrachtungen und Versuchen ergeben, ergleicht, so scheine ein gewisses Verhalten zwischen diesen Dingen Statt zu finden, welches jedoch auch mit von der Affinität dieser Körper egen den Wärmestoff abhänge, dergestalt daß ey gleichen Massen der Molecüls, die Dichtigkeit der Körper desto geringer sey, je größer ihre Affinität zum Wärmestoffe ist, worüber der Vf. uch schon einige Beyspiele in seinem Mémoire ur la masse des molécules im XXVI. Tom iitgetheilt hat. Die gegenwärtige Abhandlung eschäftigt sich noch weiter mit diesem Gegenstande, und mit der Ausmittelung einer Annäherungsformel für jenes Verhalten, wobey man edoch manches willkührliche ungern wahrnimmt. S. 155 — 170. De nonnullis monstruositatibus in internis humani corporis partibus bservationes, von F. Rossi. S. 171 — 189. Descrizione di sei nuove specie d'Insetti ell' ordine dei Lepidotteri diurni, raccolte n Sardegna dal Sig. Cav. Alberto della-Marmora negli anni 1822 e 1823, von Bonelli, ebst Abbildungen auf 2 Kupfertafeln. S. 189 — 194. Osservazioni sopra qualche Fenomeno elettrico, che si manifesta pendente infuocamento del Platino spugnoso prodotto al gas idrogeno, von V. Michelotti und . Giobert. Versuche, welche zur Erklärung

des bekannten Döbereinischen Versuches im Wesentlichen nichts beytragen. Die Electricität die sich bey dem Verbrennen des Hydrogengases, wenn es mit dem Platinschwamm in Berührung kömmt, in einigen Fällen offenbart, scheint dabey nur eine untergeordnete Rolle zu spielen. S. 195 — 292. Experiences sur la propagation du Remous, von G. Bidone. Wenn man dem Wasser in einem horizontalen oder geneigten Canale ein Hinderniß nach der ganzen Breite des Canals entgegengestellt, so stemmt es sich vor diesem Hindernisse und erhält bis auf eine gewisse Strecke eine eigenthümliche Bewegung, theils horizontal rückwärts theils aufwärts, über deren Beschaffenheit und Fortpflanzung hier Versuche nebst theoretischen Betrachtungen mitgetheilt werden. S. 293 — 313. Experimenta physiologica in medullam spinalem, von F. C. Bellingeri. Besonders um die Functionen der Nerven in diesem Organe noch näher kennen zu lernen.

Tom XXXI. S. 1 — 94. Sur la densité des corps etc. von Avogadro. Eine Fortsetzung der obigen Abhandlung (Tom XXX), worin sich der Verf. mit den angeführten Untersuchungen für flüssige Substanzen beschäftigt. S. 95 — 110. 2me Essai sur les miasmes avec la description d'un appareil docimiasmique, von F. Rossi. Hier insbesondere über das miasme pétéchiale. Die Versuche welche der Verf. vermittelst eines besondern Apparates mit dem Blute solcher Personen, welche an jenem Fieber darnieder lagen, angestellt hat, indem er theils die aus dem Blute durch Einwirkung einer Voltaischen Säule sich entwickelnden Gasarten eudiometrisch prüfte, theils auch die Veränderungen untersuchte, die das Blut bey der Berührung mit Chlorgaß erlitt, leiten ihn zu der

Schlußfolge, daß jenes Miasma wohl nichts anders als Blausäure seyn könne, und daß es sich in einem Körper auch ohne vorhergegangene Ansteckung bilden könne, bey der Ansteckung selbst aber den Körper bloß disponiere, diese Säure in sich selbst zu erzeugen, wodurch denn der Tod erfolgen müsse, nach welchem die Leichname sich ganz verhielten wie diejenigen von Personen, welche vergiftet worden, sur tout par l'acide prussique u. s. w. Wir sind überzeugt, daß Versuche, so wie sie hier angestellt sind, über die nähere Beschaffenheit dieses Miasma eigentlich nichts entscheiden, und daß wenn der Verf. mit gesundem Blute ähnliche Versuche angestellt hätte, er dieselben Resultate erhalten haben würde. S. 111 — 138. Illustrationes et icones rariorum stirpium horti Ripulensis, von A. Colla. Es sind dieß Pflanzen welche im J. 1824 in diesem Garten geblühet haben, ein Leptospermum flexuosum, eine Hakea rubricalis, Melaleuca densa, Nemophila Nutallii, Centaurea Americana, Euphorbia variegata, Eugenia australis, wovon hier die Beschreibungen und Zeichnungen auf 8 Kupfert. mitgetheilt werden. Im Anhange eine Fortsetzung des Pflanzenverzeichnisses im erwähnten Garten. S. 139 — 152. Osservazioni sopra la milza, e sopra il uso in alcuni rettili ofidiani, von M. Rosana. S. 153 — 188. Memoria sopra il movimento di un corpo considerato come un punto, sia respinto da un centro fisso, sia attratto e respinto da due centri immobili, agendo la Forza di ripulsione e quella di attrazione nella ragione inversa dei quadrati delle distanze, von G. Poletti. Wenn das Licht (sagt der Verf.), man mag es nun nach dem Neutonianischen oder Eulerischen

Peyron; und Applicazione delle dottrine del S. Champollion ad alcuni monumenti geroglifici del Professore Costanzo Gazzera, enthalten seit den nachher angestellten Untersuchungen französischer und deutscher Gelehrten über dieselben Gegenstände nichts neues mehr. — Descrizione delle medaglie imperiali Alessandrine inedite del R. Museo Egiziano del Caval. di S. Quintino. Beschreibung von 283 Kaisermünzen, von August bis auf Constantius Chlorus. — Osservazioni intorne all' età ed alla persona rappresentata del maggiore colosso del R. Museo Egizio, von Demselb., mit Abbildungen. Es soll der Pharao Manduі aus der 18ten Dynastie seyn. — Interpretazione e confronte di una bilingue iscrizione sopra una mumia, von Demselb. Die Grabschrift eines Petemenophis in hieroglyphischer und griechischer Schrift. — Vol. XXX. Del metro sessagesimale del Cav. Balbo; dritte Abhandlung. — Vol. XXXI. enthält die Fortsetzung sowohl davon, als den Papyri Greci von Peyron vom 29sten Bande.

Paris.

Chez Crochard, libraire-éditeur: Traité des Poisons tirés des règnes minéral, végétal et animal, ou Toxicologie générale considérée sous les rapports de la physiologie, de la pathologie et de la médecine légale; par M. Orfila, professeur de Chimie médical à la Faculté de médecine de Paris; Professeur de Médecine légale à l'ancienne Faculté de la même ville etc. Troisième édition, revue, corrigée, et augmentée. Tome I. XXVI u. 758 S. Tome II. XVIII u. 720 S. in Octav. 1826.

Ein wissenschaftliches Werk, welches in seinem Vaterlande seit 1814, wo die erste Auflage erschien, schon die dritte erlebte, und das in verschiedene fremde Sprachen übersetzt ward (deutsch von S. F. Hermbstädt, Berlin 1818; italiänisch von C. Porta, Rom 1819; englisch im Auszuge von J. Nancrede, Philadelphia 1818), bedarf zu einer Bekanntwerdung keiner Anzeige, und zu einer Würdigung keiner ausführlichen Beurtheilung mehr. Die öffentliche Meinung hat es für brauchbar und zweckmäßig, ja, was fast noch mehr sagen will, für zeitgemäß anerkannt. Damit ist indessen noch nicht ausgesprochen, daß es zugleich den strengen und allseitigen Anforderungen der Wissenschaft Genüge leiste; diese hat im Gegentheil viel daran auszusetzen und viel zu vermissen, während sie ihm für die Theile, welche gründlich behandelt sind, volle Gerechtigkeit widerfahren läßt. Man irrt deshalb sehr dieses Buch, wie in Deutschland so häufig geschieht, als Canon für die ganze Lehre zu betrachten und dafür auszugeben; eher kann man es als eine Vorarbeit und Materialien-Sammlung ansehen. Der ihm eigenthümliche Werth beruht hauptsächlich in den vergleichenden Versuchen an Thieren, die in großer Zahl mit Kenntniß und Berücksichtigung der wichtigsten Verhältnisse unternommen sind. Aber die Erfolge entsprechen nicht oft genug dem Aufwande von zuweilen grausamen Operationen, denen die gebrauchten Thiere unterworfen werden, und die Anwendung von der Beobachtung der Zufälle und Erscheinungen bey diesen auf die des erkrankten Menschen werden viel zu rasch und vorschnell gemacht, überhaupt Vergiftungen von Menschen viel zu wenig beachtet und benutzt. Ein anderes unbestreitbares Verdienst des Verfs. ist die genaue Bestimmung des chemischen Verhaltens der Gifte, und sein Bemühen chemische Gegen-

gifte aufzufinden, die bekannten zu prüfen und die unbrauchbaren zu verwerfen. Doch auch hier geht er zu weit, betrachtet die Vergiftung zu sehr als einen chemischen Proceß und den menschlichen Organismus als eine Retorte oder einen Schmelztiegel, in welchem das Zusammenbringen eines Giftes mit organischen Stoffen Statt findet, wodurch eine Verkennung der eigentlichen Vergiftungskrankheit und der naturgemäßen Heilung herbeygeführt wird. Die unbedingte Annahme chemischer Gegengifte versetzt uns wieder in die trostlose Zeit, wo die Jatrochemie ihre Herrschaft ausübte. Auch sind die allgemeinen Theile der Toxikologie sehr kurz abgefertigt, keine von den vielen Fragen, die sie darbietet, erschöpfend durchgeführt, keine Andeutung der großen Lücken, welche sie zeigt, gegeben, kein Zweifel über das Geleistete und als ausgemacht Hingestellte angeregt. Durch das ganze Buch ist das Forensische und Polizeyliche mit einer wenigstens für uns Deutsche durchaus ungenügenden Kürze behandelt, und obgleich hie und da auf die Literatur des Gegenstandes hingewiesen wird, eine große Unbekanntschaft mit dem, was früher und in andern Ländern in diesem Felde versucht und gearbeitet worden, zu Tage gelegt. Es schien an der Zeit dieses Urtheil hier auszusprechen, dessen genaue Begründung in der nächstens erscheinenden 2ten Abtheilung 'der geschichtlichen Darstellung der Giftlehre' wird gegeben werden. Vielleicht daß hierdurch ein Beytrag zur Berichtigung der Ansicht über ein Werk möglich wird, das von Vielen ohne Selbstprüfung und Selbstforschung über Gebühr gepriesen, bey aller Reichhaltigkeit seines Inhalts, nur zu leicht einseitige, blind-empirische Nachahmer erzeugt.

M . . r.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

137. Stück.
Den 24. August 1829.

Berlin.

In officina academica, 1829: 1. Diluvium cum tribus aliis Maha-Bharáti praestantissimis episodiis. Primus edidit Franciscus Bopp. Fasciculus prior, quo continetur textus sanscritus. 124 S. in 4.

2. Die Sündfluth nebst drey andern der wichtigsten Episoden des Maha-Bharata. Aus der Ursprache übersetzt von F. Bopp. XXVIII und 163 S. in kl. 8.

3. Glossarium sanscritum a Francisco Bopp. Fasciculus prior, quo continentur vocales et quattuor priorum ordinum consonantes litterae. 1828. 96 S. in 4.

Diese Werke enthalten die neueste Bereicherung der gedruckten Sanskritliteratur, welche man dem Eifer und der Gelehrsamkeit des Hn. Professor Bopp zu danken hat. In den beiden ersten Schriften fährt er fort die schönsten und wichtigsten Theile des Mahabharata durch den Druck des Originals und eine treue Uebersetzung dem Kenner des Sanskrit sowohl

vitri, ausgezeichnet durch dichterische Schönheit. Savitri ist eine andere Alkestis: sie rettet durch Entsagung und Treue, so wie durch die Kraft begeisterter Reden, denen der harte Gott des Todes, Jamas, zuletzt nicht widerstehen kann, ihrem jungen Gatten Satjavan, dessen Todestag ihr vorher bekannt ist, das schon von Jamas geraubte Leben und beglückt ihre ganze königliche Familie. Die Schönheit der Zeichnung hoher Gedanken und der Reiz der Erzählung kann schwerlich übertroffen werden; wie überhaupt in den alten epischen Gedichten, den Werken stiller Brahmanen, die Schilderungen von Familienscenen natürlicher und gefühlvoller entworfen sind und uns weit mehr ansprechen als die Beschreibung von Schlachten und Kriegen. Besonders wichtig für die Mythologie ist dieses Stück durch seine genaue Beschreibung des Todesgottes der Inder, Jamas (d. h. der hemmende, bezwingende), der nach seinem ganzen Wesen hier deutlicher und ausführlicher geschildert ist als sonst. Er erscheint im rothen Gewande, einen Strick in der Hand haltend, mit dem er den mit Gewalt aus dem Körper gezogenen daumengroßen Geist bindet und fortführt. — Von dem Draupadiraube, der dritten Rhapsodie S. 49—80, hatte der Herausg. schon früher in der Grammatik ein Fragment bekannt gemacht. Das Stück verdiente wegen seiner poetischen Schönheiten ganz gedruckt zu werden. Draupadi, die Gemahlin der fünf Söhne Pandu's, der Helden des Mahabharata, wird von Dschagadratha, einem Könige der Sindhuer (am Indus) geraubt, der Räuber aber durch die ihn verfolgenden fünf Panduiden mit seinem ganzen Heere besiegt und nur durch die Großmuth seiner Sieger und der beleidigten Draupadi beschämt frey gelassen. Der ungebeugte Edelsinn der Draupadi, welcher sich im Unglück am höchsten zeigt,

ie stürmende Tapferkeit Bhimasena's, der den Tod des Räubers will, und die Ruhe und Gerechtigkeit des ältesten Bruders, des Königs Judhischthira, glänzen unter den übrigen Characteren höchst anziehend. — Das letzte lange Stück S. 61 — 124, die Rückkehr Ardschuna's von Indra's Himmel, wovon der Verf. nur die letzte größere Hälfte übersetzt hat, scheint uns das am wenigsten schöne und ausgezeichnete, bey dem man die Schönheiten und Vorzüge der übrigen Stücke desto stärker empfindet. Ja Ref. konnte bey dem Lesen und noch jetzt, da er über das ganze Stück nachdenkt, den Gedanken bey sich nicht zurückdrängen, daß diese Rhapsodie von einem sehr verschiedenen, späteren Dichter und Verehrer Siva's hinzugesetzt sey. Ardschuna kehrt mit den göttlichen Waffen vom Himmel Indra's zurück, und nach einiger Zeit, in der Indra den Brüdern erschienen ist und seine Zufriedenheit mit Ardschuna bezeugt hat, erzählt Ardschuna dem ältesten Bruder von seinem Besuch des Himmels und seinen Abenteuern im Himmel. Er wiederholt ziemlich kurz S. 86 — 98 die schon in der Rhapsodie über Ardschuna's Reise zum Himmel beschriebenen Schicksale im Himmel, in welcher Wiederholung man schwerlich die Hand des alten Dichters erkennen kann; und fügt etwas Neues hinzu, welches zu jener früheren (schon 1824 gedruckten) Rhapsodie gar nicht paßt und sich von selbst als Fremdes verräth, nämlich die Erzählung des ihm von Indra aufgetragenen, mit Mühe, jedoch siegreich bestandenen blutigen Kampfs gegen Indra's alte Feinde, die Daitjas, eine Art der Asuras (Ungötter, Dämonen). Siva, der Zerstörer, wird gepriesen an mehreren Stellen, und das Ganze athmet den Geist der wilden und enthusiastischen Verehrung Sivas (wie das Buch Dewi-mahatmjam), welche weit entfernt ist von der Milde und Zartheit Wischnu's und seiner Verehrer.

fähig) wünsche ich. B. 48 hat wohl wegen iti (so) besonders den Sinn: 'von Ehrwürdigen ist dieser Wandel gebilligt, der ewige; so denkend handeln Edle.' Dr. 1, 11 paßt 'erstaunt' für vismita besser in den Zusammenhang der Rede als 'erfreut'; wie Ar. 7, 16 vielleicht: 'andre kehrten um in die Schlacht'. Auslassungen einzelner Worte und Bilder in der Uebersetzung sind äußerst selten, Dr. 5, 9. 20. 6, 26 — Dr. 1, 3 stimmt die Uebersetzung nicht zu dem gedruckten Text; vielleicht ist in diesem arindamäh zu lesen. Der versprochenen lateinischen Uebersetzung und den Anmerkungen sieht Ref. mit großer Erwartung entgegen; so ausgezeichnete Stücke verdienen von der Meisterhand des Herausg. eine ausführliche Erklärung.

Die großen Verdienste, welche der Verf. sich schon um das Studium des Sanskrit erworben hat, hat er durch den Anfang der Herausgabe eines Wörterbuchs Nr. 3 noch sehr bedeutend erhöht. Nur ein solches Hülfsbuch fehlte bisher dem deutschen Sanskritstudium, um noch allgemeiner und leichter aufblühen und Früchte tragen zu können. Jedoch ist dieses Wörterbuch, dessen erste Hälfte vorliegt, vorzüglich nur zum Verständniß der schon gedruckten Stücke des Mahabharata bestimmt; aber auch ein solches Speciallexicon erscheint jetzt zeitig und nützlich. Die Ordnung ist nur halb etymologisch, wie bey Wilson; so daß nur die abgeleiteten oder zusammengesetzten Wörter der Wurzel untergeordnet sind. Die dem Werke gesteckten engen Grenzen, dessen baldige Erscheinung allgemein gewünscht war, haben eine weitere etymologische Erforschung und das Aufsuchen des Zusammenhangs der Bedeutungen (z. B. bey asta, das wohl zuerst depositus, occasus, und dann erst Name des Westens am Himmel ist; bey dem ἐναντιόδημον avjagra) nicht überall verstatten können; doch finden sich auch in diesen engen Grenzen bedeutende Ergänzungen und Verbesserungen zu Wilson, wie der Vf. das mit dem lat. tumultus merkwürdig übereinstimmende tumula, das Wilson nur als Substantiv kennt, richtig als Adjectiv bezeichnet; so erscheint es wenigstens Bhag. 1, 13 19. A. 2, 2 wozu sich noch 6, 22 hinzufügen läßt. Einzelne Auslassungen, die in solcher Arbeit so leicht sind, hat Ref. bemerkt, wie kadinam 'Gefäß von Erde' Sav. 5, 1. 102. 104. apavarga wahrscheinlich 'Gabe' 5, 51 nāmjas 'genannt' Draup. 4, 12, welches letzte jedoch schon aus der Etymologie deutlich seyn kann.

G. H. A. E.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

138. 139. Stück.
Den 27. August 1829.

Göttingen.

Bey Vandenhoeck und Ruprecht: Handbuch der Mineralogie von Joh. Friedr. Ludw. Hausmann, Königlich Großbritannisch-Hannoverschem Hofrathe, ordentlichem Professor an der G. A. Universität und Mitgliede der Königlichen Societät der Wissenschaften zu Göttingen. Erster Theil. Einleitung in die Mineralogie. Auch unter dem besonderen Titel: Versuch einer Einleitung in die Mineralogie. Mit zwey Kupfertafeln. Zweyte, gänzlich umgearbeitete Ausgabe. 1828. XXX und 687 Seiten in groß Octav.

In den Wissenschaften wie in dem inneren und äußeren Leben der Menschen, ist ein Wechsel von Ruhe und Unruhe, von Frieden und Krieg. Ansichten, Meinungen, Systeme, die eine kürzere oder längere Zeit Beyfall gefunden, die in einem engeren oder weiteren Kreise sich als die einzig gültigen behauptet hatten, werden durch andere, vielleicht gerade entgegengesetzte,

verdrängt. Der Uebergang von der einen zur anderen Herrschaft ist selten ein stiller, gemeiniglich ein mehr oder weniger bewegter. Nur durch Kampf gelangt man zum Siege und oft ist der Friede um so dauernder, je theurer er erkauft wurde. In der Mineralogie wie in manchen anderen Zweigen der Naturwissenschaften, ist gegenwärtig eine Periode der Unruhe und des Kampfes. Der lange Friede in der Wissenschaft, unter der ausgebreiteten Herrschaft der Wernerischen Schule auf der einen und der Hauy'schen Lehre auf der anderen Seite, ist dahin. Von dem ersteren Reiche sind hie und da nur noch einzelne Trümmer vorhanden und wenn gleich das zweyte, ungleich tiefer und fester begründete, sich noch hält, so ist doch der Einfluß desselben, nach dem Tode seines Stifters, im hohen Grade geschwächt. Der Krieg ist nicht etwa durch eine Entzweyung unter jenen Monarchien entstanden, deren Unterthanen im Allgemeinen eben so friedlich als die Herrscher einander gegenüber standen; sondern er hat sich zum Theil ganz unabhängig davon, zum Theil im Herzen der ersteren entsponnen und die Bande derselben zersprengt. Mehrere neue Reiche von gar verschiedenen Regierungsformen haben sich gebildet, neben denen eine Menge kleinerer, entweder ganz geschieden, oder des einen oder anderen größeren Landeshoheit anerkennend, sich zu behaupten suchen. Was aus dieser Zerspaltung in der Folge einmal werden wird, läßt sich für jetzt nicht absehen; ohne Zweifel wird aber die große Verschiedenheit der Ansichten allmählich sich vermindern und aus dem gegenwärtigen, tumultuarischen Zustande der Wissenschaft künftig wieder ein friedlicher hervorgehen, in welchem ein ruhiger Genuß der außer-

ordentlichen Fortschritte vergönnt ist, welche die eifrige Verfolgung der verschiedenen Ansichten und der Kampf unter ihnen herbeyführt. — Bey der Lage in welcher sich gegenwärtig die Mineralogie befindet, ist die Herausgabe eines systematischen Werkes über dieselbe, ein eben so schwieriges als undankbares Unternehmen. Der Verfasser des vorliegenden Handbuches würde sich daher vielleicht nicht zur Bearbeitung desselben entschlossen haben, wenn ihn nicht das Bedürfniß, seinen Zuhörern einen, seinen Ansichten und seiner Methode entsprechenden Leitfaden in die Hände zu geben, dazu genöthigt hätte. Die erste Ausgabe seiner Mineralogie war schon seit geraumer Zeit vergriffen. Seitdem sie erschien, hat diese Wissenschaft einen großen Zuwachs von neuen Entdeckungen und Erfahrungen erhalten. Der Verfasser selbst hatte sich immerwährend bestrebt, im Studium der leblosen Natur fortzuschreiten. Durch eigenes Forschen und durch Benutzung der Arbeiten Anderer, mußten manche seiner früheren Ansichten sich allmählich anders gestalten. Wenn er bey der ersten Ausgabe Hauy's krystallographische Angaben besonders berücksichtigte, so konnte dieses bey der neuen Bearbeitung, nachdem der Verf. eine eigene krystallographische Methode zu begründen gesucht, nicht auf gleiche Weise und in gleicher Maße geschehen. Der ersten Ausgabe fehlte eine ausführliche Bearbeitung der Terminologie und Systematologie. Eine im Jahr 1805 von dem Verf. herausgegebene Einleitung in die Mineralogie diente ihm eine Zeit lang, bey Vorlesungen über den allgemeinen Theil, als Leitfaden. Aber schon seit einer Reihe von Jahren, war jene Arbeit zu diesem Zweck untauglich geworden, wodurch sich der Verf. veranlaßt

thode, aber eine etwas abweichende Ordnung in der Darstellung angewandt. Es schien ihm nämlich das Ganze an Klarheit zu gewinnen und die Auffassung der für den Anfänger schwierigen Lehren erleichtert zu werden, wenn die Entwickelung des mathematischen Zusammenhanges unter den Krystallformen von den einfachsten Verhältnissen ausgeht und allmählich zu den zusammengesetzteren hinansteigt. Aus dieser Ursache ist die Lehre von den Grundformen nicht, wie früher, an die Spitze gestellt und daran die Betrachtung der Zonen geknüpft; sondern es beginnt die Entwickelung mit der Erläuterung des Begriffes von einer Flächenzone, von welcher sie zur Betrachtung der verschiedenen Combinationen unter den Flächenzonen fortschreitet, um sich auf solche Weise allmählich den Weg zur Auffassung der zusammengesetzteren Verhältnisse im Baue des Krystallkörpers zu bahnen. Auf solche Weise ergibt sich leicht, wie von dem einfachen Gesetze der Multiplen, nach welchen sich, allen Erfahrungen zufolge, die Neigungsverhältnisse der Flächen in einer Zone richten, alles Uebrige im Baue des Krystallkörpers abhängig ist und wie die Möglichkeit, aus den verschiedenen Combinationen von Flächen verschiedener Zonen, die Lage gewisser Flächen abzuleiten, auf jenes Elementargesetz sich gründet. Auf diese allgemeine Entwickelung des mathematischen Zusammenhanges unter den Krystallisationen, folgt die specielle Betrachtung der verschiedenen Krystallisationensysteme: des isometrischen, der monodimetrischen, trimetrischen und monotrimetrischen. Ein besonderes Kapitel ist einer Betrachtung des Zusammenhanges unter den verschiedenen Krystallisationensystemen gewidmet. Dann ist von

den zusammengesetzten Krystallisationen, von den Krystalldrusen, den unvollkommenen Krystallisationen, von der Oberfläche der Krystalle, von ihrer Größe und ihrem Zusammenvorkommen mit anderen Körpern die Rede. Darauf von den krystalloidischen Formen, von den unbestimmten und unwesentlichen äußeren Gestalten. Es folgt nun die Lehre von der Structur und zuerst die Betrachtung derselben im Allgemeinen. Der Verf. unterscheidet als Hauptarten der Structur; Absonderung, Textur und Bruch; und bey der Absonderung, gemeine und krystallinische. Die erstere steht in Verbindung mit der krummflächigen Bildung der Mineralkörper, wogegen die letztere, eben so wie die Textur, einen innigen Zusammenhang mit der Krystallisation zeigt. Diese verschiedenen Verhältnisse sind genau nachgewiesen und es ist u. A. gezeigt, auf welche Art das regelmäßige Gefüge, den verschiedenen Krystallisationensystemen entspricht.

Der dritte Abschnitt handelt von den physikalischen Beschaffenheiten der leblosen Naturkörper, vom eigenthümlichen Gewichte, vom Zusammenhange der Theile, von der Porosität, dem Abfärben, Netzen, Anfühlen und dem Klange; von den optischen Eigenschaften, namentlich von der Durchsichtigkeit, dem Glanze, der Brechung des Lichtes und den Farben; von der Phosphorescenz, der Electricität und dem Magnetismus. Bey der Lehre von den optischen Eigenschaften der Mineralkörper sind die höchst wichtigen und interessanten, neueren Entdeckungen so weit berücksichtigt, als die Grenzen der Mineralogie und der Zweck dieses Hand-

buches solches gestatteten; denn nach der Ansicht des Verfs. würde die Mineralogie sehr über Gebühr erweitert werden, wollte man die der Physik angehörige Lehre von den optischen Erscheinungen an den Mineralkörpern, nach ihrem ganzen Umfange in ihr Gebiet ziehen. Die merkwürdigen Verhältnisse, welche zwischen den optischen Eigenschaften und der Krystallisation Statt finden, sind, wie sich von selbst versteht, besonders berücksichtigt worden.

Der vierte Abschnitt enthält die Lehre von den chemischen Beschaffenheiten der Mineralkörper. Zuerst ist von ihrer chemischen Constitution überhaupt die Rede, dann von dem Qualitativen derselben. Darauf folgt die Betrachtung des Quantitativen der chemischen Constitution, wobey die Lehre von den bestimmten Proportionen der Mischung in möglichster Kürze so weit berücksichtigt worden, als für das mineralogische Studium unumgänglich erforderlich schien. Eine besondere Abtheilung ist dem Verhältnisse zwischen der chemischen Constitution der Mineralkörper und ihrer Gestalt gewidmet, dessen nähere Beleuchtung für die Mineralogie von besonderer Wichtigkeit ist, indem eine Methode, die auf den Namen einer naturgetreuen Anspruch machen und weder die Mineralogie als ein Excerpt der Chemie betrachtet, noch ihre Lehren auf das Aeußere der leblosen Naturkörper beschränkt wissen will, nothwendig das ganze und wahre Wesen derselben berücksichtigen und mithin auf den Zusammenhang sich stützen muß, der zwischen der Mischung und dem Aeußeren Statt findet. Der Verf. hat diese, so wie die folgende Abtheilung, die von den Veränderungen der chemischen Constitution der Mineralkörper handelt, mit be-

onderer Vorliebe bearbeitet und diese Gelegenheit benutzt, die Resultate mancher, ihm eigener und früher noch nicht bekannt gemachter Untersuchungen mitzutheilen. — Auf diese Lehren folgt die Erörterung der chemischen Merkmale. Zuerst von den chemischen Merkmalen überhaupt; dann von dem chemischen Verhalten der Mineralkörper bey gewöhnlicher, oder mäßig erhöheter Temperatur; von dem Verhalten der Mineralkörper im Feuer. Hier besonders von den Merkmalen, die durch Versuche mit dem Löthrohre erkannt werden können.

Das zweyte Hauptstück handelt von der Methode in der Anorganologie. Der erste Abschnitt desselben enthält eine allgemeine Darlegung der Zwecke und Grundsätze der naturhistorischen Systematik. Der Verf. hat hier zu zeigen sich bemühet, daß der Zweck eines Natursystems nicht allein darin bestehen könne, ein bequemes Register der Naturkörper zu liefern, sondern daß ein weit höherer und wichtigerer Zweck desselben darin liege, ein treues Gemälde der Natur dadurch zu erlangen, in welchem sich mit einem Blicke die mannigfaltigen Verhältnisse übersehen lassen, in denen die Körper der Natur zu einander stehen.

Der zweyte Abschnitt liefert eine Uebersicht der Geschichte der anorganologischen Systeme, aus welcher sich u. A. das merkwürdige Resultat ergibt, wie sich die Grundansicht der mineralogischen Classification, welche sich in einer dem Avicenna zugeschriebenen Abhandlung de congelatione et conglutinatione lapidum findet, bis in die neueren Systeme von Werner und Haüy fortgepflanzt hat, und erst durch die, den neuesten chemischen, sogenannten naturhistorischen und natürlichen Mineralsystemen zum Grunde liegenden Classificationsprincipe verdrängt worden ist.

missa est disputatio de Joannis Bugenhagii in res scholasticas emendatas meritis, 87 S. in 4. 1829. Den Lesern dieser Blätter ist aus der Anzeige der bey Gelegenheit der dritten Säcularfeyer der Stadtverfassung (G. g. A. 1828. St. 202) bekannt, welche Verdienste sich Bugenhagen (Pommeranus) um die nach der Reformation eingeführte kirchliche Verfassung, auf welche hier die des Staats gegründet worden, erworben hatte. Aber seine Verdienste um das Schulwesen waren in Hamburg nicht geringer, da er nach der Aufhebung des St. Johannis-Klosters, das darnach genannte Johanneum gründete. Der Vf. schickt daher zuerst eine kurze Lebensgeschichte von Bugenhagen (geb. 1485, gestorben in Wittenberg 1558) voraus. Nicht bloß in Hamburg, auch in Braunschweig, Lübeck, Pommern und Dänemark ordnete er, auf Verlangen der Regierungen, das gelehrte Schulwesen. — Es wird dann erst eine Schilderung von dem elenden Zustande der Schulen vor der Reformation entworfen, und dann gezeigt wie diese darauf einwirkte, und welches besonders die Grundsätze von Bugenhagen bey den von ihm getroffenen Einrichtungen, sowohl in Beziehung auf die Stellung und Besoldungen der Lehrer, als auf die Gegenstände und die Art des Unterrichts, in welche nun insonderheit auch die classische Literatur gezogen ward, waren. Besonders lehrreich ist hier die, in den zum Theil ausführlichen, Anmerkungen aus Klefekers Sammlung Hamburgischer Gesetze ausgehobene eigene Vorschrift Bugenhagens in plattdeutscher Sprache, über die Organisation der Classen des Hamburgischen Johanneums. Bugenhagen erscheint überhaupt als ein trefflicher Geschäftsmann; der auch niemand leicht eine Antwort schuldig blieb. Als der Magistrat in Lübeck ihn in einem bedeckten Wagen

nit einem Ehrengeleite zurück führen ließ, fragte iner der Begleiter: 'Sagt mir doch Herr Doctor, uhr der h. Petrus auf seinen Apostelreisen auch vohl in einem solchen Wagen? Mein Sohn, erwiderte B. wenn Petrus zu so frommen und vürdigen Leuten kam wie Deine Herren in Lübeck, ließen sie ihn auch wohl in einem solchen Wagen fahren; kam er aber zu solchen bösen Buben, wie Du bist, mußte er freylich wohl zu Fuße gehen.'

Von einem größeren Umfange als diese Einladungsschrift ist das Werk des Hn. Prof. C. Ph. Calmberg: Historia Joannei Hamburgensis. 235 S. in 8. Die Geschichte einer so wichtigen, seit dreyhundert Jahren bestandenen, Lehranstalt, die mehrere in der Literatur unvergeßliche Männer an ihrer Spitze sah, ist schon an sich ein wichtiger Beytrag zu den Geschichten des deutschen Schulwesens; um so mehr wenn sie so wie die vorliegende ausgeführt ist. Der Vf. benutzte dabey nicht bloß gedruckte, sondern auch handschriftliche Nachrichten, die ihm theils von dem jetzigen ehrwürdigen Senior des Ministerii, Willerding, theils aus der reichen Sammlung des vormaligen Conrectors Scheteling durch Hn. Prof. Lehmann mitgetheilt wurden. Nachdem auch hier die Gründung des Joannei durch Bugenhagen erzählt ist, wobey Kap. VI. dessen vollständige Schulordnung lateinisch mitgetheilt wird, geht der Verf. nach den Rectoren, bisher 20 an der Zahl, deren Namen und Wappen auch auf dem eleganten Titelblatt, Bugenhagens Bild umgebend, abgebildet sind. Der erste, Theophilus, ward bald wegen Kränklichkeit in Ruhestand versetzt; unter dem zweyten, Delius, erschien 1537 von Seiten des Scholarchats eine ausführliche Schulordnung, die hier vollständig lateinisch abgedruckt ist. Ein höchst lehrreiches Denkmal für

den Geist der damaligen Zeit! Im J. 1611 ward neben dem Johanneum das Gymnasium gestiftet, und dieß veranlaßt den Vf. im 13. Kap. zu der Untersuchung: Quonam vinculo Joanneum et Gymnasium contineri debeant? Eine wichtige Frage, da der Nutzen solcher Zwischenanstalten oft in Zweifel gezogen ist. Localverhältnisse und Bedürfnisse müssen wohl darüber am meisten entscheiden. In Hamburg ist das Gymnasium die einzige höhere wissenschaftliche Lehranstalt. Es ist das Hauptmittel den wissenschaftlichen Sinn, der in Handelsstädten so leicht erstirbt, lebendig zu erhalten. Es sollte der Stolz der Stadt seyn, wie es durch seine großen Männer es öfter gewesen ist! Was haben, früherer Zeiten zu geschweigen, nicht ein Reimarus, ein Büsch und Ebeling gethan? — Das Johanneum hat, wie andere gelehrte Schulen, auch seine blühenden und seine schlechten Zeiten gehabt. Zu den Uebeln, mit denen es zu kämpfen hatte, gehörten außer den geringen Einkünften der Lehrer, und dem Verfall der Disciplin, auch die Anmaßungen der Geistlichkeit, die einen der verdientesten Rectoren, Huswedel, selbst aus der Stadt trieben, wiewohl er nachmals zurückgerufen ward. Auch die Streitigkeiten der Lehrer unter einander, und die Menge der Privatinstitute wurden öfter dem Institute sehr nachtheilig. Einzelne treffliche Männer unter den Rectoren wurden bald wie Gottfr. Voigt 1682 durch frühzeitigen Tod, bald wie Johann Schulze 1708 durch Kränklichkeit der Anstalt entzogen. Vor allen ragt nun hervor sein Nachfolger, der größte Literator der neueren Zeit, Johann Albert Fabricius. Aber die Händel der Lehrer verleideten ihm sein Amt so, daß er bereits 1710 von dem Johanneum abging, und bloß Professor am Gymnasium blieb. Sein nicht viel weniger berühmt gewordener Nachfolger war Jo-

hann Hübner. Er war zwar ein guter Docent, auch gelang es ihm einen eigenen Schulfonds zu gründen; aber er konnte weder die Einigkeit unter den Lehrern, noch die Disciplin unter den Schülern aufrecht erhalten, und das Institut sank immer tiefer. Hübner starb 1731. Sein Nachfolger war Joh. Samuel Müller, der über 40 Jahre dem Institut vorstand. Ein höchst ausgezeichneter Mann; indem er die Disciplin wiederherstellte und aufrecht erhielt, ward er auch der Wiederhersteller des Instituts. Außerdem erwarb er sich das Verdienst der Gründung einer Witwencasse für die Lehrer. Noch bey seinen Lebzeiten wurde sein Namensgenosse der Conrector Joh. Martin Müller zu seinem Nachfolger ernannt. Er wußte das Ansehen der Schule aufrecht zu erhalten bis an seinen Tod der 1781 erfolgte. Er hatte Lichtenstein zum Nachfolger. Die nun folgenden Zeiten, wo bey dem plötzlichen Aufblühen des Handels, und den damit verbundenen Folgen der wissenschaftliche Sinn fast ganz erstarb, waren für das Johanneum höchst ungünstig, und es bedurfte eines so ausgezeichneten Mannes wie Gurlitt, der von 1802 bis 1827 ihm vorstand, um das Institut so wieder zu heben wie es durch ihn bekanntlich geschehen ist. Die allgemeine Anerkennung seiner Verdienste in der Stadt wo er lebte und wirkte, gibt die gegründetste Hoffnung, daß das von ihm aufgestellte Muster auch für die Zukunft nicht vergeblich seyn wird. — Hinzugefügt ist am Ende ein Verzeichniß der sämmtlichen Lehrer am Johanneo seit seiner Stiftung. Wir können aber diese Anzeige nicht schließen, ohne rühmlichst auch der Sprache zu erwähnen, in der diese Geschichte geschrieben ist. Das Verdienst ist desto größer, je seltener es ist. Eine deutsche Uebersetzung ist zugleich mit dem lateinischen Werke für das größere Publicum erschienen. Hn.

Darmstadt und Leipzig.

Bey Leske: Skizzirte Entwickelungsgeschichte und natürliches System der Europäischen Thierwelt von Jacob Kaup. Erster Theil. 1829. XII u. 209 S. in 8. — Der Vf. liefert hiermit den ersten Theil des in seiner allgemeinen Zoologie (s. unsere gel. Anz. 1828. St. 50) versprochenen Werkes und beurkundet sich auch hierdurch nicht nur als einen genauen Kenner, sondern auch als einen wissenschaftlichen und philosophischen Beobachter der Natur. — Das eigentliche Bestreben des Vfs. ist durch den Titel hinlänglich angedeutet, und daß es ihm mehr als seinen Vorgängern gelungen ist, davon wird sich der Leser selbst leicht überzeugen können. Einen Auszug und eine Kritik läßt dieses geniale Werk nur in kritischen, die Naturwissenschaften speciell angehenden Blättern zu. Da das Werk nun noch dazu mehr für einen Naturforscher und Zoologen vom Fach als für einen Anfänger, Laien oder Dilettanten bestimmt zu seyn scheint, und da es demnach, so wie nach unserm Dafürhalten, wohl in keiner Bibliothek eines wissenschaftlichen Zoologen fehlen dürfte, so können wir uns auch schon deshalb auf eine allgemeine Anzeige dieser Schrift, welche ohne allen Zweifel, indem sie die absolute Unhaltbarkeit der so oft versuchten Verbindung des natürlichen Systems mit einem künstlichen hinlänglich nachweist, und ihr natürliches System nicht bloß als theoretisches Raisonnement darstellt, sondern auch, was die Vorgänger hauptsächlich vernachlässigten, bis zu den einzelnsten Arten verfolgt, die Zoologie an sich um vieles fördern wird, hiesigen Orts beschränken.

Bd.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

140. Stück.
Den 29. August 1829.

Edinburg

r Blackwood, Cadell London 1826. Mission to the East Coast of Sumatra in 323, under the direction of the government of Prince of Wales Island, including istorical and descriptive sketches of the ountry, an account of the commerce, popution and customs of the inhabitants etc. y John Anderson, Esq. 424 S. 4.

Man spricht in unsern Tagen viel von der unbervollen Ausdehnung und Entwickelung des andels und der Industrie, aber bey näherer etrachtung treten uns zuweilen Thatsachen entgen die uns verleiten könnten zu glauben, daß e gegenwärtige Entwickelung des Welthandels chst unbeträchtlich ist, nicht nur gegen diejege deren er fähig wäre, sondern auch gegen s was in manchen Theilen der Welt in frühen Zeiten und vielleicht unter weniger günstin Umständen gewesen ist. Wir übergehen Africa, ssen frühere Civilisation und Handelsstraßen be-

kannt genug sind, und möchten nur fragen, welches wesentliche Hinderniß in unserer Zeit Africa von dem Kreise des Welthandels fast gänzlich ausschließe — welches Hinderniß, das nicht auch die Alten vorgefunden und überwunden hätten? Diese Frage verdiente um so eher eine genügende Antwort, da Eröffnung neuer Märkte der wesentliche, wenn nicht einzige Zweck der Politik unserer großen Handelsmächte ist, und da die neuesten Entdeckungen im Innern von Africa zur Genüge bewiesen haben, welchen Platz auch gegenwärtig Africa im Welthandel einnehmen könnte, so bald es nur gelänge den ungeheuern Markt den die fruchtbaren, bevölkerten Länder südlich von der großen Wüste darbieten, dem europäischen Handel zu eröffnen und wie es bey den Alten der Fall wär, wiederum mit den Küsten in Verbindung zu setzen. — Wir wenden uns zu demjenigen Theil des Welthandels, dessen die neuere Geschichte sich besonders als ihrer glänzendsten Schöpfung rühmt, zu dem südasiatischen Handel im weitesten Sinn. Hier reicht es eigentlich hin die Menge und den Werth der von Europa, zunächst von England, nach dem südlichen Asien und seinen Inseln ausgeführten Waaren mit der Bevölkerung und den Hülfsmitteln dieser Länder, also mit ihrer Consumtionsfähigkeit zu vergleichen, um zu gestehen daß dieser Handel recht eigentlich noch in seiner Kindheit ist. Die Ausfuhr aus den vereinigten Königreichen nach Ostindien betrug 1828: 36,814,178 L. (wovon natürlich gegenwärtig ein bedeutender Theil in Piastern besteht) und die Bevölkerung von Ostindien betrug 123,388,926 Seelen! Und liegt etwa irgend ein unübersteigliches Hinderniß in den natürlichen Anlagen, den Sitten, der Religion dieser Menschen, was die Consum-

ion europäischer Erzeugnisse unter ihnen so sehr
eschränkt? Das Gegentheil wird durch sachkun-
ige unbefangene Beobachter (wir nennen bloß
Malcolm und Heber) zur Genüge erwiesen, und
s ist kein Zweifel, daß bloß das verkehrte Sy-
tem der monopolisierenden Compagnie daran
Schuld ist, daß die Bewohner von Ostindien
nicht die Mittel und bis jetzt größtentheils nicht
den Wunsch haben, englische Fabrikate in größe-
rer Menge zu bezahlen und zu consumieren.
Hier ist nicht der Ort dieß weiter auszuführen
und wir wenden uns zu dem vorliegenden Wer-
ke, das einen schlagenden Beweis gibt, daß wie
im Ganzen so auch in seinen einzelnen Theilen
der südasiatische Handel noch einer unberechenba-
ren Ausdehnung fähig ist. Die Insel Suma-
tra, deren Flächeninhalt dem von Frankreich gleich
kommt, die fast alle Producte der drey Natur-
reiche, welche in dem asiatischen Handel wichtig
sind, theils im größten Ueberfluß wirklich her-
vorbringt, theils mit Anwendung geringer Nach-
hülfe hervorbringen könnte, die reich an schiff-
baren Flüssen und in einigen Theilen schon jetzt
besser bevölkert ist wie manche europäische Län-
der — diese Insel ist noch bis auf diesen Au-
genblick größtentheils eine terra incognita
für den europäischen Handel, und während um
den Besitz des kleinsten Felsen in dem westindi-
schen Archipel zwischen den europäischen Handels-
mächten Ströme von Blut vergossen wurden,
verirrten sich ihre Interessen gleichsam bloß zu-
fällig an diese Küsten mit gegenseitiger ziemlich
verträglicher Verwunderung. Dieß ist um so
merkwürdiger da früher die Wichtigkeit der In-
sel viel besser erkannt wurde und da schon seit
Jahrhunderten an einigen Theilen der Westküste
europäische Niederlassungen bestehen. Das In-

nere dagegen ist noch jetzt fast ganz unbekannt und die Nordostküste, besonders der nördliche Theil derselben, war es trotz der Nähe der portugiesischen, nachher holländischen Niederlassung zu Malaca, noch bis zum Jahr 1823; und dennoch ist kein Zweifel, daß die Ostküste in jeder Hinsicht größere Vortheile darbietet als die Westküste, da an dieser der Gebirgszug, welcher die Insel in ihrer ganzen Länge durchzieht, dicht am Meere hinstreicht, an jener dagegen einen weiten Raum zu fruchtbaren Ebenen und schiffbaren Strömen und Seen frey läßt. Erst die drohende Gefahr die für England aus dem Mißverhältniß der Production der Fabriken zu dem Absatze und des Arbeitslohns zu den Kornpreisen entsteht, hat in den letzten Jahren die Regierung vermocht auch hier Maßregeln zu treffen, um dem britischen Handel einen so wichtigen Markt zu sichern. Hiezu wurde durch die Ausdehnung der Niederlassung auf der Insel Pulo Pinang (Prince of Wales Island) und durch die Gründung einer neuen zu Sincapore der erste Schritt gethan; der nächste war, sich eine genauere Kenntniß der Ostküste von Sumatra zu verschaffen, auf deren außerordentliche Hülfsmittel zuerst der hochverdiente Sir Stamford Raffles aufmerksam gemacht hatte, der nicht anstand zu erklären, daß Sumatra in jeder Hinsicht mehr Vortheile darbiete als Java. Einige frühere Expeditionen blieben ohne bedeutende Resultate, und erst Herrn Anderson, der 1823 von dem Gouverneur von Pulo Pinang einen ähnlichen Auftrag erhielt, gelang es, die Zwecke desselben vollkommen zu erreichen. Diese waren, außer der Untersuchung der natürlichen Beschaffenheit des Landes und des Zustandes der Bewohner, auch die Anknüpfung von Verbindun-

gen mit den einheimischen Fürsten, um die Bestrebungen der Holländer zu vereiteln, die von Malaca aus den Handel an dieser Küste zu monopolisieren suchten. Welchen Eindruck Hn. Anderson's Bericht auf seine Vorgesetzten gemacht hat, beweist der im Jahre 1824 mit Holland geschlossene Vergleich, wodurch England Malaca erwarb und dagegen Bencoolen an der Westküste von Sumatra abtrat. Die Wichtigkeit dieser Erwerbung und überhaupt dieser drey Niederlassungen geht aus folgender, aus officiellen Quellen entlehnter Angabe zur Genüge hervor, die uns hier eine Stelle zu verdienen scheint. Die Bevölkerung von Singapore betrug 1819 150 Einw., 1825 schon 15,000; die Aus- und Einfuhr 1822 800,000 Dollars, 1828 zwey Millionen Dollars; die Bevölkerung von Pinang Sincapore und Malaca betrug 1819 40,000 E., 1828 Hundert Tausend, wovon auf Malaca 22,700 kommen, da diese Stadt 1825 nur 12,000 E. hatte. Vergleicht man diese Thatsachen einerseits mit den neuesten Eroberungen der Briten in Arracan, mit der wohl unvermeidlich bevorstehenden Freygebung des chinesischen Handels, mit der Einführung eines neuen Colonialsystems in Ostindien, und der Entwickelung der Colonien, und anderseits mit der ungeheuern Zunahme des Handels der Nordamericaner in diesen Meeren, und dem zunehmenden Verkehr mit den Westküsten von Süd- und Mittelamerica, so läßt sich wohl mit Gewißheit voraussehen, daß sich hier eine ganz neue Epoche für den Welthandel vorbereitet, wodurch die Halbinsel Malaca, der natürliche Mittelpunct eines Verkehrs werden muß, dessen Ausdehnung, Character und Folgen nicht zu berechnen sind.

Wir bedürfen einer Entschuldigung für eine

so lange Einleitung um so mehr, da wir in der That über Herrn Anderson's Werk selbst wenig zu sagen gedenken, weil dasselbe zu reich an wichtigen und neuen Beobachtungen ist, als daß wir uns hier auf einen auch nur einigermaßen genügenden Auszug dieser Monographie einlassen könnten. Die erste Abtheilung des Werkes enthält den Reisebericht des Herrn Anderson's, die zweyte eine möglichst vollständige Statistik der einzelnen kleinen Staaten an der Ostküste nördlich von dem mächtigen und auch etwas bekannteren Reiche Monangkabu, etwa zwischen dem ersten und fünften Grad N. B. Die Küstenbevölkerung auf dieser Strecke schätzt Anderson auf 3 — 400,000 Einw. Sie sind großentheils Malayen, jedoch mit fast allen den Raßen und Stämmen vermischt, deren Vereinigung in dem Verkehr im südlichen Asien eine so unendliche Mannigfaltigkeit der natürlichen Beschaffenheit, der Sprache, der Religion, der Sitten und Kleidung, einen gewissen großartigen, poetischen Character hervorbringt, wogegen der Verkehr auch der bedeutendsten europäischen Handelsstädte fast kleinstädtisch erscheint. Diese Küste wird von mehreren kleinen Fürsten beherrscht, wovon die mächtigsten den Titel Sultan tragen. Sie führen häufige Kriege theils unter einander, besonders aber mit den Battas, den eigentlichen Ureinwohnern der Insel, welche gegenwärtig ins Innere derselben zurückgedrängt sind und sich in jeder Hinsicht ganz von den Küstenbewohnern unterscheiden. Sie leben unter vielen Häuptlingen in einer halb feudalen, halb clanartigen Verfassung. Jeder Häuptling hat eine oder mehrere feste Burgen oder Verschanzungen, deren Zugänge mit den Schädeln erschlagener Feinde geziert sind. — Die Battas sind vielleicht die

ntschiedensten Kanibalen die es heut zu Tage
ibt, aber auch sie verzehren ihre erschlagenen
eeinde durchaus nicht um den Hunger zu stillen,
ondern aus Haß und Rachsucht. Die Sache
elbst aber ist so gewöhnlich, daß Jedermann über
nderson's Ungläubigkeit verwundert war, und
s nur an ihm gelegen hätte Augenzeuge solcher
astmähler zu seyn. Wenn der Batta in den
ampf geht so führt er immer Salz und Zitro=
ensaft bey sich, um gleich sein Gelüsten an dem
sten erschlagenen Feinde befriedigen zu können.
der Kopf wird sogleich abgeschnitten, und in=
em ihn der Sieger bey den Haaren empor hält,
hlürft er gierig das herabträufelnde Blut. Wer
ey dem Angriff auf eine jener Verschanzungen
en ersten Feind erlegt, darf, als besondere Aus=
eichnung, einen gewissen Theil seines Körpers
nit den Zähnen zerreißen. Uebrigens hat sich
och dieser Trieb blinder Wuth zu einem gewis=
n Epicureismus ausgebildet, und die Füße,
ände, Lippen, Zunge, Ohren, Augen und
label werden für besonders wohlschmeckend ge=
alten, das Fleisch von ältlichen Männern allem
brigen vorgezogen. A. erwähnt eines Batta=
äuptlings, der sich so sehr verwöhnt hatte, daß
an Magenkrämpfen litt, wenn er nicht alle
age Menschenfleisch aß, weshalb er, wenn der
rieg seine Tafel nicht mit Speise versah, seine
klaven aussandte um in einiger Entfernung
on seiner Wohnung den ersten besten, der in
re Hände fiel, zu erschlagen und einzupöckeln. —
das äußere Ansehen dieser Menschen ist, wie
ich die Abbildungen die A. davon mittheilt,
chst wild und zurückschreckend häßlich. Die
ändigung oder Ausrottung dieser Barbaren, die
eylegung ihrer unaufhörlichen Kriege unter ein=
nder oder mit den Fürsten der Küste, muß al=

lerdings eine Hauptbedingung für die Benutzung der Vortheile seyn, die diese Insel darbietet, besonders auch weil die reichen Gold- und Zinnbergwerke im Innern des Landes liegen. Die Frage ist nur, ob es der britischen Regierung gelingen wird, ihre Zwecke ohne eine unmittelbare Besitznahme zu erreichen, welche in der That ihrer ausgesprochenen Politik und ihren wahren Vortheilen sehr entgegen wäre. Die malayischen Fürsten zeigten sich den Absichten der Engländer sehr günstig — vielleicht zu sehr, denn einige luden Herrn Anderson geradezu ein, Forts zu errichten und die britische Flagge aufzupflanzen, um von den Anmaßungen der Holländer befreyt zu werden. Wenn übrigens die häuslichen Einrichtungen der Küstenbewohner einen gewissen Grad von Luxus und einen nicht unbedeutenden Handel zu dessen Befriedigung zeigen, so ist um so auffallender, daß dabey nur sehr wenig Producte europäischer Industrie zu bemerken sind, während es doch den Einwohnern weder an dem Wunsche danach, noch an Mitteln sie zu bezahlen fehlt. Sie selbst sind nicht ohne Kunstfleiß und verfertigen z. B. Zeuge, deren Zeichnung, Feinheit und Stärke A. sehr rühmt und die schon jetzt nach China ausgeführt werden. Für alle diese und andere nähere Nachrichten, besonders auch über den unendlichen Reichthum der Naturerzeugnisse verweisen wir auf dieß höchst wichtige Werk selbst.

B. A. H.

Paris.

Bey Ladvocat: Mémoires contemporains. — 1828. Première livraison: 1. Mémoires sur l'Impératrice Josephine, ses contemporains,

la cour de Navarre et de la Malmaison. Tome premier. 440 S. 2. Mémoires sur la cour de Louis Napoléon et sur la Hollande, 412 S. Deuxième livraison: 1. Mémoires sur Napoléon, l'impératrice Marie-Louise et la cour des Tuileries; avec des notes du prisonnier de St. Helène. 408 S. 2. Mémoires d'un Apothicaire sur l'Espagne pendant les guerres de 1808 à 1813. Tome premier. 447 S. 8.

Die Memoiren-Sammlungen haben sich in den letzten Jahren in Frankreich auf eine außerordentliche Weise vermehrt und namentlich ist der Buchhändler Ladvocat als einer der rüstigsten Verleger von dieser Art Schriften bekannt geworden. Daß bey diesem Eifer durch bändereiche Sammlungen in kurzer Zeit die Neugier und Leselust des Publicums zu befriedigen, die einzelnen Stücke derselben oft von sehr ungleichem Werthe seyn werden, ist nicht wohl anders zu erwarten und hat sich auch schon bey den beiden ersten Lieferungen dieser neuen Sammlung bewährt. Sie enthalten höchst Interessantes und Alltägliches und Unbedeutendes. Zu dem ersten gehören vorzüglich die Mémoires sur l'impératrice Josephine, womit die ganze Sammlung eröffnet wird und wobey gewiß jeder Leser bedauern wird, daß der Herausgeber sein Versprechen, einen zweyten Theil derselben in der zweyten Lieferung nachfolgen zu lassen, unerfüllt gelassen hat. Die Verfasserin — als Frauenzimmer kündigt sie sich gleich im Eingange an — hat sich zwar nicht genannt, jedoch wird ihre Angabe, daß sie längere Zeit in der Umgebung Josephine's nach ihrer Scheidung, vorzüglich während ihres Aufenthalts zu Navarre gelebt habe, durch den Inhalt des Buchs selbst hinlänglich bestätigt. An eine ge-

naue Zeitfolge und eine bestimmte Ordnung hat sich die Verfasserin nicht gebunden; sie habe kein Buch schreiben wollen, äußert sie wiederholt, sondern nur dasjenige mittheilen wollen, was ihr eben Interessantes vorgekommen, und durch diese scheinbare Unordnung hat die Schrift an Interesse eher gewonnen als verloren. In einem höchst lebendigen, anziehenden Tone erzählt sie eine Menge von interessanten Zügen und Anecdoten sowohl von Josephine selbst, als von den Personen, welche sie in der Nähe derselben zu beobachten Gelegenheit hatte; das allgemeine Urtheil über Josephine's seltene Herzensgüte und Liebenswürdigkeit hat dadurch eine neue Bestätigung erhalten. Der Leser erhält zugleich ein höchst anschauliches Bild von dem ganzen innern Leben und Treiben des kleinen Hofes, denn die Hofetikette und das Ceremoniel ward auf Napoleons ausdrückliches Verlangen, auch nach der Scheidung, in der Umgebung Josephine's selbst in ihrem ländlichen Aufenthalte zu Navarre, noch strenger aber zu Malmaison beobachtet. Von den neun und dreyßig Kapiteln, worin diese Memoiren getheilt sind, handeln jedoch nur die letzten drey und zwanzig recht eigentlich von Josephine und ihren Umgebungen, in den ersten sechszehn erzählt die Verfasserin aus ihrer Jugend und von manchen interessanten Personen und Verhältnissen, mit denen sie an verschiedenen Orten und in verschiedenen Ländern, wo sie sich mit ihren Eltern, welche emigriert waren, aufhielt, bekannt ward. Auch diese Kapitel aber darf der Leser nicht überschlagen; auch in ihnen findet er eine Menge interessanter Züge und Anecdoten, welche der Titel des Buchs nicht erwarten ließ. Nur ungern versagt es sich der Ref. mehrere derselben anzuführen; er kann jedoch nicht unterlassen,

auf die Parallele zwischen der Frau v. Stael und der Frau v. Genlis aufmerksam zu machen, wenn ich gleich darin eine gewisse Parteylichkeit zu Gunsten der letzteren kaum verkennen läßt. Außer Josephine selbst erscheint der damalige Vicekönig von Italien, den die Verfasserin bey seinen wiederholten Besuchen zu Navarre kennen zu lernen Gelegenheit hatte, als einer der ausgezeichnetsten und liebenswürdigsten Charactere; lebensfroh, voll Herzensgüte und ohne alle Ansprüche. Mit der größten Unbefangenheit sprachen sowohl er als Josephine selbst, oft von ihren früheren Verhältnissen. Der Etikette war er ein erklärter Feind 'c'est un rude metier que celui d'être roi, quand on n'a pas été élevé pour celà' pflegte er zu sagen; eben so äußerte er einst auf der Spatzierfahrt von Longchamps, als er vor einem Miethwagen vorbeyritt, gegen die Verfasserin: 'autrefois je me fusse estimé heureux d'être salué par une personne assez favorisée du sort pour se trouver dans cette voiture, car j'étois trop pauvre pour y monter, ce qui nous prouve qu'il ne faut jamais désespérer de rien!' Für seine Familie zeigte er die rührendste Anhänglichkeit. Die Miniaturgemählde seiner Gemahlin und seiner Kinder trug er von Isabey gemahlt, als Medaillons an der Uhrkette; c'étoit une réunion de figures célestes, setzt unsere Verfasserin hinzu. Als die Scheidung beschlossen war und Josephine sich anfangs in Italien niederlassen wollte, war der Vicekönig so wie seine Schwester sogleich bereit Frankreich auf immer zu verlassen und das Loos ihrer Mutter zu theilen; nur Josephine selbst vermochte sie von ihrem Vorhaben abzubringen. — Ueber die Ermordung des Herzogs von Enghien, deren erste Veranlassung und den Antheil Caulaincourt's an der

Verhaftung des Prinzen finden sich hier manche, dem Ref. wenigstens neue Angaben, so wie auch über das Verhältniß zwischen Napoleon und Moreau; die bitteren Aeußerungen des letzteren über die neu errichtete Ehrenlegion hatten vorzüglich die Empfindlichkeit des ersten Consuls gereizt. Manche Angaben Savary's in dessen neulich erschienenen Memoires werden dabey zugleich berichtigt und widerlegt. Höchst anziehend ist die Erzählung der Verfn. von dem Aufenthalte zu Malmaison, wohin sie Josephinen bey ihrer Rückkehr von Navarre begleitete. Der Aufenthalt war jedoch hier wegen der Nähe von Paris und wegen der strengen Etikette, die hier beobachtet werden mußte, ungleich weniger angenehm als in Navarre; am peinlichsten war er unstreitig für manche Hofleute, die um bey Napoleon nicht anzustoßen, es endlich nicht unterlassen durften ihrer vormaligen Gebieterin den Hof zu machen und dadurch dennoch auf einer andern Seite anzustoßen fürchteten; unter andern spielte dabey der Paliastpräfect Bausset eben nicht die angenehmste Rolle. Ueber Mürat, der ebenfalls lange mit seinem Besuche gezögert, weil er, wie er sich entschuldigte, gefürchtet habe, der Kaiser werde es nicht billigen, äußerte Josephine als er fort war: 'il est trop servile avec l'empereur pour être sincèrement devoué à sa personne; s'il se trouve jamais en position de le trahir, il le fera!' Ref. würde jedoch die Gränzen dieser Blätter überschreiten, wollte er alle die interessanten Züge anführen, die das Buch beynah auf jeder Seite enthält. Das wenige was er angeführt hat, mag hinreichen die Leselustigen zu einer höchst angenehmen und lehrreichen Unterhaltung einzuladen. Die Mémoires sur la cour de Louis Napoléon et sur la Hollande, welche den zweyten Band der ersten Lieferung ausmachen,

lden einen sehr unangenehmen Contrast mit dem
en angezeigten Buche. Ref. geräth bey ihrer
nzeige durchaus nicht in die Verlegenheit zu
eitläuftig zu werden. Es ist das Ganze ein
ðchst alltägliches, von einer Menge grober Unrich-
gkeiten strotzendes Machwerk, in dem das Wahre
icht neu und das Neue nicht wahr ist. Von
ouis und seinem Hofe ist übrigens nur auf den
sten sechs und achtzig Seiten des Buchs die
ede, alles andere beschäftigt sich mit den nach-
ahligen Schicksalen von Holland. Gegen ein-
elne Personen, die auch noch in der neuesten Zeit
ı den Niederlanden bedeutende Posten bekleidet,
eigt der Vf. eine tief eingewurzelte Animosität,
obey er sich jedoch hauptsächlich nur auf leere
Declamationen und allgemeine Beschuldigungen
eschränkt, wie z. B. gegen den Hn. van Maanen
nd den Grafen von Celles. Eine Masse größten-
heils höchst langweiliger, unwahrscheinlicher und
bgeschmackter Anecdoten, tragen keineswegs dazu
ey, das Buch weniger uninteressant zu machen.
Mit der Erhebung der Niederlande zu einem Kö-
igreiche endigt der Vf. seine Erzählung. Die
ngehängten Notes biographiques über einzelne
edeutende Personen, welche in den letzten Schick-
alen von Holland eine merkwürdige Rolle gespielt,
o wie die pièces justificatives enthalten beynah
ur das allgemein bekannte. — In der zweyten
ieferung verdienen die Mémoires sur Napo-
éon, l'impératrice Marie-Louise et la cour
les Tuileries avec des notes du prisonnier
le Ste Helène bemerkt zu werden. Kommen sie
gleich den Mémoires sur l'impératrice Jose-
hine an Interesse keineswegs gleich, so enthal-
en sie dennoch manche ansprechende und zum Theil
venig bekannte Erzählung und werden nicht ohne
Befriedigung gelesen werden. Verfasserin derselben

ist laut der Vorrede eine Madame Durand, welche bey Marie Louise in Dienst stand. Ihrer etwas unwahrscheinlichen Angabe zufolge, las Napoleon selbst das Manuscript ehe es gedruckt wurde (S. 13); daher die häufige Bezeichnung mit faux, welches derselbe bey manchen Stellen an den Rand schrieb. Nichts desto weniger meint die Verfasserin, die so als unrichtig bezeichneten Anecdoten für wahr ausgeben zu können, da Napoleon offenbar absichtlich gegen seine eigene Ueberzeugung manchem widersprochen habe. Der Herausgeber erklärt zugleich in einem vorgedruckten Avertissement, daß er sich erlaubt habe, manche Erzählungen aus eigener Kenntniß oder aus sonstigen glaubwürdigen Quellen zu ergänzen; wirklich ist auch ein Verzeichniß dieser Zusätze dem Werke angehängt. Die mehrsten der von der Verfasserin selbst herrührenden Anecdoten versichert dieselbe selbst erlebt zu haben, einige andere habe sie jedoch nach dem allgemeinen Hörensagen wiedererzählt. Manche derselben sind allerdings mehr oder weniger unwahrscheinlich, so namentlich daß die Scheidung Napoleons von Josephine, wiewohl der erstere schon länger mit dieser Idee umgegangen sey, endlich dadurch herbeygeführt worden, daß Josephine ihn zu Fontainebleau, wohin er sie bey seiner Rückkehr aus dem österreichischen Kriege beschieden, sechs Stunden lang auf sich habe warten lassen. In dem darüber zwischen beiden entstandenen Wortwechsel sey zuerst das Wort Scheidung ausgesprochen. Der Kaiserin Marie Louise läßt die Verfasserin volle Gerechtigkeit widerfahren; wenn sie nicht gleich allgemein beliebt gewesen sey als ihre Vorgängerin, so seyen daran theils ihre Schüchternheit, die ihr oft als Stolz ausgelegt worden, theils ihre Umgebungen Schuld gewesen, von denen sie vielfach

hintergangen worden, und das um so leichter je weniger sie Böses von denen geglaubt, denen sie einmal ihr Vertrauen geschenkt; der Herzogin von Montebello vornehmlich falle in der Hinsicht gar vieles zur Last. Ueber einzelne bedeutende Personen aus den letzten Regierungsjahren Napoleons finden sich hier viele interessante und characteristische Züge; so wird namentlich von Savary manches angeführt, was ihn wenigstens als Privatmann in einem besseren Lichte erscheinen läßt, als worin man ihn gewöhnlich zu betrachten pflegt. Weniger günstig lautet das Urtheil über Clarke, den Herzog von Feltre; die Errichtung der Ehrengarden im J. 1813, welche so sehr dazu beytrug Napoleon allgemein verhaßt zu machen, habe er absichtlich betrieben, um den Sturz seines Gebieters zu beschleunigen. Wenn Napoleon geäußert haben soll, bey Bautzen habe er die drey Menschen verloren, die er am mehrsten geachtet und geliebt: Bruyeres, Duroc und Bessieres, so ist das in Bezug auf den letztgenannten eine grobe Unrichtigkeit — Bessieres blieb bekanntlich schon am 1. May bey Poserna. Daß in der Schlacht vor Paris am 30. März 1814, 300 französische Dragoner, die nachdem Joseph sich entfernt, allein noch den Montmartre besetzt gehalten, 20,000 Mann von der schlesischen Armee zu drey wiederholten Mahlen zurückgeschlagen — chose inconcevable, fügt der Herausgeber von dem der Zusatz herrührt, selbst hinzu, si des François n'avoient pas été là, wird dennoch wohl den mehrsten Lesern unbegreiflich bleiben. Den Rathschlägen der Herzogin von Montebello und des Doctors Corvisart, so wie der Feigheit der Mitglieder des Regentschaftsraths wird es zugeschrieben, daß Marie Louise nicht, wie sie einen Augenblick entschlossen gewe-

sen, auf die erste Nachricht von der Einnahme von Paris durch die Alliierten dorthin zurückgekehrt sey, um die Krone für ihren Sohn zu retten. Ueber die letzten Tage der Herrschaft Napoleons, vorzüglich über die Regentschaft zu Blois und zu Orleans gibt das Buch überhaupt eine Masse interessanter Details. Ist das S. 25 angeführte Gespräch, welches Napoleon nach seiner Rückkunft von der Schlacht von Leipzig mit seinem Bruder Hieronymus gehalten haben soll, wirklich vorgefallen — Hieronymus selbst, behauptet der Herausgeber, habe es gleich darauf seinem Cabinetssecretär Bruguieres in die Feder dictiert — so ist es wohl das stärkste, was sich Napoleon je gegen ein Glied seiner Familie zu sagen erlaubt hat. S'il est vrai, äußerte er ein anderes Mal gegen ebendenselben, que la majesté des rois soit empreinte dans leurs traits, vous pouvez, sans aucun risque, voyager incognito! Unter der Ueberschrift Mélanges ist unter andern ein sehr interessanter Aufsatz: Détails sur l'institution des maisons d'Ecouen et de St. Denis gegeben; die angehängten pièces justificatives dagegen sind großentheils schon bekannt. — Die Mémoires d'un apothicaire sur l'Espagne pendant les guerres de 1808 à 1813, deren erster Theil den zweyten Band dieser zweyten Lieferung ausmacht, sind bereits durch vielfache Auszüge, welche deutsche Zeitschriften davon gegeben haben, hinreichend bekannt. Gewähren sie gleich eine nicht unangenehme Lectüre, so sind sie doch an und für sich zu unbedeutend, als daß sie in einer Sammlung welche Beyträge zur Zeitgeschichte zu liefern bestimmt ist, einen Platz hätten finden sollen.

F. S.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

141. Stück.
Den 31. August 1829.

Göttingen.

S. Maj. der König haben gnädigst geruht den bisherigen Professor in Kiel Herrn F. C. Dahlmann zum ordentlichen Professor in der philosophischen Facultät allhier mit Beylegung des Hofrathcharacters zu ernennen. Derselbe wird sofort um Michaelis seine Vorlesungen hieselbst eröffnen.

Leipzig

Bey Fr. Fleischer, 1828: Joa. Simonis in academia Halensi olim profess. lexicon manuale hebraicum et chaldaicum in Veteris Testamenti libros post Joa. Godofr. Eichhornii curas denuo castigavit, emendavit multisque modis auxit Dr. Georg. Bened. Winer, Regi Bavar. a consil. eccles., theol. in academ. Erlangensi p. p. o. 1094 S. in gr. 8.

Wenn die nützliche Umarbeitung, durch welche vor fast 40 Jahren Eichhorn dieses als Handbuch

brauchbare Lexicon dem Grade hebräischer Sprachforschung und Sprachkenntniß seiner Zeit entsprechend zu machen suchte, durch Umstände beynahe nur auf den Anfang des Werks beschränkt blieb: so hat dagegen der jetzige Herausgeber dem durch die Länge der Zeit bewährten Werk eine so durchgängige, gleichmäßige und besonnene Umarbeitung gewidmet, und sich dabey im Ganzen von so richtigen, dem jetzigen Fortschritt der gesammten philologischen Studien entsprechenden Grundsätzen leiten lassen, daß die Wissenschaft der hebräischen Lexicographie darin bedeutend gefördert ist und das Werk jedem Forscher so wie jedem Anfänger zum fleißigen Gebrauche empfohlen zu werden verdient. Nicht als hätte der Verf. schon alle Probleme dieser Wissenschaft gelöst; wer in diesem Felde tiefer zu forschen unternimmt, wie es der Verf. redlich gethan, weiß wie weit wir von diesem Ziele noch entfernt sind: aber indem der Vf. die Sprache nach dem richtigen Gesichtspunct schätzt und zu verstehen und zu beschreiben sucht, hat er unstreitig in dem Geiste geforscht, welcher allein uns jenem Ziele näher führen kann. Der rationalen Forschung getreu hält sich der Verf. eben so fern von der ungeprüften Annahme und Billigung der bloßen Tradition, wie von der gedankenlosen Empirie, die nach der bloßen Außenseite forschend nur zu oft vom Scheine sich täuschen läßt. Was Ref. in ähnlicher Weise für die hebräische Grammatik zu leisten versucht hat, hat der Vf. im lexicalischen Gebiete unternommen; und wenn ein äußerer Grund für die Richtigkeit der in beiden Gebieten befolgten Grundsätze reden kann, so ist die Uebereinstimmung vieler Resultate in beiden ein nicht geringer. — Die Vortrefflichkeit dieser Art von Forschung hat sich, in dem vorliegenden

Werke, besonders in der Erklärung der Partikeln ausgezeichnet bewährt. Ein Chaos zahlloser und unzusammenhängender Bedeutungen war bisher fast alles, was die Wörterbücher wie die früheren Grammatiken zur Erklärung dieser wichtigen Wörtchen gaben, von deren richtigen Auffassung der Sinn ganzer Sätze und Abschnitte abhängt; und wie konnte es anders seyn, so lange man nicht den Begriff dieser Wörter, der unter allen Anwendungen derselbe bleibt, und den Zusammenhang der Bedeutungen erforschte? so lange man, statt die Sprache vor allem in sich selbst, als hebräische, nach ihrem eigenen Geiste verstehen zu suchen, nur angeben wollte, wie und wie mannigfach solche Wörter in unsern Sprachen zu übersetzen seyen? Den Begriff dieser Wörter erforscht, die Verzweigung der Bedeutungen genau verfolgt, und eine große Zahl von falschen, nach der bloßen Empirie angenommenen Bedeutungen zurückgewiesen zu haben, ist ein Hauptverdienst des vorliegenden Werks; nur selten muß Ref. nach den Resultaten seiner Forschungen von den Bestimmungen des Verf. abweichen oder in der Bestreitung der unkritischen Ansichten noch weiter gehen. So erscheint noch S. 516 aus den früheren Wörterbüchern die Partikel לָכֵן außer der sichern Bedeutung 'daher' in der ganz fremden 'dennoch', als stehe sie, dem Laut von لكن entsprechend, für לֹא כֵן 'nicht so'. Aber weder die angeführten Stellen Hos. 2, 13. Jer. 16, 14. 30, 16. Ez. 39, 25., noch die außerdem von Andern hieher gezogene Job. 20, 2 beweisen jene Bedeutung; überall wird man bey genauerer Ansicht eine Folgerung oder eine zum Schluß eilende Wiederaufnahme der Rede, nirgends einen Gegensatz finden; so daß

Ref. jene, auch in sich sehr unwahrscheinliche und der hebräischen Analogie nicht entsprechende Vergleichung eines ähnlich scheinenden arabischen Worts zu den vielen Verirrungen zählen muß, welche eine halbe Kenntniß und unkritische Vergleichung der semitischen Dialecte in die Erklärung des A. T. gebracht hat. Es gehört dahin auch die vom Verf. S. 269 noch gebilligte Ableitung des Vav relat. (conv.) von הָיָה mit Vergleichung des كان يكن; die arabische Form ist aber der hebräischen an Entstehung und Begriff so durchaus unähnlich, daß an eine Vergleichung nicht zu denken ist. Ref. hat schon in der kritischen Grammatik, den Begriff des Vav relat. entwickelnd, diese Vergleichung verwerfen, und auf das in jenem Vav nothwendig liegende ו 'und' dringen müssen; seitdem ist ihm dieß im Zusammenhange mit den übrigen Spracherscheinungen noch dermaßen gewisser und deutlicher geworden, daß er nun ohne alles Zurückgehen auf הָיָה, das ו nur für eine des nüancirten Begriffs wegen verschieden gehaltene Aussprache für ו halten muß, s. kleinere Gr. §. 245. 475.

Ein zweyter sehr wesentlicher Vorzug dieses Werks besteht in der sorgfältigen Aufmerksamkeit auf die Anordnung und klare Entwickelung der Bedeutungen aller Wörter; es wehet in dem Ganzen der Geist echter philologischer Erforschung und Kritik; und am deutlichsten zeigt sich dieser Vorzug in der Behandlung von schwierigen und zugleich sehr häufig vorkommenden Wörtern, wie צְדָקָה, בָּרָא (wo die Bedeutung 'reichen' mit Recht als die ursprüngliche gesetzt wird). Auch in der Ableitung von scheinbar sich widersprechenden Bedeutungen aus einer früheren, in der Zu-

rückführung scheinbar getrennter Wurzeln zu ihrer Urbedeutung und in der Erklärung der metaphorischen Bedeutungen aus den früheren physischen hat der Verf. von der leeren Empirie, welche in dieses Gebiet eingedrungen war, die Forschung oft glücklich zurückgelenkt. Wenn auf diesem Felde noch Manches genauer zu erforschen ist, so hat der Verf. doch ein rühmliches Beyspiel der Forschung gegeben. In der Trennung oder richtigen Verbindung gleichlautender Wörter verschiedener Bedeutung möchte besonders noch viel der Zukunft zu erforschen bleiben. So verbindet der Verf. nach dem Vorgange von Gesenius Lexicon die Wörter לין 'übernachten' und הלין 'murren' so, daß er dieses von jenem durch den Mittelbegriff 'beharren, widerspenstig seyn' ableitet. Indeß ist לין nur dichterisch für 'weilen' bisweilen gesetzt, so daß diese Combination schon an sich unsicher scheint; Ref. wenigstens muß beide Wörter für grundverschieden halten, indem er nach einer gewiß sehr nahen Vermuthung הלין 'übernachten' von ליל 'Nacht' ableitet; der Uebergang von l in n ist im Semitischen sehr häufig. Dagegen verbindet die als grundverschieden angeführten Bedeutungen von קוץ 'getrennt werden' und 'Abscheu haben' der Mittelbegriff 'sich trennen, zurückweichen vor Abscheu, vergl. صلّ, ناو, זור, זרא Lev. 11, 20. Bey der Erklärung der seltenern Wörter, welche nur eine in Allem sichere und umfassende Kenntniß aller semitischen Sprachen bey den sonstigen richtigen Grundsätzen glücklich versuchen kann, geht zwar der Verf. selten auf die letzten Gründe zurück; aber sein scharfer Blick wählt von

den vorhandenen Meinungen gewöhnlich die richtigste, und sorgsame Vorsicht ist in diesem schwierigsten Puncte der hebräischen Lexicographie nützlicher als unsichere Neuerung. Ref. würde jedoch, so sehr er auch die Vorsicht des Verfs. billigt, in einigen Fällen weiter gegangen seyn, und, wo eine sonst sichere Bedeutung von dem Zusammenhange verschmäht wird, und ihr deutliche Gründe entgegenstehen, eine Erklärung aus den Dialecten nicht scheuen. So kann עיר bey Hos. 11, 9 wohl unmöglich 'Stadt' bedeuten (S. 713), und Ref. zweifelt um so weniger die zu dieser Stelle passende Bedeutung 'Gluth, Zorn (vergl. غار, auch עיר 'regen' hängt damit zusammen) für richtig zu halten, da Hosea in einer andern Stelle 7, 4 das Wort in derselben Bedeutung hat (denn diese Stelle kann nur bedeuten 'ein Ofen, der aufhört zu glühen'). Wenn jüdische Gelehrte קִנְצֵי Job. 18, 2, weil das schwierige Wort sonst nirgends im A. T. ist, durch קִצֵּי 'Enden' erklärten, sollen wir ihnen, bey allen Schwierigkeiten welche sich dagegen erheben, noch jetzt folgen, da wir weiter sehen können als die Rabbinen des Mittelalters? Ref. muß, anderer Schwierigkeiten nicht zu gedenken, die Erklärung jener Stelle durch 'wann wollt ihr den Worten ein Ende machen' schon deswegen verwerfen, weil עד מתי nie bedeutet 'wann' und dieses nicht bedeuten kann; schon die Parallelstellen 19, 2. 8, 2 widersprechen diesem. Daher denn Ref. kein Bedenken trägt, das arabische قنص vergleichend zu übersetzen: 'wie lange wollt ihr nach Worten jagen'. Ueber

פַּארוּר kann Ref. seine Meinung nicht ändern; zu den wenigen Stellen, wo es vorkommt, paßt nur die Bedeutung 'Röthe'.

Die Grammatik arbeitet in Vielem dem Wörterbuche vor; schon zu der richtigen Aufstellung der Wortformen im Wörterbuche, die man bey den geringen Resten der hebräischen Literatur oft nur durch sichere Combination ermitteln kann, gehört die tiefste grammatische Kenntniß. Der Verfasser verdient daher für die Sorgfalt, mit der er die richtigen Formen nach den Ergebnissen der neuesten Forschungen herzustellen suchte, ein nicht geringes Lob. So steht statt der in den Wörterbüchern verbreiteten, unmöglichen und nie gelesenen Form שֶׁקֶד jetzt richtig שָׁקֵד, und auch קָצֵר für קָצוּר ist mit Recht bezweifelt; צָחָה S. 815 hält Ref. für einen Druckfehler statt צִחֶה; eine Nominalform חָטָא fehlt hier sehr richtig, da sie in den gewöhnlichen Wörterbüchern nur aus Irrthum (denn חֲטָאִר kommt ohne Schwierigkeit von חֵטְא) angenommen ist. Hie und da würde Ref. noch etwas weiter gegangen seyn. So folgt aus dem, von שְׂפָתַיִם gebildeten, poetischen Plural שִׂפְתוֹת keine sonst unerweisliche Singularform שֶׂפֶת. Formen wie מְצָאת kann man nicht zu den Chaldaismen zählen, da sie nach echt hebräischer Weise gebildet und sehr häufig und richtig sind; die Vergleichung des chaldäischen צְלֵם für צֶלֶם ist, da in jener Form nur א die scheinbare Ano-

